DER FRANZOSENKRIEG: 1870. 1871. VON FERDINAND SCHMIDT

Ferdinand Schmidt

An die deutschen Familien.

Je zahlreicher sich die Schriften über den deutschen Krieg des Jahres 1870 mehren, die unserm Volke dargeboten werden, desto mehr wird es dem deutschen Hause erschwert, bei der Anschaffung eines solchen Buchs das Rechte zu treffen. Und Sorgsamkeit in der Wahl erscheint geboten, denn es ist leider wahr: es fehlt neben Schriften, die ohne tieferen Gehalt nur dem äußerlichsten Interesse des Augenblicks dienen, sogar nicht an solchen, die, nach französischem Muster auf die niedrigsten Empfindungen der Leser spekulirend, die ernste Zeit zu „Romanen" für die „Unterhaltung" ausnutzen und den Geist der rohesten Verflachung, ja Schlimmeres in die deutschen Häuser tragen. Soll aber der ganze sittliche Ernst, die ganze Tiefe der deutschen Erhebung für alle Zeiten unverlöschbar in die Gemüther eingepflanzt werden und in der Seele alles Volkes bleibende Gestalt gewinnen, — sollen dem deutschen Volke die Früchte des Riesenkampfes, in dem Deutschlands edelste Jünglinge und Männer in ungezählter Schaar mit einer Heldenhaftigkeit, wie sie keine Zeit noch sah, sich dahinopfern, nicht wieder verloren gehen: so ist ein Buch vonnöthen, das, aus dem vollen Bewußtsein des heiligen weltumgestaltenden Ernstes dieser großen Zeit hervorgegangen, dem innersten Wesen des deutschen Herzens gerecht wird. Ein solches ist in hervorragender Weise das Werk **Ferdinand Schmidt's „Der Franzosenkrieg 1870"**. Die Unterzeichneten meinen, daß es wohlgethan sei, wenn der deutsche Lehrer sein ehrliches Wort geltend macht und den Familien, deren Theuerstes — die Jugend — ihm anvertraut ist, hiervon Kunde giebt, denn mit der Wahl **dieses** Buches wird **kein** Fehlgriff gethan.

Wem es darum zu thun ist, sich und den Seinen den vollen geistigen Antheil an der Erhebung des deutschen Volkes zu gewinnen und die weltgeschichtliche Bedeutung dieser großen

und schmerzenreichen Tage in ihrem ganzen Umfange zu erkennen: dem sei Ferdinand Schmidt's „Franzosenkrieg", ein Werk, das für Alt und Jung geschrieben ist, auf das Wärmste empfohlen.

L. Ahrendts, Lehrer der Oberschule zu Frankfurt a/O. Dr. phil. **Th. Benckewitz** zu Berlin. **J. G. Blüthgen**, Schulvorsteher zu Berlin. **Brestrich**, Schulvorsteher zu Berlin. Dr. **Brüllow**, Vorsteher einer höheren Töchterschule zu Berlin. **L. Dierbach**, Vorsteher einer höheren Töchterschule zu Berlin. Dr. **G. Diesterweg**, Schuldirigent im Schindlerschen Waisenhause zu Berlin. **Dietlein**, Rector der Volksschulen zu Nordhausen. **F. Dräger**, Schulvorsteher zu Berlin. **W. Dyckerhoff**, Lehrer zu Emmerich. **Fischer**, Seminarlehrer zu Neuzelle. **L. Gaulke**, städtischer Lehrer zu Berlin. **H. Geßler**, städtischer Hauptlehrer zu Berlin. **E. Grimm**, Schulvorsteher zu Berlin. **d'Hargues**, Vorsteher der franz. Domschule zu Berlin. **A. Hartwici**, Schulvorsteher zu Berlin. Dr. **Wilh. Kellner**, Real-Lehrer zu Hanau. **Kloß**, Schuldirector in Waltershausen. **F. Kuhnow**, Schulvorsteher zu Berlin. **W. Ludewig**, Schulvorsteher zu Berlin. **M. C. Luther**, Schulvorsteher zu Berlin. **A. Lutter**, Schulvorsteher zu Berlin. Dr. **Möbus**, Vorsteher einer höheren Töchterschule zu Berlin. **J. G. Petzold**, Lehrer zu Bremen. **F. W. Pfeiffer**, Lehrer und Mitredact. der bayrischen Lehrerzeitung zu Augsburg. **S. Pieck**, Seminarlehrer zu Berlin. Dr. **L. Pomtow**, Oberlehrer am Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin. **Preckwinkel**, Lehrer zu Berlin. Frau Oberlehr. **Prisich**, Inhaberin einer höheren Töchterschule zu Brieg. **C. Raaz**, Schulvorsteher zu Berlin. **Rättig**, Rector der höheren Töchterschule zu Torgau. **Rehbein**, Hauptlehrer zu Remscheid. **Ferd. Richter**, Schulvorsteher zu Berlin. **Jul. Richter**, Schulvorsteher zu Berlin. Dr. **Carl Rohrbach** zu Gotha. Dr. **Schmidt**, Rector der Bürgerschule zu Frankfurt a/O. Dr. **Julius Schmidt**, Vorsteher einer höheren Töchterschule zu Berlin. **W. Senz**, Vorsteher einer höheren Töchterschule und einer Bildungsanstalt für Lehrerinnen zu Berlin. **L. W. Seyffarth**, Rector der Stadtschulen zu Luckenwalde. **Sollmann**, Rector der höheren Töchterschule zu Potsdam. **J. Stechow**, Schulvorsteher zu Berlin. **W. Vogeler**, Schulvorsteher zu Berlin. **Wegener**, Rector der Augusta-Schule zu Frankfurt a/O. Dr. **Wilm**, städtischer Lehrer zu Berlin. Dr. **W. Rentner**, Rector der städtischen höheren Töchterschule zu Naumburg a/S. Dr. **Buderus**, Gymnasiallehrer zu Hersfeld. **F. E. Arnold**, Bürgerschullehrer zu Chemnitz.

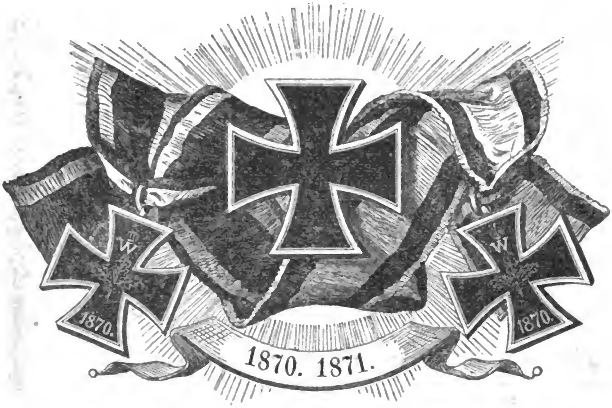
[illegible]ruck von Gebrüder F[illegible]n.

Ferdinand Schmidt

Der Franzosenkrieg.

Erste Hälfte.

Der Franzosenkrieg



Wer Kraft im Arm hat, geh', sie zu beweisen,
Ein Eisenschwert zu schwingen ohne Schande,
Es heimzutragen mit zerhaunem Rande,
Und dafür zu empfahn ein Kreuz von Eisen.

Rückert.

Wer Tyrannen bekämpft, ist ein heiliger Mann,
und wer Uebermuth steuert, thut Gottesdienst.

E. M. Arndt

Von

Ferdinand Schmidt.

Erste Hälfte.

Verlag von Franz Lobeck in Berlin.

[1871]

Druck von Gebrüder Fickert in Berlin.

Hurrah, du stolzes schönes Weib,
Hurrah, Germania!
Wie kühn mit vorgebeugtem Leib
Am Rheine stehst du da!
Im vollen Brand der Juligluth,
Wie ziehst du risch dein Schwert!
Wie trittst du zornig frohgemuth
Zum Schutz vor deinen Heerd!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Du dachtest nicht an Kampf und Streit:
In Fried' und Freud' und Ruh'
Auf deinen Feldern, weit und breit,
Die Ernte schnittest du.
Bei Sichelklang im Aehrenkranz
Die Garben fuhrst du ein:
Da plötzlich, horch, ein andrer Tanz!
Das Kriegshorn über'm Rhein!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Da warfst die Sichel du ins Korn,
Den Aehrenkranz dazu;
Da fuhrst du auf in hellem Zorn,
Tief athmend auf im Nu;
Schlugst jauchzend in die Hände dann:
Willst du's, so mag es sein!
Auf, meine Kinder, alle Mann!
Zum Rhein! zum Rhein! zum Rhein!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Freiligrath.

Frankreich hat uns den Krieg erklärt!

Diese Kunde wirkte wie ein greller Blitzstrahl.

Die Luft war längst unerträglich schwül geworden. Der Schwache hatte den Ausbruch eines Wetters befürchtet, der Ruhigschauende seinem Eintritt wie dem eines unabwendbaren Verhängnisses entgegengesehen, der Kühne ihn gewünscht.

Wie eine Feuerschlange zuckte der Strahl hernieder, verrathend die Mächtigkeit des angesammelten electrischen Stoffes.

Kehren wir von dem Bilde zur Sache zurück.

Aeußerungen wie diese konnte man längst unter uns aller Orten hören: „Einen ernsten Krieg haben wir noch — und wohl bald — zu bestehen: — gegen Frankreich; wir werden ihn nicht provociren, er wird uns aufgedrängt werden: dann aber werden wir ihn zu führen wissen, wie sich's gebührt!" —

Die Haltung Napoleon's, die seiner Minister und die der französischen Presse drängte zu diesem Schlusse.

Aber in einem Punkte gingen die Meinungen auseinander. Die Einen waren der Ansicht, Frankreich, das ist das französische Volk, wünsche in Frieden mit uns zu leben, nur der Napoleonide, der gegenwärtige Inhaber des französischen Thrones, sinne auf Krieg mit uns; die Andern sagten: Nein, Frankreich in seinen anmaßlichen Ansprüchen ist unser Gegner,

und dieser unser Gegner wird, entsprechend seinen Traditionen, jede sich ihm darbietende Gelegenheit mit Eifer zu dem Versuche benutzen, Deutschland in seine frühere Machtlosigkeit zurück zu drängen.

Haben wir es wirklich nur mit Einem Manne zu thun, der den bewaffneten Theil einer achtunddreißig Millionen zählenden Nation — trotz ihres nach Frieden mit uns begehrenden Verlangens — gegen uns führt?

Oder begegnen sich die persönlichen Gelüste dieses Mannes mit den nationalen Begehrungen der Franzosen? Sucht Napoleon ein Nationalvorurtheil, eine Nationalsünde auszunützen, um seinen wankenden Thron zu stützen?

Sind das müßige Fragen?

Wahrlich nicht. Um dies zu erweisen, dürfen wir nur an die Befreiungskriege erinnern. Als die Verbündeten die Grenzen Frankreichs überschritten, erklärten sie, nicht gegen das französische Volk, sondern gegen Napoleon I. Krieg zu führen.

Und was war die Folge nach dem Siege über die französischen Waffen?

Stein, Arndt, Blücher und andere Patrioten erhoben ihre mahnenden Rufe, behauptend, der freche Hohn gegen alles Recht, der Europa in ein Meer von Blut und Thränen gestürzt habe, wurzle tief im französischen Volke, daher die bloße Beseitigung des zeitigen Repräsentanten der unverschämten französischen Nation weder entfernt die gebrachten Opfer aufwiegen, noch die ersehnte Grundlage eines dauernden Friedens schaffen werde.

Die redlichen Männer drangen nicht durch.

Die metternich'sche Schule, ein Ableger der französischen Diplomatenschule auf deutschem Boden, wußte die Forderungen der Patrioten zu ersticken; noch während Tausende von Kämpfern an ihren Wunden darnieder lagen, wurde von einer leichtfertigen, vaterlandsverrätherischen Diplomatie Buhlschaft getrieben mit den französischen Ränkeschmieden, und Frankreich

ging fast gänzlich ungestraft und ungeschädigt aus dem Kampfe hervor.

Es hatte Europa mit Leichenfeldern besäet, und doch konnte es nun — im Hinblick auf den günstigen Frieden, den man ihm bewilligt hatte — lächeln und höhnen, und es fand weiterhin nicht den mindesten Anlaß, aus jenen Vorgängen eine seine Neigungen zügelnde Lehre zu ziehen.

Europa wurde um die Früchte des Sieges betrogen.

Das war ein Unglück. Die Patrioten sagten's voraus, daß die Unterlassungssünde, aus Willfährigkeit gegen Frankreich hervorgegangen, sich früh oder spät strafen werde.

Jetzt steht wieder ein Napoleonide mit dem Schwerte gegen Deutschland.

Schon die Erinnerung an Napoleon I. und an die seinen Fall begleitenden Umstände zeigt, daß die Frage: „Haben wir es in unserm gegenwärtigen Kriege im Grunde nur mit dem Einen Mann, genannt Napoleon III., zu thun?" ihre volle, ihre dringliche Berechtigung hat.

Wie es damals war, ist es heut. Wie damals Napoleon I. die anmaßliche Begehrlichkeit, die Ruhm- und Beutesucht gegen uns ins Feld führte, so geschieht das Gleiche heut von Napoleon III. Das Verbrechen Beider, indem sie sich zu Förderern verbrecherischer National-Neigungen machten und machen, bedarf keines Beweises. Der Hauptfeind aber, mit dem wir es zu thun haben, das ist eben der auf Eroberung ausgehende Nationalgeist Frankreichs, der seit langer Zeit — seit Jahrhunderten — das Werk der Schädigung und Schwächung Deutschlands mit Erfolg betrieben hat.

Ein kurzer Rückblick auf die Geschichte möge dies erweisen.

Frankreichs Raub an Deutschland.

Es sind 318 Jahre her, daß uns von Frankreich die drei Bisthümer Metz, Tull (Toul) und Virten (Verdun) geraubt wurden.

Der Raub ward durch Lug und Trug unerhörter Art eingeleitet, durch Trug und Meuchelmord vollendet.

Lassen wir den Vorgang in Kürze an uns vorübergehen!

In Frankreich regierte Heinrich II., derselbe König, der, weil ihm das Verbranntwerden als eine zu geringe Strafe für die protestantischen „Ketzer" erschien, den Blutbefehl erließ, den Verurtheilten vor dem Feuertode die Zunge auszureißen.

In Deutschland bereitete sich eben ein neuer Kampf der Protestanten gegen den Kaiser Karl V. vor. Heinrich hatte seine Horcher an den deutschen Höfen, daher vernahm er, was im Werke war. An der Spitze der protestantischen Partei stand Moritz von Sachsen. An diesen sandte Heinrich einen Vertrauten und ließ ihm — Bundesgenossenschaft anbieten.

Wie, der eifrigste Protestantenverfolger daheim nimmt die Miene an, die deutschen Protestanten unterstützen zu wollen? Moritz war, wie er sich sonst in allen Stücken erwies, ein hellblickender Fürst, und er mag jene Frage sich ernstlich vorgehalten haben. Aber der französische Unterhändler wußte alle seine Zweifel zu zerstreuen, und es kam das unnatürliche und in seinen Folgen Deutschland schwer schädigende Bündniß zu Stande. Heinrich bot Hülfe und hatte dabei im Sinn, zu stehlen. Die ehrlichen Deutschen gingen in die Falle. Heinrich sagte sich: Nehmen die deutschen Protestanten meine „Hülfe" an, so rücke ich in das Frankreich zunächst gelegene deutsche Gebiet, in Lothringen, ein. Da der Kriegführende benöthigt ist, sich auf feste Plätze zu stützen, so besetze ich die wichtigsten

Städte, dem Scheine nach, um an ihnen „Waffenplätze" zu haben, in Wirklichkeit, um — sie nie wieder herauszugeben!

Das Bündniß ward besiegelt und unterschrieben. In dem Vertrage ward gesagt, daß dem Könige die Besetzung einer Zahl von Städten zugestanden würde, doch blieben „dem Reiche alle Rechte auf dieselben vorbehalten;" und Heinrich sprach das Gelöbniß aus, einzig der guten Sache der Verbündeten dienen zu wollen, ja sich gegen die Deutschen „nicht nur als Freund, sondern als liebreicher Vater" zu verhalten. — Noch in letzter Stunde ließen auf deutscher Seite sich warnende Stimmen vernehmen. Die sächsischen Stände schrieben an Moritz, er möge doch in Betracht ziehen, „daß die christliche Religion durch den König von Frankreich mehr als durch den Kaiser Karl V. verfolgt werde." — Man traue doch, sagten Andre, der welschen Lüge nicht! Wenn der „allerchristlichste" König von Frankreich sich mit den deutschen Protestanten gegen den katholischen Kaiser verbinde, so handle er doch offenbar verrätherisch gegen seine Glaubensgenossen, und wie könne man nur meinen, daß ein Mann, welcher sich in solchen Widerspruch mit seinem Glauben setze, der doch jedes redlichen Menschen höchstes Heiligthum sei, irgend einem Mitmenschen wahre Treue halten werde? Der fromme Melanchthon schrieb an Moritz: „Es zeigt die Erfahrung, daß Frankreich oft die deutschen Fürsten wider ihren ordentlichen Potentaten erregt hat, und **hat sie hernach verlassen.**"

Vergebens! Das Netz war fein und fest gesponnen; Moritz und seine Bundesgenossen konnten überdies nicht mehr zurück, da die Sache ruchbar geworden war, und sie nun die Rache des Kaisers mehr meinten befürchten zu müssen als Heinrich's etwaige Untreue.

Sie schlugen los, vertrauend ihrer guten Sache und ihrem Arm.

Gleichzeitig brach Heinrich mit starker Heermacht in das deutsche Gebiet Lothringen ein. Er sagte sich: Der Schein der

Bundesgenossenschaft bringt die deutschen Protestanten auf meine Seite; habe ich darnach festen Fuß im Lande gefaßt, so knüpfe ich im Geheimen Verhandlungen mit den katholischen Bischöfen des Landes an und bilde mir durch deren Vermittlung eine Partei, auf die ich mich stütze, wenn es zu Tage kommt, daß ich — in Wahrheit jenen aufständischen deutschen Fürsten das Gegentheil eines Bundesgenossen war! —

So geschah es. Die Städte Nanzig (Nancy), Tull (Toul) und Virten (Verdun) öffneten ihm die Thore; nur das starke Metz mißtraute ihm und weigerte sich, französisches Kriegsvolk einzulassen. Aber schon waren seine Agenten thätig. Der Bischof Robert hielt dafür, daß es ein Gewinn für die katholische Kirche sei, wenn die Stadt und mit derselben das Bisthum unter die Gewalt des „allerchristlichsten" Königs kämen. Ob und wie weit das deutsche Vaterland dadurch geschädigt werde, zog er nicht in Betracht. Es wurden mehrere einflußreiche Männer der Stadt in das Einverständniß gezogen, die französischen Agenten ließen es an Versprechungen und auch an klingenden Gründen nicht fehlen. Handelte doch die französische Staatskunst längst nach der Maxime des Macedoniers Philipp: „Ein mit Gold beladener Esel übersteigt jede Mauer!" — Nicht lange währte es, und Heinrich bekam den Wink, die Frucht sei reif zum Pflücken. — Da sandte er von Nanzig aus seinen Feldherrn, den Connetable von Montmorency, gegen Metz vor. Dieser gab vor, nur durch die Stadt ziehen zu wollen, um mit seinen Truppen jenseit derselben ein Lager zu beziehen. Die Mehrheit der Bürger war dagegen. Nun begehrte er nur mit einem Fähnlein in die Stadt zu ziehen. Lüge und Verrath öffnete ihm die Thore, die Masse seiner Krieger drang nach, er that empört, versicherte: schon morgen solle die Stadt wieder geräumt werden. Kaum aber hatte er sein ganzes Kriegsvolk in der Stadt, so bemächtigte er sich der Geschütze, der Munition und des Proviants und besetzte die Thore. In den nächsten Tagen darnach setzte er ein Meuchelwerk der schauderhaftesten Art in

Scene, wie nur welsche Tücke es auszudenken und auszuführen fähig ist. Nachdem er hatte in der Stadt verbreiten lassen, er sei plötzlich auf den Tod erkrankt, bestellte er die protestantischen Schöffen der Stadt, die ihm als seine Gegner bezeichnet worden waren, zu sich, angeblich um sein Testament mit zu unterzeichnen, und als sie in sein Zimmer geführt worden waren, sprang er mit dem Degen in der Faust von seinem Lager auf und durchbohrte den Schöffen-Aeltesten, worauf seine Soldaten die übrigen Schöffen niederstießen. Damit war der Widerstand in der Stadt vollends gebrochen, und der König Heinrich hielt einige Tage darauf seinen feierlichen Einzug in die Stadt.

Nur noch zu einer Beschwerde wagte eine Zahl von Bürgern sich zu erheben. Einer der Bürger setzte ein Schreiben an die deutschen Reichsstände auf, ein anderer übernahm es, dasselbe in Speyer zu überreichen. Die Sache ward verrathen, beide Bürger wurden ohne Weiteres in der Mosel ersäuft, die übrigen Betheiligten mußten dafür, daß sie unterzeichnet hatten, vor dem französischen Gewalthaber auf den Knieen Abbitte leisten.

Wir wollen hier den weiteren Verlauf der Sache nicht ausführlicher verfolgen. Das Endergebniß war: die drei Bisthümer Metz, Toul und Verdun mit einem Landgebiet von 50 Geviertmeilen blieben in der Gewalt Frankreichs.

Dieser eine Vorgang characterisirt vollständig die Haltung Frankreichs gegen Deutschland durch die folgenden Jahrhunderte und bis zur Neuzeit hin!

Deutschland war von ihm ersehen, beraubt und ausgebeutet zu werden. Die Methode war und blieb die des Macedoniers Philipp, die er gegen Griechenland anwandte: Zwiespalt zwischen einzelnen Bundesgliedern zu erregen, oder, wenn er vorhanden war, ihn zu verschärfen, einem Theile oder (heimlich) beiden Theilen Bundesgenossenschaft zu bieten und

schließlich sich durch Beraubung unverhältnißmäßig bezahlt zu machen.

Ist es nicht zum Erstaunen, daß wir Deutsche uns haben so lange täuschen und schädigen lassen? Ja, ist es nicht fast beschämend? Aber so gehet es im Völkerleben: das eine Geschlecht nimmt seine brennenden Wunden mit ins Grab, und das neue Geschlecht lernt nichts aus der Geschichte.

Doch auch dies ist in Betracht zu ziehen: die neuen Geschlechter hüben und drüben werden mit ihren sie von Hause aus unterscheidenden Charactereigenheiten geboren: dort Schlauheit, Heuchelei, Sinn für brutale Gewalt, Gier nach weltlicher Ehre, nach Größe und Macht, — hier Biederkeit, Friedfertigkeit, Offenheit, Glauben und Vertrauen, Vergessen und Vergeben.

Immer und immer wieder mußten die Deutschen die Erfahrung machen, daß dem bösen Nachbar trauen so viel heiße, als sich vollends blindlings ausrauben zu lassen.

Wie bei den alten Römern der Grundsatz feststand, niemals Frieden zu schließen nach einem Verlust, den Staat zu mehren, durch welche Mittel es auch sei, so ist es bei den Franzosen zur eingefleischten Neigung geworden, Deutschland niederzuhalten, um ihm nach und nach Stück für Stück zu nehmen.

Nur auf Einiges sei noch verwiesen, was seit der Zeit Heinrich's II. uns von Frankreich nach gleicher Richtung hin geboten ward.

Wie von Frankreich die Religionszerwürfnisse unter Kaiser Karl V., so wurde von ihm auch der dreißigjährige Krieg, der über Deutschland schon ohnehin so unsägliches Elend brachte, zu seinem Vortheil ausgenutzt.

Sieht man diesem unheilvollen Kriege auf den Grund, so muß man sagen: eine ausländische Macht erregte ihn durch ihre Helfer in Deutschland, fremde Mächte, Schweden und Frankreich, mischten sich ein und begehrten zum Schluß ihre Beute.

Schweden war ursprünglich in guter Absicht in den Krieg eingetreten; erst als Gustav Adolf gestorben war, hatte die schwedische Politik einen selbstsüchtigen Character angenommen; Frankreichs Betheiligung dagegen war ausschließlich und von Anfang an die Frucht selbstsüchtiger Erwägungen. Und wieder sehen wir das katholische Frankreich dem Protestantismus seine Hülfe anbieten!

Ueber ein Vierteljahrhundert hatte der Krieg schon gewährt, ermattet sank den beiden kämpfenden Parteien in Deutschland das Schwert aus der Hand, das Land war zum größeren Theile eine Wüste, die Einwohnerzahl war nicht mehr halb so groß, als sie es bei Beginn des Krieges gewesen war. Daher kann es nicht Wunder nehmen, daß in den beiden feindlichen Parteien in Deutschland Geneigtheit vorhanden war, Frieden zu schließen. Das stimmte nicht mit den Plänen Schwedens und Frankreichs: sie zogen den Krieg hin. Je elender Deutschland wird, sagten sie sich, je sicherer fällt uns unsre Beute zu, und je größer wird sie! —

Endlich kam es zu Friedensverhandlungen, und nun sehen wir Frankreich mit den unverschämtesten Forderungen auftreten.

Von deutscher Seite ward den französischen Unterhändlern gesagt: Ihr habt die Bisthümer Metz, Toul und Verdun besetzt, die nach dem ursprünglichen Vertrage dem Reiche immer noch zugehören. So wollen wir euch denn, als Entschädigung für eure Kriegsbetheiligung, die Bisthümer zusprechen! — Die französischen Gesandten wiesen dies mit Hohn zurück. Die Bisthümer, sagten sie, gehören uns thatsächlich, ob ihr sie uns nun zuerkannt habt, oder nicht! Wollet ihr uns nicht Weiteres einräumen, wohlan so möge der Krieg weiter wüthen, und ihr sollt dann größere Einbuße erleiden, als die ist, die wir jetzt begehren! — Sie brachen in Bayern ein und machten das Land weithin zur Wüste.

Dadurch erreichten sie endlich ihren Zweck, denn Maximilian

von Bayern drohte dem Kaiser mit Abfall von ihm, falls er sich nicht den Forderungen Frankreichs füge.

Was sie begehrt, wurde ihnen nunmehr zugestanden. Wir wollen den Artikel 11 des westfälischen Friedens von 1648, der die Zugeständnisse aufzählt, die Frankreich gemacht wurden, in seinen Hauptbestimmungen hier vorführen.

Zunächst entsagen Kaiser und Reich zu Gunsten Frankreichs jeglichen weiteren Ansprüchen auf die Bisthümer Metz, Toul und Verdun. Dann heißt es weiter:

„Es begeben sich der Kaiser für sich und das ganze Haus Oesterreich, wie auch das römische Reich aller Rechte auf die Stadt Breisach, die Landgrafschaft Ober- und Nieder-Elsaß, Sundgau, die Landvoigtei der zehn im Elsaß gelegenen Reichsstädte Hagenau, Kolmar, Schlettstadt, Weißenburg, Landau, Kaisersberg, Obernheim, Roßheim, Münster im St. Gregoriusthal, Thüringheim und alle Dörfer, die zu derselben gehören und übergeben sie dem allerchristlichsten Könige und der Krone Frankreich, so daß die genannte Stadt Breisach sammt den Dörfern Hochstedt, Niederrimsing, Harten und Acharren und dem ganzen Gebiete, so weit es sich von alten Zeiten erstreckt hat, nunmehr der Krone Frankreich gehören soll."

„Ferner sollen die besagten beiden Elsaß und Sundgau, wie auch die zehn Städte mit allen dazu gehörigen Unterthanen, Städten, Dörfern, Schlössern, Wäldern, Bergwerken, Gewässern, Weiden und sammt allen Rechten und ohne allen Vorbehalt, mit der Oberherrschaft von nun bis zu ewigen Tagen dem allerchristlichsten König und der Krone Frankreich zustehen, ohne daß der Kaiser, das Reich und das Haus Oesterreich oder ein Anderer widersprechen könne, daß auch Keiner irgend ein Recht oder eine Gewalt in den genannten dies- und jenseits des Rheins gelegenen Ländern je soll gebrauchen dürfen."

Gebeugt und entkräftet von dem langen Kriege, in welchem Deutschland zumeist der Tummelplatz fremdländischer Heere gewesen war, mußte es sich einen solchen seine Würde auf das

Tiefste verletzenden Frieden von Frankreich aufnöthigen lassen, während dieses lächelnd die abgenommenene Beute einstrich, die ihm, da es seine Heere auf deutschem Boden ernährt hatte, für unverhältnißmäßig geringe Opfer zugefallen war.

Groß war der Verlust an Land und Leuten, den Deutschland durch den westfälischen Frieden erlitt, und doch fügte Frankreich dem deutschen Reiche einen noch größeren Schaden dadurch zu, daß es seiner Schlangenlist gelang, einen Grundsatz in die Reichsverfassung einzufügen, der in seiner Wirkung Deutschlands völlige Ohnmacht vorbereitete.

Wie geschah dies? Neben der Forderung der Anerkennung seines Besitzrechtes auf jene Städte und Landgebiete hatte Frankreich ebenfalls als Vorbedingung zum Frieden die Anerkennung der Berechtigung der deutschen Fürsten (ja sogar der Reichsstädte!) verlangt, beliebig nicht nur unter sich, sondern auch — es hatte dabei natürlich nur sich im Auge — mit fremden Mächten Bündnisse schließen zu können! —

Damit zusammenhängend hatte eine weitere Forderung gelautet: Es wird anerkannt, daß jeder Fürst souverain, d. h. im weitesten Sinne Herr über Leben, Gut und Ehre seiner Unterthanen ist, so daß Letztere fernerhin nicht mehr das Recht haben, sich bei vermeintlichen Bedrückungen oder Rechtskränkungen an die Oberhoheit des Reichs, an den Kaiser zu wenden.

Das hieß — zu Gunsten des listigen Feindes an der Grenze — die Auflösung des Reichs dem Grundsatze nach proclamiren!

Es hatte den deutschen Fürsten geschmeichelt, es hatte ihnen nicht wenig behagt, als ihnen von französischen Agenten vordemonstrirt worden war, daß Frankreich ja — wie es auf der Hand liege — einzig darauf bedacht sei, ihr persönliches Ansehen, sowohl nach oben, dem Kaiser gegenüber, als nach unten, dem Volke gegenüber, zu erhöhen. Das stellte für sie in Aussicht, daß sie unmittelbar in Verkehr treten könnten mit dem „glänzenden" Ludwig XIV., ja daß sie kleine französische

Ludwige auf deutschem Boden spielen könnten. So hatten sie denn — ihr Blick war von dem Versucher durch Erregung der Selbstsucht getrübt worden — vollkräftig der Forderung Frankreichs zugestimmt, ohne dabei zu erwägen, welche Folgen dies für die Gesammtkraft des Reiches, für das sittliche Leben des Volkes und schließlich für ihre eigenen Geschlechter nach sich ziehen würde..

Wahrlich, diese Gabe, dieses Danaergeschenk an die Fürsten, das ihnen von Frankreich bei Schließung des westfälischen Friedens zu Theil wurde, war verderblicher noch für Deutschland als der ihm zugefügte Raub!

Galt denn in Frankreich derselbe Grundsatz, nämlich der, daß, um die oberste Reichsgewalt in Unkraft, in Ohnmacht zu erhalten, den Obrigkeiten der einzelnen Landgebiete gestattet sei, beliebig unter sich oder gar mit ausländischen Mächten Bündnisse zu schließen?

Behüte! In Frankreich stand auf solches Unterfangen die Strafe des Hochverraths. Da hieß es: Das führe ja unzweifelhaft zur Auflösung des Reichs; darum eben sei es nicht auf Frankreich anzuwenden, wohl aber — auf Nachbarländer, insbesondere auf Deutschland!

Als im Jahre 1657 der Kaiser Ferdinand III. gestorben war, ward von Seiten Frankreichs der Versuch gemacht, die deutsche Kaiserkrone auf das Haupt des Königs von Frankreich zu bringen. Auch diese Absicht trat nicht zum ersten Male von französischer Seite auf. Schon Heinrich II., der ehrenwerthe Bundesgenosse, hatte sich in dem Bündniß, das zwischen ihm und den protestantischen Ständen abgeschlossen worden war, von letzteren geloben lassen, ihm bei Gelegenheit der nächsten Kaiserwahl „Gefallen zu tragen." Wie das gemeint war, drückt folgende Stelle des Bundesvertrages aus: „Auch werden wir (Moritz von Sachsen und die übrigen protestantischen Fürsten, die das Bündniß mit Heinrich eingegangen waren) bei künftiger Erwählung eines Kaisers und Reichsoberhauptes uns so ver-

halten, wie es Sr. Majestät (dem König von Frankreich) gefallen wird .... Wenn es dem Könige (von Frankreich) selbst gelegen wäre, ein solches Amt anzunehmen, werden wir gegen ihn lieber, als gegen einen Andern Gefallen tragen."

Dieselbe anmaßliche, ja freche Absicht war sogar schon vor Heinrich (unter dessen Vater Franz) in Frankreich vorhanden gewesen; hinterher war sie noch mehrfach, jetzt wieder, wie bemerkt, unter Ludwig XIV. aufgetreten. Allerdings hätte sich auf diese Art die Neigung Frankreichs, sich von Deutschland Stück für Stück einzuverleiben, bequemer noch und dazu mit einer Art Schein der Gerechtigkeit und Würde befriedigen lassen. Das Haus Habsburg, das in den letzten Jahrhunderten fast ununterbrochen im Besitz der deutschen Kaiserkrone gewesen war, hatte überdies das Beispiel gegeben, wie man ein so hohes Amt einträglich zu seinen Gunsten (zur Verstärkung seiner Hausmacht) ausbeuten könne. Von dem Hause Habsburg war die Praxis mit Erfolg geübt worden, die eigene Hausmacht (den Staat Oesterreich) auf Kosten des deutschen Reichs zu vergrößern, und dies war eine der wesentlichen Ursachen der Schwächung Deutschlands gewesen. Schließlich freilich hatte dafür das Haus Habsburg dadurch, daß es (1806) gänzlich von der Kaiserwürde hatte abtreten müssen, und dadurch, daß es von Preußen (1866) genöthigt ward, aus Deutschland auszuscheiden, seine gerechte Strafe empfangen.

Ludwig XIV., mehr noch lüstern als seine Vorgänger nach der deutschen Kaiserkrone, sandte eine glänzende Gesandtschaft, an deren Spitze der Marschall Gramont (vielleicht ein Ahne des kampflustigen französischen Ministers von 1870) stand, nach Frankfurt am Main, wo eben die Vorberathungen zur Kaiserwahl abgehalten wurden. Gramont hatte den bekannten „goldenen macedonischen Esel" mit sich und fand auch offene Hände. Der neue Kurfürst von der Pfalz nahm von ihm die Summe von 110,000 Reichsthalern und die Zusicherung eines

Jahrgeldes von 40,000 Reichsthalern auf drei Jahre in Empfang, wogegen er für die Wahl Ludwig's zum deutschen Oberhaupte zu wirken versprach. Vor jenem goldenen Esel neigten sich auch die Kurfürsten von Köln und Mainz. Von dem kurfürstlichen Hause von Bayern wird gesagt, es habe „wie immer“ auf französischer Seite gestanden.

Als aber die Absicht der Franzosenfreunde klar zu Tage trat, empörte sich das deutsche Gemüth vieler Betheiligten. Nun ward eine andere Parole von Paris aus gegeben. Sei die Wahl Ludwig's nicht durchzusetzen, hieß es, so müsse dahin gewirkt werden, einen Frankreich geneigten Mann an die Spitze Deutschlands zu bringen, und es sei in erster Linie auf den Kurfürsten von Bayern zu halten! — Als dieser darauf den französischen Unterhändlern vertraulich gestand, seine Kasse sei erschöpft, so daß er den kaiserlichen Aufwand nicht zu bestreiten vermöge, ward ihm ein Jahrgehalt von Frankreich angeboten! — Doch alle diese arglistigen Maßnahmen schlugen in der Hauptsache nicht durch: denn es ward der Sohn Ferdinand's, Leopold, zum deutschen Kaiser gewählt.

Aber doch hatte das französische Gold sich nicht als gänzlich unwirksam erwiesen. Der neue deutsche Kaiser hatte sich wenigstens in seiner Wahlcapitulation zu dem nur allein Frankreich zu Gute kommenden Gelöbniß verstehen müssen: keinem Feinde Frankreichs irgend welche Hülfeleistung zu Theil werden zu lassen. Außerdem ward von Frankreich (im Jahre 1658) der erste sogenannte r h e i n i s c h e Bund zu Stande gebracht. (Er ist der Vorgänger des später von Napoleon I. gestifteten rheinischen Bundes.) In der Errichtung dieses Bundes hatte einer der bei Abschluß des westfälischen Friedens von Frankreich zur Anerkennung gebrachten Grundsätze gewissermaßen Fleisch und Blut empfangen.

Zu keiner Zeit fehlte es in Deutschland an Stimmen, die vor den von französischer Seite drohenden Gefahren warnten; in Bezug auf diesen ersten rheinischen Bund sagte ein gleich-

zeitiger Schriftsteller: „Anstatt offenbar Gewalt zu gebrauchen, wie während des dreißigjährigen Krieges, schien dem Könige von Frankreich ein kürzerer Weg zu sein, einige deutsche und besonders solche Fürsten, die dem Rhein nahe waren, durch einen Bund und, wie man sagte, auch durch einen jährlichen Sold an sich zu ketten, überhaupt den Schein anzunehmen, als wäre er für Deutschland äußerst besorgt; in den Streitigkeiten der Fürsten gern den Friedensstifter zu machen; denjenigen, die es verlangten, mit Geld und Soldaten ohne Verzug beizustehen und sich überhaupt so zu betragen, daß die, so eine Hülfe nöthig haben, sich überzeugt halten müssen, die Freundschaft Frankreichs gewähre ihnen zuverlässigeren Schutz, als der Kaiser und die Gesetze des Reichs. Daß auf diese Weise der gerade Weg zum Umsturz der deutschen Freiheit gebahnt werde, ... muß Jedermann einsehen, der nicht den Verstand verloren hat." So ein namenloser Schriftsteller jener Zeit. Aber es galt auch hier das alte Wort: „Die Weisheit predigt auf den Gassen, und Niemand (von denen, die Macht haben, zu helfen) achtet ihrer!"

Die welsche Politik sollte dem Vaterlande noch tiefere Wunden schlagen. Es gab im Elsaß noch Städte, denen Belassung ihrer Freiheiten und Privilegien von ihrem neuen Oberherrn Ludwig feierlich zugesagt worden war. Ohne einen Schatten von Recht dazu zu haben, erklärte er nun plötzlich diese Freiheiten und Privilegien für erloschen. Listige Worte, Bestechungen und Gewalt bewirkten, daß die meisten Städte sich beugten. Widerstrebende sollten bald die Wirkungen seines Zornes erfahren. Zur Zeit, als er seinen Raubkrieg gegen Holland führte, ließ er einzelne Städte und Landgebiete im Elsaß grauenhaft verwüsten, um die unglücklichen Bewohner zu zwingen, sich ihm bedingungslos in die Arme zu werfen. Sie sollten dahin gelangen, sich zu sagen: Weiteres Widerstreben vollendet unser Verderben; vollständige Unterwerfung allein errettet uns! — Des Tyrannen Mordbrennerschaaren plünderten einzelne Städte vollständig aus und zündeten sie darauf an allen vier

Ecken an. Der Connetable von Montmorency, der ein Jahrhundert früher durch Trug und durch den grauenhaften Mord der Schöffen sich in den Besitz der Stadt Metz gesetzt hatte, war das Vorbild der gegenwärtigen Heerführer, deren einer — Labrosse ist der Name dieses Ungeheuers — den jammernden Bewohnern von Hagenau, denen nicht einmal gestattet worden war, ihre Kinder aus den Flammen zu retten, entgegnete: „Nichts könne ihm ein so großes Plaisir machen, als das Geprassel der Flammen und das Gerassel einstürzender Häuser." —

Noch stand Straßburg, diese an der Mündung des Ill in den Rhein gelegene Perle der Städte des Elsaß, in alter Reichsherrlichkeit aufrecht. Dieser Stadt ließ Ludwig jetzt ankündigen, daß sie sich ihm ebenfalls zu unterwerfen habe. Er begehre nur, ward den Bürgern gesagt, Huldigung, Anerkennung der Oberherrlichkeit Frankreichs, wogegen er der Stadt ihre uralten Rechte und Freiheiten nicht entreißen wolle. Die Bürger aber, die wohl wußten, was von Zusagen eines Ludwig zu halten sei, wiesen die Forderung zurück und wandten sich an die deutschen Reichsstände. Diese, wie auch der Kaiser, ließen es an Protesten nicht fehlen. Aber was halfen ohnmächtige Proteste, was halfen feierliche Berufungen auf das sonnenklare Recht einem Ludwig gegenüber! Die französische Politik hatte das deutsche Reich bereits in ein derartiges Siechthum zu versetzen gewußt, daß an einen entsprechenden thatsächlichen Widerstand gar nicht mehr zu denken war. Straßburg war bisher ein Hauptbollwerk deutscher Macht am Rheine gewesen. Ueber Straßburg führte eine Hauptstraße von Frankreich nach Deutschland. Für die Sicherung des Reichs war das Verbleiben Straßburgs bei Deutschland von höchster Wichtigkeit; der Uebergang der Stadt an einen stets angriffbereiten Staat war nicht nur ein Verlust an und für sich, sondern schloß eine drohende Gefahr für Deutschland in sich. Das lag so auf der Hand, daß Ludwig meinte fürchten zu müssen, Deutschland werde alle seine Kraft zusammenraffen, ihm den Besitz dieser Stadt streitig zu machen.

Daher hielt er dafür, daß namentlich sich in dem vorliegenden Falle strenge Innehaltung der Methode Frankreichs empfehle, die vorschrieb, bei beabsichtigten Verwaltigungen durch Lug und Trug die Wege zu ebnen. Mit der Miene der Ehrbarkeit ward den deutschen Reichsständen angekündigt, daß der König bereit sei, seine Ansprüche auf Straßburg einer Conferenz zur Entscheidung vorzulegen. Seine Friedensboten waren aber noch nicht zurück, als schon — in aller Stille — sich eine starke Heermacht der keines Angriffs gewärtigen Stadt näherte. Plötzlich verbreitete sich unter der Bürgerschaft die Nachricht: Unsre Rheinschanze ist von Franzosen besetzt! — Alles eilt auf die Mauern: da sieht man schon neue Massen nachrücken. Nun wußte man, woran man war. Am guten Willen, gegen den Feind zu kämpfen, fehlte es in der Mehrzahl der Bürger nicht, wogegen die meisten der obrigkeitlichen Personen vom Widerstande abriethen. Ein Theil der Schöffen war längst durch Vermittelung des verrätherischen straßburger Bischofs Franz Egon von Fürstenberg, der ein Jahrgehalt von 60,000 Livres von Ludwig bezog, bestochen, andere hielten — im Hinblick auf die starke Heermacht des Feindes — einen günstigen Erfolg für die Stadt bei Anwendung der Waffengewalt für unmöglich. Die Macht des Feindes betrug 40,000 Mann. Nun kam die Forderung und Drohung an die Bürgerschaft: Ergebung, oder Verwandlung der Stadt in einen Aschenhaufen und Behandlung der Bürger als Rebellen! — Es folgte die Ergebung unter Entgegennahme der üblichen Zusicherungen, daß der Stadt alte Gerechtsame in Ehren gehalten werden sollten. Kaum aber hatten die Franzosen festen Fuß in der Stadt gefaßt, so wurden diejenigen verlacht, die jene Versicherungen für Ernst genommen hatten, und es erfolgte als Gesetz die Proclamirung des Willens des gewaltthätigen Mannes, der den Ausspruch gethan hatte: „Ich bin der Staat!"

Der Raub Straßburgs war am 16. December 1681 vollbracht worden. Als vierzehn Tage darauf Ludwig seinen

feierlichen Einzug in die Stadt hielt, sollten Diejenigen, die noch einen Rest von Vertrauen zu ihm hatten, an einem Beispiel es erkennen, wie gänzlich bedeutungslos ihm heilige Gelübde waren. Die Stadt in ihrer Gerechtsamkeit zu belassen, hatte auch in sich beschlossen, daß die Protestanten in keiner Weise gefährdet werden sollten. Nun aber übergab Ludwig die den Protestanten gehörende Hauptkirche der Stadt, dieses erhabene Meisterwerk der Baukunst, dem Bischof Franz Egon von Fürstenberg, der in seiner Begrüßungsrede an den lasterhaften König sich nicht entblödete, das heilige Wort zu mißbrauchen: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen!“ —

Es galt nun den Raub zu sichern. Ludwig gab der Stadt eine starke Besatzung und ließ in derselben den Bau einer starken Citadelle in Angriff nehmen. Doch genügte ihm dies noch nicht. Deutschland mußte beschäftigt werden, um sich nicht etwa zu dem Entschlusse zu sammeln, durch Sendung einer Heeresmacht einen Versuch zur Zurückeroberung Straßburgs zu machen. Dazu boten Unruhen im Osten des Reiches günstige Gelegenheit. Ungarn, aufgereizt von dem gänzlich unter dem Einfluß der Jesuiten stehenden Kaiser, der eine heftige Verfolgung der Protestanten im Lande in's Werk gesetzt hatte, machte Miene, sich mit den Türken gegen Leopold zu verbinden. Eifrig schürte der „allerchristlichste“ Ludwig die Flamme und half es bewirken, daß ein Heer von 200,000 Türken in Oesterreich einfiel. Hatte Frankreich bisher die Verwüstung des Westens Deutschlands betrieben, so war sein Einfluß nun auch im Osten zu gleichem Zweck mit wirksam.

Die Errettung Wiens durch Sobiesky (1683) kam dem Könige von Frankreich sehr ungelegen, denn sein Sinn war darauf gerichtet gewesen, bei zunehmender Abschwächung Deutschlands einen neuen Raub zu begehen. Doch da die Türkengefahr noch nicht gänzlich vorüber war, benutzte Ludwig die Gelegenheit, sich (1684) Luxemburgs und des Erzbisthums

Trier zu bemächtigen. Ein Jahr darauf bot sich ihm eine erwünschte Gelegenheit, neue Ansprüche zu erheben. Der Kurfürst Karl von der Pfalz starb, und mit ihm erlosch der Zweig Pfalz-Simmern. Nach klarem Recht fielen die Erbländer an die Linie Pfalz-Neuburg, und nur die Allodialgüter gingen als Erbtheil an des Verstorbenen Schwester, die Gemahlin des Herzogs von Orleans, über. Da trat Ludwig plötzlich mit der allem Rechte Hohn sprechenden Behauptung auf, die Herzogin sei auch Erbin der pfälzischen Länder; jedoch wollte er nicht der Herzogin diese Länder zuwenden, sondern er beabsichtigte, sie Frankreich einzuverleiben. In derselben Zeit beschäftigte ihn eine andere Angelegenheit ebenso lebhaft. Der erzbischöfliche Stuhl in Köln war erledigt, und nun begehrte er von den Reichsständen, den französischgesinnten Bischof von Straßburg zum Bischofe von Köln zu erheben. Da dieses sein Begehren nicht erfüllt ward, man ihm auch weiterhin sein Recht auf die pfälzischen Erbländer bestritt, so erklärte er (1688) dem deutschen Reiche den Krieg.

Ihm war in Wilhelm III. von Oranien, den England sich zum Könige gewählt hatte, ein gewaltiger Gegner erstanden. Um nun seine ganze Kraft gegen diesen Feind sammeln zu können, kam Ludwig auf einen wahrhaft teuflischen Plan, der ihm das Schandmaal unverlöschlich und für ewige Zeiten auf die Stirn gebrannt hat. Er beschloß, die an Frankreich grenzenden Gebiete Westdeutschlands völlig auszuplündern und darauf in Wüsteneien verwandeln zu lassen. Einen breiten Wüstenstrich zwischen Frankreich und Deutschland zu legen, schien ihm das einfachste Mittel zu sein, den Anzug der deutschen Heere von Osten her zu verhindern. Ein Attila, ein Dschingiskhan hätte vielleicht gezögert, wenn ein solcher Plan in ihm aufgestiegen wäre. Diese Geißeln der Menschheit verschonten mit Mordbrennereien und Plünderungen wenigstens Gebiete, deren Bewohner sich ihnen nicht mit den Waffen in der Hand entgegenstellten: ein Ludwig kannte eine derartige Rücksicht-

nahme nicht. Ein solcher Plan, entstanden in einem von den Franzosen bis in den Himmel erhobenen Herrscher, und mit innerster Zustimmung und bestialischer Geschicklichkeit von seinen Kriegsleuten ausgeführt, characterisirt das Volk der Franzosen mehr als alles Andre! —

Melac hieß der General, der als ausführender Oberhenker dazu ersehen war, die gesegnete deutsche Pfalz in eine Wüste zu verwandeln. Es wälzten sich die Schaaren von Ort zu Ort, und wenn sie weiter wanderten, hinterließen sie rauchende Trümmerhaufen, während die ihnen folgenden Züge von Wagen, auf denen die geraubten Güter aufgehäuft lagen, größer und größer wurden. Es war mitten im Winter, aber kein Erbarmen regte sich in den Seelen der Mordbrenner bei dem Gedanken, daß hülflose Weiber, Greise und Kinder, die auf die Felder getrieben wurden, der Kälte erliegen müßten, zumal man nicht anstand, ihnen die Kleider vom Leibe zu reißen, sobald der Werth derselben die Habgier der Peiniger nur irgendwie reizte. Mit Heidelberg war begonnen worden. Wichtige Gebäude, die dem Feuer widerstanden, z. B. das berühmte Schloß, wurden durch Sprengungen zerstört, ebenso die Stadtmauern. Aber auch die herrlichen Weinberge und Baumgärten erlagen der Verheerung. Nun folgten zunächst alle Ortschaften der Bergstraße bis Weinheim. Im März 1689 wurde Mannheim dem gleichen Geschick überantwortet. Im April erfolgte die Besetzung Speyers. Die Stadt wurde ausgeplündert, Wagen und Pferde zur Wegschaffung der Beute nach Frankreich mußte die Stadt noch obendrein geben. Die Schöffen hatte man im Rathhaussaale so lange ohne Nahrung hinter Schloß und Riegel gefangen gehalten, bis die ungeheure Summe, die der Stadt zur Zahlung auferlegt, herbeigeschafft worden war. Mit Peitschen wurden die Bürger angetrieben, ihre eigenen Mauern niederzureißen. Nun kam der Befehl, die Einwohner sollten nach Lothringen oder Burgund auswandern. Bürger, die sich über den Rhein zu retten suchten, wurden von Soldaten, die

im Ufergebüsch versteckt lagen, erschossen. Da zugesagt worden war, den herrlichen Kirchendom zu schonen, hatten viele Bürger ihre Habe in ihn geflüchtet. Ihr Hoffen war ein vergebenes. Am dritten Pfingstfeiertag wurden die Hauptgebäude der Stadt, und unter denselben auch der Dom, in dem die Gebeine von acht deutschen Kaisern ruheten, angezündet. Ein Feuermeer loderte zum Himmel empor. Acht Tage später, als die Stadt ein Schutthaufen war, sprengten die Soldaten, von der Gier nach Schätzen getrieben, die Kaisergräber und streuten die Gebeine der Kaiser umher. Darnach wälzte sich der Zug der Mordbrenner nach Worms. Es ging in Feuer auf, wie es mit Speyer geschehen war. Die Stadt Haardt traf das gleiche Schicksal. Nun kam das Erzbisthum Trier an die Reihe: auch hier wütheten Raub und Brand. Es folgten die Gebiete von Köln und Jülich. Die unglücklichen Bewohner wurden genöthigt, ihre Fruchtbäume und Weinstöcke abzuhauen oder durch Feuer zu zerstören und das halbreife Getreide unterzupflügen.

Es möge genug sein der Aufführung derjenigen Gräuel, die unter der Regierung des „glänzenden" Ludwig von Frankreich über Deutschland gebracht wurden! Wir glauben in dem Obigem dem Leser dasjenige Material aus der französischen Geschichte zweier Jahrhunderte vorgeführt zu haben, auf Grund dessen sich die Frage, die am Eingang des Buches vor uns hintrat, beantworten läßt. Die Frage lautete: Waren es nur einzelne französische Herrscher, die Deutschland schädigten, indem sie die Wehrkraft ihres Landes gegen uns führten? oder haben wir als unsern Hauptfeind das beständig auf Eroberung sinnende, prahlerische, anmaßende, frivole und wetterwendische Volk der Franzosen (in seinem maßgebenden Theile) zu betrachten, als dessen specifischer Ausdruck jene Herrscher anzusehen sind? Wir bejahen das Letztere; denn schon das aus der Zeit zweier Jahrhunderte hier Vorgeführte erweist es. Eines Ausspruchs, der in den Anfang des achtzehnten Jahr-

hunderts fällt, sei hier noch Erwähnung gethan. „Ich weiß es leider nur zu gut," sagte der scharfblickende Prinz Eugen, „daß, nachdem die politischen Verhältnisse Europa's nunmehr für alle künftigen Jahrhunderte verdorben, **selbst der beste Friede mit Frankreich ein stummer Krieg ist. Es läßt sich sehr leicht berechnen, daß Frankreich bei der ersten Gelegenheit immer weiter gehen und den Rhein zur Grenze verlangen wird.**" —

Die Vorgänge der neuesten Zeit (von Napoleon I. bis Napoleon III.) liegen so nahe, daß es nur weniger Hindeutungen bedarf, um auch aus dem sie umfassenden Zeitraume der Geschichte die Wahrheit jener Behauptung zu erweisen.

Napoleon I. hatte sich des Herrscherthrones bemächtigt. Das Volk der Franzosen, dieser „unermeßliche Schlamm" (welche Bezeichnung Danton auf seine Nation anwandte) verdiente es, von diesem gewaltthätigen Corsen gezüchtigt zu werden. Er wußte Frankreich zu nehmen, wie es dem Nationalcharacter entsprach. Als General hatte er die von ihm geführten französischen Raubschaaren nach alter beliebter Art in Aegypten und in Italien hausen lassen. Er selbst gab im Rauben weder einem Connetable von Montmorency, noch einem Melac das Geringste nach: den Italienern nahm er unzählige Heiligthümer der Kunst und des Glaubens, die selbst Barbarenhände in älterer Zeit anzutasten sich gescheut hatten, und sandte sie nach Paris. Und was that die Bevölkerung von Paris, dieser „Hort der Civilisation"? Er brüllte und heulte solchen unerhörten Raubthaten Beifall zu und vergötterte den frechen Räuber. So wuchs Napoleon, so nährte der Beifall der Franzosen das Ungeheuer in seiner Brust, bis er sich mächtig genug fühlte, seine Hand auszustrecken nach dem Nationalgute der Freiheit, von dem freilich nur noch ein schwacher Rest vorhanden war. Mit unermeßlicher Anstrengung war gerungen worden, der politischen Freiheit einen Tempel im Lande zu errichten. Aber unheilige Hände hatten gearbeitet, daher war kein erhabener

Altar, sondern ein babylonischer Thurm entstanden, dessen Mörtel Blut, in Raserei vergossenes Blut sein sollte. Da trat Napoleon auf, die Einen wie die Andern an Klugheit überragend, die eine wie die andere Partei überlistend und sie durch Täuschung oder Gewalt sich dienstbar machend. Für die Sünden der Väter (und namentlich für die Ludwig des Vierzehnten) war Ludwig XVI. geopfert, sein Haupt mit der Königskrone in den Abgrund der Revolution geschleudert worden. Und siehe, aus dem Abgrunde der Revolution erhob sich nun, angethan mit dem gleißenden Schmuck der römischen Imperatoren, der frühere Jacobiner Napoleon Bonaparte, auf dem Haupte die Kaiserkrone tragend. Und mit ihm erhoben sich Privilegien, die weit diejenigen überragten, die je den Thron der Bourbonen umgeben hatten. Nicht nur wurden dem neuen Herrscher sämmtliche Paläste und Krongüter der Bourbonen gegeben, es wurde ihm obendrein noch eine Civilliste von 20 Millionen zuerkannt. Seine Brüder ließ er in den Rang von Prinzen erheben, und es wurde einem jeden ein Jahrgehalt von einer Million ausgesetzt.

Wie war dies möglich, wie ist es erklärlich, daß die Franzosen, die eben noch alle Privilegien als zerrissen und für ewige Zeiten abgeschafft erklärt hatten, es geschehen ließen, daß ein Mann in ihrer Mitte sich plötzlich in so unerhörter Weise mit Privilegien umgab, daß er sich einen Thron aufrichtete, der den der Bourbonen weit in den Schatten stellte? —

Hören wir über sie zunächst das Urtheil zweier ihrer Landsleute: „Sah man je ein Volk,“ sagt der Graf Tocqueville „so leicht von einem Extrem zum andern überspringend, als das französische? ein Volk, welches so oft durch augenblickliche Eindrücke, so selten durch feste Grundsätze geleitet wird, so daß es bei allen seinen Handlungen stets sich besser oder schlimmer erweist, als man vermuthete? — so beweglich in seinen täglichen Gesinnungen und Gedanken, daß es manchmal sich selbst zu einem Schauspiel wird, und was es eben gethan,

mit demselben Staunen betrachtet, wie das Ausland? seinem Temperamente nach ungern gehorchend, jedoch der willkürlichen, ja tyrannischen Herrschaft eines Fürsten lieber sich fügend, als der freien Regierung seiner angesehensten Bürger? ein Volk, dem Zufall, der Gewalt, dem Erfolg, dem Glanz und Geräusch mehr als dem wahren Ruhm zugethan, mehr mit Heldenmuth als mit Tugend, mehr mit Esprit als mit gesundem Menschenverstand begabt, eher geeignet, ungeheure Pläne zu entwerfen, als große Dinge nach allen Seiten auszuführen?" — Und Montesquieu, Paris mit dem alten von Tyrannen beherrschten Syracus vergleichend, sagt: „Syracus, das beständig zwischen Zügellosigkeit und der Unterdrückung schwankte, das bald von der Freiheit, bald von der Knechtschaft beherrscht ward, trug in seinem Schooß eine unermeßliche Bevölkerung, welche nur die eine Alternative kannte, sich entweder einen Tyrannen zu geben oder selbst ein Tyrann zu sein."

In Betreff der eben aufgestellten Frage ist noch etwas Besonderes in Betracht zu ziehen. Napoleon verstand sich vortrefflich auf die Benutzung der schlechten Seiten der Menschennatur. Er wußte, indem er ihrer Eitelkeit schmeichelte, und indem er ihrer Gier nach Ruhm und Beute glänzende Zielpunkte steckte, die Franzosen vollständig zu verwirren und fortzureißen. „Ihr seid die Männer der Freiheit und Civilisation," sagte er seinen Kriegern; „ich will euch hinausführen unter die übrigen Völker, auf daß ihr ihnen Leuchten werdet, Förderer der Kultur!" — Solche Worte, von einem Bonaparte gesprochen, verstanden die Franzosen nach ihrer Weise. Sie wußten es sich am besten zu deuten, was hinter einem solchen Geflunker sich barg, und dies gerade behagte ihnen. Ihre Uebersetzung seiner Rede lautete: Er schafft uns Ruhm und — Beute! — Das war es ja, wonach sie am meisten gierten, und so folgten sie ihm blindlings auf die Schlachtfelder und ließen die Freiheit in der Heimath einsargen, der sie eben noch mit leidenschaftlichster Hingabe gedient hatten.

Wie es immer von Frankreichs Herrschern geschah, verkündete auch Napoleon in seinen Proclamationen den Völkern, auf deren Täuschung und Beraubung es abgesehen war, die Segnungen der Sitte und der Freiheit. Giebt es doch heut noch deren, die sich durch die Lügengewebe des Tyrannen täuschen lassen! Unserm E. M. Arndt, unserm getreuen Eckart des deutschen Volkes, gebührt der Ruhm, einer der ersten gewesen zu sein, die der Welt das innerste Wesen des Corsen enthüllten. Er riß mit starker Hand den Schleier der Lüge hinweg und zeigte den Zeitgenossen den Abgrund dieser gänzlich der Selbstsucht verfallenen Seele. In seinem „Geist der Zeit“ sagte E. M. Arndt: „Der vollkommene Despotismus ist da, und der Name der Republik ist verrufen, doch stehen noch einige alte Gerüste, und man complimentirt noch mit der Verfassung. Es befiehlt das Wort und der Wille des Einen. Alles, was des Guten hier und da unter den blutigen Gräueln der Revolution entstanden war, ist nun mit dem Schlechten zugleich vernichtet, alle geistige und leibliche Freiheit, die nicht dienen will. Schlau hat Bonaparte von den Schöpfungen der Revolution behalten, was den Druck und die Bewegung der Regierung schneller und verderblicher macht, aber Alles in den Staub getreten, was durch Gesetze in dem Ganzen, was durch Freiheit in dem Einzelnen Hinderniß sein würde . . Schimmer der Darstellung, orientalischer Glanz und Pomp, wie kein europäischer König ihn hatte, Theaterlärm und Wortklang auch bei den kleinsten Dingen, die Menge der Trabanten, Satelliten, Beamten, Generäle in voller Glorie und Pracht um sich, er mitten drinnen wie der dunkle Diamant im Golde . . . . . Das wollen die Franzosen.

Nicht das bethörte Volk allein hatte zu seiner Größe beigetragen; auch die Fürsten, die ihn, nachdem er auf blutigem Wege kaum zur Macht gelangt war, mit Orden und Ehren überschüttet und ihn Freund und Bruder genannt hatten, trifft die Schuld, daß seine Tyrannei so höllentief Wurzel schlagen

konnte. Ein solcher Mann an der Spitze eines Volkes, wie die Franzosen es sind — was konnte Anderes daraus entstehen als Unheil? Die Franzosen, längst schon los und ledig aller „Bande frommer Scheu", sind kaum erträglich den übrigen Völkern unter einem guten und dabei starken Herrscher; unter einem Mann, der ihre Nationalsünde in erhöhtem Maße an sich trug, mußten sie für die Welt eine Geißel werden. E. M. Arndt giebt uns von den Franzosen seiner Zeit folgendes Bild: „Ihr also seid das würdige Volk, ihr, die ihr Europa um seine schönsten Hoffnungen betrogen habt, ihr wollt die Beglücker und Herren Anderer sein, die ihr wieder die kriechendsten und elendesten Sclaven eines Einzigen geworden seid, der euch durch keine edleren Künste beherrscht, als durch List und prunkende Aefferei? Ihr nennt euch das große Volk. Wenn Länder ausgeplündert, Staaten umgekehrt, freie Völker unterjocht, alle Tugend und Ehre für Gold feil zu haben, groß ist, so sind wenig größere Völker gewesen. Wenn aber Redlichkeit, Treue und Gerechtigkeit und Mäßigkeit den Menschen und das Volk groß machen, so sagt euch selbst, wie klein ihr seid! Führt mich hin wo ihr waret, heißt mich euch nachtreten, wo ihr seid — ist die Pest und der Hunger nicht mild gegen das Elend das ihr bringt? Ist die Grausamkeit des Barbaren nicht sanft gegen die eurige, die sich nicht schämt, mit den Worten Menschlichkeit und Edelmuth zu prunken, wenn sie etwas Schlimmes thun will? — Und seid ihr vielleicht in den edleren Künsten und Wissenschaften so groß, daß es ein Glück wäre für die übrigen Europäer, von euch unterjocht zu werden, um den Barbarenpelz einmal abzuwerfen und sich eines gebildeten und schöneren Lebens zu erfreuen? Ich sehe hier so viel nicht von euch zu gewinnen. Ihr seid so leidlich gebildet, aber aus Schwächlichkeit und Aefferei ist eure ganze Bildung hervorgegangen und hat vor den anderen Europäern, die nicht tiefer dringen, nur den äußeren Firniß und die Abglättung voraus. In der Mitte Europas seid ihr eine Art Mitteldinger ge-

worden, und von je her fehlte euch die volle südliche Naturkraft und die schwärmerische nordische Tiefe des Gemüthes; ihr schwimmet in einer kümmerlichen Mitte zwischen beiden. Daher eure Windbeutelei, eurer schaler Spott und Spaß mit dem Ernstesten und Heiligsten von je her; daher die Unmöglichkeit, euch der vollen Genialität hinzugeben, weil euer sündliches Krüppelwesen euch nie vergessen läßt, wer ihr seid. Bewußtsein der Sünde und Verdorbenheit drückt euch schwer in euren Kunstwerken, und darum läuft der Affe dadurch, der seine Geberde verstellt, nicht der freie Mensch, der in Schuld und Unschuld sich hinzustellen wagt. So ist der Character eurer Kunst, so tritt euer zierliches Leben hin — nichts als leerer Schein, nichts als der sündliche Schlangenglanz von Tugenden, von welchem der unverdorbene Mensch sich mit Abscheu und Schrecken abwendet. Ohne Religion, ohne Poesie, ohne Wahrheit, zu schwach euch zu bessern, zu gebildet eures Urtheils inne zu werden, tretet ihr stolz hin und krähet uns Andern mit einer beispiellosen Unverschämtheit vor, daß wir ungeschliffene Gesellen und Barbaren sind. Leichtfertiges, unverbesserliches Gesindel, das schwatzt, wo Andere fühlen, das hüpft, wo Andere stehen, das sich einbildet zu sein, wo Andere sind, — ihr habt vielen schönen Schein, den wir aber verabscheuen müssen, weil er ohne Wirklichkeit ist. Ein Volk das alle Tugenden in bloße Worte überspielt, das sich, wo Andere haben, empfinden, genießen, mit leeren Schatten der Dinge begnügt, ein so wunderbar bethörtes und bethörendes Volk als die Franzosen kann keinen frischen freudigen Stock auf die Menschheit setzen; es ist zu weit über alle Menschlichkeit hinaus."

Und nun ließen die Deutschen von diesem Volke sich dennoch wieder bethören, Fürsten wie Volk! Was durch die Jahrhunderte vorbereitet war, vollzog sich vor den Augen der Welt: die deutschen Stämme wütheten gegen einander — zum Vortheile Frankreichs! — Der Trug Napoleons ließ den Rheinbund wieder aufleben; durch alte Künste ließen die

Fürsten sich ködern. Er machte sie scheinbar frei, und doch lag die Kette schon bereit, die sie an Frankreich schließen sollte, er gab ihnen höhere Titel, und doch ward ihre Schmach schon eingezeichnet in das Buch der Geschichte, und wenn der Einzelne gegen den Corsen nur mit den Augen blinkte, erniedrigte er ihn, wie der Tyrann den Sclaven erniedrigt, der einen eigenen Willen zu haben wagt. „Die deutsche Nation," klagt Arndt, „hat ihr letztes Gefühl von Gemeinschaft verloren, der Deutsche erschlägt den Deutschen, die Fürsten beschimpfen einander öffentlich und stehen mit dem Feind, Verwirrung und Erstarrung überall, das Elend vernichtet die letzte Kraft, und die Erhaltung des jämmerlichen Lebens, das so nichts werth ist, bleibt bei den Unglücklichen das letzte Gefühl: die Sclaven sind fertig. Wie könnte sonst der übermüthige Feind so vordringen, gegen noch mächtige Heere achtzig bis hundert Meilen von seinen Grenzen?"

Wenige Jahre sind es her, da that Napoleon III. im Hinweis auf die Kriege Ludwigs XIV. und die seines Oheims den Ausspruch: „Die Geschichte unserer Kriege ist die Geschichte der Fortschritte der Civilisation." Eine deutsche Stimme in der National-Zeitung antwortete ihm. Zunächst wurde gezeigt, in welcher Art die Soldaten Ludwigs XIV. ihre civilisatorische Mission in der Pfalz und am ganzen Oberrhein ausgeführt hatten. Dann hieß es weiter: „Uebergehen wir die Gräuel des auf deutschem Boden wüthenden spanischen und österreichischen Erbfolgekrieges, zu welcher Zeit die Vertilgung der deutschen Nation als französische Parole offen ausgesprochen und nach Kräften zur Wahrheit gemacht wurde. Gehen wir weiter. Was hatte das kleine, von Oesterreich und Rußland — gewiß nicht den damaligen Trägern der Civilisation — bedrängte Preußen gegen die Civilisation verbrochen, daß die „große Nation" im siebenjährigen Kriege auch noch an ihm billige Triumphe feiern wollte? Und wie führte Frankreich diesen Krieg? Ein gleichzeitiger Geschichtsschreiber

sagt uns: Noch elender als den Ländern, in denen die Kosacken scharmutzierten, erging es den Ländern, in denen die Franzosen hausten. Getreu den Ueberlieferungen ihrer bisherigen Kriegsführung hatten die Franzosen die gesegneten Fluren Westfalens und Hessens in Einöden verwandelt, in denen man sieben Dörfer hintereinander durchziehen konnte, ohne ein lebendiges Wesen darin vorzufinden. Zu welchen Räuberhorden die französischen Freiheitsmänner am Rhein und in der Schweiz am Ausgang des vorigen Jahrhunderts ausgeartet waren, davon weiß noch mancher Zeitgenosse mit Entsetzen zu erzählen. Wie die „an der Spitze der Civilisation marschirende Nation" in Deutschland während der Jahre 1806 — 1813 gehaust, welche Erpressungen, welche Gewaltthaten und Mißhandlungen sie sich erlaubt hat — „denn der französisch-militärische Geist ist der Triumph der edlen Leidenschaften über die gemeinen" — dafür mag hier nur erinnert sein an die siebenjährigen Drangsale der zum Freistaat erklärten Stadt Danzig, an die dreitägige grauenvolle Plünderung der neutralen Stadt Lübeck und ihres ganzen Gebietes, an die Niederbrennung von hunderten von Prachtgebäuden zu Hamburg und die Austreibung von mehreren tausend Hamburgern in den Tod des Verhungern und Erfrierens, ferner an die blutigen Gräuel im Bremer Gebiete.

So verfuhr damals Frankreich gegen friedliche, mit ihm nicht im Kriege stehende Städte und Staaten. Die Hunderttausende deutscher Söhne, die gezwungen gegen die freien Tyroler, die freien Spanier und gegen Rußland in den Tod gehetzt wurden, starben sie auch im Interesse der Civilisation?"

Wahrlich, gedenkt man der Thatsachen und vergleicht man damit die flunkernden Reden, die von Frankreich wie Garbenbündel eines Feuerwerks losgelassen werden, so muß man anerkennen, daß Talleyrand wirklich eine tiefe Wahrheit in dem Satze ausgesprochen hat: „Die Sprache (d. h. die französische) scheint erfunden, die Gedanken zu verbergen."

In diesem Sinne handelte denn auch dieser Fälscher der Wahrheit, als es endlich gelungen war, den gewaltthätigen Corsen zu beseitigen, denn noch befand sich Paris in der Gewalt des deutschen Heeres, und schon saßen die deutschen Diplomaten wieder in französischen Netzen fest. Edel und großmüthig gegen den besiegten Feind sein, das bringe wahre Ehre, das führe zu aufrichtigster Achtung, das verbinde die beiden großen Nationen unauflöslich mit einander! — Das war die von diesem Lügengeiste ausgegebene Parole, die auch bei den deutschen Diplomaten nicht ohne den gewünschten Eindruck blieb.

Ein Blücher war mit solchen Truggespinnsten freilich nicht einzufangen. Blücher hatte in der Absicht, Paris zu bombardiren, den Montmartre mit 84 schweren Kanonen besetzen lassen, war aber an der Ausführung durch die Diplomatie verhindert worden. Er hatte den Character der Franzosen tiefer durchschaut, als Viele, die ihn an angelerntem Wissen weit überragten. Wie unzählige Male von ihm der Ausspruch gethan worden war: „Der Kerl (nämlich Napoleon) muß herunter!" so hatte er auch eben so oft die Nothwendigkeit betont, die Pariser ernstlich zu strafen, weil eine andere Art der Belehrung nicht fruchte.

In der Hauptsache stimmten ihm seine Freunde, die großen preußischen Staatsmänner und Helden bei. In einer von ihm verfaßten Denkschrift forderte der General von Carlowitz, Frankreich zur Zahlung einer Contribution von 1000 Millionen Francs zu verurtheilen. Außerdem müßte man Frankreich auch Land nehmen, „das Elsaß, den Lauf der Saar; vielleicht, wenn es nicht zu viel ist, Lothringen bis an die Maas." Aehnliche Forderungen stellten Hardenberg und Humboldt. „Will man einen dauerhaften und festen Frieden, sagte Hardenberg," will Frankreich selbst aufrichtig einen solchen Frieden mit seinen Nachbarn, so muß es seinen Nachbaren die Vertheidigungslinie preisgeben, die es ihnen

genommen hat, an Deutschland das Elsaß und die Festungen der Niederlande, der Maas, Mosel und Saar. Dann erst wird Frankreich sich in seiner wahrhaften Vertheidigungslinie finden, in den Vogesen und in seinen beiden Festungslinien von der Maas bis zum Meere, und dann allein wird Frankreich ruhig bleiben." Es sei ein gefährlicher Irrthum, bemerkte Hardenberg weiter, zu glauben, man werde sich die Franzosen durch Schonung und Großmuth geneigt machen; nie würden diese es vergessen, daß sie unterjocht worden. Man nehme daher, wozu man das Recht und die Pflicht habe. Man würde eine schwere Schuld auf sich laden, versäumte man die so theuer erkaufte Gelegenheit, das deutsche Volk, welches so viel durch die Franzosen erlitten, nicht wenigstens für die Zukunft sicher zu stellen.*)

Dieselbe Sprache führten andere preußische Männer.

Vergebens! Es war wieder ein neuer Pact geschlossen worden, — diesmal zu Ungunsten Preußens. Wie, fast im Augenblicke des Sieges ein Attentat gegen den Staat, der zu Gunsten der Abschüttelung des napoleonischen Joches heldenmüthige Anstrengungen gemacht hatte, wie sie erhabener nirgends in alter und neuer Zeit in dem Buche der Geschichte verzeichnet stehen! — Aber gerade diese Größe war es, die zum Abschlusse des Pactes zunächst zwischen Frankreich und Oesterreich führte. Neid und Furcht war am oesterreichischen Kaiserhofe entstanden. Es hatte sich herausgestellt, daß Preußen der Kern der deutschen Kraft war. Diesen Kern nicht weiter sich entwickeln zu lassen, sah Oesterreich nun als eine seiner vornehmsten politi-

*) Siehe: Die Freiheitskriege. Von Ferd. Schmidt. 5. Aufl. Berlin bei Franz Lobeck.

schen Aufgaben an. So kam das geheime Einverständniß mit Frankreich zu Stande, man unterstützte sich gegenseitig in seinen Forderungen, die übrigen Staaten wurden gewonnen, und das Ende war, daß man Frankreich die Grenzen von 1789 ließ, daß dagegen für Deutschland ein Verfassungswerk zurecht gemacht ward, welches Oesterreich die Handhabe bot, sein Uebergewicht über Deutschland zu behaupten, für Preußen aber die Bedeutung eines Nessushemdes hatte. Patriotische Männer waren voll Ingrimm über einen solchen Friedensschluß. Frankreich in seinem Umfange belassen zu haben, sagte Blücher, heiße den Grund zur Erneuerung des Kampfes in früher oder später Zeit legen. Und Stein verkündete, „daß eine weitere Abrechnung mit der unverschämten und unzüchtigen französischen Rasse, die, nachdem sie sich mit Verbrechen bedeckt hatte, durch die Europa mit Blut und Trauer erfüllt worden war, von ihrer Biederkeit, ihrer Güte und ihrer Großmuth sprach, der Zukunft vorbehalten bleibe.“

War der Weg Napoleon's III. zum Kaiserthrone ein anderer als der seines Oheims? Ein Weg des Meineids und Bluts; ein Weg voll Seufzer Hingeschlachteter und Deportirter. Eine kleine Schaar von verschuldeten Abenteurern hatte der ebenfalls bis an den Hals verschuldete Präsident Napoleon, der eben noch, um die Franzosen einzuwiegen, der Verfassung Treue bis in den Tod zugeschworen hatte, um sich versammelt. Schon hat die Geschichte ihren Griffel erhoben, um den Präsidenten Napoleon und seine Mitverschworenen zu zeichnen, wie Catilina und seine Gesellen gezeichnet worden sind, von denen es heißt: „Ehrsüchtige Staatsmänner, verdorbene, verarmte Schwelger, schlechtes Gesindel, woran damals Rom Ueberfluß hatte, sammelte Catilina um sich. Ihn selbst versetzten Herrschbegierde, Mangel an Vermögen zur Befriedigung seiner Gelüste und das Bewußtsein der Schandthaten, die seinen Namen brandmarkten, in beständige Unruhe und stachelten

ihn zur Ausführung seines Vorhabens.“ Und doch steht ein Catilina noch nicht so tief als ein Napoleon III. Verschwörer waren sie beide gegen die bestehende Staatsverfassung. Catilina aber kämpfte für seine Sache mit dem Schwerte, wogegen Napoleon seine Banditen zum Morde und zum Einfangen der Volksvertreter in nächtlicher Stunde aussandte, während er am Kamin saß und Cigarren rauchte. Die römische Gesellschaft zur Zeit Catilina's war schon entartet genug, aber sie besaß doch noch so viel sittliche Kraft, sich dieses Verschwörers zu entledigen. Paris erwies sich nicht als fähig zu einer solchen Kraftäußerung. Auch ein edles Volk wäre vielleicht einem ähnlichen Ueberfalle erlegen. Allein eines edlen Volkes vornehmstes Sinnen und Trachten wäre es von da ab gewesen, die Fesseln der Knechtschaft wieder zu lösen, namentlich aber nicht in eine innere Gemeinschaft mit einem meineidigen Mörder zu treten.

Ganz anders die Franzosen! Die hochbezahlten Stellen der Senatoren, Volksvertreter, Staatsbeamten und Redacteure der Regierungsblätter lockten den größeren Theil der leitenden Geister alsbald hinzu; sie nahmen Theil an dem Raube, sie verherrlichten ihn, sie setzten schließlich dem Leiter der Verschwörung die Krone des Oheims, an der so viel Blut klebte, auf das sündenbeladene Haupt.

Und die europäischen Mächte? Waren nicht die Napoleoniden für „ewige Zeiten“ abgewiesen worden vom Herrscheramte Frankreichs? Und nun mußten die Völker das entwürdigende Schauspiel sehen, daß wiederum einem Gliede des gebrandmarkten corsischen Geschlechts, nur weil es ihm gelungen war, die Freiheit eines Volkes in Blut zu ersticken und sein Verbrechen mit dem Symbol der höchsten Fürstengewalt, der Kaiserkrone, zu decken, Anerkennung zugesprochen und Ehre über Ehre zugewandt ward. Es ist eine nicht zu leugnende Wahrheit, daß die Staatsmoral der Privatmoral noch immer weit nachsteht, daß in Bezug auf Staatsverbrechen, je nach dem Er-

folg und der Stellung des Verbrechers, von den Staatsmännern, die von Gottes und Rechts wegen zur Wahrung des allgemeinen Rechts berufen sind, zweierlei Maß und Gewicht gehandhabt wird. Gelingt es der menschlichen Gesellschaft, sich von diesem Uebel zu befreien, so wird sie damit einen großen Schritt zur Begründung wahrer Glückseligkeit gethan haben.

So wuchs nun auch Napoleon III. empor, seinem Volke und den übrigen Völkern — wie die Zeit es lehren sollte — zur Strafe.

Sein erstes Wort, das er, nachdem er sich von seinen bezahlten Mitverschworenen hatte mit dem Kaiserdiadem schmücken lassen, in die Welt rief, war die freche Lüge: „Das Kaiserreich ist der Friede!" — Der Fortgang seiner Regierung zeigte es, wie begierig er die Gelegenheit ergriff, durch Kriegsthaten seinem Namen Glanz zu verleihen. Napoleonische Anschauungsweise ist es, daß der dynastische Baum, der in Frankreichs Boden gepflanzt wird, reichlich und fortgesetzt mit Blut getränkt werden muß, wenn er anwurzeln soll.

Wir haben hier die Stellung Frankreichs unter Napoleon zu Deutschland in Betracht zu ziehen.

Auf dieselbe wirft das Jahr 1866 eine grelle Beleuchtung.

Es ist viel die Rede gewesen von Unterredungen und Abmachungen Napoleon's und des Grafen Bismarck zu Biarritz. Kein Dritter war Theilnehmer der Zusammenkunft, so viel aber hat der Erfolg gelehrt, daß Graf Bismarck der preußischen und deutschen Sache nichts vergeben, dagegen die Gelegenheit wahrgenommen hat, sich genügend über die kaiserlichen Pläne zu informiren.

Den glatten Worten Napoleon's, nicht aber den Traditionen der französischen Politik hätte es entsprochen, den innern Fragen Deutschlands gegenüber sich reservirt zu verhalten. Aber freilich, es entsprach ja auch der französischen Weise, hinter glatten Worten böse Absichten zu bergen, und auch in dieser

Beziehung erwies Napoleon sich von vorn herein als echter Repräsentant Frankreichs.

Der Leser erinnere sich der Haltung Heinrichs II. und der Ludwigs XIV. Einer wie der Andere nährte die seiner Zeit in Deutschland ausgebrochenen innern Zerwürfnisse, mischte sich in den Streit und machte sich hinterher auf deutsche Kosten bezahlt.

Ganz dieselbe Politik war die leitende im Jahre 1866 in Frankreich; Volk und Herrscher, wie sehr auch in vielen innern Fragen auseinandergehend, waren in dieser Frage vollkommen einig.

Sein Gelüst, während des Streites in Deutschland im Trüben zu fischen, kündigte Napoleon damit an, daß er eine Art Programm veröffentlichte, das, wie er meinte, die Wirkung eines Oedipus-Räthsels haben und doch auch zugleich eine jede der streitenden Parteien in Deutschland bestimmen würde, seine Unterstützung und seine Entscheidung in Anspruch zu nehmen.

Das Programm lautete: 1. Preußen müsse es gestattet sein, seine unvortheilhaften Grenzen in etwas abzurunden, 2. Oesterreich müsse seine hervorragende Bedeutung in Deutschland behalten, 3. den Mittelstaaten sei das Recht zu vindiciren, sich zu einem besonderen Ganzen zusammen zu schließen.

O edler Friedensstifter Frankreich, der immer nur für das Recht und den Frieden das Wort ergreift, der mit Weisheit und Kraft für Begründung desselben zu wirken weiß!

Das sei — meinte Napoleon — fein ersonnen; — das mache ihn von vorn herein zum Herrn der Situation; — das sichere ihm Erwerb im Norden und Nordosten Frankreichs! —

Zu jener Zeit mag die Karte des Rheinlandes wohl nicht von seinem Arbeitstische gekommen sein. Cäsar eroberte das alte Gallien, der neue Cäsar erwirbt für das moderne Gallien eine neue Provinz! —

Er sollte aus seinen Träumen unsanft erweckt werden.

Fein ersonnen war der Plan, der mit allen Fasern in

der französischen Politik der Vergangenheit wurzelte, das mag zugegeben werden; aber Napoleon irrte sich darin, daß er die Kraft des gegenwärtigen Preußens, wie dieselbe sich in seinem Herrscher, in dem Leiter der auswärtigen Angelegenheiten, in der Armee und der Bevölkerung darstellte, nicht zu würdigen verstand.

Der moderne Cäsar hatte das verkommene, geschwächte, zerrüttete Deutschland des Zeitraumes von der Mitte des sechszehnten bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts im Auge, und er erwies sich als gänzlich blind dafür, daß sich inzwischen in Preußen die Verjüngung Deutschlands zu vollziehen begonnen hatte, zu dem ihm von dem Geiste und Degen Friedrich des Großen und dem kräftigenden Hauche der Freiheitskriege die Weihe geworden war.

Das sollte er, das sollte die Welt erfahren.

Der Waffentanz brach los in Deutschland. Mit Blitzesschnelle rückten Preußens Heere in Oesterreich ein, zermalmende Schläge erfolgten, und es genügten wenige Tage, um Oesterreich dahin zu bringen, daß ihm nur noch die Kraft blieb, eine letzte Schlacht mit Daransetzung aller seiner Mittel zu wagen. Zu Königgrätz — am 3. Juli 1866 — brach Oesterreichs Kraft vollends zusammen.

Nun geschah etwas, worauf der böse Feind an der Seine gerechnet und gehofft hatte: Oesterreich nahm seine Vermittlung in Anspruch.

Und in welcher Weise! Zwei Tage nach der Schlacht von Königgrätz brachte die officielle Zeitung in Paris folgende pomphafte Ankündigung:

„Ein wichtiges Ereigniß ist eingetreten. Nachdem der Kaiser von Oesterreich die Ehre seiner Waffen in Italien gewahrt hat" .. „tritt er Venedig dem Kaiser der Franzosen ab, und nimmt dessen Vermittlung an, um den Frieden unter den Kriegführenden herzustellen. Der Kaiser Napoleon beeilte sich, diesem Anrufe zu entsprechen und wendete sich unmittelbar an

die Könige von Preußen und Italien, um einen Waffenstillstand zu vermitteln.“

War das nicht schlau, übermäßig schlau von Oesterreich gehandelt? Ob es auch groß, edel, wahrhaft staatsmännisch gehandelt war, das sollte sich bald genug erweisen. War nicht von Wien aus zu unzähligen Malen Venedig das „Bollwerk Deutschlands im Süden“ genannt worden, das man um Deutschlands willen nun und nimmermehr aufgeben könne und werde, und für dessen Verbleiben an Oesterreich deutsche Wehrkraft mit einzutreten habe? — Und nun verschenkte man dies „Bollwerk Deutschlands“ an Napoleon und noch dazu — ohne jegliche Bedingung! —

Man sagte sich in Wien freilich, Napoleon werde sich der Nöthigung nicht entziehen können, Venedig dem Königreich Italien zu überlassen, allein — und dies war es, was den Herren eine heimtückische Freude erregte — dann erleide Italien doch wenigstens die Schmach, das Land als „Geschenk“ von Napoleon annehmen zu müssen, und ein Napoleon werde sich überdies für das Geschenk schon bezahlt zu machen wissen!

Aber bei weitem mehr als Italien beabsichtigte man Preußen durch diesen Act Verlegenheiten zu bereiten. In dem Kriege zwischen Preußen und Oesterreich handelte es sich doch im Grunde um nichts Anderes, als um die Stellung dieser Staaten zu Deutschland. Und nun beabsichtigte Oesterreich, Frankreich in den deutschen Streit hinein zu ziehen! — Die wiener Herren calculirten folgendermaßen: Durch diese unsere Handlungsweise schmeicheln wir dem Kaiser der Franzosen und auch der eitlen französischen Nation in dem Grade, daß uns die französische Vermittelung nicht fehlen kann. Indem Napoleon Venedig in der Hand hat, wird es ihm leicht sein, Italien zu vermögen, daß es sein Schwert in die Scheide steckt. Dann bekommen wir unsere Süd-Armee frei zur Verwendung gegen Preußen; das Mindeste aber, was wir von Napoleon in Bezug auf Preußen zu gewärtigen haben, wird

zunächst die Durchsetzung eines mehrwöchentlichen, wohl gar mehrmonatlichen Waffenstillstandes sein. In der gewonnenen Zeit reorganisiren wir unser geschlagenes Heer und vereinen es sodann mit der Süd-Armee. Dann stehen wir auf's Neue Preußen gekräftigt gegenüber. Andrerseits wird Napoleon durch sein eigenes Interesse dann auf einer Bahn erhalten, die uns zu statten kommt. Hat er die Vermittlerrolle einmal übernommen, so wird er sich auch einen Vermittlerlohn nicht entgehen lassen. Diesen — das war der zweite Anlaß zu der heimtückischen Freude, welche die leitenden Staatsmänner in Wien empfanden — muß dann Preußen zum Schaden Deutschlands zahlen! — Widersetzt sich Preußen den Forderungen, nun, so wird Napoleon sich die günstige Gelegenheit nicht entgehen lassen, seine früher angekündigte „Rache für Waterloo" an Preußen zu nehmen! —

Das bedeutete die moralische Abdankung Oesterreichs! — Hätte Oesterreich sich statt an Frankreich direct an Preußen und Italien gewandt, so hätte es zu einem ehrenhaften Frieden kommen können. Es speculirte (das war auch eine alte Praxis!) auf verderbliche Gelüste des Auslandes. Sie waren, wie wir dargelegt haben, im vollsten Maße in Frankreich vorhanden. In Paris nahm man, wie obiges Wort der officiellen Zeitung deutlich zu erkennen giebt, die Miene des Schiedsrichters an. Aber wie vollständig man in Wien und in Paris die Rechnung ohne den Wirth gemacht hatte, das sollte sich schnell genug zeigen. König Wilhelm lehnte den Antrag Napoleon's, der der Welt in dem Sicherheitsgefühle verkündet worden war, daß er Annahme finden werde und müsse, mit Entschiedenheit ab! — Wer da erwägt, daß dies zu der Zeit geschah, in der Vogel von Falkenstein seinen Zug eben erst begann, der Südwesten Deutschlands den Franzosen nicht nur offen stand, sondern ihnen, wenn sie sofort zum Schwert gegriffen hätten, sogleich Verbündete zugeführt haben würde, in einer Zeit, in der ein Minister eines süddeutschen Staates

es aussprach, daß die Kleinstaaten sich lieber mit Frankreich, als mit Preußen verbünden würden, in der in einer der gelesensten oesterreichischen Zeitungen folgendes landesverrätherische Wort zu lesen war: „Wenn Frankreich zu den Waffen greift, wird es zahlreiche Parteien in Deutschland geben, die selbst die schwersten momentanen Calamitäten der Ausbreitung preußischer Zucht vorziehen!" — wer das Alles erwägt, der wird sich sagen müssen: es handelte sich um einen wahrhaft großen Entschluß König Wilhelm's. — Ein Mann, der in der Lage war, genau über die bezüglichen Vorgänge unterrichtet zu sein, (der Geheime Hofrath L. Schneider) sagt in vorsichtiger Weise: es werde das Verhalten des Königs dem französischen Antrage gegenüber in seiner ganzen Bedeutung für die Geschichte Deutschlands erst später gewürdigt werden können, wenn diese Dinge überhaupt einst der Geschichte angehören. —

Groß und hehr wie der König, dachte auch das Volk und nahm eine gleiche Haltung an. Und Frankreich? Es fing an mit Staunen deß inne zu werden, daß vor der Kernhaftigkeit preußischer Gesinnung sein Plan wie ein Spinngewebe zerriß. Dem französischen Minister Rouher entschlüpfte vor einiger Zeit das Wort, man habe ob des unaufhaltsamen Vorwärtsschreitens der Preußen „wahre Beklemmungen" gefühlt. Zu jener Zeit sagte die in Paris erscheinende „revue contemporaine": „Ein blitzschneller bewundrungswürdig vorbereiteter Feldzug hat Preußen in die erste Reihe der europäischen Großmächte gestellt in einer seit einem Jahrhundert nicht besessenen Unabhängigkeitsstellung und demselben das moralisch ihm schon zugehörige Uebergewicht gesichert. Man darf es sich nicht verhehlen, daß Preußen in nicht mehr als einem Monat die größte Umgestaltung bewirkt hat, die seit 1789 in Europa erlebt worden. In Frankreich, wo man China besser kennt, als Deutschlaud, ist man noch unter dem Drucke der Betäubung." — Man wurde eben in Paris, wie überall, von

den preußischen Erfolgen überrascht, und die Thatsachen gestalteten sich in so schneller Folge, daß das, was man in der einen Stunde zu thun beschloß, schon in der nächsten Stunde nicht mehr paßte. Vielleicht zuckte die Hand nach dem Schwerte; allein der Eindruck der preußischen Kraftäußerung und Willensfestigkeit war zu überwältigend, als daß man zu einem kraftvollen Entschlusse sich aufzuraffen vermocht hätte. Daher jene „Beklommenheit“. Die französischen Staatsmänner sahen eine wichtige Umwandlung in dem Herzen Europas vor sich gehen, bei der sie weder mitzureden hatten, noch bei der sie zu irgend einem Vortheil gelangten. Das stimmte wenig mit den schlauen Plänen, die sie gehegt hatten. Düster blickten sie drein; man mußte sich sagen, es werde in ihnen ein Stachel zurückbleiben. Doch gleichviel! Es konnte dies weder den König Wilhelm und seine Staatsmänner bestimmen, den französischen Anmaßungen anders als abweisend zu begegnen, noch das preußische Volk, Anderes zu wünschen*).

Es fehlte nicht an Stimmen in Deutschland, die da fragten, ob man im Ernst glaube, Frankreich werde es verwinden, daß ein so bedeutungsvoller Act der innern Erstarkung Deutschlands vor sich gegangen sei, bei dem man sich weder seines Rathes bedient, noch ihm einen Vortheil habe zukommen lassen; Preußen stehe in Waffen, und es empfehle sich, das, was doch nicht abzuwenden sei, gleich in Angriff zu nehmen, demnach unverzüglich die Waffen mit ihm zu messen.

Die Staatslenker waren sicher in Bezug auf die Beurtheilung der Frankreich beherrschenden Stimmung der gleichen Meinung; allein es widerstrebte ihnen, auf eine solche Voraussetzung hin das Uebel eines Krieges zu provociren. Dagegen wurde nichts unterlassen, die Wehrhaftigkeit des Landes zu vervollkommnen, damit, falls Frankreich seine Gelüste nicht

*) Siehe: Der Deutsche Krieg. Von Ferdinand Schmidt. Berlin bei Hugo Kastner. 4. Auflage.

überwinde, man stark genug sei, ihm gebührend zu begegnen. Den Conflict nicht suchen, aber sich in Bereitschaft setzen, ihn, wenn er ihm aufgedrungen würde, mit Ehren und zum Heile Deutschlands zu bestehen — das war die Parole der Haltung Preußens Frankreich gegenüber.

Bald verriethen Kundgebungen des gesetzgebenden Körpers Frankeichs und der Presse daselbst, daß Frankreich in der Frage, um die es sich handelte, nichts gelernt und nichts vergessen habe.

Die Stimmen waren vereinzelt, die da riethen, Frankreich möge sich um seine eigenen innern Angelegenheiten bekümmern und andere Völker mit seinem selbstsüchtigen Rathe verschonen. Ollivier, damals einer der Führer der Opposition, unternahm bald nach dem Kriege von 1866 eine Orientirungsreise durch Deutschland und warnte nach seiner Rückkehr von allen Versuchen ab, das in Deutschland Geschehene rückgängig zu machen. Die Deutschen, sagte er, seien von friedfertiger Gesinnung gegen Frankreich erfüllt; aber ob sie gleich im Innern mit mancherlei Zerwürfnissen zu kämpfen hätten, würde man sie in dem Augenblicke völlig einigen, wo man von außen her ihr Selbstbestimmungsrecht anzutasten wagte. Sein Rath würde überhört; wurde er sich später doch selbst untreu, ein Beweis, wie übermächtig die Gegenströmung in Frankreich war. Nicht etwa Anhänger der Regierung nur verriethen ihren geheimen Groll; Führer der Mittelparteien und der Linken erwiesen sich ebenfalls in dieser Frage als echte „Franzosen." Pelletan verkündete in einem Aufsehen erregenden Artikel, daß ein Waffengang zwischen Preußen und Frankreich unvermeidlich sei. Er brauchte das Bild zweier Lokomotiven, die von zwei entgegengesetzten Punkten einer einen weiten Bogen beschreibenden Bahn her brausten. Scheinbar sei die Richtung des Laufes eine verschiedene; allein der mathematische Punkt sei auf der Bogen-

bahn vorhanden, auf dem die Feuerwagen mit zermalmender Kraft auf einander prallen würden!

Die luxemburger Frage trat auf. Wiederum vernahm man Stimmen in Deutschland, die da riethen, den Kampf nicht länger aufzuschieben und dadurch Frankreich nicht weiter noch Zeit zur Vervollständigung seiner Rüstungen zu geben. Aber das preußische Cabinet bewahrte auch diesmal seine Mäßigung. Es gestattete zwar nicht, daß Frankreich sich Luxemburg einverleibe, gab aber die Besetzung der Festung auf, weil es anerkannte, daß das Recht der Besetzung in dem deutschen Bunde wurzelte, der aufgelöst war.

Vielfache Kundgebungen im gesetzgebenden Körper verriethen das Vorhandensein des Grolls und der Unruhe innerhalb und außerhalb der Regierungskreise Frankreichs. Nur auf einen Vorgang gleich nach Beilegung des luxemburger Handels (1. Dec. 1867) sei verwiesen. Ollivier erhob sich gegen den Minister Rouher. Der vorherrschende Character der auswärtigen Politik der Regierung, sagte er, sei Agitation und Verwirrung. Von der französischen Politik Deutschland gegenüber sich eine klare Vorstellung zu machen, sei geradezu unmöglich. Das Rundschreiben Lavalette's habe von „Befriedigung" (in Bezug auf die Neugestaltung Deutschlands unter Führung Preußens) gesprochen. Die Rede Rouher's habe „patriotischen Beklemmungen" Ausdruck gegeben. Drouin de L'huys habe als „Entschädigung" Landau, Rastatt und die Pfalz verlangt und als Erfolg nur die militairische Allianz Nord- und Süddeutschlands provocirt. Nachdem man große Entschädigung nicht habe erlangen können, habe man sich auf die kleine Stadt Luxemburg geworfen. — Auch Thiers ließ sich vernehmen. Er verurtheilte die Regierung, weil sie es habe geschehen lassen, daß der deutsche Bund durch Preußen aufgelöst worden sei. „An seine Stelle", sagte er, „ist eine militairische Monarchie getreten, welche über vierzig Millionen Menschen verfügt. Sie befinden sich also zwischen zwei Einheiten,

von denen Sie die eine (Italien) gemacht, die andre (den norddeutschen Bund) sich haben bilden lassen, die sich über die Alpen die Hände reichen und für den Frieden die Bedingung stellen, daß Sie sie sich vollenden lassen, die eine, indem sie sich der Staaten des Papstes bemächtigt, die andere, indem sie die süddeutschen Staaten sich einverleibt."

Und was antwortete Rouher, der seine „Beklommenheit", in die die Siege Preußens ihn versetzt und die Abweisungen, die Frankreich sich hatte müssen gefallen lassen, auch jetzt noch nicht überwunden hatte? „Frankreich habe nach deutscher Seite hin stets eine Politik walten lassen, welche auf die Besänftigung der Geister und die Erhaltung der Ruhe gerichtet gewesen sei. Die Regierung acceptire offen die vollendeten Thatsachen, so lange ihre Interessen und ihre Würde nicht in Frage gestellt werden.

Eine echt französische Antwort, triefend von Friedensworten, die Miene annehmend, als wünsche man mit dem deutschen Nachbar in bestem Vernehmen zu bleiben, den Franzosen aber dabei verständlich zublinkend: Geduld, der Augenblick wird kommen, in welchem wir, mit Berufung auf das Wort, „daß unsere Interessen und unsere Würde in Frage gestellt seien," zum Schwerte greifen werden!

Daß dies bald geschehen könne, ward der Sorge des neuen Kriegsministers Niel anvertraut. Niel verlangte zu neuen Waffenrüstungen Geld von der Volksvertretung. Wäre es ihm verweigert worden, dann hätte man die Ueberzeugung gewinnen können, es sei wenigstens die Volksvertretung in ihrer Mehrheit von friedlicher Gesinnung gegen Deutschland erfüllt. Aber man bewilligte ihm ungeheure Summen, denn — dies ward als Maske gebraucht — „der eroberungssüchtigen deutschen Politik gegenüber sei es unerläßlich, sich — zum Schutz für alle Fälle — in starke Wehrverfassung zu setzen!" —

Schon im Jahre darauf (1868) meinte Napoleon so weit zu sein, in einen Kampf mit Preußen eintreten zu

können. Zu lange damit zu warten, empfahl sich allerdings nicht. Im deutschen Volke fing man an, die Motive, die Preußen 1866 zum Schwerte zu greifen bestimmt hatten, mehr und mehr zu würdigen, wozu nicht wenig beitrug, daß die Hunderttausende von Deutschen im Auslande auf die vielfältigste Art bekundeten, die bittere Krise, durch die Deutschland habe gehen müssen, sei von dem Standpunkte der nationalen Politik betrachtet, eine Nothwendigkeit gewesen. Wesentlich für die Beruhigung der Gemüther war ferner das Wirken des Zoll-Parlaments. Das wirthschaftliche Leben Nord-Deutschlands war von einem neuen Schöpfungsodem beseelt, es begannen zahlreiche und gewichtige Stimmen in Süd-Deutschland laut zu werden, die den Anschluß der Südstaaten an den Nordbund empfahlen.

Das war es, was den Kaiser Napoleon bestimmte, seinen Plan in Angriff zu nehmen. Er leitete sein Werk damit ein, daß er mit der spanischen Königin Isabella — eine Dame seiner würdig — eine Verschwörung verabredete. Sie sollte ihm auf eine Zeit lang den Schergendienst in Italien abnehmen. Widerrechtlich und entgegen früheren Gelöbnissen hielt er den Kirchenstaat besetzt, um der Meister über Italiens Geschicke zu bleiben. Diesen Dienst sollte einstweilen Spanien ausüben, wonach er sich dann mit seiner ungetheilten Macht gegen Preußen zu wenden im Stande gewesen sein würde.

Alles war verabredet, der Pact sollte bei einer persönlichen Zusammenkunft besiegelt werden, Napoleon und Isabelle waren beide schon unterweges, um sich auf der Grenze Frankreichs und Spaniens zu begegnen — da fegte der Sturm der Revolution die Königin hinweg, und der alte Verschwörer mußte unter dem Hohnlachen Europas unverrichteter Sache nach Paris zurückkehren.

Unsern Rückblick können wir hiermit schließen. Er führt den Nachweis, daß, ein so gefährlicher Verschwörer gegen Deutschlands Wohlfahrt Napoleon III. auch ist, wir den

gefährlicheren Feind in dem von einer — Frankreichs Stellung zu Deutschland betreffenden — politischen Manie besessenen Volke der Franzosen zu suchen haben. Napoleon III. ist eine vorübergehende Erscheinung, jener Feind aber, der eigentliche Schädiger Deutschlands (den allerdings einzelne Herrscher namentlich nährten und ihm dienten) gehört der Seele des französischen Volkes an, und es ergiebt sich daraus für uns Deutsche die Frage: wie und auf welche Art haben wir diesem Feinde beizukommen, damit er endlich, und wo möglich auf immer von dem frechen und räuberischen Gelüst geheilt werde, Deutschland ferner als sein Beutefeld zu betrachten, oder auch nur sich in unser politisches Hauswesen einzumischen? —

Wir stehen vor einem für Deutschlands Zukunft im höchsten Grade bedeutungsvollen Abschnitt der Geschichte, wichtig wie die hochragendsten Zeiten: Reformation — Zeit Friedrich des Großen — Weimarische Literatur-Epoche — Freiheitskriege. **Der Verfall Deutschlands,** der mit dem Hinsinken des Hohenstaufenstammes (auch zumeist bewirkt durch wälsche Tücke!) begann, **hat sein Ende erreicht,** die räuberischen Raben, die Barbarossa's Erbe umschwirrt haben, werden verscheucht, — für Deutschland bricht ein neuer Morgen an, eine Zeit, in der es unbehelligt von fremden Einflüssen seine Eigenart wird entfalten, die Mission wird erfüllen können, zu der es die Vorsehung berufen hat.

Daß der böse Feind im Westen sich nun und nimmermehr dazu verstehen würde, Deutschland ohne Kampf auf diese Bahn gelangen zu lassen, das sahen Alle, die sehen konnten. Denn der Instinct des Feindes witterte es ja auch, daß bei dem Aufschwunge, in den Deutschland eingetreten war, nicht nur für Frankreich die lange Periode der Raub-Erfolge geschlossen, sondern daß auch gleichzeitig, in dem Maaße das deutsche Volk

sich mit berechtigtem Selbstgefühle erfülle, Deutschland und mit ihm Europa aufhören werde, ferner sich zu einem Abzugsfelde verkommenen französischen Wesens machen zu lassen!

Ja, Deutschland hat dem Feinde beizukommen, der aus der Seele der Franzosen stammt, der gegen das deutsche Volk gewendeten Gier, der Ueberhebung, der Raubsucht, der Vergiftung des Rechts- und Sittlichkeitsgefühls, und diesem Feinde — das haben vor fünfzig Jahren schon die besten deutschen Männer gesagt — ist nur durch die ernsteste Eisenkur und durch eine dieser nachfolgende Kriegsentschädigungskur beizukommen. —

Deutschland ist gezwungen worden, sein Schwert zur Nothwehr zu ziehn. Es ist der 1870 zum Ausbruch gekommene Kampf von Seiten Frankreichs der Kampf des Banditen, der den Raub nicht loslassen will, weil das Werk der Ausplünderung noch nicht vollendet ist, von Deutschlands Seite dagegen ist er ein Erlösungskampf, ein heiliger Krieg.

Darum Ehre, Ruhm und Preis Allen, die an diesem heiligen Kriege von ganzer Seele, von ganzem Gemüth und aus allen Kräften theilnahmen!

Ein Wetterzeichen am politischen Himmel.

So — wie wir eben schilderten — dachte man hüben und drüben. Preußen wußte, wessen es sich von Frankreich zu versehen habe; aber, daß der Arm schon erhoben war, der ihm den Fehdehandschuh hinwerfen sollte, das ahnte Niemand im Lande. Der König war nach Ems gegangen, um seine Gesundheit zu kräftigen; der Kronprinz und die hervorragendsten der preußischen Staatsmänner hatten ebenfalls die Residenz verlassen oder bereiteten sich dazu vor. Niemand ahnte es, daß der Ausbruch des längst geahnten Kriegswetters nahe

sei. Zwar waren einige Männer in das französische Ministerium getreten, denen man allgemein feindselige Gesinnungen gegen Preußen nachsagte, der Herzog von Gramont als Minister des Auswärtigen und Le Boeuf als Kriegsminister. Allein die Kundgebungen dieser Männer im gesetzgebenden Körper klangen außerordentlich friedlich; namentlich aber äußerte sich Ollivier über die gegenwärtige Lage in einer Weise, die geeignet schien, etwaige Besorgnisse gänzlich zu beseitigen. Es war am 30. Juni, als er in offener Sitzung des gesetzgebenden Körpers folgende Friedensrede hielt:

„Wohin man auch blickt, man kann nirgend eine Frage entdecken, die Gefahr in sich bergen könnte; überall haben die Cabinette begriffen, daß die Achtung vor den Verträgen sich Jedermann aufdrängt, namentlich aber vor den beiden Verträgen, auf welchen der Friede Europas ruht: vor dem Pariser Vertrage von 1856, der für den Orient, und vor dem Prager Vertrage von 1866, der für Deutschland den Frieden sichert."

So die Versicherung des Großsiegelbewahrers, der damit aber auch die Wahrheit unter Siegel gelegt hatte, denn er log gradezu, wie es später zu Tage trat, da um jene Zeit (30. Juni) bereits von Frankreich Vorbereitungen zum Kriege gegen Deutschland getroffen wurden.

Eitelkeit hatte auch diesen Mann hineingezogen in den Pfuhl napoleonischer gleißender Nichtigkeiten. Dem schlauen Selbstherrscher war es nicht entgangen, wie ein Ollivier zu fangen, zu welcher Zeit er am besten zu gebrauchen, und zu welchen Zwecken er zu verbrauchen sei. Die Franzosen waren wieder einmal unregierbar geworden; nicht echte Liebe zur Freiheit, sondern Veränderungssucht hatte sie ergriffen. Napoleon fühlte unter seinen Füßen den Boden erbeben, er vernahm das Grollen des revolutionären Geistes, der, wenn er unter ihm günstigen Umständen seine ganze Kraft entfaltet, mit der Unbesiegbarkeit einer Naturmacht auftritt. Diesen Geist hatte Ollivier seit Jahren nähren helfen, dabei aber mit advocaten-

mäßiger Schlauheit eine Linie inne zu halten gewußt, die ihm die Möglichkeit offen hielt, in das Ministerium berufen zu werden. Wie er berechnet hatte, daß man eines Tages seine Hülfe begehren werde, so war er längst für gewisse Fälle von Napoleon in Reserve gestellt gewesen, nunmehr aber von ihm auf das politische Schachbrett aufgestellt worden. Ollivier, der bei einem großen Theile des Volkes in dem Rufe der Freisinnigkeit stand, sollte ihm einstweilen als Schild wider die Anläufe der „Unversöhnlichen" dienen, dieser Schaar von Männern, von deren Haß sich der Kaiser wie von einem Gespenst aus der Hölle verfolgt und bedroht sah. Als der Böseste der Bösen galt ihm Rochefort, eine wahre Incarnation des wüthendsten Hasses, wie der tiefste Grad politischer Unzüchtigkeit, wo solche zur Herrschaft gelangt ist, ihn nur zu erzeugen vermag. Diesen Feind und dessen Anhang zu bändigen und zugleich die Mehrheit des Volkes durch den Schein der Freisinnigkeit dem kaiserlichen Regiment wieder willfährig zu machen, das war Olliviers Hauptaufgabe.

Ehrliche Leute mißtrauten dem Ollivier alsbald, einfach aus dem Grunde, weil er in den Dienst eines Napoleon getreten war, und es zeigte sich auch in kurzer Zeit, daß ihr Mißtrauen ein gerechtfertigtes war. Denn von Einführung solcher Gesetze und Einrichtungen, für die er seit Jahren gekämpft hatte, war nicht die Rede, dagegen gab er sich dazu her, das Schauspiel eines neuen Plebiscits in Scene zu setzen, auf das es Napoleon ebenfalls abgesehen hatte, als er sich den in Freisinn schimmernden Ollivier zum Ministerpräsidenten herbeirief.

Auf Künste der Bethörung der Menge verstand man sich in Frankreich von je an vortrefflich. Der kaiserliche Thron sollte eine neue Vergoldung erhalten, der politische Grünspan, der, weil gemeines Kupfer die Unterlage war, sich angesetzt hatte, sollte entfernt werden. Es kam darauf an, daß das dem Kaiser zustimmende „Ja" in einer überwältigenden Majorität ausgesprochen würde. Die Comödie nahm ihren Anfang. Die

Massen der unwissenden Bauern wurden daran erinnert, mit welcher Treue und Hingabe der fromme Sohn der Kirche, Napoleon III., den heiligen Vater wider die Aufrührer schütze; Feindschaft gegen ihn bedeute zugleich Feindschaft gegen den heiligen Vater und damit auch Feindschaft gegen Gott, dessen Stellvertreter dieser auf Erden sei; darum sei es heilige Pflicht, für den Kaiser mit einem „Ja" zu stimmen! Aber auch dem „Friedensfürsten" solle man durch das „Ja" seine Huldigung darbringen. Napoleon wolle aufrichtig den Frieden; daher das „Ja" Frieden, das „Nein" Krieg bedeute! Nachdem man den Massen solche Lügen aufgebürdet hatte, sagte man ihnen, sie sollten nun „frei" abstimmen!

Was hätten diese Millionen Bethörter wohl gesagt und gethan, wenn ihnen kund gethan worden wäre, daß in kürzester Frist der fromme Sohn der Kirche dem Papste die französische Besatzung nehmen, und daß er einen der ungerechtesten Kriege anheben würde, die je geführt wurden?

Doch der Trug that die erwünschte Wirkung, die Wahlurnen füllten sich mit Ja-Stimmen, die „überwältigende Majorität" kam zu Stande. Aber dem Kaiser fiel ein bittrer Tropfen in den Freudenbecher: aus der Armee erklärten sich nicht weniger als 43,000 Stimmen gegen ihn. Dies und der Umstand, daß Ollivier nur noch mit Noth die wieder wachsende Gährung zu bemeistern vermochte, zeitigte in Napoleon den Entschluß, durch einen Waffengang gegen Deutschland die Aufmerksamkeit von seiner Person und seiner innern Politik abzulenken, und nunmehr unverzüglich Preußen, das sich seiner auf dem Gebiete der Diplomatie mit Geschick zu erwehren gewußt hatte, auf dem Schlachtfelde zu überfallen.

Aber lag denn ein Grund vor, auf den man einen Krieg gegen Preußen stützen könnte? Welche Frage! Ist denn je eines der Ungeheuer, in denen Herrschsucht, Stolz und Beutegier alles menschliche Empfinden erstickt haben, um einen Scheingrund zum Kriege verlegen gewesen?

Der erste beste Anlaß genügte.

Da war etwas geschehen, was dem Manne des 2. December und dem ihm nun gänzlich verfallenen Ollivier, so wie auch dem Minister des Auswärtigen, Gramont, — sämmtlich Puppen, die er auf seinen Fingerspitzen tanzen ließ — die erwünschte Handhabe bot, eine Kriegsfrage einzufädeln.

Die Zeitungen brachten unter dem 4. Juli folgende Nachricht:

„Nach der Angabe des „Constitutionel" hat der Prinz von Hohenzollern auf Befragen sich bereit erklärt, die spanische Krone anzunehmen. (Wahrscheinlich handelt es sich um den ältesten Sohn des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen, den Prinzen Leopold, geb. den 22. September 1835, welcher seit dem Jahre 1861 mit der portugiesischen Prinzessin vermählt ist und in dieser Ehe drei Söhne hat, doch ist früher auch von dem jüngern Bruder desselben, dem Prinzen Friedrich, als eventuell in Aussicht genommenem Candidaten die Rede gewesen. Dieser ist am 25. Juni 1843 geboren, unvermählt.) Dem „Gaulois" zufolge wird in dieser Woche im gesetzgebenden Körper eine Interpellation wegen der Ausführung des Prager Friedens eingebracht werden."

Diese Nachricht, von Vielen als ein leichtes Wölkchen am politischen Himmel angesehen, erschien Kundigen sofort als ein Wetterzeichen, das zu beachten sei, zumal einige pariser Zeitungen ohne Weiteres die Wahl des Prinzen Leopold als ein Werk Preußens bezeichneten, das seinen Einfluß über Spanien auszudehnen beabsichtige, und diese ihre Behauptung mit heftigen Ausfällen gegen Preußen begleiteten, das durch sein Machtgelüst die Ruhe Europas bedrohe.

Für Unkundige konnte es den Anschein haben, als möchte wohl Preußen bei der Wahl des Prinzen doch irgendwie betheiligt sein. Das dem nicht so war, läßt sich leicht nachweisen; man wußte dies auch in Paris, man wollte dies aber nicht wissen; denn es kam vorerst auf Scheingründe an,

die den diplomatischen Streit einleiten und die zugleich aufregend in Frankreich wirken sollten: der Streit selbst, hoffte man, werde schon irgend welches Material zu weiteren Beschuldigungen erzeugen. Auch für den Fall, ward gesagt, daß die Initiative nicht von dem Könige von Preußen ausgegangen sei, sei er in seiner Eigenschaft als „Chef sämmtlicher hohenzollerscher Prinzen" bei der Annahme betheiligt, daher verantwortlich.

Die „Grenzboten" brachten alsbald folgende einfache Klarlegung des Sachverhältnisses: Alle Welt weiß, daß seit langer Zeit Prim bemüht ist, seinem Volke einen Sprossen aus königlichem Geblüt zum Könige zu geben. Frankreich, das keinen Andern als den Sohn der Ex-Königin Isabella auf den spanischen Thron gelangen lassen will, vereitelte mehrfach die Bemühungen des Marschalls. Endlich wandte sich Prim an das fürstliche Haus Hohenzollern-Sigmaringen, indem er den Wunsch aussprach, der Erbprinz Leopold möge sich bereit erklären, die spanische Krone anzunehmen, wonach er den Cortes ihn zur Wahl vorschlagen wolle. Der Antrag erschien dem Erbprinzen Leopold nicht gerade lockend. Er machte dem Könige von Preußen und dem Kronprinzen Mittheilung; beide riethen entschieden ab. Daß Deutschland durch eine Annahme der so hoffnungsarmen spanischen Krone irgendwie engagirt werden würde, daran dachte Niemand; von irgend welcher Unterstützung der Throncandidatur durch Preußen war nicht entfernt die Rede. Die Bedenken wurden nur durch die Rücksichten auf das Glück und das fürstliche Selbstgefühl des Prinzen eingegeben. Doch die Prinzen des Hauses Sigmaringen stehen unabhängig seitwärts des königlichen Hauses, ihr Einkommen wird ihnen nicht aus der königlichen Chatulle gewährt, ihr Chef ist der Fürst Carl Anton von Hohenzollern, der dieses Recht seiner früheren Souveränität bewahrt. In wichtigsten Familien-Angelegenheiten wird der Rath des Königs eingeholt, aber die Majestät von Preußen hat Entscheidungen nicht

zu treffen, wie es bei den Prinzen des Königshauses der Fall ist. Erbprinz Leopold lehnte ab, er lehnte ein zweites Mal ab, noch vor wenig Wochen galt die Sache für endgültig entschieden. Da kamen die Spanier zum dritten Male und richteten ihren Antrag auf den jüngsten Prinzen Friedrich. Darauf entschloß sich der Erbprinz Leopold doch zur Annahme. Sowohl die spanischen Agenten Prim's als er selbst hatten völligen Grund zu der Voraussetzung, daß die Annahme auch dem Kaiser Napoleon willkommener sein werde, als manche andre. Der Prinz gilt in der kaiserlichen Familie für einen Verwandten nicht darum, weil die Mutter seines Vaters eine Murat war, wohl aber als Enkel von Stephanie Beauharnais, Großherzogin von Baden, kaiserlicher Prinzessin von Frankreich, der Adoptivtochter Napoleon's I., der Blutsverwandten und Adoptivschwester von der Mutter Napoleon's III. Bei aller deutschen Loyalität des fürstlichen Hauses Hohenzollern sind die verwandtschaftlichen Beziehungen desselben zum Hause Napoleon III. auch von Paris aus gepflegt worden. Als der Erbprinz Leopold vor Kurzem seine junge Gemahlin, eine Prinzessin von Portugal, an den kaiserlichen Hof von Paris brachte, wurden beide nicht nur vom Kaiser, sondern auch von der Kaiserin mit einer so ungewöhnlichen Herzlichkeit aufgenommen und festgehalten, daß die Diplomatie davon zu berichten hatte. Nach der Meinung der Spanier eröffnete der Erwählte die Aussicht, daß ein besonders gutes Einvernehmen der regierenden Familien vom Tajo bis über den Rhein dem Reiche zum Nutzen sein werde. Aber der Humor dieser ernsten Geschichte liegt darin, daß nicht die Franzosen, sondern viel eher wir Deutsche Grund gehabt hätten, von einer so guten Vermittlung zwischen Portugal, Spanien und dem Frankreich Napoleon des Dritten für Deutschland etwas zu besorgen, — wenn wir überhaupt den Fehler hätten, in dem nationalen Gedeihen andrer Völker eine Demüthigung unseres Stolzes zu finden.

Trotzdem man nun von der unabhängigen Stellung des

fürstlichen Hauses der Hohenzollern, gegenüber dem preußischen Königshause, in Paris wohl unterrichtet war, hatte man doch, wie oben bemerkt, die Stirn, zu behaupten: Die Wahl sei Preußens Werk! — Die Lüge hatte in dem Kreise Napoleon's und seiner Helfer alle Scham verloren. Offenkundiger wurde dies in weitesten Kreisen, als der spanische Diplomat Salazar v. Mazaredo daran erinnerte, daß er es gewesen, der die Candidatur des Erbprinzen zur Sprache gebracht, daß er bereits unter dem 27. October des Jahres 1869 in einer an alle Fürstenhöfe versandten und darnach auch durch den Druck der Oeffentlichkeit übergebenen Denkschrift die Wahl des Genannten empfohlen und seinen Vorschlag, dabei nur allein das Interesse Spaniens zu Rathe ziehend, begründet habe.

Es mögen einige Stellen aus dieser Denkschrift hier Platz finden, die einem Jeden, der etwa noch im Mindesten daran zweifeln könnte, daß Preußen an der Aufstellung der Candidatur unbetheiligt war, zu der Ueberzeugung seines Irrthums und zu der richtigen Annahme bringen wird, daß der Vorschlag einzig und allein in Anschauungen wurzelt, die den Verhältnissen Spaniens entsprechen.

„Vor acht Monaten" — heißt es in der Denkschrift — „schlug ich an zweiter Stelle die Candidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern vor, des Bruders der vorigen Königin Stephanie von Portugal. Don Leopold und seine Gemahlin, die Infantin Donna Antonia, Schwester des regierenden Königs, würde ihrer Nachkommenschaft das Blut der Braganza überliefern. Von den beiden Töchtern Don Fernando's ist die Infantin Antonia die einzige, die eine Ehe eingegangen ist, an welcher das portugiesische Volk und die königliche Familie volles Gefallen gefunden haben. In der That ist die Vereinigung Leopold's und Antonien's eine Muster-Ehe unter allen Gesichtspunkten und das glückliche Schauspiel, welches dieses junge Paar bietet, würde wohlthätig auf unsere Sitten einwirken. Das Alter Leopold's könnte nicht angemessener sein. Mit

34 Jahren hat der Mensch die Fülle seiner Fähigkeiten erlangt und besitzt schon die nothwendige Erfahrung in den schwierigsten Obliegenheiten. Der Prinz Leopold ist katholisch wie seine ganze Familie, sehr gebildet, von klarem Verstande, und hat wie viele Deutsche eine besondere Vorliebe für die spanische Literatur. Er ist der älteste Bruder des Herrschers von Rumänien; durch seine Heirath doppelt verschwägert mit den Königen von Portugal (Pedro und Luis), ein Verwandter des Königs der Belgier, indem seine Schwester, Prinzessin Marie, mit dem Grafen von Flandern, dem Bruder Leopold's II., vermählt ist; verwandt ebenfalls mit dem Kaiser Napoleon, weil seine Mutter der Familie Beauharnais angehört, und er steht in entfernter Verbindung mit der königlichen Familie von Preußen, obwohl er nicht von dem erstgebornen Zweige, dem protestantischen, abstammt. Sein Vermögen gehört zu den beträchtlichsten in Europa, und wenn ich nicht irre, so hat er durch den Tod seines Vetters, des Fürsten von Hechingen Don Frederico Valesco de Aragon, Grafen von Castilnovo, Anwartschaft auf die Besitzthümer, welche derselbe in Spanien hinterlassen hat, so wie auf einen andern hochberühmten Titel von Castilien (der Grafschaft Villalba). Was ich aber gelesen habe, ist, daß er alle Würden und Güter in Deutschland erbt. Don Leopold's Erbfolge ist durch drei Söhne gesichert, von denen der älteste schon ungefähr sechs Jahre zählt, und beide Ehegatten sind von höchst anmuthvoller Gestalt, was nicht gering zu schätzen ist für Länder des Südens, welche von Natur den Spott lieben und in ihrem ganzen Gedankengange die Schönheit des Geistes besser verstehen, wenn sie von der Schönheit der Gestalt begleitet ist. — Der Prinz Leopold gehört dem katholischen Bestandtheile der Provinzen des südlichen Deutschlands an, welcher die Pflichten der Religion mit den Bestrebungen der Völker zu vereinigen weiß. Aus ihnen floß jene Auswanderung, welche so viel dazu beigetragen hat, den Katholicismus in den vereinigten Staaten populär zu machen. Das nordamerikanische

Volk war den Grundsätzen und Ceremonien der katholischen Kirche feindselig, und das Beispiel der fanatischen und unwissenden irischen Bevölkerung diente eben nicht dazu, den Schein zu verändern; aber der Katholicismus greift in erstaunenswerther Weise um sich in Folge des gebildeten Einflusses der deutschen Auswanderung. Der Prinz hat jene einfache Bildung der Fürsten des nördlichen Europa empfangen, daß sie, ohne in ihrer Stellung sich etwas zu vergeben, sich unter die Menge mischen, um sich mit den Bedürfnissen des Volkes bekannt zu machen. In Spanien kann ein König besser, als in irgend einem anderen Lande mit geringer Mühe die Gunst des Volkes erlangen, weil der Charakter unserer Nation eine eigenthümliche Mischung von Sanftmuth und Stolz, von volksthümlicher Offenheit und aristokratischem Gefühle ist. Ein deutscher Prinz wird uns ein größeres Gesichtsfeld eröffnen, als das der Pyrenäen: er gehört jener germanischen Nation an, die sich auf die Höhe der ersten Völker der Welt in Kunst, Wissenschaft und selbst Gewerbfleiß erhebt, wie sie es in der letzten Weltausstellung bewiesen hat. Und wenn es sähe, daß wir einen seiner Söhne begünstigten, würde Deutschland seine Verbindungen zu uns enger knüpfen und uns vielleicht einen Theil jener schönen Bevölkerung zusenden, die heut das Capital, den Fleiß, die Klugheit, deren wir so sehr bedürfen, den Vereinigten Staaten zubringt."

Hiernach dürfte darüber kein Wort mehr zu verlieren sein, daß man in Paris vollkommen von der Unbetheiligtheit Preußens an der Candidatur Leopold's überzeugt war.

Dem Herzoge von Gramont, Minister des Aeußeren, ward nun die Aufgabe, im gesetzgebenden Körper die (bestellte) Interpellation wegen der in Rede stehenden Wahl Leopold's zu beantworten. Gramont, jener Klasse vornehmer, durch Verschwendung heruntergekommener Abenteurer angehörend, die für reich bezahlte Aemter und Ehren jeder herrschenden Macht sich zur Verfügung stellen, hatte in einer Reihe von Jahren

als Gesandter in Turin und Rom allen Winkelzügen seines großen Lügenmeisters pflichtmäßig und mit Talent zu dienen gewußt. Nach Paris zurückgekehrt, galt er, namentlich seitdem von Niel die Heeresreorganisation durchgeführt war, als einer der eifrigsten Chauvinisten, die unaufhörlich zum Kriege gegen Deutschland aufstachelten. Dies war auch für Napoleon der Grund gewesen, ihn zum Minister des Aeußern zu machen; doch hatte Gramont, seitdem er dies Amt bekleidete, gemäß den Winken seines Kaisers und Herrn, Mäßigung zur Schau getragen.

Jetzt durfte er ohne Zaum und Zügel reden. Es kam darauf an, der Beantwortung der Interpellation einen herausfordernden Anstrich zu geben. Für entsprechenden Ton und Geberde zu sorgen, war Gramont der rechte Mann; die Erklärung, wie er sie (am 6. Juli) vorzulesen hatte, war das Werk Napoleon's. Sie lautete:

„Allerdings hat Marschall Prim dem Prinzen Leopold von Hohenzollern die Krone Spaniens angeboten und letzterer hat sie angenommen, aber das spanische Volk hat sich noch nicht ausgesprochen, und wir wissen auch noch nichts von den wirklichen Einzelnheiten einer Unterhandlung, die uns bis jetzt verborgen war. Auch eine Discussion würde jetzt kein practisches Resultat haben. Wir bitten Sie, dieselbe zu vertagen. Wir haben nicht aufgehört, der spanischen Nation unsere Sympathien zu bezeigen, und Alles zu vermeiden, was den Schein hätte haben können, als wollten wir uns irgendwie in die innern Angelegenheiten einer edlen und großen Nation einmischen, die in Ausübung ihrer vollen Souveränität ist. In Bezug auf die verschiedenen Kronprätendenten sind wir nicht aus der strengsten Neutralität hinausgegangen und haben für keinen derselben jemals weder Vorliebe noch Abneigung bezeigt. Wir werden dieses Benehmen auch ferner beobachten, aber wir glauben nicht, daß die Achtung vor den Rechten eines Nachbarvolkes uns verpflichtet, zu dulden, daß eine fremde

Macht einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. setzt und dadurch zu unserm Schaden das gegenwärtige Gleichgewicht der Mächte Europa's in Unordnung bringen und die Interessen und die Ehre Frankreichs gefährden könnte. Dieser Fall wird nicht eintreten, dessen sind wir gewiß. Damit er nicht eintrete, zählen wir zugleich auf die Weisheit des deutschen und die Freundschaft des spanischen Volkes. Sollte es aber anders kommen, so würden wir, stark durch Ihre Unterstützung, meine Herren, und durch die der Nation, unsre Pflicht ohne Zaudern und ohne Schwachheit zu erfüllen haben."

Damit hatte die aufgestiegene Wolke überraschend schnell an Umfang und an düsterer Färbung zugenommen. Als diese Erklärung von den Zeitungen hinaus in die Welt getragen wurde, drängte sich die Frage auf Aller Lippen: Was bedeutet das? — Aber auch im gesetzgebenden Körper brachte die Erklärung bei allen Abgeordneten, die ehrlich den Frieden wollten, augenblicklich einen ähnlichen Eindruck hervor. Das heiße, sagten Männer der Linken, Preußen und Spanien beleidigen, dadurch werde man bewirken, was zu verhindern man vorgäbe.

Dies bestimmte Ollivier Folgendes zu äußern: „Die vom Herzog Gramont abgegebene Erklärung enthalte keinerlei Unbestimmtheit über die Frage, ob die Regierung den Frieden wünsche, oder ob sie den Krieg herbeirufe. Die Regierung wolle auf das Entschiedenste den Frieden, aber mit Ehren. Sie sei überzeugt, daß die Gramont'sche Erklärung eine friedliche Lösung herbeiführen werde, denn allemal, wenn Europa die Ueberzeugung gewonnen habe, daß Frankreich fest entschlossen sei in der Erfüllung seiner legitimen Pflichten, so widersetze es sich nicht den Wünschen Frankreichs. Es handle sich hier nicht um ein verstecktes Ziel. Auch wenn der Krieg nothwendig werden sollte, so würde ihn die Regierung nicht unternehmen ohne die Zustimmung des gesetzgebenden Körpers,

denn Frankreich lebe unter dem parlamentarischen Regime. Er könne auf Ehrenwort versichern, daß die Regierung keine Hintergedanken habe, wenn sie erkläre, daß sie den Frieden wünsche, und wenn sie die Ueberzeugung ausspreche, daß der Friede erhalten bleiben werde, sobald nur alle Parteiunterschiede verschwinden.“

Ollivier hatte beabsichtigt, den Eindruck der Gramont'schen Erklärung in etwas zu mildern; nun war das Gegentheil geschehen. Der diplomatischen Umhüllung entkleidet, bedeuteten seine Worte: Wir wollen den Frieden, jedoch nur unter der Bedingung, daß andere Mächte sich in Fragen, wie sie gelegentlich auftauchen, unserer Auffassung anbequemen; unserer Willenserklärung, fest abgegeben, wagt Europa nicht sich zu widersetzen; wir werden nur in dem Falle unsere Ehre nicht angetastet erkennen, wenn Preußen in der vorliegenden Frage sich unserer Meinung fügt. — In der Gramont'schen Erklärung war gesagt, Frankreichs legitimes Recht sei es, nicht nur über das Gleichgewicht Europas zu wachen, sondern auch zu bestimmen, ob und wann es verletzt sei, und endlich, gegenüber etwaiger Verletzung desselben, und im Fall eine von ihm ausgehende entsprechende Warnung nicht die nöthige Nachachtung finde, zum Schwerte zu greifen, um seinem Willen Achtung zu verschaffen.

Das war eine Sprache, Europa gegenüber, die an die schlimmsten Zeiten Napoleon's I. und Ludwig's XIV. erinnerte. Vier Jahre hatte man ununterbrochen gerüstet; jetzt hielt man die Zeit für gekommen, also reden zu dürfen!

Im Vorbeigehn sollte sich Europa das gesagt sein lassen; in der Hauptsache hielt man an dem Zweck fest, Preußen zu reizen und zu beleidigen. Um dies zu erreichen, hatte man den gewohnten Weg des diplomatischen Verkehrs verlassen und war auf den offenen Markt getreten, um Preußen wegen einer Angelegenheit zu bedrohen, bei der es nicht im Entferntesten betheiligt war.

Der Sturm vor dem Gewitter.

So war denn nun der politische Himmel von einem Gewittergewölk bezogen, und es bemächtigte sich in Deutschland Unruhe der Herzen, während die Chauvinisten in Frankreich ihrer Genugthuung darüber in vielfältigster Weise Worte liehen, daß der längst ersehnte Tag sich nahe, an dem sie mit dem ihnen seit Sadowa verhaßten Preußen würden Abrechnung halten können. Der alte Raufbold und Anhänger des Rufes „Frankreich bis zum Rhein!“ Girardin, trieb die Preußen schon — vorläufig freilich nur in Leitartikeln — „mit Kolbenstößen aus der Rheinprovinz hinaus!“

Der Krieg lag in der Luft, und wenn wir sagten, die deutschen Herzen seien unruhevoll in diesen Tagen gewesen, so wird damit nur, wie es auch nicht anders sein darf, der Wahrheit die Ehre gegeben, und wahrlich nichts die deutsche Ehre Schädigendes ausgesprochen. „Ein furchtbar, schrecklich Uebel ist der Krieg!“ Das sagte der große Nationaldichter der Deutschen aus der tiefsten Empfindung seines Volkes heraus. Man wußte längst, was noch kommen müsse; als aber nun der Augenblick da war, da die schwere Stunde schlagen zu sollen schien, wurde das deutsche Gemüth von einer tiefen schmerzlichen Bewegung ergriffen und wünschte, der bittere Kelch möchte vorübergehen — falls es mit Ehren geschehen könne.

Was lag denn vor? Ein deutscher Prinz, den die Mehrheit des Volkes kaum dem Namen nach kannte, hatte sich auf wiederholte Aufforderung bereit erklärt, die Krone eines Landes anzunehmen, dessen Interessen zu denen Preußens fast außer aller Beziehung stehen. Wenn nun auch das Gebahren Frankreichs überall Widerwillen erregte, so erschien es doch geradezu als ungeheuerlich, daß um solches Grundes willen das Uebel eines furchtbaren Krieges ausbrechen sollte.

Das preußische Volk wußte nichts über die Stellung die etwa seine Regierung zur spanischen Königswahl genommen; es hegte den Wunsch, daß nichts geschehen möchte, wodurch das Land irgendwie in die rein private Sache des den Spaniern von Prim vorgeschlagenen Prinzen hineingezogen werden könnte. In diesem Sinne äußerte sich die Presse. Die Vossische Zeitung wies darauf hin, daß es sich um eine Frage handle, die Spanien lediglich mit dem Prinzen abzumachen habe, um eine Frage, die weit ab von Preußens Interesse liege, und sie fügte hinzu: „Wir können davon keinen Vortheil haben, wollen davon aber auch keinen Nachtheil haben. Darum fordern wir, daß unser Minister der auswärtigen Angelegenheiten sich nicht anders mit Leopold's Candidatur befasse, wie etwa die englische Regierung; daß er es vermeide, irgend welche Verpflichtungen einzugehen, die später mit Blut und Eisen eingelöst werden müßten; in dieser Sache haben alle Parteien gleiches Interesse."

Darauf erfolgten von officiöser Seite zwei Erklärungen, die geeignet waren, jede Besorgniß des Volkes zu beseitigen. In der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung ward gesagt: „Wir dürfen erklären, daß das Verlangen (das in dem oben angeführten Artikel der Vossischen Zeitung Ausdruck gefunden hatte) mit der Ansicht der Regierung übereinstimmt."

Die zweite Erklärung lautete: „Das auswärtige Ministerium hat den Vertretern des Bundes in Deutschland die Mittheilung zugehen lassen, daß die verbündeten Regierungen und insbesondere die Königlich preußische sich jeder Einwirkung auf die spanische Königswahl und auf deren eventuelle Annahme oder Ablehnung durch einen der zu Wählenden enthalten haben und auch ferner enthalten werden, indem sie diese Angelegenheit als eine ausschließlich Spanien und den demnächst zu wählenden Throncandidaten persönlich

angehende betrachtet und behandelt haben, wie das die Achtung vor der Unabhängigkeit Spaniens von selbst bedinge; Vorstehendes sei der Kaiserlich französischen Regierung bekannt, wenn auch eingehendere und vertraulichere Erörterungen durch den Ton verhindert worden seien, in welchem diese Angelegenheit von Hause aus durch französische Minister besprochen wurde."

Das war eine Haltung der Regierung, die sich des allgemeinsten Beifalls zu erfreuen hatte; Kraft und Würde war gewahrt; in der Sache selbst waren Regierung und Volk vollkommen einig.

Aber auch noch in einer andern Beziehung war die Haltung der Regierung eine vollkommen correcte. Der preußische Ministerpräsident war sicherlich über die wahren Absichten der französischen Regierung nicht im Mindesten im Zweifel. Nun mußte es sich empfehlen, eine Haltung zu bewahren, die dem Streitsuchenden wohl die Möglichkeit eines Zurückgehens gestattete, die ihn aber, falls er um jeden Preis zu dem Ziele gelangen wollte, Krieg mit Preußen anzufangen, zwang, wider Willen sich als den alleinigen Friedensbrecher vor der ganzen Welt zu enthüllen.

Mit steigender Spannung richtete sich nun die allgemeine Aufmerksamkeit auf das französische Cabinet. Wollte es das Uebel des Krieges wirklich nicht, so konnte es noch zurückgehen, wenn auch unter dem Eindrucke, wiederum, wie schon mehrmals, eine wohlverdiente moralische Niederlage durch die bewunderungswürdige Haltung Preußens empfangen zu haben; ging es in der Frage weiter, nun, so stand es unter dem Zwange, sich vor der Welt enthüllen zu müssen, was ihm Nachtheil, dem preußischen Cabinet aber Nutzen gewähren mußte.

Die Zwangs-Enthüllungen ließen nicht lange auf sich warten. Abgeordnete der Linken im gesetzgebenden Körper, von steigendem Mißtrauen gegen das Ministerium erfüllt, suchten Mittel der Gegenwirkung dadurch zu erlangen, daß sie schleu-

nige Vorlage aller bezüglichen Actenstücke verlangten. Die Kammer ließ diese Abgeordneten im Stich, denn als das Ministerium erklärte, zur Zeit eine andre Erklärung als die des Herzogs von Gramont nicht abgeben zu können, ging man über jenen Antrag zur Tagesordnung über.

Inzwischen hatte das spanische Ministerium einstimmig den Vorschlag Prim's in Betreff des Erbprinzen angenommen und beschlossen, die Cortes zusammen zu berufen, um die Königswahl vornehmen zu lassen.

Darauf erfolgte eine neue characteristische Kundgebung des französischen Cabinets. Dasselbe drohte (am 8. Juli) in einer amtlichen Mittheilung, die der Constitutionel brachte, mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Spanien für den Fall, daß die Regierung die Ueberzeugung gewönne, es wolle das spanische Cabinet an der Hohenzollernschen Candidatur unter allen Umständen festhalten. — Bezüglich Preußens sagte die Mittheilung: Die Behauptung, Preußen stehe der Candidatur fern, genüge nicht. Es sei nothwendig, daß Preußen dem Erbprinzen von Hohenzollern geradezu untersage, die spanische Krone anzunehmen.

Nun empfing (in einer Circulardepesche des spanischen Ministers Sagosta vom 7. Juli) das französische Cabinet auch von der Regierung Spaniens die Zusicherung, daß Preußen bei der Wahl gänzlich unbetheiligt sei. „Die Regierung Spaniens habe — hieß es in der Depesche — allein auf eigene Verantwortlichkeit gehandelt und sich direct mit dem Prinzen Leopold ins Vernehmen gesetzt, ohne einen einzigen Augenblick daran zu denken, daß ihre Ehre ihr gestatte, mit dem geringsten Einflusse eines fremden Cabinets zu transigiren.“ Und weiter ward gesagt: „Es sei festzustellen, daß die spanische Regierung in dieser Sache nur ihren eigenen Regungen gefolgt ist, und daß kein nationales Interesse im

Auslande und noch weniger ein ausländisches Interesse sie geleitet habe."

Dieses Circular war der französischen Regierung am 8. Juli zugestellt worden. Dieselbe ließ gleichwohl durch ihre Organe in der Presse zu erkennen geben, daß sie bei ihrem Standpunkte verharre, namentlich verlange, daß der König von Preußen dem Erbprinzen von Hohenzollern die eventuelle Annahme der spanischen Königskrone untersage.

Die Sprache der Regierungsblätter wie auch die der meisten übrigen Zeitungen Frankreichs wurde drohender, die Besorgnisse der Friedensfreunde nahmen zu.

Da brachte am 12. Juli ein Extrablatt der Kölnischen Zeitung die Kunde, es sei dem Herzog von Gramont von dem spanischen Botschafter Olozaga die Anzeige gemacht worden, daß der Erbprinz Leopold der spanischen Thron-candidatur entsagt habe, den Gefühlen folgend, welche es ihm als preußischem und deutschem Officier unmöglich machen, um seiner Person willen Deutschland in den Krieg zu stürzen und gleichzeitig Spanien einen blutigen Kampf als Mitgift zu bringen.

Vielen Redlichen, die mit Grauen an einen Kampf zwischen Frankreich und Preußen gedacht hatten, fiel gleichsam ein Stein vom Herzen. So sei doch nun, sagten sie, den pariser Raufbolden und Abenteurern jeder Vorwand zum Kriege abgeschnitten! —

Der Chef des Hauses Sigmaringen, der Fürst Anton von Hohenzollern, gab ebenfalls in dieser Angelegenheit eine Erklärung ab. Sie lautete:

„Gegenüber den Verwickelungen, welche durch die Candidatur meines Sohnes Leopold entstanden, Verwickelungen, die nothwendiger Weise einen gewissen Einfluß auf die Cortes ausüben müssen, so daß ein Votum derselben nicht wohl ohne die Mitwirkung von Elementen möglich wäre, welche der

Person, um die es sich handelt, durchaus fremd sind, trete ich im Namen meines Sohnes von der Candidatur auf den spanischen Thron zurück."

Ollivier that wie besessen vor Freude über diesen „großen diplomatischen Sieg", den Frankreich errungen habe. Mit leuchtenden Augen rannte er in der Kammer umher und zeigte seinen Freunden jene Verzichts-Erklärung. Seine Zeitung, der „Constitutionel", sagte zum Schluß eines auf Frankreichs Kraft pochenden Artikels:

„Diese Worte (die oben angeführte von Gramont Namens der Regierung abgegebene Erklärung) haben Beachtung gefunden; dem gerechten Verlangen, daß kein Hohenzoller in Spanien regiere, ist Genüge geleistet. Wir verlangen nicht mehr und nehmen mit Stolz die friedliche Sühnung an. Sie ist ein großer Sieg, der keinen Tropfen Blut gekostet hat."

So geberdete sich der Großsiegelbewahrer, so mußte seine Zeitung sich äußern, während drei Tage zuvor Graf Benedetti nach Ems gereist war, um in der Throncandidatenfrage für die weitere Bedrohung Preußens einen Vorwand aufrecht zu erhalten. Und um dieselbe Zeit ließ, wie hinterher zu Tage kam, Prinz Napoleon schleunigst für 200,000 Francs Renten (ein Capital von einer Million repräsentirend), die hoch im Cours standen, verkaufen. —

Was haben wir, solchen Zeichen gegenüber, von Ollivier zu denken! Die Todten reiten schnell. Schneller noch eilte Ollivier, nachdem er sich einmal einem Bonaparte überantwortet hatte, auf der von ihm betretenen Bahn gänzlicher Verkommenheit entgegen. Oder war sein Meister und Herr auf der Bahn der Täuschung und Lüge ihm einen Schritt vorangegangen, so daß er in einer urplötzlich von diesem eingelegten Zwischenscene die Rolle des Betrogenen zu spielen hatte, um einen beabsichtigten Effect hervorzubringen? War dem so, so fand er sich jedoch schnell wieder in die Rolle hinein, die

durchzuführen er von dem ihn beherrschenden bösen Dämon ersehen war.

Alle Friedensfreunde, die eben noch froh aufgeschaut hatten, wurden schnell aus ihrer guten Stimmung wieder heraus gerissen, denn schon am Abend desselben Tages, an welchem Ollivier den Streitfall für beseitigt erklärt hatte, äußerten sich pariser Abendblätter dahin, „daß ungeachtet des Verzichtes des Prinzen von Hohenzollern auf die spanische Throncandidatur die Schwierigkeiten noch nicht gehoben seien," und der Abgeordnete Duvernois erklärte in der Kammer, er wünsche an das Cabinet eine Interpellation zu richten über die Garantien, welche von der Regierung stipulirt seien, oder die sie zu stipuliren gedenke, um die Wiederkehr eventueller späterer Verwickelungen mit Preußen zu vermeiden.

Sehen wir nun zu, auf welch ein infames Attentat man es gegen den König von Preußen abgesehen hatte.

Der greise König befand sich zur Zeit, wie bemerkt, im Bade Ems, um sich nach rastloser Arbeit eine wohlverdiente Erholung zu gönnen und durch eine Kur seine Gesundheit zu kräftigen. Was ihn um diese Zeit am meisten bewegte, war eine im hohen Grade persönliche und doch auch zugleich in nicht minderem Grade allgemeine Angelegenheit des Landes. Eine bedeutungsvolle Feier stand bevor: die Enthüllung des von Albert Wolff mit Meisterhand ausgeführten Standbildes Friedrich Wilhelms III. im Lustgarten zu Berlin. Es ist bekannt, mit welcher Pietät der König seinem heimgegangenen Vater anhängt, und wie die Erinnerung an diesen für ihn verknüpft ist mit der Erinnerung an seine Mutter, die Königin Louise, deren verklärtes Bild im Herzen ihm vielleicht von allen Schätzen der Erinnerung der weihevollste ist. So rief die auf die Feier sich beziehende Thätigkeit heilige, ihn zunächst persönlich angehende Erinnerungen in dem Könige wach. Aber zugleich auch ward jene große Zeit mit ihren Drangsalen, von

denen das Königshaus und das ganze Volk gemeinsam betroffen worden waren, und mit ihrem in der Weltgeschichte bis dahin fast einzig stehenden Ringen eines zum Bewußtsein seines Werthes gelangten Volkes in ihm lebendig, einer Zeit, in der Preußen jenen unvergeßlichen heiligen Kreuzzug ausführte, in dem es das ihm durch Uebermacht und jähen Ueberfall entrissene Palladium seiner Freiheit in heldenmüthigem Kampfe sich wieder errang. In diesem heiligen Kriege hatte der König selbst — in seinem angehenden Jünglingsalter — sich den höchsten Heldenschmuck, der zur Austheilung gelangte, das eiserne Kreuz, erworben. Wie Viele waren heimgegangen von den alten Kämpfern! Die Ritter des eisernen Kreuzes, die noch lebten, gedachte er noch einmal bei Gelegenheit der Huldigung, die sein treues Sohnesherz den Manen des Vaters darzubringen sich anschickte, um sich zu versammeln, und es sollte diese Feier dem heldenmüthigen Theile des Volkes, des Trägers der geschichtlichen Mission Preußens, als eine königliche Huldigung gelten, den alten Heldenherzen zu erhebender Genugthuung, dem jüngeren Geschlechte als eine weihevolle Mahnung.

Wer hätte es dem Könige nicht wünschen sollen, daß es ihm vergönnt gewesen wäre, die kurze Zeit bis zum Tage der Feier (3. August) neben der Stärkungskur, der er sich unterzogen hatte, ungestört der so ganz sein Herz in Anspruch nehmenden Thätigkeit sich widmen zu können? Daß dies, seitdem das französische Cabinet die Miene angenommen hatte, in der Throncandidatenfrage eine Feindseligkeit Preußens gegen Frankreich zu sehen, nicht möglich war, liegt auf der Hand. Als nun die Verzichtleistung des Erbprinzen von Hohenzollern erfolgt war, an der sicherlich der König in so weit betheiligt war, als er um des Friedens willen seinen moralischen Einfluß geltend gemacht hatte, war auch für ihn die Sache erledigt, wenn gleich die prahlerische Ankündigung des „diplomatischen Sieges“, die Ollivier in der Kammer zum Besten gab, Empfindungen der Bitterkeit hervorrufen mußte.

Aber siehe, Benedetti, der Geschäftige — ein echter Vertreter der französischen Diplomatenzunft, dieses sich unaufhörlich neu recrutirenden Ordens politischer Schleicher und Ränkeschmiede — der im Verfolg der letzten Vorgänge nach Paris geeilt war, — er ist schon wieder da in Ems, um, gemäß neuer Weisung, nunmehr dem Könige mit neuen Anträgen bis zur Beleidigung zudringlich zu werden.

Der betreßte Sclav hatte lächelnd von seinem Gebieter den Befehl entgegen genommen, unter allen Umständen und ohne weiteren Zeitverlust nunmehr die Handhabe zu schaffen, die sich als geeignet erweise, die Nothwendigkeit des Krieges, und daß man in denselben gedrängt worden sei, darzulegen. Fast wie umgeben mit dem Nimbus der Unschuld erscheint der Straßenräuber gegenüber einer solchen Sclavenseele, die sich dazu hergiebt, für Geld und eitlen Ehrentand Ereignisse einzuleiten, durch die die Erde gedüngt wird mit Bruderblut.

„Es ist der Könige Fluch, bedient von Sclaven
Zu sein, die Vollmacht sehn in ihren Launen,
Zu brechen in des Lebens dunkles Haus."

Wahrlich, es wäre für die Menschheit ein höherer Standpunkt der Gerechtigkeit und eine Garantie sicherer Zustände gewonnen, wenn ernstlicher als es bis jetzt geschieht, Bedacht darauf genommen würde, Uebelthäter solcher Art zu strengster Verantwortung zu ziehen, für sie demnach nicht die Ausflucht gelten zu lassen, sie hätten nicht mehr und nicht weniger als die Befehle ihrer Gebieter ausgeführt.

In welcher Weise sich nun Benedetti seines Auftrages entledigte, schildert ein von dem Könige beglaubigter Artikel des Staatsanzeigers. Nach Vorführung des uns bekannten Anfanges der Streitfrage heißt es: „Am 11. Juli erbat und erhielt der französische Botschafter eine zweite Audienz, in welcher er eine Pression auf den König auszuüben suchte, damit derselbe in den Prinzen dringe, der Krone zu entsagen. Der König er-

widerte, der Prinz sei vollkommen frei in seinen Entschlüssen; übrigens wisse er selbst nicht einmal, wo der Prinz, der eine Alpenreise machen wolle, sich in diesem Augenblicke befinde. Auf der Brunnenpromenade am 13. Morgens gab der König dem Botschafter ein ihm selbst so eben zugestelltes Extrablatt der kölnischen Zeitung mit dem Privattelegramm aus Sigmaringen über den Verzicht des Prinzen mit der Bemerkung, daß er selbst, der König, noch kein Schreiben aus Sigmaringen erhalten habe, ein solches aber wohl heut erwarten könne. Graf Benedetti erwähnte, daß er schon gestern Abend die Nachricht vom Verzicht aus Paris erhalten habe, und als der König hiermit die Sache als erledigt ansah, verlangte der Botschafter nunmehr ganz unerwartet vom König, er solle die bestimmte Versicherung aussprechen, daß er niemals seine Einwilligung geben werde, wenn die qu. Throncandidatur etwa wieder aufleben sollte. Der König lehnte eine solche Zumuthung bestimmt ab und blieb bei diesem Ausspruche, als Graf Benedetti wiederholt und immer dringender auf seinen Antrag zurückkam. Dessenungeachtet verlangte Graf Benedetti nach einigen Stunden eine dritte Audienz. Auf Befragen, welcher Gegenstand zu besprechen sei, ließ er erwidern, daß er den am Morgen besprochenen zu wiederholen verlange. Der König wies aus diesem Grunde eine neue Audienz zurück, da er keine andere Antwort als die gegebene habe, übrigens auch von nun an alle Verhandlungen durch die Ministerien zu gehen hätten."

Wer etwa im ersten Augenblicke noch das Benehmen des Grafen Benedetti auf eine persönliche Tactlosigkeit und Unverschämtheit zurückführte, der mußte bald durch die Haltung der pariser Zeitungen, namentlich der ministeriellen, dahin belehrt werden, daß der Botschafter auf ausdrückliche Weisung gehandelt habe, um der in Rede stehenden Frage die Gestalt zu geben, in der man sie als Vorwand zum Kriege, der eine beschlossene Sache war, benutzen könne.

Diese Auffassung machte sich sofort im In- und Aus-

lande geltend. Es sei, sagte die „Neue freie Presse", Erfolg nunmehr von den Bemühungen der Diplomatie schwerlich mehr zu erwarten. „Warum, das ist nach der Meldung aus der französischen Hauptstadt klar genug. Es ist leicht zu durchschauen, Napoleon werde diesmal wieder so vorgehen, wie im Jahre 1859, d. h. er werde, sobald die Diplomatie den neuen Streitpunkt beilegt, neue Thatsachen schaffen und dadurch alle Anstrengungen der vermittelnden Mächte zu einer Penelope-Arbeit machen."

An demselben Tage (14. Juli) äußerte die „Indép. belge", sie habe aus Paris sehr düstere Nachrichten empfangen, ihre Berichterstatter besorgten, daß sich Frankreich in einen blutigen, aussichtslosen Kampf stürze. Preußen könne in der That nicht weiter gehen, und Napoleon suche nur einen Vorwand, um seinen preisgegebenen Glanz wiederherzustellen. Für diesen Trumpf sei Frankreich verantwortlich, welches das ganze gebildete Europa gegen sich habe. Die „Indép." hebt den Umstand hervor, daß der König von Preußen „nicht den napoleonischen oder bourbonischen Ehrgeiz habe, Fürsten seines Hauses auf die Throne zu werfen," sondern nur in seiner deutschen Aufgabe seine Stärke suche. Wenn Frankreich von dem Könige von Preußen einen Dienst verlangte, so hätte es in einem andern Tone geschehen müssen. Der Ton aber, wie man ihn jetzt in Paris angeschlagen, ist in Berlin noch nicht gehört worden; man wies ihn zurück, „als man nur noch Fehrbellin hinter sich hatte," wie viel mehr jetzt, da man auf Roßbach, Belleallіance und Sadowa blickt. —

Ehrlichkeit und logische Gedankenfolge konnten — gegenüber der Handlungsweise Benedetti's und dem dieselbe als Commentar begleitenden Gebahren der pariser Presse — zu einer andern Auffassung nicht führen. „Wenn unsere Politik Spanien gegenüber eine gemäßigte sein muß," sagte der „Moniteur," „so stehen wir Preußen gegenüber ganz anders. Diese durch ihre ersten Erfolge in Selbsttäuschung versetzte

Macht scheint sich das Uebergewicht und die Herrschaft in Europa anmaßen zu wollen. Es ist Zeit, solchem Anspruch ein Ziel zu setzen. Die Frage muß erweitert werden.... Das Wenigste, was wir heut verlangen müssen, und was uns heut befriedigen kann, wäre die formelle Bekräftigung und die absolute Ausführung des Prager Friedens seinem Wortlaute und Geiste nach, d. h. die Freiheit der süddeutschen Staaten, die Räumung der Festung Mainz, welche zum Süden gehört, das Aufgeben eines jeden militärischen Einflusses jenseits des Mains und das Reguliren des Artikels 5 mit Dänemark. Das sind die einzigen Garantieen, welche uns befriedigen könnten, und wenn man sie uns nicht gewährt, so können unsere Forderungen nur größer werden." — Die „France," die Vorgänge in Ems beleuchtend, äußerte: Es sei somit eine für Frankreich befriedigende Lösung noch nicht gefunden. Es handle sich um eine nationale Frage, nicht um eine Familien-Angelegenheit. Frankreich könne dieselbe nur mit Preußen verhandeln. Es sei unerläßlich, daß Seitens der preußischen Dynastie ein authentisches Protocoll unterzeichnet werde, mittelst dessen dieselbe die feierliche, unwiderrufliche Verpflichtung eingehe, für kein Mitglied ihrer Familie oder Einen ihrer Angehörigen die spanische Krone anzunehmen. Jede andere Lösung sei illusorisch, also lächerlich. „Begnügen wir uns für jetzt, Spanien für Preußen verschlossen zu haben." —

Besiegte Feinde mußten bei den Römern bekanntlich, wenn es darauf abgesehen war, ihnen eine besondere Schmach zu bereiten, unbewaffnet durch eine Art Galgen, das caudinische Joch genannt, gehen. Nun ward Preußen von pariser Journalstimmen mit dem „caudinischen Joche" bedroht! —

Die diesseitige Presse hatte der französischen Presse gegenüber sich so wenig vergeben, wie es auf dem Gebiete der Diplomatie vom Grafen Bismarck und bei Gelegenheit der persönlichen Begegnung des Königs mit dem Vertreter Napo-

leons von dem Ersteren geschehen war. Dieser Umstand brachte die leitenden Persönlichkeiten in Paris, die es auf einen heimtückischen Anfall auf Preußen und damit zugleich auf ein die Wohlfahrt Europa's in einem hohen Grade gefährdendes Attentat abgesehen hatten, vollends um den Rest politischen Scham- und Anstandsgefühls.

Man log und trog — auf Grund der Parole, die im Geheimen ausgegeben war — sich immer mehr in einen förmlichen Kriegstaumel hinein, aus dem u. A. auch den Preußen durch das „Pays" die Worte entgegen geschleudert wurden: „Die Echo's des Rheins sind noch stumm. Hätte Preußen zu uns gesprochen, wie wir zu ihm, so wären wir schon lange unterweges!" —

Jedoch nicht Großprahlereien solcher Art, sondern das ruhige Durchschauen der Sachlage hatten in Preußen das Maß endlich bis zum Rande gefüllt, und wenn nun die diesseitige Presse eine andre Tonart anschlug, so war von einem Echo französischer Prahlerei und Windbeutelei nicht die Rede, wohl aber von einer Entgegnung, wie sie männlicher Würde in einer bedrohten Lage ziemt.

„Die Würfel sind gefallen," sagte die „Nationalzeitung," „das ist der allgemeine Eindruck der gestern aus Ems angelangten Kunde. — — Der König soll eingestehen, daß er sich eines groben Vergehens gegen die Majestät Frankreichs schuldig gemacht, und soll ausdrücklich versprechen, es niemals wieder zu begehen. Es ist das das „caudinische Joch," durch welches Preußen hindurchgehen muß, wie so oft prahlerisch angekündigt worden war.

„Der jedes Maß überschreitenden Frechheit ist die gebührende Zurückweisung geworden. Dem Grafen Benedetti ist durch den dienstthuenden Adjutanten die Thür gewiesen. Nur diese eine Antwort war möglich. Sie ist in Paris natürlich vorausgesehen worden, wo man nur nach einer Kriegsursach suchte, die das deutsche Nationalgefühl nicht direct in's An-

gesicht schlagen, sondern die Ausrede zulassen sollte, daß im Grunde nur dynastische Empfindlichkeit im Spiele sei. Da unterschätzt man aber doch bei Weitem den deutschen Verstand; der Faustschlag, den man unter allen Umständen versetzen wollte, ist gerade aus dieser albernen Berechnung so kindisch geführt worden, daß seine Frivolität in doppelt verächtlichem Lichte erscheint.

„Schon seit vier Jahren ist ein räuberischer Einbruch zur „Rache für Sadowa" geplant. Man glaubt jetzt für denselben gerüstet zu sein und will keinen Augenblick verlieren, sollte die Gelegenheit selbst in der wahnwitzigsten Weise vom Zaune gebrochen werden. An Verlogenheit wie an Brutalität erneuert man die berüchtigtsten Ueberlieferungen der altnapoleonischen Politik. Nun, man wird in Deutschland den Geist von 1813 wiederfinden ...."

Das war nicht zuviel gesagt. Dieser Geist, dessen Pulsschlag auch aus der eben aufgeführten Erklärung der Nationalzeitung herauszufühlen ist, gab sich in einem Nu durch die ganze deutsche Presse zu erkennen. Es ist auch heut noch erquickend, sich dessen bewußt zu werden. War es doch, als ob eine und dieselbe geheime Kraft die Federn an den Redactionstischen zu Berlin und Köln, zu Königsberg, Bremen und Aachen, zu Stuttgart und München, zu Hamburg und Breslau lenke. Was an einem und demselben Tage auf diesen und andern Orten der in Rede stehenden Frage gegenüber gedruckt ward, wie trug es doch — mit verschwindenden Ausnahmen — denselben Stempel echt vaterländischer kräftiger Gesinnung! Es war, als ob das Weihewort unsers großen Nationaldichters

„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
„In keiner Noth uns trennen und Gefahr!"

plötzlich in Aller Herzen zu neuer Glut erwacht sei.

Hören wir Stimmen der Zeitungen vom 14. Juli, die weit auseinanderliegende Landgebiete Deutschlands vertreten:

„Weser-Zeitung", „Schwäbischer Mercur", „Presse" und „Neue freie Presse".

„Die maßlose Insolenz", sagte die „Weserzeitung", „eine Insolenz, wie sie sich Kaiser Napoleon I. in den Zeiten seines größten Uebermuths kaum erlaubt hat, hat die gebührende, die einzig mögliche Antwort gefunden. Dem die eigenste Person des Kaisers Napoleon vertretenden französischen Botschafter ist die Thür gewiesen worden. Ganz Deutschland, jeder Mann von Ehre außerhalb Frankreichs, der nicht unsere Demüthigung will, wird die einfache, natürliche und doch so stolze Handlungsweise des Königs billigen müssen. Die Anmuthung, welche der französische Botschafter gestellt, enthält eine persönliche Beleidigung König Wilhelm's, sie enthüllt so unzweideutig das nichtswürdige Verlangen Frankreichs, Deutschland in eine Stellung zu drängen, in der nur Erniedrigung oder derbe Abwehr übrig bleibt, daß auch dem blödesten Auge klar wird, Frankreich will den Krieg um jeden Preis, und wir müssen gestehen, daß auch nur ein Wunder ihn abwenden kann. König Wilhelm kann vor Gott und Menschen mit gutem Gewissen sich das Zeugniß geben, daß er keine Schuld an den schweren Folgen trägt, welche die letzte Abweisung französischer Anmaßung nach sich ziehen wird."

Der „Schwäbische Mercur" sagte: „Wenn wir von den Franzosen aus heiterem Himmel solchen Zumuthungen ausgesetzt sind, dann ist es besser, daß der doch unvermeidliche Krieg zum Austrage gelange, so furchtbar und entsetzlich auch sein Schrecken sei. Das ist jedem Einzelnen, welcher Partei er auch angehört, klar, daß es darauf abgesehen ist, Deutschland zu zerspalten und schwach zu sehen und ihm zu diesem Behufe Befehle zuzuschleudern."

Und die Hauptzeitungen Oesterreichs! Die „Presse" sagte: „Unsre alte Wunde — die von 1866 — brennt. Die Erinnerung dessen, was Preußen uns damals anthat, verläßt

uns nicht; aber wir stehen mit unserer Sympathie auf Seiten Deutschlands." —

Deutschland wird seinen österreichischen Brüdern die Haltung in der Streitfrage mit Frankreich nicht vergessen! —

Die „Neue freie Presse" äußerte: „Nachdem Prinz Leopold auf die spanische Candidatur verzichtet, kann Napoleon III. weder dem französischen noch dem deutschen Volke gegenüber behaupten, er beginne den Krieg um den Ehrgeiz der Hohenzollern zu beugen. Wir sind überzeugt, daß man in Paris den Krieg will, aber man wird jetzt einen andern Vorwand dazu suchen müssen. Da fragt es sich denn, welchen? Die französischen Heißsporne, welche schon vor drei, vier Tagen rund heraus erklärten, die Candidatur des Prinzen Leopold sei ihnen eine höchst gleichgültige Nebensache, haben ungescheut von Mainz, ja von dem ganzen linken Rheinufer gesprochen. Mainz und der Rhein — das sind keine dynastischen, sondern — deutsche Lebensfragen." —

Dem heißblütigsten Partisan des Bonapartismus, Granier de Cassagnac, den es, wie er in seinem „Pays" verkündet hatte, so sehr nach den „Echo's vom Rhein her" verlangte, ward nun Gelegenheit, vom Rhein und der Spree, von der Weser, der Isar und der Donau deutsche Antworten auf die nicht mehr mißzuverstehenden Herausforderungen zu vernehmen, ja Tags darauf erschollen in vollem Chor auch „Echo's von jenseits des Canals" her, die insgesammt „das herausfordernde und insultirende Benehmen der französischen Regierung verdammten."

Nur vereinzelt noch machten sich warnende und mahnende Kassandra-Rufe in pariser Blättern hörbar. „Die Ereignisse," sagte das Siècle, „gehen mit unglaublicher Geschwindigkeit ihren Gang. . . Wir stehen am Vorabend einer Kriegserklärung an Preußen vielleicht! Und weshalb? Weil ein spanischer General zu dem Endzweck intriguirt, einen preußischen Prinzen auf den Thron Spaniens zu bringen. Bevor

noch Spanien der Wahl des ihm vorgeschlagenen Monarchen wegen befragt worden, lediglich auf Grund dessen, daß eine hochmüthige Erklärung keine unterthänige Antwort zur Folge gehabt, sollten zwei Völker über einander herfallen, Hunderttausende von Staatsbürgern, deren Aufgabe es ist, durch ihren Fleiß den Boden fruchtbar zu machen, die als Familienväter, als Bürger und Staatsbürger Interessen zu vertheidigen haben, sich gegenseitig ohne Gnade und Erbarmen niedermetzeln? Wiewohl alle heut eingegangenen Nachrichten einer friedlichen Lösung nicht entsprechen, können wir doch nicht glauben, daß der Wille Einiger genügen dürfte, uns in die Schrecken und Verwüstungen des Krieges zu stürzen. Ja, wenn unsere Nationalehre bedroht wäre! Ganz Frankreich würde aufstehen und für den ihm angethanen Schimpf Genugthuung fordern. Aber nein! Wir wollen nicht, daß Prinz Leopold König von Spanien sein soll, und wir wissen noch nicht einmal, ob Spanien ihn auch zum König haben will. . . . Und wir sollten aus einem so wenig stichhaltigen Beweggrunde uns den Chancen des Schlachtfeldes aussetzen? Was würde es uns nützen, wenn wir den Sieg davon trügen? Würden wir mächtiger sein, denn zuvor? Würden wir nicht fortan auf das Leidenschaftlichste gehaßt werden? Und wenn wir nun besiegt würden? . . . . Noch einmal: von dem beleidigten Frankreich kann man alle erdenklichen Opfer fordern. Aber wo ist hier die Beleidigung?" — So das „Siècle"; ähnlich äußerten sich um diese Zeit noch der „Temps" und das „Journal des Dèbats".

Aber der in Taumel gerathene Geist des Volkes überhörte die Warnungsrufe; die Machthaber hatten mit bestialischer Meisterschaft seine ihm Verderben bringenden Idole ihm vorzuhalten gewußt, deren trügerischer Glanz das Auge blendete, den Sinn verwirrte.

Die Wahrheitsrufe wurden erstickt: die Nation trieb ihrem Verhängniß entgegen.

Rückreise des Königs. Kriegserklärung.

In welchem Maße schon einige Tage zuvor der Ernst der Situation höheren Orts gewürdigt wurde, gab folgende Nachricht der „Provinzialcorrespondenz" vom 13. Juli zu erkennen: „Graf Bismarck war Angesichts der Dringlichkeit der politischen Verhältnisse von Sr. Majestät dem Könige nach Ems beschieden worden, um über die wünschenswerthe Einberufung des Reichstags Vortrag zu halten. Graf Bismarck folgte, indem er die begonnene Karlsbader Kur unterbrach, unverweilt dem Rufe des Königs und traf am Dienstag Abend von Varzin in Berlin ein, wo er sofort eine Besprechung mit dem Kriegsminister und dem Minister des Innern hatte und am Mittwoch früh die Reise nach Ems fortzusetzen beabsichtigte. Nachdem jedoch am Abend ein Telegramm der Botschaft in Paris hier eingegegangen war, nach welchem der dortige spanische Gesandte dem Herzog von Gramont amtlich den Verzicht auf die Hohenzollernsche Candidatur angezeigt hat, gab Graf Bismarck unter den veränderten Umständen eine weitere Reise nach Ems auf und gedachte heut nach Varzin zurückzukehren."

Inzwischen war von Benedetti jenes (oben geschilderte) Attentat auf die Würde des preußischen Monarchen ausgeführt worden.

Dies nicht allein. Es war an den König außerdem auch noch von Paris aus ein Ansinnen gestellt worden, dessen maßlose Frechheit allem bis dahin vom französischen Cabinet Verübten die Krone aufsetzte. Wie, man ging noch über das hinaus, was man Benedetti zur Ausführung übertragen hatte? In der That, dies geschah.

Es handelte sich um einen von dem französischen Kriegsminister ausgehenden Versuch, den König zu einer Handlung

zu bewegen, die, hätte er sich zu derselben hergegeben, ihn in gleichem Maße herabgewürdigt als sie das Oberhaupt Frankreichs glorificirt haben würde, die aber trotzdem nicht einmal als ein von Seiten des Königs dem Vaterlande gebrachtes Opfer hätte betrachtet werden können, da sie, weit entfernt, die Grundursache der Spannung zwischen Frankreich und Deutschland zu beseitigen, im Gegentheil den herrschsüchtigen und hochmüthigen Begehrlichkeiten Frankreichs nur um so mehr Vorschub geleistet haben würde.

Es handelte sich um nichts Geringeres als um die Anmuthung an den König, an Napoleon eine Bitte um Verzeihung für das in der spanischen Throncandidaten-Wahl Geschehene zu richten! —

Dem Herzog von Gramont war es gelungen, dem norddeutschen Botschafter Freiherrn von Werther die Angelegenheit als unverfänglich darzustellen, so daß dieser, statt den Herzog sofort abzuweisen, wie Benedetti in Ems abgewiesen war, sich dazu hergab, die unverschämte Forderung dem Könige in einem Schreiben vorzutragen.

Es genügt, eine Stelle aus demselben vorzuführen. Indem der Freiherr von Werther sich in der Sache referirend verhält, kann uns seine Darstellung als ein neues Beispiel der von Frankreich geübten Methode gelten, freche Forderung und berechnete Tücke mit dem Schleier der Friedensliebe und Versöhnlichkeit zu umhüllen.

Es habe, heißt es in dem Schreiben, der Herzog von Gramont über das preußische Verfahren sein Bedauern ausgesprochen, indem er darauf verwiesen, daß ganz Frankreich durch dasselbe tief verletzt und daß nun obendrein, da leider gerade jetzt die Kammer tage, die Beilegung der Sache um so mehr erschwert sei. Weiter heißt es: „Der Herzog von Gramont fügte hinzu, er sehe die Entsagung des Prinzen von Hohenzollern auf den spanischen Thron als Nebensache an, denn die französische Regierung hätte doch niemals

seine Thronbesteigung zugelassen, aber er fürchte, daß aus unserem Verfahren eine bleibende Verstimmung zwischen unseren beiden Ländern fortdauern würde. Der Keim dazu müsse vertilgt werden, und er ginge dabei von dem Gesichtspunkte aus, daß wir in unserem Verfahren gegen Frankreich kein freundliches Procédé beobachtet, wie dies auch seines Wissens von allen Großmächten anerkannt würde. Er möchte, aufrichtig gesagt, keinen Krieg, sondern freundliche und gute Beziehungen mit Preußen, und von mir wisse er, daß ich nach demselben Ziele trachte; wir müßten daher zusammen überlegen, ob es ein Mittel gebe, hierin eine befriedigende Einwirkung auszuüben, und er stelle meiner Erwägung anheim, ob dazu nicht ein Brief des Königs an den Kaiser der richtige Ausweg wäre. Er appellire dabei an das ritterliche Herz Ew. K. Majestät, welches dabei gewiß die richtige Eingebung verleihen würde. Es könnte darin nur gesagt werden, daß Ew. K. Majestät, indem Allerhöchst Sie den Prinzen Leopold von Hohenzollern zur Annahme der Krone Spaniens ermächtigt hätten, nicht hätten glauben können, weder den Interessen noch der Würde der französischen Nation zu nahe zu treten; der König schlösse sich der Entsagung des Prinzen von Hohenzollern an und zwar mit dem Wunsch und der Hoffnung, daß jeder Grund des Zwiespalts zwischen unsern beiden Regierungen nunmehr verschwunden sein würde. Solche und ähnliche Worte, die im Allgemeinen durch Publiciät zur Beschwichtigung der allgemeinen Volksstimmung beitragen könnten, dürfte der Brief enthalten."

Also so eine Art „Canossa" sollte dem Könige bereitet werden; im politischen Büßerhemde begehrte ihn das Tuilerien-Cabinet vor seiner Thür zu sehen, um der Welt das Schauspiel der Demüthigung des ehrwürdigen Hauptes des norddeutschen Bundes und des gewichtigsten Repräsentanten der deutschen Nation zu bereiten! —

Kommt hier etwa weltlicher Stolz allein in Betracht?

Mit nichten. Das Beispiel Heinrichs des Vierten, des Büßers von Canossa, zeigt es, daß Heinrich durch das Opfer seiner Erniedrigung seinen Zweck, Frieden mit Gregor VII. zu gewinnen, keineswegs erreichte, daß vielmehr Letzterer, dessen Begehrlichkeit und Stolz in dem Maße gewachsen war, als Heinrich sich vor ihm gebeugt hatte, sich gleich darauf mit den Feinden desselben verband, die einen Gegenkönig gewählt hatten, so daß nun des rechtmäßigen deutschen Königs Lage eine um so bedrohtere geworden war. So würde auch hier, falls der König Wilhelm das begehrte Opfer gebracht hätte, der Erniedrigung nur ein neuer und um so gewaltigerer Ausbruch der Feindschaft Frankreichs auf dem Fuße gefolgt und die dann aufgenöthigte Abwehr eine um so schwierigere geworden sein.

Man war an den unrechten Mann gekommen! Der König beschloß jetzt, sich sofort nach Berlin zu begeben. Am Tage vor seiner Abreise nach Berlin stattete er seiner Gemahlin einen Besuch in Coblenz ab. Bei seiner Rückfahrt hatte sich der Kriegerverein mit einem Musikchore auf dem Bahnhofe eingefunden. Auf die ihm gewordene Begrüßung erwiderte der König: „Ich freue mich sehr über die mir dargebrachte Ueberraschung. Ich hoffe, daß Ihr auch in jeder Beziehung wacker auf dem Platze sein werdet."

Früh acht Uhr des folgenden Tages (15. Juli) trat nun der König den 84 Meilen langen Weg nach Berlin an. Alles, was geschehen war, hatte die Herzen tief erregt; dicht gedrängt stand die Menge vor dem Kurhause; man hatte den Weg zum Wagen mit Blumen bestreut. Ein begeistertes Hochrufen empfängt den Monarchen. „Auf Wiedersehen! auf Wiedersehen!" ruft er, Thränen der Rührung in den Augen, aus dem Wagen, der ihn zum Bahnhofe führt. Auch dort der gleiche Empfang, die gleiche bewegte Haltung des Publikums. Unter den Hochrufen der Versammelten braust der Zug dahin.

Man sah Thränen in Vieler Augen. Jedes deutsche Gemüth fühlte sich in dem, was dem ehrwürdigen Oberhaupte

des norddeutschen Bundes von den französischen Ränkeschmieden geboten worden war, auf's Tiefste verletzt. Und doch wußte man noch nicht Alles! Man kannte noch nicht das letzte Schreiben des Freiherrn von Werther, das von der frechen Forderung des Herzogs von Gramont Kunde gab; es war auch noch nicht bekannt geworden, daß vor wenigen Tagen von demselben Staatsmann, der gegen den Freiherrn von Werther in so lügnerischer Weise Friedensliebe geheuchelt hatte, an Benedetti nach Ems das Telegramm gesandt worden war: „Brusquez le roi“ (Reizen Sie den König durch Schroffheit)!

Welche Empfindungen, welche Gedanken mochten Herz und Seele des Monarchen erfüllen, als er die reichgesegneten Fluren seines Landes im Fluge durcheilte! Ringsum der Sommerernte-Segen — und drohend das schwarze Gewölk des Kriegsgewitters aufgethürmt, das, wie es schien, nicht mehr zu beschwören war! Wie, soll sich wiederholen, was in seiner angehenden Jünglingszeit geschehen war? Soll er, der Mann im greisen Haar, wirklich in's Feld ziehen müssen gegen den bösen Feind im Westen, der den Jüngling einst in so frühen Jahren schon an der Seite des schwergeprüften Vaters auf's Schlachtfeld rief? Müssen jene gewaltigen blutigen Kämpfe noch einmal geschlagen werden, die sein Jünglingsauge sah?

Und wunderbar, jene große Zeit war ja gerade in den letzten Wochen, die dem Auftreten Benedetti's in Ems vorausgingen, in einer verklärten Weise wie nie zuvor in der Seele des Königs lebendig geworden! Alle die Helden, die gekämpft und gerungen hatten für des Vaterlandes Ehre und darüber die lichtverklärte Gestalt der Königin Louise, seiner Mutter, der des Vaterlandes unermeßliches Weh das Herz gebrochen hatte — sie umschwebten ihn in der Erinnerung, sie gaben ihm heiligste Weihe, sie stärkten ihn für die annahenden schweren Tage.

Aber auch Anderes, das frische Leben der Gegenwart selbst, das Empfinden und Denken seines Volkes sollte sich

einen mit jenen großen Erinnerungen, des Königs Herz zu stärken. Die Haltung des Volkes am Tage zuvor zu Coblenz und am heutigen Morgen zu Ems war eine derartige gewesen, daß der König sich dessen bewußt ward: sein Volk stehe in den unerhörten Ereignissen dieser Tage mit ganzem Herzen und ganzer Seele zu ihm. Aber wie, sollte der arglistige, in der Handhabung des Verraths so wohlgeübte Feind sich nicht Hessen und Hannover als Felder für Aussaat des Samens der Untreue ersehen haben? sollte der Samen des Verraths nicht vielleicht schon im Geheimen ausgestreut worden sein? —

Tauchten etwa sorgende Gedanken solcher Art in der Seele des Königs auf, so wurden sie schon unterweges zerstreut. Der Zug hatte Cassel erreicht. Auf dem Bahnhofe hatten sich, außer den obersten Vertretern der Militär- und Civilbehörden, der Oberbürgermeister Nebelthau, sowie die Mitglieder des Stadtrathes und Bürgerausschusses, ferner eine unabsehbare Reihe von Bewohnern der Stadt, allen Ständen angehörig, eingefunden. Als der Zug in den Bahnhof einfuhr, durchbrauste ein tausendstimmiges begeistertes Hoch auf den König die weiten Hallen. Die Hurrahs wollten kein Ende nehmen, so sehr der König selbst auch oftmals beschwichtigend mit der Hand winkte. Der Oberbürgermeister verlas Namens der Stadt eine Adresse, in der es hieß: „Ist der Friede allen Unterthanen Ew. Majestät ein Segen und Bedürfniß, so ist er den neuen Landestheilen überdies die Bedingung einer gedeihlichen Umgestaltung der staatlichen und der Neubildung fast aller socialen Verhältnisse. Aber über jede Wohlfahrt, jedes Glück geht die Ehre und das lautere Selbstgefühl; Söhne des großen deutschen Vaterlandes, Männer des deutschen Volkes dulden nicht, daß das Ausland auch nur einen Augenblick die Unabhängigkeit des deutschen Staates, die freie Entschließung seines Königs in Frage stelle. Wenn, — was Gott noch wenden möge — die eisernen Würfel fallen, so wissen wir, daß es die Ehre so erforderte, und daß kein

Opfer zu groß ist, was zu deren Wahrung gebracht werden muß.“

Der König dankte bewegten Herzens. „Sie sehen mich, meine Herren,“ äußerte er, „soeben auf der Rückreise begriffen, um zu berathen und zu beschließen, was dann, wenn des Vaterlandes Ehre angegriffen werden wird, zu thun ist. Aber daß Sie mir hier einen solchen Willkommen bereiten und mir hier, in der Hauptstadt einer neuen Provinz, eine so patriotische Gesinnung entgegen bringen, thut meinem Herzen wohl und zeigt mir, wie ich auf Sie und“ — hier wendete sich der König zu den versammelten Generalen des 11. Armeekorps — „auf Sie, meine Herren, mich verlassen kann.“ — „Nach diesen Worten,“ berichtete die Hessische Morgenzeitung, „durchbrauste abermals ein tausendstimmiges nicht endenwollendes Hoch die Luft, die Männer schwenkten die Hüte, die Damen winkten mit den Taschentüchern, und es gab sich überall eine Begeisterung kund, wie sie in Cassel seit 1848 nicht hervorgetreten ist.“

In Göttingen fand ein ebenso begeisterter Empfang des Königs statt. Ueber ihn berichtete die Göttinger Zeitung: „Als der Zug herannahete, brach ein stürmisches Hoch sich Bahn, welches mit wenigen Unterbrechungen während der ganzen Dauer des Aufenthalts anhielt. Seine Majestät sprach freundlich und wohlwollend, aber fest und bestimmt den anwesenden Vertretern des Militärs und der Behörden gegenüber sich aus und äußerte namentlich über die Lage: „Der alte Uebermuth rege sich jenseits des Rheins wieder in unerträglicher Weise, man könne sich das Uebermaß des Uebermuths nicht mehr gefallen lassen; er wisse noch nicht, was aus der Sache werde, aber so viel könne er sagen, daß die Lage eine sehr ernste sei.“

Doch sehen wir zunächst, ehe wir den König weiter auf seiner Reise begleiten, zu, was sich inzwischen in Paris — innerhalb des gesetzgebenden Körpers — begab.

Hier ward so eben in trunkner Siegeslust, in frechem Uebermuth ein — der Absicht nach — arges Werk vollführt. Die höchsten Staatsmänner des Landes logen frech, einzig der bösen Absicht zur Liebe, einen Raubkrieg zu beginnen; die Volksvertreter in ihrer Mehrheit wußten es, daß das Land schmachvoll getäuscht ward; aber sie waren dem gleichen bösen Dämon der Beutegier, diesem Dämon, der seit der Zeit der Bourbonen, ja seit Chlodwig die Seele der Geschichte des fränkischen Reiches ist, verfallen, und deshalb stimmten sie der Lüge zu. Wenige wahrhafte Männer, die etwas von der Geisterhand gewahrten, die sich erhoben hatte, um das verhängnißvolle Mene Tekel an des Saales Wand zu schreiben, wagten Einspruch: sie wurden überschrieeen. Ollivier schloß seinen Bericht mit den Worten: „Wir haben uns bereitet, den Krieg, den man uns anbietet, aufzunehmen, indem wir jedem seinen Antheil an der Verantwortlichkeit hierfür überlassen. Seit gestern haben wir die Reserven einberufen, und wir werden Maßregeln ergreifen, um die Interessen, die Sicherheit und die Ehre Frankreichs zu wahren." Der Herzog von Gramont sagte: „Wenn wir länger gewartet hätten, so würden wir Preußen Zeit gegeben haben, seine Rüstungen zu vervollständigen."

Da erhob sich ein Mann gegen die Minister, der von je her und durch vielfache Kundgebungen sich als Franzose vom Scheitel bis zur Sohle auch namentlich insofern zu erkennen gegeben hatte, daß es auch ihm als politisches Dogma galt, Frankreich müsse bis zum Rhein hin erweitert, Deutschland in Schwächung erhalten werden. Es war Thiers, der alle seine Kraft aufwandte, um zu verhüten, daß es zur Kriegserklärung komme. Daß er nicht gegen einen Krieg mit Preußen an und für sich war, sondern nur gegen Anhebung desselben unter den gegenwärtig herrschenden Verhältnissen, die ihm ungünstig erschienen, sei von vorn herein bemerkt. Sein Rede gewährt einen deutlichen Einblick in die herrschenden

Zustände innerhalb der Regierung und des gesetzgebenden Körpers.

„Der Herr Siegelbewahrer," sagte Thiers unter Anderem, hat denen geantwortet, welche, wie ich, um den Frieden trauern. (Lärm.) Ordnungsmäßig steht nur die Mittheilung der Regierung zur Discussion an, und ich will sofort dem Siegelbewahrer eine Antwort geben, die nach der Discussion des Herrn Duvernois nicht mehr denselben Sinn noch dieselbe Wichtigkeit haben würde." (Lang anhaltender Lärm.)

Nachdem die Kammer beschlossen, zuvor Duvernois zu hören, der in kurzer Rede erklärt, seine Interpellation zurückziehen zu wollen, verlangt Thiers wiederum das Wort, das ihm trotz des Geschreies nach Schluß der Präsident ertheilt.

Thiers: „Seien Sie überzeugt, meine Herren, daß, wenn ich über diese Frage nicht eine tiefere Ueberzeugung hätte, ich in diesem Punkte dem Gefühle nicht widerstehen würde, das Sie zu erkennen geben. Der Siegelbewahrer sucht seine Schritte zu rechtfertigen, und ich bedauere, da ich kein Mißwollen gegen das Cabinet hege, daß ich mich gezwungen fühle, zu bekennen, daß wir den Krieg in Folge eines Cabinetsfehlers haben. Der Siegelbewahrer hat die eine Frage mit der anderen verwechselt; er hat mit Recht bemerkt, daß wir Preußens Unternehmen in Betreff Spaniens nicht dulden dürfen. Preußen hat einen ungeheueren Fehler gemacht; vor diesem Zwischenfall aber wollte es den Frieden, weil es die Gefahren kannte, die ihm aus dergleichen Unternehmungen drohten. Was uns betrifft, so haben wir stets gesagt, daß der Tag kommen würde, wo es in Schwierigkeiten gerathen würde, nämlich an dem Tage, wo es die Hand nach Deutschland ausstreckte. An diesem Tage wäre Preußen von ganz Europa verdammt worden, und Oesterreich hätte auf unserer Seite gestanden. Daher sagte ich: Warten Sie zu, denn man muß zu einem Fehler nicht einen zweiten fügen, nämlich die Ungeduld, den ersten zu

beseitigen. (Lärm.) Ja, wir hätten auf diese Weise die Gelegenheit erhalten, Sadowa auszuwetzen, und wir hätten dabei die ganze Welt für uns gehabt. In unseren Tagen darf man aus Laune keine Kriege herbeiführen, denn die ganze Welt ist als Zeuge dabei zugegen. Preußen hat einen großen Fehler begangen, es büßt denselben zwar durch eine Schlappe und durch den Krieg, aber leider wird es nicht allein zu büßen haben. Wenn es sich bei uns darum handelte, das Aufgeben der Candidatur des Prinzen von Hohenzollern durchzusetzen, so stände ich auf Ihrer Seite, doch was mich im tiefsten Innern schmerzt, ist der Umstand, daß dieses Ziel der Hauptsache nach erreicht war. (Lärm. Nein, Nein!) Sie hatten die Hauptsache erlangt, und ein bedeutender moralischer Eindruck war erreicht. Aber, sagt man, die Candidatur war nicht auf alle Zeit beseitigt. Ich lege Berufung an den gesunden Menschenverstand ein und an das, was auf der Hand liegt: Sie werden in einigen Tagen das Urtheil der ganzen Welt über Ihre Politik vor Augen haben. Sie werden es in allen Blättern lesen. (Unterbrechung.) Ich rede nicht von den französischen Zeitungen, auch nicht einmal von den preußischen, welche interessirte Parteien bei der Frage sind; aber ich rede von Europa: Europa hat sich Ihnen angeschlossen; Sie werden sehen, was es heute von Ihnen denkt, Sie werden dies durch die englische Presse erfahren, welche in dieser Angelegenheit eine so große Mäßigung gezeigt hat. — (Duqué de la Fauconnerie: „Es ist dies die Sprache, die man in Berlin führt!") — Ich wiederhole es, ich berufe mich auf das, was auf der Hand liegt, und ich sage: wenn man annimmt, daß Preußen nach einer langen Campagne, wie es soeben gemacht hat, heute die Candidatur des Prinzen von Hohenzollern zwar aufgebe, aber im Sinne habe, mit derselben später wieder hervorzutreten, so heißt das, ihm eine Tollheit zuschreiben. (Unterbrechung.) Ja, es müßte toll sein! (— Der Minister des Aeußern: „Warum hat es sich denn geweigert, es zu erklären?" „Weil Sie

es provocirt haben." —) Es hat sich geweigert, wollen Sie wissen, warum? (Neue Unterbrechung. — Eine Stimme: „Das ist die Sprache wie man sie in Preußen führt." — Der Präsident: „Wenn ein Redner auf der Tribüne ist, so muß man ihn seine Ansicht aussprechen lassen; ich bitte um Ruhe." — Duqué de la Fauconnerie: „Die Kammer hat auch das Recht, ihre Ansicht kund zu geben." —) Sie machen mich nicht müde, ich werde meine Meinung vollständig aussprechen. — (Eine Stimme: „Man will Sie in Ihrem eigenen Interesse am Reden hindern.") — Sie können sich nicht weigern, mich in einer so ernsten Debatte zu vernehmen, ich spreche in vollster Aufrichtigkeit meine Ueberzeugung aus, welche, wie ich glaube, die vieler Mitglieder der Kammer ist. — (Vendre: „Wir wollen keinen Frieden um jeden Preis, und Frankreich will einen solchen so wenig als wir.") — Ich war niemals . . . (Lange Unterbrechung.) Sie wollen also nicht, daß ich dem Minister antworten soll? So wissen Sie denn, daß die Gewalt, die Sie mir anthun, auf Sie zurückfallen wird! (Neue Unruhe.) Ich war niemals Anhänger des Friedens um jeden Preis, ich bin aber noch weniger Anhänger des Krieges um jeden Preis; ehemals war die erstere Ansicht diejenige, womit man bei Hofe Glück machte; heute ist es die zweite, aber ich für meine Person habe unter keinem Regime dieselbe gehegt. (Lärm. — Jerome David: „Ihre Ideen finden keinen bemerkenswerthen Beifall in der Kammer; sie können keine Bestätigung finden, und Sie fügen nur Frankreich viel Schlimmes dadurch zu. Es gehörten viele preußische Bataillone dazu, um Ihrem Vaterlande so viel Schaden zuzufügen, wie Sie demselben unwillkürlich zufügen." (Zur Ordnung! Zur Ordnung!) — Der Präsident: „Jeder hat das Recht seine Ansicht auszusprechen." — Jerome David: „Es fällt mir nicht ein, einen meiner Collegen zu beleidigen, aber ich konnte mich des Ausdruckes des Schmerzes nicht enthalten, den mir eine solche Sprache erweckt, die meinem Vaterlande so viel Schaden zufügt." (Zur Ordnung! Zur Ordnung!) — Mehrere Stimmen: „Ziehen wir uns in die Bureaux zurück!") Nicht ich bin es, der Frankreich Uebles zugefügt hat. (Lärm) Niemals habe ich so etwas gethan; die, welche es gethan, sind, die nicht auf meine Warnungen haben hören wollen, als ich hier von Sadowa und

von der mexicanischen Expedition sprach. (Lärm.) Wenn Sie sich bereit nennen, ein liberales Regime anzunehmen, sind Sie darüber erstaunt, daß man so wichtige Thatsachen bespricht, und Sie legen ein gefährliches Verfahren denen zur Last, die mit Ihnen reden wollen. (Lärm.) Es ist nicht wahr, daß man eine Politik hat bekämpfen wollen, welche zu jeder Zeit bekämpft worden ist. Sie würden bei der Wahrheit gewesen sein, wenn man sich geweigert hätte, die Thronbewerbung des Prinzen zurückzuziehen. (Lärm.) Ja, dann würde im Lande, in ganz Europa nur eine Stimme gewesen sein, Frankreich Recht zu geben. Alle Welt sagte noch vor drei Tagen, daß, wenn man die Zurücknahme der Candidatur erlange (Lärm), so müsse man sich damit begnügen. Es ist augenscheinlich, daß, wenn man, nachdem man sie erlangt hat, Streit über Worte und Empfindlichkeiten erhebt, Krieg daraus entstehen wird. Der gewöhnliche gesunde Menschenverstand genügte, um vorauszusehen, daß, wenn nach einer Concession des Königs von Preußen (Ollivier unterbricht: „Er hat keine gemacht!") . . . Wie? Vor der ganzen Welt zieht der König von Preußen die Candidatur des Prinzen von Hohenzollern zurück oder läßt sie zurückziehen, und das wäre keine Concession? Können Sie das aufrecht erhalten? (Lärm.) Ich gehe noch weiter: nach den eben gelesenen Actenstücken hat der König von Preußen eingewilligt, durch die Organe seiner Regierung zu erklären, daß er um die Zurückziehung der Candidatur gewußt und sie gebilligt habe. Sie wollen Preußen einen Stoß geben, und ich will es, wie Sie. (Bewegung in verschiedenem Sinne.) Nennen Sie mich, wenn Sie wollen, einen Freund Preußens; das Land wird entscheiden zwischen mir und Ihnen. (Lärm.) Ich beschränke mich darauf, diese unbestreitbaren Thatsachen hinzustellen. Der König hat es gewußt und eingewilligt, daß seine Regierung es erkläre. Es war augenscheinlich, daß, wenn man sich nicht daran hielt, daß, wenn man über die Art der Zurückziehung

eine Discussion erheben und neue Empfindlichkeiten hervorrufen wollte, man den Stolz Preußens reizen und zum Kriege gelangen werde. Ich sage also: es ist eine beklagenswerthe Sache, daß, da die Interessen Frankreichs gesichert waren, man durch Aufregung im Lande den Krieg unvermeidlich gemacht hat. (Lärm.) Man hat sich in Etikettenfragen gestürzt, und der Stolz der beiden Länder ist aufeinander gestoßen. Ich will diese Tribüne verlassen unter der Ermüdung, welche Sie mir verursachen, indem Sie mich nicht hören wollen. Ich habe jedenfalls bewiesen, daß die Interessen Frankreichs sichergestellt waren, und daß Sie Empfindlichkeiten geschaffen haben, woraus der Krieg hervorgegangen ist. Das ist Ihr Fehler. (Lärm in verschiedenem Sinne.) Als der Fehler begangen war, was sollte man thun? Man mußte, weil Europa Ihnen so viel guten Willen zeigte, ihm die Zeit lassen, auf's Neue zu interveniren (Unterbrechung) und nicht Erklärungen auf die Tribüne bringen, die den Krieg unvermeidlich machen. Es ist nicht wegen wesentlicher Interessen Frankreichs, sondern wegen der Fehler des Cabinets, daß wir den Krieg haben. (Sehr gut! Beistimmung von der Linken. Lärmender Widerspruch auf vielen Bänken.)

Die Haltung der Kammer, Thiers gegenüber, zeigt, von welchem Dämon die Vertreter des Landes in ihrer Mehrheit ergriffen waren, kennzeichnet dieselben somit als Mitschuldige an dem Verbrechen, zu dessen Vollzug die Regierung ja eben die Zustimmung derselben begehrte.

Aus den Verhandlungen des gesetzgebenden Körpers an dem für Frankreich und Preußen so folgenschweren 15. Juli sind noch einige characteristische Aeußerungen hervorzuheben. Eine der wesentlichsten Behauptungen der Minister war die, Frankreich sei durch eine „Depesche Preußens" beleidigt worden. Eine amtliche Depesche Preußens war aber gar nicht vorhanden; man fand jedoch für gut, eine vom Grafen Bismarck den Ver-

tretern Preußens im Auslande zu ihrer Information zugesandte kurze Darlegung der Sachlage als ein, an die europäischen Cabinette gerichtetes amtliches Schriftstück zu betrachten. —

Als sich in der Kammer bereits von vielen Seiten der Ruf erhoben hatte, zur Abstimmung über die von dem Ministerium beantragten Kriegs-Credite zu schreiten, gelang es dem Abgeordneten Gambetta noch einmal, sich Gehör zu verschaffen. Er wies auf die ungeheure Verantwortlichkeit der gegenwärtigen Abstimmung hin und sagte, daß es allerdings vor Allem nothwendig sei, das Vaterland zu schützen, daß man aber auch der Kammer alle Actenstücke vorzulegen verpflichtet sei, welche geeignet seien, sie über die betreffenden Vorgänge vollständig aufzuklären. Augenscheinlich sei es die Absicht der Regierung, auf den gesetzgebenden Körper die Verantwortlichkeit für den Krieg zu übertragen; die Regierung habe jedoch die Beweggründe ihrer Entschließung nicht genügend gerechtfertigt. Ollivier unterbrach den Redner und erklärte, er werde jede Verantwortlichkeit übernehmen. Gambetta fuhr fort und constatirte, daß die Regierung zwei sich widersprechende Anführungen abgegeben habe. Er müsse daher Mittheilung fordern, nicht allein von den Depeschen, welche das Cabinet an die diplomatischen Agenten im Auslande gerichtet, sondern auch von den Depeschen des berliner Cabinets. Namentlich sei es unerläßlich, Kenntniß von der angeblichen Depesche des Grafen Bismarck an alle europäischen Cabinette zu erhalten. — Wäre Gambetta mit seinem Antrage durchgedrungen, so hätte den folgenschweren Ereignissen, die im Werke begriffen waren, jetzt noch Halt geboten werden können. Gambetta wurde von der Linken unterstützt; aber jener böse Dämon der Gier nach Kriegsruhm und Beute, dem auch die Mehrheit der Kammer verfallen war, bewirkte, daß die Linke überschrieen ward. Mit größter Anstrengung gelangte Gambetta noch einmal zum Worte. Er fragte, ob die angebliche Depesche des Grafen Bismarck wirklich den europäischen

Cabinetten mitgetheilt sei. Wenn die Depesche so ernst sei, so müßte man sie nicht nur der Kammer, sondern dem ganzen Lande mittheilen. Ollivier antwortete, er begreife nicht, daß es so schwierig sei, „eine Ehrenfrage einer gewissen Seite der Kammer verständlich zu machen"; es liege eine unbestreitbare Thatsache vor, der gegenüber die Mittheilung des Wortlautes irgend einer Depesche nicht nothwendig sei. Er könne nur wiederholen, daß das Cabinet die Mittheilung der in Rede stehenden Note von allen seinen diplomatischen Agenten empfangen habe. Die Linke rief: „Geben Sie uns den Wortlaut!" Darauf beschwor Ollivier die Kammer, eine jetzt so unzeitgemäße Discussion zu schließen. Picard bemerkte: er wolle nicht die Existenz der Note in Frage stellen, aber er verlange dringend ihre Mittheilung! Grévy begehrte zu sprechen, aber die Kammer schnitt durch Annahme des Schlusses jede weitere Discussion ab. Alsdann wurde dem Kriegsministerium der geforderte Credit von 500 Millionen mit 246 gegen 10 und der für das Marineministerium von 16 Millionen mit 248 gegen eine Stimme bewilligt.

Die Minister verließen siegestrunken den Sitzungssaal. Die Verblendeten! Sie ahnten nicht, daß schon der erste Hauch des Sturmes, den sie herauf beschworen, sie nach wenigen Tagen wie Staub hinwegfegen würde.

Wir kehren nun zum Könige zurück, den das Dampfroß eilenden Fluges der Hauptstadt Preußens zuführt. Aber an ihm vorüber, schneller als der sausende Extrazug, trägt der electrische Strom die Kunde von den so folgenschweren Beschlüssen der gesetzgebenden Gewalten in Paris. Ehe der Monarch Berlin erreichte, ward daselbst schon ein Extrablatt folgenden Inhalts ausgegeben:

Paris, 15. Juli, Nachm. 12 Uhr 30 Min.

„Das Bureau Havas telegraphirt: Heute Nachmittag 1 Uhr wird gleichzeitig eine Mittheilung

der Regierung an den Senat und den gesetzgebenden Körper erfolgen, welche eine Auseinandersetzung der Lage enthält. Das Exposé schließt mit der Mittheilung, daß Frankreich an Preußen den Krieg erklärt hat."

Paris, 2 Uhr 2 Minuten.

Der Krieg ist erklärt.

Wie die ganze Reise des Königs einer Triumphfahrt glich, so namentlich auch sein Eintreffen in Berlin.*) Was je dem Könige an begeisterten Kundgebungen des Volkes zu Theil wurde, verschwindet gegen die Begeisterung, gegen den Jubel, der sich bei dieser Rückkehr des königlichen Kriegsherrn kund gab. Seit zwei Tagen war die Aufregung in Berlin im Wachsen gewesen. Ueberall Begeisterung, überall Erbitterung gegen den französischen Uebermuth. Die Aufregung steigerte sich, als Nachmittags mit Bestimmtheit bekannt wurde, daß der König Abends 8 Uhr 40 Minuten mit Extrazug auf dem Potsdamer Bahnhof eintreffen würde. Gegen Abend wogten Tausende von Menschen durch die Straßen, bildeten vom Potsdamer Bahnhofe, den Canal, die Linkstraße, Potsdamer Platz, Königgrätzerstraße, Brandenburger Thor und die Linden entlang eine dichtgedrängte Hecke. Die Plätze am Bahnhof, am Brandenburger Thor, vor dem Palais waren buchstäblich von Menschenmassen bedeckt. Von den Häusern wehten preußische Banner und norddeutsche Fahnen, viele hatten bereits illuminirt, den ganzen Weg entlang waren die Droschken in Beschlag genommen und mußten mit Menschen gefüllt, an der Seite halten. Rasch war auf dem Potsdamer Bahnhof der Ein- und Ausgang der königlichen Wartezimmer mit Guirlanden, Kränzen

*) Es ist dieser Schilderung zu einem Theile der die Vorgänge am vollständigsten schildernde Bericht der Neuen Preußischen Zeitung zu Grunde gelegt.

und Fahnen geschmückt, die Umwohnenden trugen fortgesetzt Kränze herbei. Viele hohe Offiziere (der Herzog Wilhelm v. Mecklenburg, General-Feldmarschall von Wrangel, General von Etzel u. A.) der Oberbürgermeister Seydel und der Bürgermeister Hedemann, der stellvertretende Stadtverordneten-Vorsteher Winckelmann und das älteste Mitglied der Stadtverordneten Seidel, sämmtliche genannten Vertreter der Stadt ihre goldenen Amtsketten tragend, die Minister, der Unterstaatssecretär von Thiele, Geh. Ober-Regierungsrath Lüdemann als stellvertretender Polizei-Chef, viele andere hohe Beamte, die Directoren der Bahn und viele junge Damen in weißer Kleidung mit prächtigen Blumensträußen harrten der Ankunft des Zuges vor dem königlichen Wartezimmer; eine dichtgedrängte Menge, Damen, Herren, Offiziere, Arbeiter, Alle vereint, füllte so dicht den Perron, daß der Weg vom Geleise her kaum offen zu halten war. Um 3 Uhr waren der Kronprinz, Graf Bismarck, der Kriegsminister von Roon, der General von Moltke mittelst Extrazuges dem Könige nach Brandenburg entgegen gefahren. Dort soll Seine Majestät Nachricht von der Kriegserklärung Frankreichs empfangen und sofort die Mobilmachung befohlen haben. — Gegen 8¾ Uhr wurde die Ankunft des Zuges signalisirt und derselbe schon bei der Einfahrt von einem stürmischen Jubel begrüßt. Dieser steigerte sich, als der Zug hielt, und der König den Salonwagen verließ. Unter das donnernde Hurrah mischte sich fortwährend der Ruf: „Nieder mit Frankreich!“ Der König reichte zuerst dem Feldmarschall Wrangel die Hand, die dieser küßte, und war tief bewegt von dem Empfang. Langsam, die Hände rechts und links reichend und grüßend, schritt er über den Perron nach dem Wartezimmer, auf dem kurzen Wege die Blumensträuße der Damen freundlich entgegennehmend. Alsdann begrüßte er zunächst die Vertreter der städtischen Behörden, die in ihrer Anrede das treue opferbereite Einstehen der Bevölkerung aussprachen. Der König erwiderte einige Worte herzlichen Ver-

trauens. Nach einem kurzen Verweilen bestieg, unter dem brausenden Jubelruf des Volks, der König den Wagen, an seiner Seite der Kronprinz. Unter den Linden staueten sich die Menschenmassen auf den Seitenwegen, den Fahrdämmen und in der Promenaden-Allee zu so dichten Knäueln zusammen, daß die Circulation fast aufhörte und nur mit Mühe der Weg für den königlichen Wagen frei gehalten werden konnte. Auf vielen Orten wurden Extrablätter verlesen, welche die von Frankreich erfolgte Kriegserklärung meldeten; dieselbe wurde lebhaft besprochen und überall sprach sich Vertrauen und Zuversicht aus. Die Haltung der Menge war ernst und würdevoll. Jetzt wurde fernes Rufen hörbar, das sich wie Sturmesbrausen fortpflanzte und sich zu donnerndem Jubel steigerte, als der König im offenen Wagen sichtbar ward. Als der Wagen sich dem königlichen Palais näherte, konnte er nur langsam durch die Menschenmasse vorwärts kommen, die so gewaltig drängte, daß selbst steinerne Pfeiler am Opernplatz brachen. Wie ein Orkan brauste das nicht endende Hurrah über den Platz. Der König, ausgestiegen, trat an die Rampe und dankte wiederholt tief bewegt. Dann wandte er sich zurück an seine Umgebung, aber nur die Nächststehenden vernahmen wegen des gewaltigen Hurrahs die Worte: „Bei solcher Begeisterung meines Volkes ist uns der Sieg sicher; wir können der Zukunft ohne Furcht entgegen gehen!" Dann trat der König in das Palais, aber die Menge wich und wankte nicht.

Einer der ergreifendsten Momente war, als die Tausende und Tausende, welche dicht Kopf an Kopf vor dem königlichen Palais standen, entblößten Hauptes plötzlich die Nationalhymne anstimmten. Viele vermochten vor Erregung nicht zu singen, und auch denjenigen, welche sangen, zitterte die Stimme, und es standen ihnen die Thränen in den Augen. Immer und immer wieder gab sich die Begeisterung des Volkes in lautem Rufen kund und ruhete nicht, bis Seine Majestät sich wiederholt

am Fenster zeigte. Als kurz vor 11 Uhr General von Moltke hinzukam, um sich zum Könige zu begeben, wurde er stürmisch begrüßt, und viel fehlte nicht, so hob man ihn auf die Schultern und trug ihn nach dem Palais. Die Begeisterung kannte keine Grenzen, und fortwährend donnerte das Hurrah vor dem zu ebener Erde gelegenen erleuchteten Fenster des Königs. Gegen halb zwölf Uhr ging in der Volksmenge von Mund zu Mund die Botschaft: Seine Majestät ließe bitten, nach Hause zu gehen, er habe noch Viel und Wichtiges zu arbeiten diese Nacht. — Und wie aus einem Munde erscholl der Ruf in der Menge: „Nach Hause! Der König hält Kriegsrath ab und wünscht Ruhe zu haben!“ und in wenigen Minuten war der große Platz wie geleert! —

Noch Eines geschah in der Stille der Nacht vor dem Palais des Königs: das Heldenbild Friedrich des Großen wurde mit Kränzen und Laubgewinden geschmückt. Die Absicht ging dahin, dem Könige für den nächsten Morgen einen ihn erhebenden Eindruck zu bereiten. In der prächtigen, hell erleuchteten Straße Unter den Linden gab sich aber noch stundenlang die lebhafteste Bewegung kund. Es wurde eine Adresse an den König entworfen, sogleich gedruckt, in vielen Exemplaren vertheilt und sofort mit Tausenden von Unterschriften bedeckt. Für die Ueberreichung war der nächste Morgen bestimmt. Den Geist der Adresse kennzeichnet folgender Satz aus derselben: „Wie 1813 bis 1815 zu Eurer Königlichen Majestät erhabenem Vater, so wird auch jetzt jeder Preuße mit Blut und Gut zu seinem glorreichen Kriegsherrn stehen, und Eurer Königlichen Majestät getreues Volk bittet nur Eines: Nicht zu ruhen, bis dieser französische Uebermuth für alle Zukunft gedemüthigt und Deutschland in seiner alten Größe hergestellt und gesichert ist.“

Welch ein Tag war dieser 15. Juli in dem Leben des Königs! Mit welchen Empfindungen hatte er am Morgen seine Reise von Ems aus angetreten, welche Beruhigung hatte

ihm die Haltung der Bevölkerung in den neuen Provinzen Kurhessen und Hannover gewährt, und welche Kräftigung bereitete ihm Berlin! Man denke sich von dem Allen das Gegentheil, und man wird die Bedeutung des Geschilderten zu würdigen wissen! — Und nun befand sich der König zur Nacht im Kreise bewährter Helden und Staatsmänner. Ihm waren zur Seite der tapfere Kronprinz, der scharfblickende Staatsmann Graf Bismarck, der schweigsame Denker der Schlachten Moltke, der Kriegsminister Roon, der treue unermüdete Ausführer einer Heeresorganisation, die, was Festigkeit, organische Gliederung und Beweglichkeitsfähigkeit zugleich betrifft, die durch sie der preußische Heereskörper empfangen hat, bisher wohl unübertroffen dastehen möchte. Diese und Männer ähnlichen Geistes und Herzens waren in dieser Nacht zum Kriegsrathe bei dem Könige versammelt. Daß die Berathung getragen ward von dem Pulsschlage hoher Kraft und Intelligenz, das sollte der Welt in überraschender Schnelle und Mächtigkeit kund werden. Und wie der König sich gehoben fühlte durch die Haltung des Volkes, so auch seine trefflichen Mitberather. In diesem Sinne hatten Herz und Geist der Bevölkerung vollen Antheil an den Beschlüssen, die in der Nacht vom 15. Juli im Palaste des Königs von Preußen gefaßt wurden.

Es war einer jener Zeitläufte in der Weltgeschichte angebrochen, in dem vieles bis dahin verborgene Leben offenbar werden, in dem Licht über Personen und Verhältnisse, über die bisher höchst verschiedenartig geurtheilt worden war, verbreitet werden, in dem Schein und Wesenheit zur richtigeren Würdigung gelangen sollte. Was ist der Fortgang der Geschichte im Grunde anderes als eine Enthüllung des Lebens der Völker, in erster Linie des Wollens und Strebens seiner Führer? Es gilt dies schon für ruhige Zeiten, ungleich mehr aber gilt es für bewegte! Nun hob sich so eben der Vorhang mit dem Bilde der ernstblickenden Klio, und die Welt sollte ein Drama erschütternder Art schauen, bei dem

die hervorragendsten Personen hüben und drüben die Träger der Hauptrollen waren, ein Drama um so erschütternderer Art, als es nicht auf „Brettern die die Welt bedeuten," sondern auf dem Boden der Wirklichkeit selbst sich entrollen sollte, um so mehr als Keiner der Zuschauenden vorauszusehen vermochte, welch Geschick Mitwirkende, mit denen er sich durch heilige Bande umschlungen fühlte, treffen, oder in wie weit und in wie ernster Art der Kreis der Zuschauer selbst auf die Bühne gezogen werden könnte. Wahrlich, Enthüllungen über Enthüllungen sollten der zuschauenden und der mitwirkenden Welt zu Theil werden! Hatte doch der Tag vorher schon reichliche Gaben dieser Art gebracht! Es sei nun gleich an dieser Stelle eine ganz kürzlich zu Tage gekommene Enthüllung über den Mann eingeschaltet, den feindlicher Sinn und oberflächliches Urtheil als den eigentlichen Anstifter des Krieges bezeichnet hat, den Grafen Bismarck. Gewährsmann ist der ehrenhafte Abgeordnete des Zollparlaments Hans Blum, der für seine Mittheilung (Daheim No. 48) überdies das Zeugniß des nicht minder ehrenhaften Abgeordneten derselben Körperschaft Völck aus Augsburg anruft. Im Sommer des Jahres 1869 und zwar am 12. Juni hatten die beiden und noch eine Zahl von Abgeordneten eine Privatunterredung mit dem Grafen Bismarck. „Wir saßen bei einander," erzählt Hans Blum, „als ob kein Main mehr in Deutschland flösse, und mit rücksichtsloser Offenheit wurden gegenseitig Gedanken getauscht, Zustände der Vergangenheit und Gegenwart Hoffnungen und Befürchtungen für die Zukunft besprochen. Bismarck, wie immer geistsprudelnd, witzig, in den ernstesten Erörterungen voll märkischer Einfälle. Plötzlich wurde er still und tief ernst. Das Gespräch war unwillkürlich bei der Luxemburger Frage angekommen, und seine Gäste machten ihm kein Hehl aus ihrer Verwunderung, daß damals nicht losgeschlagen worden wider den französischen Uebermuth. Indem die Abgeordneten diese Frage verwoben mit der Schilderung von der Stimmung ihrer

Heimath, wie man damals den Krieg gern gesehen und jetzt das scheinbare Zurückweichen Preußens vor Frankreich in Luxemburg beklage, klang die Frage fast wie ein Vorwurf. Mit wenigen Worten zeichnete der Kanzler die Situation von damals, als wollte er präludiren zu dem Thema, das, dem Ernst und der Energie seiner Züge nach, ihn vom Grund seines Herzens beschäftigte und ergriff, wie kein anderes. Dann fuhr er fort, während rasche Blitze aus seinen tiefliegenden Augen schossen: „Ich bin eine lange schwere Woche über der Frage des Krieges mit Frankreich gesessen. Nicht die Eventualität einer Niederlage war es, was uns beschäftigte, denn Moltke hatte versichert, daß wir siegen werden. Aber es war die Frage zu entscheiden, ob wir Krieg mit Frankreich anfangen sollten selbst im Falle der Gewißheit oder höchsten Wahrscheinlichkeit des Sieges. Auch diese Frage haben wir verneint und uns entschlossen, den Krieg nur zu führen, wenn wir dazu gezwungen würden. Wir haben all die ungeheuren Verluste, all den Jammer und das Elend in den tausenden von Familien erwogen. Ja, meine Freunde, schauen Sie mich immer groß an; meinen Sie, ich habe nicht auch ein Herz! Glauben Sie nur, ich habe auch ein Herz, das genau so fühlt wie das Ihre. Krieg bleibt immer Krieg — das Elend der vom Kriege ausgesogenen Länder, all der Jammer der Wittwen und Waisen — das ist alles so schrecklich, daß ich für meine Person nur im alleräußersten Nothfalle zu diesem Mittel greife." Er holte tief Athem und fuhr dann fort: „Wir glaubten, es könne der Krieg je länger er verschoben werde, vielleicht ganz vermieden werden, sei es durch gewisse Ereignisse in Frankreich, oder, daß das französische Volk zu der Einsicht komme, daß die beiden großen Nationen wahrlich Besseres zu thun hätten, als um Grenzen zu streiten. Wir wollten Herrn sein im eigenen Hause, aber die einmal gewordenen Grenzen nicht mehr verrücken." Endlich sagte er mit der ihm eigenen zornigen Kurzathmigkeit, wenn er besonders

erregt ist: „Wenn man freilich unsere Friedensliebe nicht anerkennen will, und wenn uns der Krieg aufgezwungen wird, so werden wir ihn mit aller Kraft führen, und Sie — die Bayern — dürfen und werden sich sehr beeilen, daß Sie bei der ersten Schlacht, die voraussichtlich bei Metz geschlagen wird, schon dabei sein können. Wir aber werden schon in dieser Schlacht den Franzosen an Zahl und auch an andern Dingen überlegen sein." Der Kanzler hielt inne. „Auch General Moltke", bemerkte Völck, „hat mir schon voriges Jahr beim Schlusse des Zollparlaments im weißen Saale versichert, daß wir den Franzosen im gegebenen Falle an Zahl und Schnelligkeit bedeutend überlegen sein würden." „Er hat Ihnen recht gesagt, verehrter Freund," erwiderte Bismarck zuversichtlich, und vor seinem geistigen Auge mochten die Hunderttausende deutscher Krieger vorüberziehn nach dem Rhein, und alle die guten Mächte über ihren Häuptern, die wir für einen Kampf wider den Erbfeind vorräthig hatten."

Daß die Verschuldung des Krieges auf Seiten Frankreichs war, bedurfte keines Beweises mehr; aber — und darum ist die Mittheilung Blum's von so hoher Bedeutung — es thut wohl, auch den „eisernen Grafen", wie Bismarck vielfach genannt worden ist, in der Kriegs- und Friedensfrage echt deutschen Sinn bekunden zu sehen, der nicht eroberungslustig und händelsüchtig, wohl aber, wenn Bosheit und Uebermuth es nicht anders haben will, mit nachhaltigster Wucht einen angebotenen Kampf aufzunehmen weiß.

Bismarck und Moltke mochten in der Nacht vom 15. Juli die bedeutungsschwersten Vorträge ihres Lebens zu halten haben, jener sich bewegend auf dem diplomatischen, dieser auf dem Gebiete der Strategie, neben ihnen der Kriegsminister von Roon, der das „Werkzeug des Krieges", das Heer, in eine Verfassung zu setzen gewußt hatte, die jeden Zweifel an seiner Vortrefflichkeit niederhielt.

Germanisch und romanisch.

Wer den Tag des 15. Juli in Berlin miterlebt hat, der muß sich sagen: eine gleichhochflutende Begeisterung, wie die war, die im Nu in der ganzen Bevölkerung sich kund gab, kann es nimmer in einem Volk gegeben haben, dem plötzlich von einem starken Feinde der Krieg aufgenöthigt ward.

Wie ist das zu erklären?

Von Rauflust, von dem Gefühl, das die Franzosen „Chauvinismus" nennen, war nicht eine Spur zu merken.

Ueber Chauvinismus giebt uns der französische General Trochu in seinem 1867 erschienen Werke „l'Armée française" folgende Erklärung:

„Der Chauvinismus verhält sich zum Waffengeiste, wie sich der Fanatismus zum Religionsgeiste verhält, er ist eine Aufregung und eine Ueberschreitung."

Nicht der Chauvinismus, sondern der Waffengeist in seiner edelsten Bedeutung war es, der in der berliner Bevölkerung und, wie schon in den nächstfolgenden Tagen sich zeigen sollte, in der Gesammtheit des deutschen Volkes sich kund gab. Die Kriegserklärung Frankreichs wurde sofort richtig als eine Ankündigung aufgefaßt, daß von einem Feinde die Heiligthümer des deutschen Volkes, Recht, Sitte, freie Bestimmung über seine innere Weitergestaltung, freventlich angetastet werden sollten. Dies ward allgemein erkannt und empfunden, und darum erfaßte die deutsche Seele den Kampf sofort als einen geheiligten, für den jegliches Opfer mit unerschrockenem Herzen gebracht werden müsse. Schwer schien das Werk zu sein, aber die Größe der Aufgabe, die zu lösen war, schreckte nicht ab, sie gab dem Aufschwunge von vornherein etwas Feierlich-Freudiges. Theilnahme an solchem Kampfe

erschien dem deutschen Sinne als etwas des höchsten Strebens und Begehrens Würdiges.

Wie sich in der Art der Einleitung und der Ankündigung des Kampfes eine kennzeichnende Seite des romanischen Characters kundgegeben hatte, so offenbarte sich in der Art der Aufnahme und der Annahme des Kampfes eine kennzeichnende Seite des germanischen Characters.

Romanisch — Germanisch. Je aufmerksamer wir von vornherein diese Gegensätze in Betracht ziehen, je klarer wir uns ihrer Unterschiede bewußt werden, desto sicherer werden wir auch hoffen dürfen, im Verfolg des Dramas, dessen erste Scene so eben an uns vorüber ging, die rechte Ausbeute in Bezug auf Verständniß der Thatsachen und der handelnden Personen zu gewinnen. Hat doch „Beute der Erkenntniß" den Deutschen immer als das Erstrebenswertheste gegolten!

Hören wir zunächst Urtheile einiger aufgeklärten Männer aus der Völkerfamilie der Romanen (auch die lateinischen Völkerschaften genannt), zu der bekanntlich namentlich die Italiener, die Spanier und die Franzosen gehören.

In einer kürzlich in der Zeitung von Bologna enthaltenen Abhandlung „Das lateinische Europa und das neue Deutschland" heißt es: „Vor 2000 Jahren hatte Rom den Posten Frankreichs, Ludwig's XIV., Napoleon's I. und Napoleon's III., welcher letztere bis zu diesen Tagen Europa imponirte. Rom vernichtete die Cimbern, wie es vorher die Gallier vernichtet hatte; dann drangen die römischen Legionen siegreich bis zur Elbe vor. Es war ein scheinbarer Ruhm, ein Coloß auf thönernen Füßen, wie Nebucadnezar's Standbild. Das römische Kaiserreich, zerfressen von Entsittlichung, die auch die Redekunst des Cicero nicht zu beseitigen vermocht hatte, starb dahin und zeigte die Albernheit der Versuche des Brutus und Cassius, der Mörder Cäsar's. Der endliche Zusammensturz des Reiches rettete das Abendland vor einem Verfall, der es in die Lage gebracht hätte, in der wir das vormals römische Asien

und Afrika sehen. Obwohl wir die Ströme Blutes beweinen, die (in dem Kriege zwischen Frankreich und Deutschland) auf den Schlachtfeldern fließen werden, fühlen wir uns doch belebt von einer süßen Hoffnung. Mitten unter jenem schrecklichen Blutvergießen geht das Uebergewicht von dem lateinischen Stamm auf den germanischen über, wie es geschah beim Fall des kaiserlichen Roms."

So spricht ein Italiener, der also in diesem Vorgange, bei der Voraussetzung seinerseits, daß er zu Gunsten Deutschlands enden werde, eine zweite Rettung des Abendlandes erblickt. —

Der französische Gelehrte Ozanam sagt in seinem Werke „Die Begründung des Christenthums in Deutschland" im Anschluß an eine Schilderung der alten Germanen: „Die germanischen Völker waren zur Verjüngung der Welt aufbewahrt .... Während die alten Reiche eines über das andere zusammenstürzten, blieben die germanischen Völker in schützender Einsamkeit und unter der Hut eines strengen Himmels."

Die Vorgeführten — Beide der romanischen Völkerfamilie und der katholischen Kirche angehörig — deuten darauf hin, daß das Juwel des Christenthums, in die Hand der Germanen gelegt, zu reinster Ausstrahlung seines Lichts gelangen werde, wogegen sich das alte Rom von vornherein mit nichten als ein diesem Juwel entsprechendes Gefäß erwiesen habe.

Dem unwiderstehlichen Ansturm, den zerschmetternden Schlägen altgermanischer Völkerschaften erlag das abendländische Kaiserreich, und aus dessen Stamm sind nun jene drei romanischen Völkerschaften erwachsen, die eben deshalb auch mit dem alten Stamme und auch unter sich Verwandtschaft haben.

Die Haupterbschaft des zerfallenden Römerthums traten die Nachkommen des Volkes der von Cäsar eroberten und zu einer römischen Provinz gemachten gallischen Landschaften, die

Franzosen, an, namentlich das brutale Pochen auf die Schwertgewalt und die Kunst des Verbergens innerer Fäulniß unter der schimmernden, das Auge des Beobachters blendenden Hülle der „Bildung."

Aber finden wir nicht gerade und nur allein in Frankreich den vom heiligen Stuhle in Rom als ehrendste Anerkennung verliehenen Titel „des Allerchristlichsten Königs" in Gebrauch? Wahrlich, diese Gabe ehrte nicht, sie stellte vielmehr Geber und Empfänger bloß. Der Eine gab den höchsten Ehrenschmuck eines christlichen Herrschers für weltliche Vortheile hin, der Andere deckte damit weltliche Bestrebungen. Auch hier Decoration und nur Decoration, schimmernde Hülle, Schein! Und dieser Schein blieb bestehen bis in die neueste Zeit hin! —

Mit dem oben vorgeführten Urtheile des Italieners, dahin gehend, daß das lateinische Abendland der Gegenwart — mithin vorzüglich das Hauptland desselben, Frankreich — so wenig wie das alte Rom der Kaiser sich als ein würdiges Gefäß des Christenthums bewähre, stimmt ein in der Revue des deux mondes (1867) erschienenes Wort Fontanès' überein. „Die Bewegung des 18. Jahrhunderts," sagt derselbe, „hat den menschlichen Geist befreit und ihn gelehrt, die Bedingungen der Wahrheit in sich selbst zu suchen; aber nur in Deutschland ist sie gelungen, weil sie hier die Religion eingeführt hat in die geschichtliche Entwicklung. Wir in Frankreich sind im Widerspruch zwischen Glauben und Vernunft, zwischen natürlicher Religion und Christenthum stecken geblieben, und weil das Christenthum zu tief in den Zusammenhang der menschlichen Dinge verwoben ist, als daß die Machtsprüche einer Philosophie es beseitigen könnten, schwanken wir hin und her zwischen Feindseligkeit und Unterwerfung. Anstatt dasselbe eingehen zu lassen in den Lauf unsrer Civilisation, damit es unsere Leuchte sei, lassen wir es bei Seite, wie eine Art erratischen Blocks, des Zeugen eines vergangenen Zeitalters, und berauben uns seines Saftes und Markes, weil

wir es nicht loszuschälen vermögen aus der Form, die es irgend einmal angenommen, und die abfallen sollte wie eine alt gewordene Rinde. Es ist etwas Krankes in unserm socialen Körper. Unsere Sitten und unsere Principien sind nicht auf unseren Glauben gegründet, und im Individuum fehlt jene Einheit, welche die Bedingung der Kraft und Freudigkeit ist. Die Zeit ist ernst für unser Land. Wenn wir unsre Hitze nicht in fruchtlosen Anstrengungen verbrauchen, wenn wir an der großen Entwicklung theilnehmen wollen, welche im Begriff ist, der christlichen Civilisation neue Grundlagen zu geben, wenn wir jenem Antagonismus zwischen Glauben und Wissenschaft, zwischen Vernunft und Christenthum, der so viel Unglück über uns gebracht hat, ein Ende machen wollen, so müssen wir uns beeilen, die Ueberlieferung des 18. Jahrhunderts in Allem, was die Wissenschaft der Religion betrifft, zu verlassen, und dürfen uns nicht länger einbilden, daß wir um deswillen Geister voll Kühnheit seien, weil wir über die religiösen Dinge lachen und uns in eine feine Ironie geflüchtet haben. Die Frage steht so: entweder das Christenthum, wie die römische Kirche es gemacht hat, wird auf unserm Wege liegen bleiben als ein Hinderniß, an dem unsere edelsten Anläufe sich brechen werden, und unsere Geschichte wird auch in Zukunft nur ein Wechsel von Empörung und feiger Unterwerfung sein, — oder das Christenthum wird auch in unserm Vaterlande eine jener Entwicklungen, welche der Beweis seiner Lebenskraft sind, durchmachen und uns neue Geschicke eröffnen."

Der Eintritt einer solchen Wendung, die dann zugleich als die sicherste Gewähr des Friedens zwischen Frankreich und Deutschland zu begrüßen sein würde, ist nach der Schilderung eines vertrauten Kenners französischer Zustände, des Professors an der berliner Universität Emil du Bois-Reymond, für jetzt noch nicht zu hoffen. In der vortrefflichen Rede, die der Genannte zur Feier des 3. August hielt, sagt er u. A.: „Laut, scharf und überlegt klage ich das französische Volk von dieser

Stelle an, von der Rednerbühne der ersten deutschen Universität, deren Organ in diesem weltgeschichtlichen Augenblicke zu sein ich mir zur höchsten Ehre schätze. — — Selber fast rein celtischen Blutes und halb französischer Erziehung, thue ich es mit tiefem Schmerze, denn die Wurzeln meines geistigen Wesens ragen zum guten Theil in französischen Boden. — Da die Gallier von den Römern unterjocht wurden, die Deutschen nicht, hatte Frankreich vor Deutschland einen mächtigen Vorsprung in der Civilisation. Dieser Vorsprung wuchs noch in Folge italienischer Einflüsse und früher Centralisirung dort, des dreißigjährigen Krieges und der dadurch weiter getriebenen Zersplitterung hier. Wir haben unsere Gewissensfreiheit, die Grundlage jeder andern Freiheit, mit einem äußerlichen Rückschritt erkauft, während den Franzosen für ihren Culturzustand der Sieg der katholischen Religion zu Gute kam, der für Frankreichs geistige und politische Entwicklung im Uebrigen und ganz abgesehen davon, wie er erlangt wurde, verhängnißvoll ward. — Wir gönnen den Franzosen ihren Reichthum, ihre einheitliche Macht, ihre ruhmvollen Erinnerungen, sogar auf unsere Kosten; wir möchten nur mit und neben ihnen wie mit und neben unseren übrigen Nachbaren, in Ruhe und Frieden leben, als ebenbürtige Glieder der europäischen Völkerfamilie.

„Bei der mangelhaften Schulbildung der Franzosen und der schlechten geschichtlichen Lectüre auch der bessern Stände unter ihnen beschränkt sich ihre Kenntniß der Geschichte des ersten Kaiserreichs etwa auf die Siege von Marengo, Austerlitz und Jena, den Rückzug von Moskau und die Niederlagen bei Leipzig und Waterloo, wo aber natürlich „Uebermacht sie erdrückte" oder „Verrath im Spiele war." Des zweimaligen Zuges der Verbündeten nach Paris gedenken sie mit unbeschreiblichem Haß, als der größten Unbill, die ihnen zugefügt werden konnte. Ihnen steht in jedem Augenblicke das Recht zu, sengend und brandschatzend in fremdes Land einzubrechen; betritt aber

ein kriegführender Feind den Boden des „heiligen" Frankreich, so ist das der entsetzlichste völkerrechtliche Frevel. Sie haben keinen Begriff davon, daß was Anderen recht ist, ihnen billig sei: sie fassen gar nicht die Idee, daß damals in der mildesten denkbaren Form geschichtliche Gerechtigkeit an ihnen geübt wurde.

„In das Geschrei um Rache für Waterloo und die „Invasion" mischt sich dann das nach Frankreichs „natürlichen Grenzen." Dabei gilt ein doppeltes Princip. Erstens zeigt sich dabei das französische Bedürfniß nach abgerundeter Formenschönheit: es soll die Grenze eine hübsche, geographisch-physikalisch klar ausgeprägte Grenze sein, übrigens auch strategisch brauchbar; und aus diesen Gesichtspunkten gebührt den Franzosen das linke Rheinufer. Zweitens soll nach dem Nationalitäts-Principe die Grenze sich decken mit der französischen Sprachgrenze; aus diesem Punkte gebührt ihnen Belgien und die französisch redende Schweiz. Bei ihrer lächerlichen geographischen und ethnographischen Unwissenheit, (da sie nicht reisen und auf Reisen schlecht beobachten, weil sie immer nur sich selber mit sich umhertragen) haben sie von den Zuständen des linken Rheinufers und seinen Beziehungen zu Deutschland keine oder die verkehrteste Vorstellung. Hätten sie eine Ahnung davon, sie würden den Wahnwitz einsehen, den vom deutschen Volke ausgebauten Kölner Dom, alle die Orte, was soll ich sie herzählen, wo in den geliebtesten Liedern unsere Jugendphantasien sich ergingen, die Stätten, wo Beethoven's und Johannes Müller's Wiege stand, die Nibelungen- und Lutherstadt Worms, uns lebendig entreißen, ein Land von uns trennen zu wollen, das eben so innig an Deutschland hängt, wie es jedem Deutschen an's Herz gewachsen ist. Aber man muß mit der Laterne suchen, um auch unter der Partei, die sich für gemäßigt demokratisch ausgiebt, den Franzosen zu finden, in dem nicht etwas von jener tollen Begehrlichkeit lauerte.

„Und doch ist in diesem Falle das französische Gelüst wenigstens noch auf Greifbares, Verständliches gerichtet. In

dem verworrenen Vorstellungskreise, den zu zergliedern ich versuche, tritt dann aber noch ein anderes, unfaßbares Ziel hervor, genannt der Ruhm, die Ehre und Würde Frankreichs. Bei diesen Namen steigen im Gehirn der Franzosen Wolken unverschämter Selbstberäucherung auf und üben eine berauschende Kraft, welche sie als Nation jeder unsinnigen und verbrecherischen Handlung fähig macht. Sie sehen eine Art von Fata morgana, die ihnen Frankreich (sie kennen nichts Anderes) als den Inbegriff alles Erhabenen, Großen und Schönen zeigt. Sie sehen ich weiß nicht was; aber Soldaten mit rothen Hosen, die Tricolore voran, in Rauch und Kartätschenhagel Haufen anders uniformirter Leichen erkletternd, spielen dabei eine Hauptrolle und erscheinen ihnen als das Höchste in der Welt. Die Vorstellung, daß auch ein anderes Volk kriegerische Lorbern ernten könne, vollends mit leichterer Mühe, schlagenderem Erfolg im Kampfe mit demselben Gegner sie gepflückt haben solle, verursacht ihnen „patriotische Beklemmungen", und es begiebt sich, was nach dem Irrenhause klingt: sie schreien um Rache wegen Niederlage desselben Feindes, den sie erst eben einer Idee willen, d. h. um auf seine Kosten Beute zu machen, anfielen.

„Ein merkwürdiger Zug der Franzosen ist ihre Sucht sich für Nachfolger der Römer in der Geschichte anzugeben. — — Wenn wir ihnen auch die Laster des kaiserlichen Rom's nicht absprechen wollen, so können wir ihnen doch die Tugenden der römischen Republik nicht zugestehen. Das Colonisationstalent der Römer geht ihnen sicher ab, da nach vierzigjährigen Kämpfen die beste Frucht, die sie noch aus der Eroberung Algiers zu ziehen wußten, darin besteht, daß sie die besondere Befähigung der alten Piratenbrut für ihre eigene Art des Kriegführens sich zu Nutze machen. Daß Kosaken die in Rußland eingebrochenen Franzosen bis in Frankreich hinein verfolgten, war beiläufig der Gipfel der Barbarei; bestialische Turcosbanden, „diese schönen afrikanischen Truppen" des Herrn Edmond

About, vom Atlas über das Mittelmeer zu holen, um sie auf die Rheinlande loszulassen, das ist Civilisation; uns mit ihren viehischen Lüsten zu drohen, das ist guter Geschmack! —

„Bei dem Wort „Alterthum“ steigt dem Deutschen zunächst das ewig schöne Bild hellenischer Blüthe auf. Der Franzose sieht bei demselben Wort einen Imperator mit seinen Adlern und Legionen, Gefangenen und Beutewagen im Triumph dem Capitole sich nähern, oder er sieht im Amphitheater, Kopf an Kopf gedrängt, die Quiriten an blutigen Fechtspielen und grausamen Thierhetzen ihr rohes Gemüth erlaben; bestenfalls denkt er an die meist etwas unmenschlichen und theatralischen Heldengestalten der römischen Republik. Diese vorwiegende Bewunderung der Franzosen für das Römerthum, welche auch in ihrer bildenden Kunst bemerkbar ist, war der richtige Boden für die Saat des Cäsarismus und hat wesentlich dazu beigetragen, ihnen zu einem nicht blos Rom, sondern die Welt zu seinem Vergnügen in Brand steckenden Nero zu verhelfen.

„Das müßige Leben im Felde, mit etwas Gefahr gewürzt, Schaustellung ihres Heroismus, Abenteuer aller Art, sagen ihrer Natur zu, und wenn sie auch nicht selber dabei sein mögen und von allgemeiner Wehrpflicht nichts wissen wollen, so haben sie doch ihre Freude daran, daß Franzosen sich irgendwo schlagen.

„Einer der gelehrtesten, geistreichsten, freidenkendsten Franzosen, von allgemeinster Bildung, erklärter Feind der Chauvins, sagte mir vor Jahren in einem unbewachten Augenblicke: „Man hat vielleicht Unrecht gehabt, aus den Franzosen ein industrielles Volk machen zu wollen. Der Franzose ist von Natur Ackerbauer und Soldat.“ — Sehr wohl, aber gegen wen soll dieser Soldat sich schlagen? — Wäre meinem Freunde diese Frage rechtzeitig aufgestiegen, er hätte seinen Satz nicht vollendet. Aber der Chauvin vollendet ihn und antwortet unbedenklich: „Gegen die Russen! Gegen die Oesterreicher! Gegen die Italiener,“ den Tag, wo sie nicht mehr nach unserer Pfeife tanzen! „Gegen die Engländer,“ wie gern, wäre nicht der Canal! —

Unter irgend einem Vorwande gegen irgend Jemand, wie jetzt gegen uns! Darf das Wild sich beschweren, wenn der Jäger es schießt? Wie das Wild da ist, um geschossen zu werden, sind andere Völker da, damit die Franzosen an ihnen ihr Müthchen kühlen.

„Und da die Franzosen unfähig sind, in fremdes Volksthum sich hinein zu denken, in unsere friedliche, genügsame, stiller Arbeit und häuslichem Glücke zugewandte Natur, unsere brüderliche Gesinnung gegen alle Völker, gegen die sogar, welche es am wenigsten gegen uns verdienen, in die erhabene allgemeine menschliche Weltanschauung, die unser Volk unter den Völkern zu einem Bürger kommender Jahrhunderte macht; da sie ihre eigene selbstische, lieblose Sinnesart, ihre Eroberungssucht und abstracte Kriegslust auch bei uns voraussetzen: so meinen sie, würden wir, sobald wir einig wären und uns stark genug fühlten, über sie herfallen, wie jetzt sie über uns; ja sie würden uns für Narren halten, thäten wir's nicht.

„Aus den finsteren Zeiten des Mittelalters erzählen Chroniken von geistigen Epidemieen, gemeinsamen Verirrungen der Gemüther, die von Ort zu Ort, von Volk zu Volk sich fortpflanzend, Aufregung vor sich hersendend und Zerrüttung hinter sich lassend, wie eine Flutwelle von Wahnsinn über den Erdtheil liefen. Der Chauvinismus — werden künftige Geschlechter es glauben? — zeigt uns in voller Tageshelle des neunzehnten Jahrhunderts das Beispiel einer pandemischen Form von Geisteskrankheit, deren Contagium der corsische Würger den neuern Franzosen eingeimpft hat.

„Das Volk der Franzosen täuscht sich, trotz des Glanzes seiner Hauptstadt, trotz seiner Wissenschaft, Kunst und Industrie, seines Luxus und seiner Eleganz. Denn es hat versäumt den großen Schritt mitzumachen, der im letzten Jahrhundert fast alle Völker zur Erkenntniß ihrer wahren Aufgabe geführt hat. Es träumt noch epileptisch vom Kriegsruhm und Eroberung. In unserem Sinne sind daher die Franzosen kein

civilisirtes Volk. Die alte celtische Wildheit, welche Irland zu Grunde richtet, steckt auch ihnen im Blute."

Blitzähnlich taucht dann und wann in Frankreich die Erkenntniß des Wahren über die herrschenden Zustände auf, aber die da reden, bleiben „Stimmen eines Predigers in der Wüste." Vor etwa zwei Jahren erschien in Paris eine Broschüre „Esquisse d'anatomie politique", in der der Verfasser, Mazon, seinen Landsleuten einen Spiegel vorhielt, der ihnen ihr Bild in einem nicht eben schmeichelhaften Lichte zeigte. „Der französische Nationalgeist", sagt Mazon, „kokettirt mit allen Blumen am Rande des Weges, ohne sich darum zu kümmern, wohin dieser führt. Bald braust er wie ein Schnellzug voran, bald schleicht er als Schildkröte oder gar als Krebs daher. Der Fortschritt geht bei ihm sprung- und stoßweise von statten. Alle Principien befolgt er, begreift aber kein einziges. Man sage dem Franzosen, er sei verständig, klug, positiv, so ist das für ihn kein sonderliches Compliment; vielleicht sieht er sauer dazu. Sagt man ihm aber, er sei ein liebenswürdiger Wildfang, er mache dumme Streiche aus lauter Generösität, er habe einen bösen Kopf, aber ein gutes Herz: so wird er vergnügt lächeln, denn solche Complimente thun ihm wohl. — Es giebt kein Land, in dem man achtungswerthe Dinge weniger achtet, als in Frankreich. Die kleinste Lächerlichkeit entkräftet bei uns die Wirkung der höchsten Tugenden. Wir sind stets geneigt, die zu erfüllende Pflicht durch ein Epigramm zu ersetzen, vor unserm schonungslosen Spott findet auch der reinste Ruhm keine Gnade. Was hat nicht Voltaire aus der Jungfrau von Orleans gemacht? Wenn Socrates heut als Schriftsteller bei uns aufträte, er würde schwerlich einen Verleger für seine „Schwärmereien" finden; jedenfalls hätten seine philosophischen Werke keinen solchen Erfolg wie die „Memoiren der Theresa". — Wir tragen dem Schein mehr Rechnung, als der Wirklichkeit. Nicht allein in unsern Möbeln und Kleidern, sondern auch in unsern Ideen

liegt der Character des Unechten. Wie unsere Frauen eine Mode, so nehmen wir eine Doctrin an. Wir kennen die Anderen nicht besser, als uns selbst, und stets sind wir darauf aus, über dem Splitter im Auge des Nächsten den Balken im eigenen Auge nicht zu sehen. Wir finden es natürlich, von Anderen alle Tugenden zu verlangen, während wir uns selber allen Leidenschaften überlassen. Wir wollen Teufel bleiben und von Engeln regiert werden. Alles wollen wir wissen, ohne etwas gelernt zu haben, Alles reformiren, ohne uns selber führen zu können. In der Politik jagen wir stets Hirngespinnsten nach und haben noch keine Zeit zu der Erkenntniß gefunden, daß im politischen wie im bürgerlichen Leben die Pflichterfüllung der Ausübung des Rechts zur Seite und selbst vorangehen soll. In Folge unsers beweglichen, gegen Beobachtung und Nachdenken widerspenstigen Characters, wie auch in Folge unserer Unkenntniß der Bedingungen der menschlichen Gesellschaft bieten wir nur zu häufig anderen ruhigeren und verständigeren Völkern das Schauspiel unfruchtbarer Aufregungen, ungerechter Anschuldigungen und eines kindischen Pessimismus."

Zur Zeit, als die grauenhaften Traupmannschen Mordthaten verübt worden waren, nahm dies Verbrechen wochenlang fast ausschließlich das Interesse der Pariser in Anspruch. Aber wie ward dieser entsetzliche Vorgang von den Schriftstellern behandelt! Er wurde sogleich Gegenstand literarischer Speculation. Ein Aufschrei der Reue darüber, den Jules Cauvain, einer der Redakteure des „Figaro" ausstieß, giebt uns Kunde von der Versunkenheit des pariser Schriftstellerthums. Cauvain klagte sich und seine Collegen an, durch ihre Schilderungen von wahren und erfundenen Verbrechen die Phantasie ungebildeter Menschen mit gefährlichen Bildern angefüllt und die Entwicklung schlimmer Instincte noch befördert zu haben. „Wir, die Romantiker der Schwurgerichtshöfe", sagte er, „wir, die Poeten der Verbrecher und die Verherrlicher der Hingerichteten,

wir tragen viel Schuld an der abscheulichen Epidemie blutiger Verbrechen, die unser Land mit Schmerz erfüllt und entehrt. Ob dieser namenlosen Abirrung des gesunden Sinnes, der angebornen Aufrichtigkeit des Gewissens müssen wir, ich will es bis zum Ueberdruß wiederholen, unsere verderbliche und käufliche Manie anklagen, die uns antreibt, uns zu Homer's der Achillesse des Messers und der Helenen des Arseniks zu machen — und solche zu erfinden, wenn die stinkende Gassenrinne und der banale Alkoven deren nicht von genügendem Interesse darbietet."

Haben wir im Obigen ausschließlich Männer romanischen Blutes reden lassen, so mögen nun noch Urtheile einiger deutschen Männer folgen.

Karl Frenzel sprach sich in einer seiner geschichtlich-philosophischen Abhandlungen, die im Jahre 1867 erschien, folgendermaßen aus: „Den Völkern germanischen Stammes wird Niemand eine große Entwicklungsfähigkeit absprechen, sie haben noch bedeutende Aufgaben vor sich, und es läßt sich erkennen, in welcher Richtung sie ihr Ziel suchen werden. Deutschland ist noch lange nicht mit sich fertig, es hat erst wieder einen Anlauf genommen. England hat eine große Reform glücklich vollendet. Nordamerika geht fortwährend noch durch große Krisen hindurch, aber Niemand zweifelt an seiner Fähigkeit, daß es sie bestehen und die Riesenaufgabe bewältigen wird, die es mit der Sclavenbefreiung übernommen.

„Stellen wir neben diese Völker germanischen Ursprungs die lateinischen Völker, so können wir uns des Eindrucks nicht erwehren, es sei der Kreis, in welchem diese sich bewegen, im Wesentlichen abgeschlossen, ihre geistige und politische Thätigkeit im Wesentlichen erschöpft. Elemente der Unruhe und der Anarchie zwar tragen sie genug in sich, aber mit allen gewaltsamen Bewegungen kommen sie nicht über ihre Schranken, über die Uebel hinaus, die sie empfinden, und deren sie doch nicht Herr werden können. Dieselbe Erscheinung haben wir

in Europa, wie in den ehemaligen Colonien der lateinischen Völker in Amerika. Revolutionen werden genug gemacht, aber es bleibt dabei Alles auf dem alten Fuß. Welchen mächtigen Anlauf nahm Frankreich 1789 zur Verwirklichung der persönlichen Freiheit! Und wo sind die glänzenden Ideale in Erfüllung gegangen! Die germanischen Völker erfreuen sich eines viel höheren Grades individueller Freiheit als Frankreich, das ihr Lehrer sein wollte!

„Mit Unfruchtbarkeit sind die gewaltigsten Anstrengungen geschlagen, die das Volk macht, welches in unserm Jahrhundert an der Spitze der lateinischen Völker steht. Was wurde aus Napoleon's Weltmonarchie? Wo sind die Ergebnisse der Kämpfe um Sebastopol? Napoleon III. versuchte den Franzosen eine neue Richtung zu geben, ähnlich derjenigen, die England groß gemacht hat. Die Expeditionen nach China, Anam, Mexico u. s. w. sollten sie aus dem engen Kreis herausreißen, in welchem sich die französische Anschauung bewegte. Frankreich an der Spitze der lateinischen Völker sollte rivalisiren lernen mit England und Amerika. Aber die Franzosen haben davon nichts wissen wollen; sie verstehen nicht einmal Algier zu colonisiren."

Der Dichter der „Wacht am Rhein", Max Schneckenburger, äußerte im Jahre 1840 in einem Aufsatze „Deutschland und die europäische Kriegsfrage" Folgendes: „Ein vernünftiges Fortrücken ohne Krieg und Stürme, eine große politische Entwicklung innerhalb der Schranken der Mäßigung und einer natürlichen Weltstellung, die sich auf dem friedlichen, organischen Wege der Berathungen, Erörterungen und Aufklärungen über die wahren Interessen und Bedürfnisse vollzöge, kann ich bei den Franzosen kaum für möglich halten. Der bei den Franzosen obwaltende Mangel an gediegener Volksbildung und echter Religiosität, das reizbare, oberflächliche, aller Gründlichkeit baare, leidenschaftsloser Belehrung unzugängliche, schnell absprechende

Wesen ihres Nationalcharacters, die grobe Entsittlichung beinahe aller Klassen, jene zähen Ueberbleibsel aller Revolutionstheorien, die ins Fratzenhafte verzerrt und auf sociale Fragen angewendet immer Boden gewinnen, begründen meine Zweifel."

Die in London erscheinende deutsche Zeitung „Post" characterisirt den ausgebrochenen Kampf folgendermaßen: „Die Deutschen, die eine Armee von 750,000 schlagfertigen Männern aufzuweisen haben, die für Freiheit, Wahrheit und Recht glühen, sind es müde, sich vorsagen zu lassen, daß wenn Paris zufrieden sei, Europa vergnügt sein müsse; ihr fester Wille ist es, dem unruhigen Poltergeiste der celtischen Race ein für allemal „Halt" zu gebieten, und wie ihre Vorfahren einst den römischen Popanz der entnervten Immoralität zertrümmerten, werden sie der Lügenwirthschaft an der Seine für ewige Zeiten ein Ende machen. Die welthistorische Bedeutung dieses Kampfes ist in seiner ganzen Größe kaum von England aufgefaßt worden. Es handelt sich nicht um A oder B, um einen krummen diplomatischen Winkelzug, einen abgefeimten geheimen Tractat, ein Stückchen Land, eine Wasserscheide oder einen Bergrücken als Grenze; es handelt sich um das wahre, nicht erkünstelte Gleichgewicht in Europa, um den Triumph teutonischer Gesittung über celtische Entartung, um die Sicherstellung freiheitlicher Entwicklung, friedlicher Industrie und ungestörten Handels, es handelt sich um den Sieg des Fortschritts gegen den Anachronismus des abgelebten Cäsarthums in Europa. Was auch immer für geographische Veränderungen zur Erreichung dieses Endziels nothwendig sein dürften, sie werden trotz aller sentimentalen Einwürfe gemacht werden. Gleiche Ursachen, gleiche Wirkungen. Derselbe Grund, der Gothen, Allemannen, Franken, Burgunder, Longobarden, Sachsen, Friesen, Chatten, mit einem Worte all die bunten Volksstämme der Germanen in eine unwiderstehliche Macht gegen römische Tyrannen vereinte, hat uns gelehrt: Einer für Alle und Alle für Einen einzustehen, um den entarteten Nach-

folgern römischer Aftercivilisation, den eitlen, ländersüchtigen und räuberischen Galliern ein gesegnetes heilsames Ende zu bereiten. Die Chinesen des Westens dürfen nicht länger mehr die Zuchtmeister Europas spielen, das Handwerk der Sittenverderbniß muß ihnen für immer gelegt werden. Für diesen weltgeschichtlichen Zweck kämpft der Deutsche und deshalb ist er unbesieglich."

Noch insbesondere nach einer Richtung hin erweist sich das Verhältniß des heutigen Deutschland zu Frankreich entsprechend dem der alten Germanenreiche zu dem kaiserlichen Rom. Die einzelnen Germanenstämme zertrümmerten die politische Macht in einzelnen römischen Provinzen und führten sich als Sieger ein. Aber der Pesthauch der Unsitte, den die Sieger in den unterworfenen Provinzen vorfanden, verdarb die Stämme. Dieser Pesthauch entnervte die Vandalen, die Ostgothen und die Westgothen dermaßen, daß sie zu Grunde gingen. Von dem römischen Civilisationsgifte wurden (da Berührungen vielfach stattfanden) auch die übrigen germanischen Stämme mehr oder minder angesteckt; erst später gab ihnen das Christenthum, das in Germanien tiefer in die Gemüther eindrang, als es im römischen Staate geschah, ein heilendes Gegengewicht. Und ist nicht auch bis in die neueste Zeit hinein der Haupterbe des alten Rom, Frankreich, für Deutschland in Bezug auf das Sittenleben eine stete Gefahr gewesen? Die Culturgeschichte Deutschlands durch Jahrhunderte weiset fortgesetzt Klagen der besten deutschen Männer über die Gefahr auf, die das deutsche Volk durch Annahme französischen Wesens erlitt. So blieb es bis in die neueste Zeit hin. Hohe vornehme Herren betrachteten Paris als die hohe Schule der Bildung. Sie trugen das schleichende Gift in ihre Heimath zurück. So klagte noch der edle Schenkendorf:

„Wir hatten an der bunten Wange der alten Babel uns berauscht
Und ihrem frohen Lustgesange mit keuschem deutschen Ohr gelauscht.

Die Kraft entschwand uns vor dem Klange, im Taumel hatten wir vertauscht
Mit eklem Rothwälsch der Garonne die Sprache Teut's, der Helden Wonne."

Gott Lob, das Bewußtsein der Gegensätze des Germanismus und des Romanismus ist in neuerer Zeit in Deutschland zu entschiedenem Durchbruch gekommen, und wenn der Krieg des Jahres 1870 dazu dient, diese Erkenntniß immer weiter in die Volkskreise hineinzutragen, und das deutsche Volk mit Ernst sich zu befreien strebt von dem französischen Wesen, so weit es vergiftend auf das Sittenleben wirkt, so wird er auch schon um deswillen stets ein heiliger Krieg genannt werden können. Auf dem Kaulbach'schen Gemälde, „die Hunnenschlacht", entworfen nach der Sage des Damascius, steigen die Geister vom Schlachtfelde auf und kämpfen in der Luft weiter. Will's Gott, so werden ernste deutsche Männer und Frauen den Kampf, der auf dem Schlachtfelde begann, auf dem Gebiete des Denkens und des Sittenlebens fortsetzen, bis das germanische Leben nur unter Einem Einflusse steht: dem des befreienden, läuternden, den Einzelnen beseeligenden, die Gemeinschaft von irdischen Uebeln durch das Mittel thätiger Bruderliebe erlösenden christlichen Geistes.

Der Reichstag.

Singen und sagen wird man noch lange von dem Julimonat des Jahres 1870, in dem die Stimmung der deutschen Volksseele sich kund zu geben begann, die durch jene Herausforderung Frankreichs hervorgerufen worden war, gleichsam als ob ein Zauberschlag sie erweckt hätte. Der Tag arggemeinter, allen nur irgendwie berechtigten Anlasses entbehrender Kriegsdrohung ward für Deutschland der Tag segenbringender, glückverheißender Einigung, ein hehrer Denkmalstag, der einen Hauptabschnitt seiner Geschichte bezeichnen wird.

„Und glorreich glänzt der goldne Tag;
Aus blauer Luft ein Donnerschlag,
Und einig sind wir Alle!
Jahrhundert alte Zwietracht schwand —
Ein einig Volk, ein einig Land!
Gott will es, und wir wollen!“ (Müller v. Königswinter.)

Die heilige Liebe zum gemeinsamen deutschen Vaterlande leuchtete in einer Glut auf, vor der alle Partei-, alle particularistischen Bestrebungen erbleichten, Standesvorurtheile wie Schatten und Schemen hinschwanden.

„Laßt ruhen Zwist und Hader des alten trotzigen Muth's —
Ist deutsch in jeder Ader doch jeder Tropfen Bluts!
Der Zwietracht Schatten entschwinden, sobald der Hahn gekräht,
Kein Deutscher ist zu finden, der Deutschland je verräth!

Was konservativ? Wir Alle sind heut konservativ,
Weil uns zum Schutz vor'm Falle das Vaterland berief!
Als Fortschrittsmänner stürmen wir vorwärts allesammt,
Bis hoch von allen Thürmen das Siegesfeuer flammt.“ (Strodtmann.)

Wer noch kurz vorher etwa, diese und jene Erscheinungen im öffentlichen Leben in Betracht ziehend, besorgt in die Zukunft geschaut hatte, dem ward jetzt Trost reichlich zu Theil, indem sich ihm urplötzlich der unentweiht gebliebene gesunde Kern der Volkskraft enthüllte. Welche Schätze stiegen im Nu auf aus der heiligen Truhe des Volksgemüths! Man hatte nicht geprunkt damit — jetzt aber bedurfte das Vaterland ihrer, und siehe, sie waren da, und ihre Fülle regte die Wonne der Schauenden an. Deutschlands Volk ward ein priesterliches Volk in dem Sinne des Seherthums der Vorzeit; allüberall erhoben sich Dichter aus dem Volke, in wohllautenden Weisen seines Herzens Hangen und Bangen, Wünschen, Verlangen und Hoffen kündend, und den erleuchteten Seherblicken war es beschieden, Kommendes, bisher auch ihnen Verhülltes, zu schauen.

„In verschwiegener Hut glomm die heilige Glut
Der Begeist'rung in hoffenden Herzen;
Doch es fehlte die Hand, um zu schüren den Brand,
Am Altar zu entzünden die Kerzen.

Da vom Westen so gell scholl der Meute Gebell,
Die nach Blut schon so lange gedürstet;
Da vom fränkischen Thron ward geschleudert der Hohn
Auf das Haupt das hoch uns gefürstet.

Unser Königsaar mit dem schneeigten Haar
Sollt' vor gallischem Krähen sich neigen!
Zum Verkünder der Schmach keinen Laut er sprach —
Doch es wirkte wie Donner sein Schweigen.

Und ein Wettergebraus geht mit Sausen durch's Haus,
Das wir emsig bemüht zu bedachen;
Und die Windsbraut fährt in die Glut auf dem Heerd
Sie zu riesigem Brande zu fachen.

Nun, so züngle hervor! Nun, so lodert empor
Ohne Fesseln gen Himmel, ihr Flammen!
Unser Volk, das entzweit, wird durch Leiden gefeit,
Schmilzt in heiliger Lohe zusammen!

Doch du zittre Tyrann, der den Frevel ersann!
Dich allein nur wirst du verderben!
Erst dein Sturz vom Thron sei uns Sühne, dir Lohn —
Und die Freiheit, sie wird dich beerben!" (Ernst Scherenberg.)

Wohin immer in der zweiten Hälfte des Juli der Blick sich wendet, überall nimmt er ein reich bewegtes von dem hehrsten Geiste durchpulstes Leben wahr: in der Presse wie auf dem Katheder und der Kanzel, auf den „Brettern die die Welt bedeuten" wie in freien Zusammenkünften, in den Vertretungen der kleinsten Gemeinden wie in den Collegien der ersten Städte des Landes, in den Ministerberathungen wie in den Kundgebungen von höchster Stelle. Wahrlich, es thut wohl und kann nicht anders als segnend und befruchtend wirken, das, was in jenen Tagen im Fluge an der Seele vorüberging, noch einmal andachtsvoll zu durchleben.

Schauen wir zunächst in den Mittelpunkt der Bewegung. Der Reichstag war zum 19. Juli zusammen berufen worden, um von dem Könige und von den Ministern Aufklärungen über die Lage zu empfangen. Der Eröffnung der ersten Sitzung ging ein Gottesdienst voran. Und nun sehen

wir auch die Kanzel umleuchtet von der heiligen Lohe echter Vaterlandsliebe, und wir erkennen: der priesterliche Mund erweist sich als Verkünder dessen, was die in Andacht versammelten Männer, die ein großes Volk sich zu Vertretern gewählt hat, empfinden. Der General-Superintendent Hoffmann hielt die Predigt. „Das lange Erwartete," sagte er, „ist nun gekommen. Wir stehen vor einem Kriege gegen ein Land, welches vier Jahre lang mit neidischen Augen auf uns sah. Dieser Krieg soll, was wir damals gewonnen, besiegeln, und so kann dieser Krieg der letzte sein für viele Geschlechter. Um hohe Güter der Menschheit handelt es sich, wir kämpfen für die Gesittung der Welt. In diesem Sinne hat Gott den Krieg uns gesandt. Die Abgeordneten sollen mithelfen das Vaterland zu schützen. Wie könnte es Abgeordneten möglich sein, in solchen Augenblicken nicht aufzuschauen zu Gott! Und das thun sie, das thun wir Alle in Demuth. Wir können nur kommen und sprechen: Herr, gehe nicht ins Gericht mit uns! In dieser Demuth wollen wir uns erheben und das Vaterland schützen. Schon ehe die Schwerter gezückt sind, ist ganz Deutschland einig. Wir werden einen eisernen Arm nöthig haben, müssen Alle Theil haben, Mann und Weib, und diese Arbeit ist vielleicht in Monaten, ja in Jahren erst vollendet. Ich würde diese Stelle zu entehren glauben, wenn ich die Abgeordneten ermahnen wollte, ihre Pflicht zu thun und fest um den König zu stehen. Diesen Willen haben sie schon, nur muß in steter Läuterung dieser Wille sein. Heute ist der Sterbetag der Königin Louise, der verklärten Königin. Sie schaut als Selige auf uns, das Vaterland segnend. Sie that Alles in Gott und aus Gott. So lasset auch uns schaffen, mit Gott in die Berathungen des Parlaments, mit Gott in den Kampf!" — Im Hinweis auf diesen Gottesdienst durfte ein kirchliches Blatt mit Recht sagen: „Es ist erkannt und empfunden worden, daß wahre Vaterlandsliebe ohne religiöse Begeisterung nicht möglich ist; aber ebenso ist auch die Erfahrung gemacht worden, daß

diese religiöse Begeisterung etwas ganz Anderes ist als confessionalistischer Dogmatismus oder intoleranter Hierarchismus, und daß alle kirchlichen Confessionen die Fähigkeit besitzen, sich den vaterländischen Interessen unterzuordnen, wenn sie nur dem Rufe Gottes und der Stimme des Gewissens Folge geben wollen. Möge diese Erfahrungssache für unser künftiges Leben verwerthet werden!"

Aus dem Dome begaben sich die Abgeordneten in den weißen Saal des königlichen Schlosses. Um zwölf Uhr trat der König in den Saal. Mit Begeisterung empfangen, nahm er aus den Händen des Grafen Bismarck die Thronrede und verlas dieselbe mit bewegter Stimme.

Die wahrhaft königliche Rede knüpfte an die Friedensbestrebungen des Bundes an, führte darauf den Verlauf der spanischen Throncandidatur vor, deren Beseitigung dennoch nicht Frankreich auf die Bahn des Friedens zurückgeführt habe, und erinnerte an ähnliche, älterer Zeit angehörende Vorgänge bezüglich der Haltung Frankreichs gegen Deutschland. Dann heißt es weiter:

„Hat Deutschland derartige Vergewaltigungen seines Rechts und seiner Ehre in früheren Jahrhunderten schweigend ertragen, so ertrug es sie nur, weil es in seiner Zerrissenheit nicht wußte, wie stark es war. Heut, wo das Band geistiger und rechtlicher Einigung, welches die Befreiungskriege zu knüpfen begannen, die deutschen Stämme je länger desto inniger verbindet; heut, wo Deutschlands Rüstung dem Feinde keine Oeffnung mehr bietet, trägt Deutschland in sich selbst den Willen und die Kraft der Abwehr erneuter französischer Gewaltthat.

„Es ist keine Ueberhebung, welche Mir diese Worte in den Mund legt. Die verbündeten Regierungen wie Ich Selbst, Wir handeln in dem vollen Bewußtsein, daß Sieg und Niederlage in der Hand des Lenkers der Schlachten ruhen. Wir

haben mit klarem Blick die Verantwortlichkeit ermessen, welche vor den Gerichten Gottes und der Menschen den trifft, der zwei große und friedliebende Völker im Herzen Europas zu verheerenden Kriegen treibt.

„Das deutsche wie das französische Volk, beide die Segnungen christlicher Gesittung und steigenden Wohlstandes gleichmäßig genießend und begehrend, sind zu einem heilsameren Wettkampfe berufen als zu dem blutigen der Waffen.

„Doch die Machthaber Frankreichs haben es verstanden, das wohlberechtigte, aber reizbare Selbstgefühl unseres großen Nachbarvolkes durch berechnete Mißleitung für persönliche Interessen und Leidenschaften auszubeuten.

„Je mehr die verbündeten Regierungen sich bewußt sind, Alles, was Ehre und Würde gestatten, gethan zu haben, um Europa die Segnungen des Friedens zu bewahren, und je unzweideutiger es vor aller Augen liegt, daß man uns das Schwert in die Hand gezwungen hat, mit um so größerer Zuversicht wenden wir uns, gestützt auf den einmüthigen Willen der deutschen Regierungen des Südens wie des Nordens, an die Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit des deutschen Volkes mit dem Aufrufe der Vertheidigung seiner Ehre und seiner Unabhängigkeit.

„Wir werden nach dem Beispiele unserer Väter für unsere Freiheit und für unser Recht gegen die Gewaltthat fremder Eroberer kämpfen, und in diesem Kampf, in dem wir kein anderes Ziel verfolgen, als den Frieden Europas dauernd zu sichern, wird Gott mit uns sein, wie er mit unsern Vätern war."

Die Verlesung der Thronrede wurde öfter durch lebhafte Zurufe unterbrochen, der Beifall steigerte sich, als der König hervorhob, daß Deutschland derartige Vergewaltigungen seines Rechts und seiner Ehre in früheren Jahrhunderten nur schweigend ertragen habe, „weil es in seiner Zerrissenheit nicht wußte, wie stark es war", und er wuchs zu einem Sturme

der Begeisterung, als der König mit gehobener Stimme auf den „einmüthigen Willen der deutschen Regierungen des Südens wie des Nordens“ und auf „die Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit des deutschen Volkes“ verwies. Donnernde Hochs begleiteten den König, als er den Saal verließ.

Indem der König der verbündeten Regierungen gedachte, bezog er sich auf die Thatsache, daß die süddeutschen Regierungen wenige Tage zuvor (Bayern am 16., Würtemberg am 17. Juli) die Mobilmachung ihrer Armeen angeordnet und ihr Einstehen für die Sache Preußens und des Nordbundes erklärt hatten.

Zwei Stunden nach Entgegennahme der Thronrede im weißen Saale traten die Abgeordneten zur ersten Reichtagssitzung zusammen.

In der Zwischenzeit hatte der französische Geschäftsträger Le Sourd dem Grafen Bismarck die officielle Kriegserklärung überreicht. Thatsächlich war der Krieg erklärt, es handelte sich nur um Ausführung eines formellen Actes. In dem übergebenen Schriftstück wird die Angelegenheit der Throncandidatur wieder in entstellter Weise vorgeführt, worauf es dann weiter heißt: „In Folge dessen hat die französische Regierung die Verpflichtung zu haben geglaubt, unverzüglich für die Vertheidigung ihrer Ehre und ihrer verletzten Interessen zu sorgen, und, entschlossen, zu diesem Endzwecke alle durch die ihr geschaffene Lage gebotenen Maßregeln zu ergreifen, betrachtet sie sich von jetzt an als im Kriegszustande mit Preußen.“

Es möge hier gleich ein treffendes Urtheil der „Prov.-Corr.“ über das Actenstück eingefügt werden. „Die armselige und lügenhafte Begründung der Kriegserklärung,“ sagt das genannte Blatt, „legt mehr als jedes weitere Wort Zeugniß von dem frevelhaften Leichtsinn und dem Uebermuth ab, mit welchem Seitens Frankreichs dieser Krieg heraufbeschworen worden ist.“ Zugleich kündigte das ministerielle Blatt folgendes erfreuliche Ergebniß an: „In Folge dieser Kriegserklärung hat

auch der König von Sachsen unverweilt dem Vertreter Frankreichs in Dresden die Pässe zugeschickt."

Als nun der Präsident Simson die Sitzung des Reichsrathes als eröffnet erklärt hatte, erbat sich der Graf Bismarck das Wort zu folgender Eröffnung:

„Ich theile dem hohen Hause mit, daß mir der französische Geschäftsträger heut die Kriegserklärung Frankreichs überreicht hat."

Da brach der Sturm durch das Haus, wie Ernst Scherenberg ihn uns schilderte; in das dröhnende Bravorufen und Beifallsklatschen der Abgeordneten stimmten auch die Tribünen ein.

Würdig, der Thronrede entsprechend, war die Antworts-Adresse des Hauses an den König. Nach Anführung des bekannten Anlasses heißt es in derselben:

„Mit freudigem Stolz erfüllt die Nation der sittliche Ernst und die hohe Würde, mit welcher Eure Majestät die unerhörte Zumuthung des Feindes zurückgewiesen, der uns zu demüthigen gedachte, jetzt aber unter schlecht ersonnenen Vorwänden das Vaterland mit Krieg überzieht. Das deutsche Volk hat keinen andern Wunsch, als in Frieden und Freundschaft zu leben mit allen Nationen, welche seine Ehre und Unabhängigkeit achten. Wie in der ruhmreichen Zeit der Befreiungskriege, zwingt uns heut wieder ein Napoleon in den heiligen Kampf für unser Recht und unsere Freiheit. Wie damals, so werden heut alle auf die Schlechtigkeit und die Untreue der Menschen gestellten Berechnungen an der sittlichen Kraft und dem entschlossenen Willen des deutschen Volkes zu Schanden. Der durch Mißgunst und Ehrsucht irregeleitete Theil des französischen Volkes wird zu spät die böse Saat erkennen, welche für alle Völker aus dem blutigen Kampfe emporwächst. Dem besonnenen Theile dieses Volkes ist es nicht gelungen, das gegen die Wohlfahrt Frankreichs und das brüderliche Zusammenleben der Völker gerichtete Verbrechen zu

verhüten. Das deutsche Volk weiß, daß ihm ein schwerer und gewaltiger Kampf bevorsteht. Wir vertrauen auf die Tapferkeit und die Vaterlandsliebe unserer bewaffneten Brüder, auf den unerschütterlichen Entschluß eines einigen Volkes, alle Güter dieser Erde daran zu setzen, und nicht zu dulden, daß der fremde Eroberer dem deutschen Manne den Nacken beugt. Wir vertrauen der erfahrenen Führung des greisen Heldenkönigs, des deutschen Feldherrn, dem die Vorsehung beschieden hat, den großen Kampf, den der Jüngling vor mehr als einem halben Jahrhundert kämpfte, am Abend seines Lebens zum entscheidenden Ende zu führen. Wir vertrauen auf Gott, dessen Gericht den blutigen Frevel straft. Von den Ufern des Meeres bis zum Fuße der Alpen hat das Volk sich auf den Ruf seiner einmüthig zusammenstehenden Fürsten erhoben. Kein Opfer ist ihm zu schwer. Die öffentliche Stimme der civilisirten Welt erkennt die Gerechtigkeit unserer Sache. Befreundete Nationen sehen in unserm Siege die Befreiung von dem auch auf ihnen lastenden Drucke Bonapartischer Herrschsucht und die Sühne des auch an ihnen verübten Unrechts. Das deutsche Volk aber wird endlich auf der behaupteten Wahlstatt den von allen Völkern geachteten Boden friedlicher und freier Einigung finden."

Innerhalb der Tage vom 19. bis 21. Juli hielt der Reichstag sechs Sitzungen, in der er die ihm gemachten Vorlagen erledigte. Es wurden 120 Millionen Thaler für den Krieg und 30 Millionen Thaler für Darlehnszwecke zur Unterstützung des Gewerbefleißes bewilligt.

Der König.

Wie das ganze Volk die Beleidigung mit empfunden hatte, die dem Könige zugefügt worden war, so erkannte es in der Gesammthaltung des Königs den edelsten Ausdruck seines Selbst. Wie war im Hinblick auf die Opfer, deren Darbringung — auch für den günstigsten Fall — vorauszusehen war, sein Herz bewegt worden, und wie hatte er doch nicht einen Augenblick gewankt, als es unerläßlich erschien, männliche Entschlüsse zu fassen, um die bedrohten Güter des Staates mit dem Schwerte zu vertheidigen! Der 19. Juli ist der Sterbetag der Königin Louise. Der König hatte in dem Mausoleum, das die Asche der Verklärten und die seines Vaters birgt, eine stille ernste Feier des Herzens gehalten. Alljährlich war von ihm an der geweihten Stätte der Heimgegangenen der Zoll treuen Angedenkens dargebracht worden; diesmal hatte seine Seele im Hinblick auf das Geschick der Verklärten, das mit dem Geschick des Vaterlandes unzertrennlich verflochten gewesen war, Stärkung gesucht. Zum Andenken an die Königin, der der Schmerz über des Vaterlandes Unglück das Herz gebrochen hatte, war ein Gottesdienst abgehalten, und es war gesungen worden:

„Zage nicht, o meine Seele, stimm' das hohe Kriegslied an,
Trotz der Feinde Legionen, Gott ist mit dir auf dem Plan;
Wo sein Kriegesbanner weht, mit dem Schmerz die Liebe geht;
Neue Kraft belebt die Müden, und die Treu' gewinnt den Frieden."

Es that dem Volke wohl, daß der König nicht nur in treuer Anhänglichkeit der Glieder seines Hauses gedachte, sondern daß er zugleich damit im Geist die Gedenkstätten der Geschichte des Vaterlandes betrat. Auch Letzteres entsprach im hohen Maße der Denkweise des Volkes. Alle Zeit war es so, daß, so oft das Vaterland bedroht ward, das Volk mit seinem Angedenken zu den hehren Stätten der geschichtlichen Vergangenheit sich

wendete. Da steigen denn vor seinem Blicke auf die Lichtgestalten der Helden, die einst, starken Herzens und starken Armes, treu an dem Vaterlande hängend und vertrauungsvoll zu Gott aufschauend, kämpfend und ringend Erlösung schufen, und diese, irdischer Mängel durch Liebe und Verehrung enthobenen Lichtgestalten geben ihm dann Kraft und Weihe zu Thaten, um deren willen — von außen her — edler Sinn mit Bewunderung, niedere Gesinnung aber mit Besorgniß und Mißgunst auf uns schauet. Es that dem Volke auch wohl, daß der König, obwohl über eine starke Heermacht gebietend, deren Tüchtigkeit in zwei Kriegen erprobt war, und die durch den Hinzutritt Süddeutschlands eine ansehnliche Vergrößerung gewonnen hatte, demüthigen Herzens blieb und die vornehmste Hülfe in der Macht suchte, die der Menschen Geschicke leitet. Diese Anschauung war gleichsam das heilige „Maienfeld" der Gegenwart, auf dem im Lichte der hellen Sonne getagt und beschlossen und in ehrlicher Mannesrede wie im Liede Wille und Empfinden des Volkes zum Ausdrucke gelangte.

„Voran geht Preußens König — o edler Heldengreis,
Um deine Stirn wird winden sich nun das grüne Reis,
In deiner Hand wird blitzen als scharfes Flammenschwert
Gerechter Zorn, den drohend der Himmel hat gebärt;
Um deine Brust wird wölben sich als demant'ner Schild
Das brünstige Gebet, das deinem Volk entquillt." (v. Dyherrn.)

Schmeichelei und höfisches Wesen ist dem deutschen Sinne fremd; aber mit Freuden bringt der Deutsche dem Verdienste den Zoll der Ehrerbietung dar. Und als ein Zoll der Ehrerbietung, schlicht und treuherzig in seinem Ausdruck, wie wahrhaft ehrlicher Sinn es bedingt, ist die Stelle der Adresse des Reichstages anzusehen, in der es heißt: „Mit freudigem Stolze erfüllt die Nation der sittliche Ernst und die hohe Würde, mit welcher Ew. Majestät die unerhörte Zumuthung des Feindes zurückgewiesen, der uns zu demüthigen gedachte." Als ein gleicher Ausdruck ehrerbietiger Gesinnung und als

ein neues Zeugniß von der Bedeutung des Aufschwungs, der des Königs würdige Haltung hervorbrachte, ist folgende Stelle aus der Adresse des Magistrats und der Stadtverordneten Berlins zu betrachten: „Die feste Ruhe und Entschlossenheit, die aus dem ernsten Antlitz des verehrten Königs sprechen, zu seinem Vorbilde nehmend, kehrt Jeder heim, auch an seinem Theile entschlossen, mit Ernst und Festigkeit seine Schuldigkeit zu thun.“ In seiner Antwort sagte der König: „Es werden schwere Opfer von meinem Volke gefordert werden. Wir wollen es uns nicht verhehlen, wir sind durch den unter Gottes Beistand erlangten raschen Sieg in zwei glücklichen Kriegen verwöhnt. So leichten Kaufes werden wir diesmal nicht davon kommen. Aber ich weiß, was ich von meiner Armee, was ich von Denen, die zu den Fahnen eilen, erwarten darf. Das Instrument ist scharf und schneidig. Der Erfolg, mit dem es geführt werden wird, steht bei Gott.“ Wie in dieser Antwort, zeigte sich der König durchweg schlicht, fromm, männlich-gerade. Alle Kundgebungen des Königs tragen den Stempel der Biederherzigkeit an sich, seine Aeußerungen sind frei von jeglicher Ruhmredigkeit und Drohung gegen den Feind, sie athmen nur gerechten Stolz, indem der König seines tapferen „Volkes in Waffen“ und der guten Sache des Rechts gedenkt, für die nothgedrungen das Schwert gezogen werden mußte.

„Wie zieht der König an den Rhein?
Lockt ihn der Schlachten Feuerschein?
Zieht er hinaus zu Kampf und Blut
Mit hartem Sinn und wildem Muth?
O nein, ich sah sein Auge naß,
Das war nicht Kampfbegier und Haß,
Er dacht' an jedes Landeskind,
Deß rothes Blut zu Boden rinnt.
Ihm ging schon durch sein ahnend Herz
Der Gattinnen, der Mütter Schmerz;
Die Kranken sah er matt und blaß,
Drum war des Königs Auge naß.“ (C. Curtius.)

An demselben Tage (19. Juli) erschien ein Erlaß des Königs, in dem es heißt: „Angesichts der ernsten Lage des Vaterlandes und in dankbarer Erinnerung an die Heldenthaten unserer Vorfahren in den großen Jahren der Befreiungskriege, will Ich das von meinem in Gott ruhenden Vater gestiftete Ordenszeichen des Eisernen Kreuzes in seiner ganzen Bedeutung wieder aufleben lassen. Das Eiserne Kreuz soll, ohne Unterschied des Ranges oder Standes, verliehen werden als eine Belohnung für das Verdienst, welches entweder im wirklichen Kampfe mit dem Feinde, oder daheim, in Beziehung auf diesen Kampf für die Ehre und Selbstständigkeit des theuren Vaterlandes erworben wird."

Am nächsten Tage (20. Juli) erließ der König folgendes Schreiben an den König von Bayern: „Nach erhaltenem Telegramm von Ihrem Ministerium habe ich sofort das Commando über Ihre Armee übernommen und dieselbe der unter meinen Sohn gestellten III. Armee überwiesen. Wir sind durch unerhörten Uebermuth aus dem tiefsten Frieden in den Krieg geworfen. Ihre echt deutsche Haltung hat auch Ihr Volk electrisirt, und ganz Deutschland steht einig zusammen, wie nie zuvor. Gott wolle unsere Waffen segnen in den Wechselfällen des Krieges! Ihnen persönlich muß ich aber meinen innigen Dank aussprechen für die treue Festhaltung der zwischen uns bestehenden Verträge, auf denen das Heil Deutschlands beruht." In derselben Angelegenheit schrieb der König unter dem 26. Juli an den König von Würtemberg: „Ew. Majestät haben getreu den zwischen uns bestehenden Verträgen Ihre Truppen unter meine Befehle gestellt und sind dieselben speciell dem Commando meines Sohnes, des Kronprinzen, zugetheilt. Gott wolle unsere gemeinsamen Anstrengungen segnen bei hartem Kampfe, damit endlich ein gesicherter Friede Deutschland zu erneuter Blüthe führe. Dank Eurer Majestät und der einmüthigen Gesinnung Würtembergs steht Deutschland in Festigkeit zusammen."

Ziehen wir in Bezug auf die Haltung des Königs Alles in Allem in Betracht, so kann mit gutem Recht gesagt werden, daß insbesondere auf ihn das Wort paßt, mit dem Carlyle das fürstliche Geschlecht der Hohenzollern characterisirt: „Eine wirthschaftliche, standhafte, emsige, hellblickende, beherzte Reihe von Männern, dabei biederen Characters und selbst gerecht und fromm zu nennen, bisweilen in einem namhaften Grade. Nicht schlaglustig, wo das Schlagen vermeidbar war, jedoch schlagfertig, wo es sich nicht vermeiden ließ: fürstliche Leute in ihrer Art, mit hoher, nicht prahlhafter Gesinnung."

Das Volk.

Deutscher Sinn zeichnet sich dem französischen Sinne gegenüber stets dadurch aus, daß es ihm beim Eintritt großer Ereignisse neben tiefer glühendem Feuer, als es auf jener Seite zu finden ist, dennoch nicht an der das Thun regelnden, die klare Urtheilsfähigkeit erhaltenden Besonnenheit fehlt. Daher wurde ein Wort der Schlesischen Zeitung, das den Werth und die Wichtigkeit besonnener Betrachtung der Dinge und Zustände in bewegten Zeiten mit überzeugender Klarheit darlegt, von dem Leserkreise derselben willkommen geheißen, ein Wort, für das sich in derselben Zeit schwerlich in einer Zeitung des bereits von fieberhafter Erregtheit ergriffenen französischen Volkes ein Platz gefunden haben würde. Die rechte Beherzigung dieses Wortes führt in der That dahin, die durch den Krieg hervorgerufenen Vorgänge hüben und drüben klarer anschauen und demnach auch in den Einzelheiten richtiger würdigen zu können.

„Erregte Zeiten", heißt es in dem belehrenden Worte, „sind ein besonderes Feld zur Einsammlung von Erfahrungen in der pathologischen Psychologie und erklären die urwüchsige

mytho-poetische Kraft der Völker auf die handgreiflichste Art. Das normale Denkvermögen ist an ein gewisses entsprechendes Maß von Eindrücken gewöhnt, und so lange dieses nicht überschritten wird, gehen alle Functionen regelmäßig von statten. Logik und Einbildungskraft halten sich die Wage. Die Eindrücke häufen sich in dem Maße, als die Ereignisse häufiger, drängender werden; kein Mensch sieht diese Ereignisse in ihrer Ganzheit selbst, er nimmt nur Bruchtheile derselben wahr. Ist es ein Krieg, so sieht er hier eine Brigade Artillerie, dort ein Dragoner-Regiment vorüberziehen; das Uebrige muß er mit seiner Einbildungskraft ergänzen. Die Zeitungsnachrichten von hier und dort zwingen seinen Geist zu einem überhäufigen Wechsel der Raumvorstellungen; er hat nie einen Krieg mit angesehen; Erinnerungen der Lectüre aus verschiedenen Zeiten und Orten steigen in die Masse der wahlverwandten Vorstellungen hinein, vermischen sich, verknüpfen sich zu neuen Verbindungen und Gestalten; die Einbildungskraft geräth in eine fortwährend steigende Thätigkeit, in immer heißere Schaffensbegier; sie raubt dem Folgerungsvermögen die Kräfte, sie engt es ein, — und bald befindet sich die Seele in leise glühendem Fieber. So wie aber der Fieberkranke mit immer größerer Gier nach neuem Trunk verlangt, obwohl jeder Trunk die Gier nur weiter schürt, so hastet die fiebrige Seele nach neuen Eindrücken, obwohl sie mit Eindrücken überlastet ist, und werden sie von außen her nicht gegeben, so erhebt sie sich zur Schöpfung, zur Erdichtung derselben, ja bis zur vollständigsten Sinnestäuschung, bis zum Glauben an sinnliche Wahrnehmungen. — Ein gehörtes Wort, eine gelesene Zeile, eine ungefähre Wahrscheinlichkeit, eine nicht gerade wahnwitzige Möglichkeit — Alles genügt, um dem schöpferischen Drange der gespannten Phantasie eine Anregung, eine Unterlage zu geben. Da hat Einer eine Depesche über Course gesehen, und im Augenblicke entsteht in ihm, ohne daß er sich davon Rechenschaft zu geben vermag, daraus eine Kriegsdepesche

mit anfänglich unbestimmtem, aber nach und nach, je länger die gereizte Einbildungskraft daran arbeitet, mit immer fester ausgebildetem Inhalt. Da drückt ihm im Vorübergehen ein hochgestellter Mann die Hand, die allzeit bereite Kupplerin Einbildungskraft wirft den hochgestellten Mann mit der Depesche zusammen und die Zeitungsente ist geboren. — Aber weiter noch: die fiebrige Seele bedarf der Aeußerung; ihre Ueberfüllung klemmt die Brust, man expectorirt sich — selbst vor und gegen Menschen, mit denen man im normalen Zustande nicht zwei Worte zu reden haben würde. Man höre doch nur herum, wie viel in diesen erregten Zeiten gesprochen wird! Es wäre eine ungemein einträgliche Art der Selbstbesteuerung, die unsern Landwehrwittwen weidlich aufhelfen könnte, wenn Jedermann für jeden unnützen Satz, für jede hohle Combination, für jede kannegießerische Ausschüttung eine kleine Münze in eine Büchse thun wollte. Zunächst nun faßt die Sprache den schon gehegten Vorrath von Vorstellungen in Worte, aber wer weiß es nicht, daß im Sprechen die Einbildungskraft immer rühriger wird, immer neue Ströme über die Zunge führt, immer neue Zuflüsse schafft, bis dann von den Lippen die schönste Entenschaar in die weite Welt hinausfliegt. — Und noch Eins. Es ist ein eigenthümlicher Zug der Eitelkeit in den Menschen, gern die ersten Ueberbringer neuer, überraschender Nachrichten sein zu wollen, es ist, als ob ein Maß des Interesses an der Botschaft auf den Boten zurückfiele. Varnhagen von Ense war einmal ganz unglücklich und ganz unwirsch — über die abscheulichen Zeitungen, die ohne Ambition gleich aller Welt alle Nachrichten, die einlaufen, als Gemeingut übergäben; „man könne jetzt keinem Menschen mehr etwas Neues mittheilen.“ — Wir gehen ernsten, schweren, ereignißvollen Zeiten entgegen. Einer guten, gebildeten, unterrichteten Nation geziemt es nicht, sich zur Dupe von Tataren- und Schifferenten hinzugeben. Hinweg mit der kindischen Leichtgläubigkeit! Hinweg mit der prüfungslosen Colportage windiger Sensations-

nachrichten! Hinweg mit dem Gesalbader über Kriegstechnik, von der nur Wenige ordentliche Begriffe haben! Erregt — gewiß erregt sollen wir sein, denn hinaus gehen unsere Brüder und Söhne, um für die Selbstständigkeit und Freiheit unseres Vaterlandes ihr Blut, ihr Leben einzusetzen. Erregt sollen wir sein von hohen patriotischen Gefühlen, von der Größe und dem Ernst des Augenblicks, nicht aber von einem zuchtlosen Ueberwuchern der Einbildungskraft und ihrer Schöpfungen. Sammlung des Geistes — nicht Zerstreuung ist nun Pflicht. Vertrauen auf unsere Regierung — nicht Verdächtigung. Glauben an Gott und an uns selbst — nicht leichtgläubig! — Das ist deutsche Art — das Gegentheil ist französisches Wesen."

Moritz Hartmann schilderte den „muthmaßlichen Kriegsschauplatz" und fuhr dann fort: „Diesmal jedoch sind es nicht Marceaus und Hoche's, wahre Freiheitsapostel, nicht einmal falsche Freiheitsapostel à la Custine, die an der Spitze begeisterter Schaaren in unsere Rheinlande einzubrechen beabsichtigen — nein, diesmal ist es ein Eidbrüchiger, ein Brudermörder, ein Fürst, der seinen Thron auf Bruderleichen bauete, ein Prediger der allerscheußlichsten, verlogensten Tyrannei, ein Vertreter der Lüge und des ungeheuchelten Blutdurstes, der Erbe der selbstsüchtigsten Erbarmungslosigkeit, der die fremden Räuber und Zerstörer ins Land führen will. Und seine Feldherrn sind das, was man in Frankreich selbst nicht ohne Schauer ausspricht: „Afrikaner", das sagt so viel als Bandenführer, welche Höhlen ausräuchern, in die sich arme Flüchtlinge gerettet, Razziasmacher, die sich am Anblicke brennender Dörfer und gespießter Kinder berauschen und zu Marschällen von Frankreich ausbilden; würdige Kameraden Bazaine's, dessen Name in Mexico zu einem Hundenamen geworden, wie ehemals der Name Melac's in der verwüsteten Pfalz. Ja, alle diese Generale aus der afrikanischen Schule und aus der Schule des Staatsstreiches sind directe Abkömmlinge der Me-

lacs und haben nichts zu thun mit Hoche und Marceau. Die Krieger, die an diese erinnern, die Cavaignac, Bedeau, Charras, hat der 2. Dezember nicht brauchen können, denn in ihnen war menschliches Gefühl; sie waren keine Schlächter, sie mordeten nicht blindlings für Geld und Titel. Die heutige französische Armee ist gründlich von solchen „französischen Blutstropfen" purificirt; sie hat nur noch Generäle, die ihres Kriegsherrn nach oben und der Zuaven und Turcos nach unten würdig sind. — Nein, wahrhaftig, diesmal werden ihnen keine edlen Geister à la Sömmering und Georg Forster entgegen kommen, um sie als Brüder zu empfangen; sie mögen ihre allerschönsten Phrasen aus ihren alten politischen garde-meubles hervorholen, es wird ihnen der letzte Dummkopf nicht mehr glauben, und der verlorenste Deutsche wird sich nicht an ihre Seite stellen. Gerade der Krieg, der in jene gesegneten deutschen Gaue getragen werden soll, macht es klar, daß die Nation, die an der Spitze der Civilisation marschirt, eben nur der Civilisation den Krieg macht. Ihr Fuß müßte sonst erlahmen, ehe er den Boden der Bildung und Gesittung zerstörend zertritt. Die große Lüge, welche seit zwei Jahrzehnten die Seele dieser Nation ausmacht, wird um so offenbarer, je lauter das Freiheitslied der Marseillaise, von Louis Napoleon, von Turcos, Spahis, und Zuaven gesungen — es braucht nicht mehr, um uns mit Ekel abzuwenden." —

Erregt von glühendem patriotischem Zorn wendet sich Adolf Stahr gegen „den neuen Macbeth" auf Frankreichs Thron:

„Warum er nieder muß? Aus tausend Gründen; aber der Hauptgrund ist nur e i n e r. Er muß nieder, weil er durch sein Emporkommen die öffentliche Moral nicht nur in Frankreich, sondern theilweise auch in Europa vergiftet hat und fortwährend vergiftet. „Er hat das menschliche Gewissen getödtet!" hat ein edler Franzose, ein Verbannter des Staatsstreichs, Eduard Quinet, von ihm gesagt. Für Frankreich ist

das eine unbestreitbare Wahrheit! — Das heutige Frankreich mit seinem Unglauben an die Idee des Guten und Wahren, seinem wilden Tanze um das goldene Kalb des Gewinns und Vortheils, seiner von aller Scham verlassenen Literatur, seiner Herrschaft des Hetärenthums und des Unzuchts-Cancans, mit seinem Hofe, vor dem eine Madame Thérése ihre Zotenlieder singt — (jetzt singt dieselbe „Madame" das Marseiller Freiheitslied!) — das heutige, bis in das Mark korumpirte, zucht- und würdelose, an kein Moralgesetz mehr, sondern nur an den Gott „Erfolg" noch glaubende Frankreich ist Napoleons III. Werk, ist das Werk des gelungenen zweiten December. — Wie sollte es nicht! „Glücklicher Verrath und Uebermuth im Purpur haben stets Speichellecker gefunden. Hätte Cartouche oder Catilina sich eine Krone aufgesetzt, es würde ihnen nie an Schmeichlern gefehlt haben!" Ist es nicht, als ob unser Friedrich der Große den neuen Macbeth, den dritten Napoleon, im Geiste vorausgeahnt hätte, als er vor über hundert Jahren diese Worte niederschrieb? Besinnen wir uns doch, was wir gesehen und erlebt, besinnen wir uns auf das Schauspiel, an das sich Frankreich und Europa seit achtzehn Jahren gewöhnt hat! — Ein Schauer durchzuckte ganz Frankreich und Europa, als vor einem Jahre jenes französische Ungeheuer Traupmann sieben Menschen, eine ganze Familie, mit kalter Ueberlegung ermordete, um mit dem Vermögen dieser Familie sich selbst und seine Pläne zu fördern. Er ward entdeckt und das Henkerbeil sein Theil. Louis Napoleon überfällt Paris und Frankreich im Schlafe, er stürzt die Verfassung, die er zu bewahren geschworen, er wirft die Zierden Frankreichs in die Kerker, er massakrirt, um seinem Verrathe den Erfolg zu sichern, nicht sieben, sondern siebentausend Menschen, Männer und Weiber, Kinder, Greise auf den Boulevards von Paris nach einem kalten Plane, um sich in den Besitz von Frankreich zu setzen. Sein Verbrechen gelingt, und statt wie Jener den Kopf auf dem Schaffotte zu verlieren, setzt er sich eine Kaiserkrone

darauf und belohnt seine Spießgesellen mit Herzogshüten und Marschallsstäben! Wo ist der Unterschied zwischen Beiden anders als im Erfolge? Und nun, was geschieht? Das Verbrechen hat Glück gehabt. Er besteigt den Thron .... Und von da ab sind Recht und Gesetz und Ehre und Moralität in Frankreich achtzehn Jahre lang in der Hand dieses Mannes oder vielmehr: er ist die Quelle, aus der diese geistigen Heiligthümer eines Volkes entfließen, er, dessen faule That „zum Himmel stinkt," wie die des meineidig mörderischen und verrätherischen Dänenkönigs in Shakespeare's Hamlet. Und nun steht ein Mann auf, der ihm diese That und alle andern Verbrechen ins Gesicht schleudert, Rochefort zündet seine „Laterne" an und beleuchtet den Kaiser Frankreichs mit derselben in dem Brillantfeuer seines Hasses, nennt ihn wie er ist: einen Meineidigen, einen Räuber und Dieb, einen für die Galeeren reifen Verbrecher — und der so angegriffene Kaiser der „großen Nation" erlebt, daß die ihm das Brandmal der Schande aufdrückenden Blätter in keinem der mit ihm befreundeten Staaten und Länder Europa's verboten, daß sie überall und von Allen gelesen werden. Warum? Weil Jeder sich heimlich sagt, daß diese Anklagen gerecht, diese Schmähungen und Vorwürfe wahr sind. Noch mehr: der Kaiser von Frankreich, der Schirmherr der öffentlichen Moral, erlebt es, Frankreich, Europa erleben das Schauspiel, daß dieser sein Ankläger von der Hauptstadt Frankreichs in die Versammlung der Vertreter Frankreichs gewählt wird und aus dem Exil zurückkehrend in derselben dem Thron des Herrschers gegenüber seinen Platz nimmt! Fürwahr, die Geschichte des civilisirten Europas kennt nichts Aehnliches in ihren Annalen! — Solch ein Zustand, solch eine Verkehrung aller Begriffe, aller einfachen Moralgesetze ist ein fressendes Giftgeschwür in dem Körper Europas, das operirt werden muß, damit es nicht weiter die Säfte verpeste. Das ist der Grund, warum er nieder muß. Die beleidigte Moral, die verhöhnte Gerechtigkeit verlangte endlich ihre

Sühne, und sein eigener böser Dämon ist es, der ihn treibt, sich selbst dem Gericht zu stellen . . . Unser deutscher Dichter, der edle Heinrich von Kleist, den der Jammer über Deutschlands Entehrung durch den ersten Napoleon in den freiwilligen Tod trieb, er ruft uns heute aus seinem Grabe am stillen Wannsee zu, was er damals seinen deutschen Volksgenossen zurief in dem Liede „Germania an ihre Kinder", dem gewaltigsten Schlachtengesange, der jemals in deutscher Zunge erklungen ist:

„Die des Maines Regionen, die der Elbe heitre Au'n,
Die der Donau Strand bewohnen, die das Oderthal bebau'n,
Aus des Rheines Laubensitzen, von dem duft'gen Mittelmeer,
Von der Riesenberge Spitzen, von der Ost= und Nordsee her:
Zu den Waffen, zu den Waffen, was die Hände blindlings raffen,
Mit dem Spieße, mit dem Stab strömt in's Thal der Schlacht hinab,
Schäumt, ein uferloses Meer, über diese Franken her!
Brüder, wer ein deutscher Mann, schließe diesem Kampf sich an!"

„Das Jahr 1813 ist wiedergekommen!" ruft Alexis Schmidt. „Eine unerhörte Begeisterung hat das ganze Volk ergriffen. Es giebt keinen Unterschied des Stammes, der Partei, der Confession, der uns trennen könnte. Zum ersten Male kämpfen alle Söhne Deutschlands unter einem Panier, nicht als Söldlinge und Geworbene, nein, das ganze Volk in Waffen, Hoch und Niedrig in treuer Kameradschaft. Und die zurückbleiben, kennen kein würdigeres Geschäft, als zu sorgen für die Verwundeten und Kranken der Armee, zu sorgen für Erleichterung des Looses der Familien, deren Ernährer in den Kampf zogen. Es ist ein heiliger Krieg für's Vaterland, es ist eine heilige Werkthätigkeit, zu denen das Volk in allen deutschen Gauen sich schaart. Es ist ein großer weltgeschichtlicher Moment, dies zum ersten Male einige deutsche Volk und dies einige Volk steht auf, um das schwerste Verderben zu tilgen, das seine Polypen=Arme in alle europäischen Verhältnisse eingedrängt hat, verführend, verwirrend, entsittlichend. Mit dem Siege

Deutschlands lösen sich recht und billig hundert Fragen, zerfallen tausend Bande, enden zahllose Wirren .... In Frankreich selbst sind die innern Verhältnisse so unnatürlich, daß man nie sicher war vor einer Explosion oder vor dem Versuch, die inneren Unruhen durch einen Zug nach außen zu bekämpfen. Was ist denn überhaupt noch gesund und normal in diesem Frankreich? Ist eine beutelustige Armee, ein kriechender Senat, eine servile Kammer aus allgemeinem Stimmrecht, ein vom Kaiserthum corrumpirter Liberalismus, eine abenteuernde, börsenspielende höhere Gesellschaft, eine Literatur, deren einziges Talent noch in der Schilderung verworfener Gesellschaftszustände brillirt, gesund? Ist die Verschwendung und der Luxus des kaiserlichen Hofes und seines Anhangs gesund? Vielmehr dies Frankreich hat schon lange den verderblichsten Einfluß auf Sitten und Anschauungen der ausländischen Gesellschaft ausgeübt. Die göttliche Vorsehung beruft das deutsche Volk, um eine mächtige Reaction zu beginnen gegen diese unsauberen Geister, und um die Sklavenfesseln zu brechen, in welche List und Gewalt des französischen Volkes Sinne, Gedanken und Handlungen der europäischen Welt geschlagen.

„Sittlich befreiend, religiös erhebend, wirkten die Befreiungskriege von 1813 — 1815. Wie sehr war das deutsche Volk erniedrigt durch die französischen Einflüsse, wie tief war es gesunken in Skepticismus, wie weit waren die Meisten entfremdet dem frommen deutschen Gottvertrauen! Schleiermacher hatte versuchen müssen, den Gebildeten wieder Achtung vor der Religion beizubringen! Aber als die flammende Begeisterung der Patrioten das Volk zum Streite der Befreiung rief, als es sich erhob und zu Thaten schritt, die seiner würdig waren, da fielen ihm nicht nur die leiblichen, auch die geistigen Fesseln ab, es kämpfte wieder mit Gott für König und Vaterland!

„Auch wir haben viel zu verlernen und zu vergessen, dies wollen wir uns ja an diesem Tage sagen, in dem Aufblick

zur Höhe, von da wir Beistand und Segen für unsere gerechten Waffen erflehn. Auf den Momenten reinster patriotischer Erhebung liegt eine Weihe, der nichts von dem nahen darf, was wir von uns werfen müssen, als unser unwürdig.

„Ja wir haben viel zu verlernen und daß wir es verlernen, sind wir in diese Krisis geführt durch Gottes Vorsehung, und je mehr wir uns selbst herstellen aus mancherlei Verzerrungen zu dem, was wir sein sollen und sein können, um so gewisser ist uns der Sieg.

„Wir haben zu verlernen: Nachäffung der Franzosen bei Mann und Weib, Anbetung des äußern Erfolgs, mancherlei Symptone der Sittenverderbniß, abenteuerliches Börsenspiel, Socialismus und Materialismus, Parteienhaß und Eitelkeit, religiöse Intoleranz, Eifersucht und Vorurtheile zwischen Nord und Süd in Deutschland. Sehen wir nicht, daß Alles dies zurücktritt in dem geweihtesten Augenblick der Geschichte Deutschlands? Kann das gut und werthvoll sein, was vor dem Reinen, Großen, Idealen, das sich hervorthut in dieser großen Zeit, nicht bestehen kann, sondern in Nichts zerfällt?"

Es war in einem königlichen Erlaß die Abhaltung eines außerordentlichen allgemeinen Bettages für den 27. Juli angeordnet worden. Viele Gemeinden, namentlich in Berlin, versammelten sich so zahlreich, daß die Kirchen selbst den nöthigen Raum nicht boten, und die Feier auf den Kirchhöfen abgehalten werden mußte. In würdigster Weise that auch die Presse das Ihrige, die Feier segenbringend zu machen. Karl Frenzel schrieb unter der Ueberschrift „Der kategorische Imperativ" Folgendes: „Ein Buß- und Bettag für unser Volk! Der Einwand ist leicht, daß ja auf des Gegners Seite zu demselben Gott gebetet werde, daß im Ernst Niemand annehmen könne, das Ewige und Göttliche werde durch ein Wunder in diese flüchtige Welt vorübergehender Thatsachen eingreifen: das kann der tiefere Sinn dieses Tages nicht sein. Wohl aber sollen wir Alle dadurch, so nah oder so weit ab wir von dem überlieferten Glauben

stehen, aus dem Drange und Sturme des Alltagslebens zu einer Stunde ernsterer, feierlicher Betrachtung geweckt werden. Einen Blick sollen wir hinauf richten zu den unsichtbaren Mächten, die das Dasein der Einzelnen, das Glück und den Fall der Staaten nicht nach Willkür, sondern nach unwandelbaren Gesetzen lenken. Plötzlich schweben sie über uns in rothen Kriegswolken; feurige Reiter sahen in ähnlichen Zeiten unsere Vorfahren am Himmel kämpfen, und das ängstlich lauschende Ohr vernahm aus der Höhe den Schlachtruf der Walküren — Phantasien, die alle nur dem Gefühl Ausdruck zu geben suchten, daß ein Schreckliches, Namenloses in den gewöhnlichen Kreislauf des Lebens getreten sei. Aus einem tiefen Frieden, der nichts forderte, für Nichts Sinn zu haben schien, als für Erwerb und Genuß, aus einem halb bacchantischen Taumel des Vergnügens, aus den verwegensten Hoffnungen und ungemessensten Wünschen, welche die ganze Welt ergriffen haben, aus einer, um mit Schopenhauer zu reden, unermeßlichen Bejahung des Willens zum Leben sind wir hinausgerissen worden .... Wir wissen nicht, zu welchem Ende. Nach Millionen zählen die Verluste, welche die ersten zwölf Rüstungstage dem Handel, dem Capital, dem Verkehre in Europa schon geschlagen haben, vor uns öffnen sich Schlachtfelder, brennende Dörfer und Städte steigen auf .... Genug, was bleibt dem Einzelnen in solcher Krisis der Welt! — Eins bleibt uns, was die Franzosen nicht haben noch haben können, wohin ihr point d'honneur und ihre gloire niemals hinanreichen, — uns bleibt der kategorische Imperativ. — An der Ostseite deutscher Bildung und Gesittung hat ihn Immanuel Kant gefunden: das Soll der Pflicht! Mit Nothwendigkeit und Unbedingtheit gebietet das sittliche Sollen, darum ist der moralische Imperativ ein kategorischer, ein unbeugsamer, um den nicht durch allerlei Flausen und Spiegelfechtereien herumzukommen ist. Wozu ist der Mensch auf Erden? Laßt alle übersinnlichen Fragen, bleibt auf dem Boden, den ihr tretet, und erfüllt da eure Pflicht. Voll und ganz.

Wird sie euch schwerer, übt ihr sie nur mit Widerstreben, um so erhabener glänzt ihr heiliges, unerbittliches „Soll!" „O Karl", sagt Schillers Königin, „wie groß wird unsere Tugend, wenn unser Herz bei ihrer Uebung bricht!" — Und nicht in der Studirstube eines einsamen, fast bedürfnißlosen Philosophen; nicht in den schwärmerischen Versen eines großen Dichters ist dieser kategorische Imperativ thatlos geblieben, wie die Götter des Epikur, die wohl sind, aber nichts thun oder leiden: nein es war das Zauberwort, welches die Adler des ersten Napoleon zerbrach. In der harten Schule der Unterdrückung und Knechtschaft wurde die Pflicht und ihr Gebot der Rettungsanker unseres Volkes. Klein, schwach, halb zertreten hatte uns der Korse zurückgelassen. Alles mußte bei uns verbessert, erneuert werden, nicht blos der Staat und das Heer, vor Allem die Gesinnung und die Sitte. Aus wildem genialischen Treiben, aus einem halb sinnlichen, halb phantastischen Streben nach höchster Schönheit, nach einer Religion und Kunst über alle Religionen und Künste mußten gerade unter uns die besten Frauen und Männer zur Einfachheit, zur Schlichtheit, zur Reinigung des Leibes und der Seele im Stahlbad der Entsagung zurückkehren. Damals ging, wie das Feuer, das der Sturm auf seinen Flügeln trägt, der puritanische Zug durch Preußen: fort mit dem französischen Wesen, mit ihrer Frechheit, ihrer Leichtfertigkeit bis herab zu dem Firlefanz ihrer Kleider. Erfüllt von diesem Gedanken, von diesem heiligen Ingrimm gegen ein Volk, welches seine großen Gaben und Kräfte seit Jahrhunderten nur zur Unterdrückung seiner Nachbarn freventlich benutzt hat, haben unsere Väter und Mütter Alles daran gesetzt, Gut und Blut, die Neigungen des Herzens, lange Gewöhnungen, sich von dem französischen Joch innerlich und äußerlich zu befreien. Kein Opfer erschien ihnen zu theuer.

„Laß denn zerknickt die Saat von Waffenstürmen,
Die Hütten laß ein Raub der Flammen sein.
Du hast die Brust geboten, sie zu schirmen:

Dem Lethe wollen wir die Asche weihn.
Und müßt' auch selbst noch auf der Hauptstadt Thürmen
Der Kampf sich für das heil'ge Recht erneun:
Sie sind gebaut, o Herr, wie hell sie blinken,
Für beſſ're Zeiten in den Staub zu sinken!"

So ruft Heinrich von Kleist dem Könige von Preußen zu. Auf denn! Uns droht dasselbe. Schon hat ein frecher Mann in der Versammlung französischer Abgeordneten von Plünderung Badens gesprochen, afrikanische Räuberbanden stehen an unserer Grenze ... geloben wir uns heute alle den kategorischen Imperativ der Pflicht. Der Ernst des Lebens finde ernste Menschen. Ist Reichthum und Genuß, Ehre und Leben in Gefahr gestellt: sie sind das Höchste nicht. In solcher Stunde der Gefahr wird dadurch ein Volk erprobt und gewinnt die Unüberwindlichkeit, daß Jeder an seiner Stelle unverbrüchlich seine Schuldigkeit thut. — In den Napoleoniden, dem Oheim wie dem Neffen, hat sich der frechste und schrankenloseste Egoismus verkörpert, den seit Tiberius und Caligula die europäische Menschheit gesehen, als Sclaven und Gladiatoren sind ihnen die Franzosen gefolgt, längst ein sittlich entartetes Geschlecht: zeigen wir ihnen, was die Tugend und die Pflicht bei den Deutschen vermag! Nicht Jeder kann auf dem Schlachtfelde sich mit ihnen messen, aber Jeder kann zu ihrer Besiegung beitragen; Alt und Jung, Männer und Frauen. Diejenigen die kämpfen, sollen wissen, daß hinter ihnen derselbe Geist lebt, der sie vorwärts treibt. Nein, wir sind nicht in den Banden des Materialismus gefesselt, nicht in Genußsucht verloren und im Cancan verfault: alle Universitäten schließen sich, die gesammte gebildete Jugend eilt zu den Waffen und hat nur den einen Schmerz, daß sie das Schwert noch nicht zum Rächeramte schwingen kann. Ueberall sind unsere Frauen mit Rath und That bei der Erquickung der Ausziehenden, bei der Sorge für die Familien der Wehrmänner. Ein Wille, eine Begeisterung! An der Donau, am Rhein, an der Ostsee, an den Alpen die-

selbe Stimmung, dasselbe Soll der Pflicht! Mag doch nach dem Kriege der Schwabe seinen trotzigen Kopf wieder aufsetzen und der Berliner diesseits und jenseits des Mains das Stichblatt guter und schlechter Witze sein — jetzt sind wir einig und wissen, was wir sollen. Noch hat kein Feind unsere Grenzen siegreich überschritten, schon aber hat unsere freie That das Maß der Nothwendigkeit überholt. — Nicht wir haben gewollt, daß das Jahr 1870 das Jahr 1813 wiederhole: ein dritter Napoleon hat uns in unsere Waffenrüstung gezwungen. Ungewiß ist der Lauf jeder Kugel, ungewiß der Sieg: dies aber liegt, wie beschränkt wir Menschen auch in unserm Handeln sind, allein in uns: nicht ein Heer wie in Sebastopol, nicht tapfere, aber schlechtgeführte Legionen wie bei Solferino — er findet ein friedliches Volk sich gegenüber, das ihn siegend oder besiegt mit unauslöschlichem Hasse verfolgen wird. — Wohin sich an dem heutigen Tage die Blicke der Einzelnen auch richten mögen, jeder andere Gedanke ordne sich dem der Pflicht unter. Was ist Sieg? Was ist Niederlage? — Daß wir besonnen und ohne Ermatten thun, was das Vaterland von uns fordert: dies allein gilt es. Nicht blind vorstürmend, wo Jeder etwas andres ausrichten möchte, als ihm obliegt, nicht in eitler Ruhmsucht, sondern opferfreudig und mit dem einzigen Lohn eines beruhigten Gewissens: so begonnen, so durchgeführt wird dieser Krieg in Wahrheit ein heiliger sein, weit über alle politischen Zwecke und Ziele hinaus wird er für Deutschland segenbringend wirken, unser Volk von vielen Schlacken reinigen, in alle Verhältnisse wieder Gesundheit und Mäßigkeit zurückführen und der hochschwellenden Flut ungezügelter Genußsucht und Habsucht den Damm des kategorischen Imperativs für viele Jahre entgegenstellen."

Von Berthold Auerbach, der sich um jene Zeit im Schwarzwalde aufhielt, erschien unter der Ueberschrift: „Was will der Franzos? und Was will der Deutsche?" folgendes Wort:

„Durch die Dörfer, durch die Wälder meiner Heimath wanderte ich, als der Kriegsruf über'm Rhein herüber scholl. Der einsame Holzfäller stemmte sich auf seine Art und fragte: Was will der Franzos? Der Steinklopfer am Wege hielt den splitternden Hammer in der Hand, der Schnitter auf dem Acker ließ die Sichel ruhen, und drin im Dorf der Alte, der die Kinder hütet, sie alle fragten: Was will der Franzos? Da und dort hieß es: der Franzos hat eine schlechte Ernte, er kommt nur herüber und will sich was holen. Ja wohl! Der Franzos hat eine schlechte Ernte, aber noch ganz anders, als blos von heuer, und darum will er den Krieg und ist ihm die schlechteste Ausrede gut genug dazu. Was ich manchem Wegziehenden in's kampfesmuthige, manchem Zurückbleibenden in's starr-ernstliche Antlitz gesagt, ich will es hinausrufen zum ganzen deutschen Volke, zu den Kämpfenden draußen, zu den Wartenden daheim. In diesen stillen, zum Hiebe ausholenden Tagen sind alle Seelen, wie im Wartesaal auf dem Bahnhofe, in Unruhe, in Spannung; man zählt die Minuten, man fragt: Warum geht 's noch nicht los? Die Zeit, bis etwas geschieht, erscheint so lang und bang. Das Herz hat sich nicht drein finden mögen, daß ein solcher Krieg in unseren Tagen noch möglich, daß bildungsmörderische Abenteuersucht die friedlichen Errungenschaften zweier Völker auf's Spiel setze. Nun ist es doch geschehen, und immer wieder drängt sich die Frage hervor: Was will der Franzos? Ich will es Euch sagen. Der Franzos hat ein böses Gewissen, ist unzufrieden mit sich und darum will er im Kriegstaumel sich betäuben, und weil er seine eigene schlechte Wirthschaft nicht ordnen kann, draußen in der Welt herum rumoren; er ist mit sich selbst im Kriege, darum sucht er Händel mit Anderen. Er sieht seinen Nachbar, das deutsche Volk, ruhig und bedachtsam, in treuer Arbeit, im wachsenden Wohlstand sich einen, heilsame Gesetze bilden, das öffentliche Wohl gewissenhaft verwalten. Die ganze Welt betrachtet dies Alles mit Achtung, nur der Franzos, statt sich ein Beispiel

daran zu nehmen, was thut er? Neidisch auf den Nachbar, will er ihm die Ernte seiner emsigen Arbeit zerstören und spricht dabei von Freiheit und Civilisation. Dahinter aber steckt die Ländergier, die gemeine Raubsucht. Auf unseren Bergen grünen die Wälder, die Franzosen haben ihre Wälder verwüstet. Und tief unter der Erdkrume, darauf der Landmann arbeitet, ruht von Urzeiten her die Kohle, die unsern Gewerbfleiß fördert. Die Franzosen wollen sich unsere Kohlenländer am Rhein und an der Saar holen und sprechen dabei von Freiheit und Civilisation, die sie uns bringen wollen. Ja, wer kann aber etwas bringen, was er selber nicht hat, und was man auch nicht stehlen kann? Der Mann, der die Franzosen regiert, hat oft glücklich gespielt. Er hat auf die Dummheit und Schlechtigkeit der Menschen speculirt und dabei gewonnen. Nun hat er auch auf Dummheit und Schlechtigkeit der Deutschen speculirt, hat gehofft, es werde so Alberne und so Niederträchtige geben, die zu ihm stehen. — Aber was mußte er erleben? Er hat uns bereits zu einem Siege verholfen, zum schönsten, unzerstörbaren. Der Böse wollte Fluch bringen, und er brachte bereits Segen. Es giebt kein Norddeutschland und Süddeutschland mehr, es giebt nur noch ein einiges Deutschland. Wir lassen uns nicht mehr zerreißen, damit wir in der Getrenntheit nichts sind und nichts gelten. Die Franzosen haben einen Tanz der Unsittlichkeit, sie nennen ihn Cancan: der Waffentanz, zu dem jetzt Napoleon ihnen aufspielt, ist der Kriegscancan. Was die Franzosen wollen? Raufen — in Eitelkeit ihre Kraft mit dem friedfertigen Nachbar messen — und Länderstrecken erobern, weil freiwillig Niemand Verlangen hat, an der französischen Herrlichkeit Theil zu nehmen. Was können die Franzosen auf ihre Kriegsfahne als Spruch schreiben? Weiter nichts, als: wir wollen raufen und rauben! Was aber wollen wir Deutschen? Was können wir auf unsere Fahne schreiben? Das sittlich Reinste und Heiligste. Seit einem Jahrhundert dauert der Kampf um die

Gleichberechtigung der Menschen vor dem Gesetz. Unvergessen soll es bleiben — denn wir Deutschen sind gerecht auch gegen den heutigen Feind — daß die Franzosen Großes in diesem Kampfe geleistet. Die Gleichberechtigung vor dem Gesetze ist im Wesentlichen errungen. Heute kämpft Deutschland um die Gleichberechtigung der Völker. Was wollen die Franzosen? Sie wollen den Vorrang, die Vormundschaft über die Völker, das sogenannte Prestige. Sie erfrechen sich, dem Nachbarvolke zu sagen: Du darfst dich nicht wohl befinden, du darfst deine Angelegenheiten nicht ordnen, wie es dir gut dünkt, du mußt die Suppe essen, wie ich sie dir salze, und natürlich gehört von Allem mir zuerst, was mir schmeckt — ich bin das auserwählte Volk der Freiheit und Civilisation. Diese Großmäuligkeit der Franzosen, hinter der sich noch dazu die Länder-Raubsucht versteckt, muß den Schlag bekommen, den sie verdient. Das Blut, das nicht mehr als Schamröthe über eigene Verkommenheit in's Gesicht steigen will, muß verspritzt werden, da keine Verständigung, kein Weg der Bildung helfen wollte. Unser deutscher Fahnenspruch heißt: Gleichberechtigung der Völker. Wir befreien uns und die Welt von der Anmaßung der Franzosen und befreien die Franzosen selbst von ihrer Anmaßung. Wir wissen was wir wollen und dürfen es laut bekennen. Die Franzosen müssen sich etwas einreden und der Welt durch alle falsche Künste etwas einzureden suchen. So gewiß es ist, daß die Wahrheit über die Lüge siegt, so gewiß ist der Sieg unser."

Das treffliche Wort Berthold Auerbach's fand namentlich in Süddeutschland begeisterte Aufnahme. Es wurde dem Dichter in Cannstadt eine Fackel-Serenade gebracht, bei welcher Gelegenheit er auf die an ihn gerichtete Ansprache unter Anderm Folgendes erwiderte:

„Wie oft habe ich draußen im Norden des Vaterlandes von Ihnen gesprochen und erzählt! jetzt spreche ich zu Ihnen selbst; ich will in diesem erhebenden Moment Ihnen sagen von

gleichgestimmten Seelen im Norden des Vaterlandes; ich betrachte es als eine glückliche Berufung, daß ich ein Bote sein durfte, nichts als ein Bote zwischen Nord und Süd. Geborner Süddeutscher, im Norden heimisch geworden, kann ich Ihnen sagen, daß es bisher eine unerwiederte, wie man es nennt eine unglückliche Liebe gab des Nordens zum Süden. Wir Schwaben sind leicht oder waren bis jetzt in einer gewissen Verfremdung gegen die Norddeutschen, und warum? Weil sie hochdeutsch sprechen. Sie können es eben nicht anders. (Allgemeine Heiterkeit und Zuruf.) In der Gefahr nun ist diese unerwiederte unglückliche Liebe zu einer erwiederten glücklichen geworden und soll es bleiben." — „Bei einem Brande lernen sich die abgeschlossenen Bewohner desselben Hauses in der Gefahr neu kennen, sie erkennen, was sie Gemeinsames haben, und was sie gemeinsam zu retten haben. Der da drüben über'm Rhein hat den Brand in unserem Hause entzünden wollen, im deutschen Vaterhause, und was hat er zu Wege gebracht? Daß die gesammten Hausbewohner sich zusammenfanden, daß sie erkannten, daß sie ein Gemeinsames haben und ein Gemeinsames retten wollen. Wer hat uns diesen frevelhaften Krieg gebracht? Der große Imperator, der große Corrumpator (allgemeiner Zuruf); denn corrumpirt, verdorben, als bloßes Spiel, als Schwindel behandelt hat er die heiligsten Ideen unseres Jahrhunderts. Welches sind die höchsten thätig sittlichen Ideen, die unsere neue Zeit bewegen? Nach meiner Betrachtung heißen sie: Fleiß und Wahrhaftigkeit. Der Fleiß, die emsige redliche Arbeit, in der die Menschen und Völker schaffen und wirken, das Dasein zu verschönern, zu erhöhen, unser Wohnhaus, die Erde, immer reicher und edler auszustatten: das erschien als das friedliche Kampfesfeld, worauf die zeitgenössischen Völker mit einander ringen sollen. Wer thut es dem Andern an Fleiß vor? Das war der Gedanke, der reine schöne, der Weltindustrie-Ausstellung. Napoleon hat auch solche veranstaltet, und sie ist nun durch ihn verunreinigt.

„Das zweite innerliche, die Kernsäule des Daseins bildende Prinzip heißt die Wahrhaftigkeit. Ein Jeder erkenne und bekenne was in Wahrheit in ihm lebt und gebe es hinaus zur Gestaltung der Verhältnisse in Gesellschaft, Gemeinde und Staat. Die Wahrhaftigkeit soll zum Ausdruck kommen durch das allgemeine Stimmrecht. Die Napoleonische Wirthschaft hat dieses heilige Prinzip nicht minder verfälscht, besudelt, ins Gegentheil verkehrt, bis zum Plebiscit hinauf. (Stürmischer Zuruf.) Es soll aber nicht sein, daß in der Welt alles Hohe und Reine nur eitel Spiel. Darum ist der Krieg, der heute ausgebrochen, ein Krieg der Ehrlichkeit gegen die Lüge, ein Krieg der Sittlichkeit gegen die Frivolität, ein Kampf des Heiligen gegen das Unheilige. Es wird künftig in den Geschichtsbüchern als eine Ungeheuerlichkeit erscheinen, daß ein solcher Krieg in unserem Jahrhundert noch möglich, vielleicht auch noch nöthig war. Aber sofort soll dabei verzeichnet sein, daß wir wußten, um was wir kämpfen, und daß wir in diesem Gedanken den Feind niederwarfen. Aber indem wir es thaten, ihn zugleich beklagten um deßwillen, wozu er sich verführen ließ. Welch ein Hohn! Die Horden der Turcos, der Spahis und der Zephyrs, oder wie sie heißen, sollen ausgeschickt werden im Namen der Civilisation. Zu wem? Zu uns. Wenn es möglich wäre, daß sie eindrängen hier in dieses Land — da drüben in der Nachbarschaft steht das Denkmal Friedrich Schillers, bald oben am Neckar das Ludwig Uhlands, des Dichters vom „guten Kameraden", der selber der gute Kamerad des deutschen Volkes war. Vor Kurzem wurde enthüllt das Denkmal jenes erhabenen Sternkundigen, jenes Erforschers der Gesetze, wonach die Welten sich bewegen, das Denkmal Kepler's der die Harmonie der Sphären erkannte. Könnten sie herankommen, die wilden Horden, der eherne Mund der ewigen Männer müßte sich öffnen, Worte müßten ertönen, wie sie noch kein Menschenohr vernommen, wie sie noch über keine lebendige Lippe gekommen sind.

„Der Sieg der Bildung, der Reinheit über die Rohheit, die im Bunde mit der Corruption, gefördert von der Corruption, ist unausbleiblich. Denn über Allem, was geschieht, und was sich namentlich zusammenballt in großen Wendepunkten der Menschheits-Geschichte, waltet ein unendlicher Geist, den kein Glaubensbekenntniß vollauf in sich schließt; er zieht wie die Sterne dahin, hoch über den Kirchthurmspitzen, und in ihm und aus ihm ordnet sich das All der Natur und der Geschichte. Das Bewußtsein dieses Allgeistes lebt in uns und giebt uns die Siegesgewißheit in den Kämpfen. Wir stehen hier in der linden Sommernacht, unsere Herzen beben. Unsere Brüder sind bereit, zu kämpfen, zu sterben für das Höchste für das Vaterland und den humanen Gedanken. Sie schauen auf zu den Sternen, wie wir jetzt; sie leuchten heute noch Dem und Jenem, dessen Auge morgen, wenn die Sterne wieder erscheinen, auf ewig geschlossen ist. Aber sein Leben und sein Streben war und bleibt ein ewiger unvergänglicher Lichtstrahl; und wie sie aufschauen zu den Sternen am Himmel, die allen Menschen, allen Völkern leuchten, in Frieden leuchten sollten, so sehen unsere deutschen Brüder ein zweites Firmament, das über ihnen leuchtet und sie durchleuchtet: es sind unsere Heroen des Geistes. Hoch vom Norden her leuchtet ein Stern, er heißt: Immanuel Kant, ein Denker von einem Lichtkern, der alle Finsterniß und alle Nebel durchdringt. Und wieder vom Norden her Gotthold Ephraim Lessing, das scharfe Schwert gegen alles Vorurtheil und alle Geistesverfinsterung und zugleich der Quell unversieglicher reiner Humanität und Menschenliebe. Und Humboldt, der das All der Natur durchdrang und dessen großen reinen Bau darstellte. Vom Norden kamen diese Geister, und sie sind unser Geist geworden. Und wir sendeten und von uns gingen Göthe, Schiller, Kepler. Ja, lassen Sie mich ein Näheres sagen. In unserer Nachbarschaft wurde jetzt vor hundert Jahren Hegel geboren. Er ward hier geboren und lehrte im Norden.

„Der deutsche Geist kennt kein Nord, kein Süd; er ist Eins. Und jetzt soll auch das Leben ein einiges, festes, von unzerstörbarem Zusammenhalt werden. Wir können mit Hutten ausrufen: „O Jahrhundert, die Geister sind wach, es ist eine Freude zu leben!" — Groß, schwer sind die Opfer an Blut und Thränen und an Gut, die noch zu bringen sind, bis das Ziel erreicht ist. Jenseit der Opferung aber kommt das große Fest deutscher Herzenseinigkeit, voller echter Brüderlichkeit, Innigkeit, Wahrhaftigkeit und echten Fleißes." — „Was die Philosophie erdacht, was die Dichter in freier Phantasie gestaltet, es soll Leben werden, wirkliches, unzerstörbares. Viele müssen in den Tod gehen, damit wir neues Leben gewinnen. Aber auch die Todten leben, leben uns, leben unsterblich im Heiligthume des deutschen Vaterlandes. Seine Herrlichkeit unstörbar wieder aufzubauen, haben sie ihr Leben geopfert. Ueber allen Schmerz hinüber freuen wir uns, daß wir gewinnen ein Vaterland, würdig seiner großen Denker und Dichter, ihnen nachschaffend, vor Augen stellend, was sie nur im Geiste erschauten. Das einzige, das freie, das sittlich reine, die Schönheit, die Liebe, die Güte, die Bruderliebe in sich schließende deutsche Vaterland."

Berthold Auerbach hatte der Stimmung der Gegenwart Worte gegeben und den Blick hinüber gelenkt auf die nächst vorangegangene Zeit. Albert Lindner bot seinem Volke eine Beleuchtung des ganzen Umfanges der deutschen Geschichte, hervorhebend dabei die verderbliche Einwirkung französischen Wesens auf den deutschen Geist und das Ringen des Letzteren mit jenem ihm im tiefsten Grunde feindseligen Elementes. Die Vorführung solchen Nachweises ist den Weiheacten zuzuzählen, die den deutschen Kriegern in den Tagen des Aufbruches geboten wurden; es hatte dies für sie aber auch zugleich die Bedeutung einer Ehrenerweisung. Denn es ward gleichsam damit ausgedrückt: In dem deutschen Heereskörper ist die Bildung in dem Maße vertreten, daß die Würdigung derartiger wissenschaftlicher Nachweise nicht zu bezweifeln ist. Es durfte gehofft werden, daß

die gebotene Anschauung durch Vermittelung des Kernes der Heeresmacht in entsprechender Weise Verbreitung finden, und daß die Enthüllung des Feindes bis in seine Seele hinein, wie allein ein Blick in die Geschichte desselben ermöglicht, dazu dienen würde, das Bewußtsein von der Erhabenheit des bevorstehenden Kampfes zu erhöhen.

„Die Neigung zur hohlen Phrase und Schönrednerei," heißt es in der Abhandlung, „scheint ein Naturerbe des celtischen Stammes zu sein. Der erste Vertreter dieses französischen Typus begegnet uns in jenem Häduer Dumnorix, einem verlogenen, ehrgeizigen, wühlerischen und — großherzigen Manne, den Cäsar zu seiner eigenen Sicherheit tödten lassen mußte. Die Neigung zur rhetorischen Phrase wird dem gallischen Volke im Laufe der Geschichte durch verschiedene Umstände genährt, z. B. durch die Romanisirung Galliens, die unter dem Merovinger Chilperich 530 schon ganz vollendet war. Die ganze Afterliteratur der Römer ist selbst schon nichts weiter als eine Phrase, und das romantische Ritterthum, dessen Vertretung die Franzosen vor allen Völkern Europa's übernahmen, war nur die Vergoldung derselben. Ihre Dichter werden nicht eher gehaltvoll, als bis die Germanen sie mit ihren gehaltreichen Sagen versorgen, unter denen die Karlssage die einflußreichste geworden ist. Die Glaubensinnigkeit, das Kernhafte der Ritternatur, das tiefe Verständniß der germanischen Minne, diese drei Ingredienzien des Begriffs „Romantik", sind bei den Franzosen bekanntlich nur in geleckter Oberflächlichkeit zur Erscheinung gekommen. Und dennoch beginnen hier die ersten nachhaltigen Spuren vom Einflusse des französischen Kulturgeistes auf die Deutschen. Diese romantische Epik ist nachweisbar mit den ersten Kreuzzügen, die alle christlichen Nationen zu einem gemeinschaftlichen Unternehmen zusammenführten, den anderen Völkern zugetragen worden. Hartmann von der Aue, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg ahmen die Arthurromane Frankreichs nach und, was auch

hier das Verdienst des deutschen Genius ist, bringen sie zur poetischen Vollendung. Dieser Einfluß blieb aber nicht auf die Poesie beschränkt, sondern machte sich, bereits im 12. Jahrhundert, in der Erziehung des Ritterknaben geltend. Nach französischer Mode frug man auch schon damals auf deutschen Burgen, ein Ritter galt nicht für vollkommen, der nicht unter Standesgenossen sein Wälsch parliren konnte, während das Deutsch auf den Verkehr mit Knappen und Hofgesinde angewiesen blieb. Sechshundert Jahre hat es gewährt, ehe wir den Muth hatten, unsere Muttersprache als ein Organ der Civilisation unter andern zu würdigen. Ein Rückfall ist gottlob nun nicht mehr möglich.

„Die Ausbildung der französischen Phrase erhielt ihre Nahrung in dem Wesen der dichterischen Form. Erst beim Verfall des Ritterthums trat die germanische Reaktion ein, und diese war eine That, nicht der Fürsten und des Adels, sondern des deutschen Volkes! Das soll uns bis auf den gegenwärtigen Augenblick ein erhebendes Gefühl sein, daß die gesunde Natur des Volkes zwei Mal im Laufe der Geschichte aus eigener Erhebung die geistigen Ketten des Auslandes zerbrochen und sich in das deutsche Element zurückgefunden hat. Ein Staat mag politisch mächtig vor allen sein, aber von einem freien, selbstständigen Volke ist nicht die Rede, so lange seine geistige Natur sich mit aller freien Ursprünglichkeit nicht in seinem Geistesleben entwickelt zeigt. Das erste Mal war es das auflebende Bürgerthum seit 1380, das zweite Mal die Eroberung seiner politischen Rechte, die sich aus dem trüben Strudel der Revolutionen herausklärten und all den lüderlichen kleinen Versailles mit ihren deutschen Pompadours ein Ende machten.

„Mit allen Auswüchsen und Unarten, wie ein übersaftiger Baum, der sich in jungen Schossen nicht genug thun kann, entwuchs das germanische Bürgerthum dem Boden seiner Zeit. Im Schoße der bürgerlichen Stände war noch wenig oder

nichts von französischem Kultureinflusse zu überwinden, und unter dem deutschen Adel verfiel derselbe von selbst. Während, um „den anständigen Rittergeist“, das heißt den wälschen Ton und die französische Erziehung, auf den deutschen Burgen zu retten und vor germanischer „Barbarei“ zu schützen, eine süddeutsche Fürstin die altfranzösischen Ritterepen umsonst in prosaische Volksbücher umsetzen läßt, während Kaiser Maximilian, der letzte Ritter, durch seinen Kaplan Pfinzing im Theuerdank dem deutschen Adel einen wälschen Ehrenspiegel vergeblich vorhält: treibt die wunderbare Blume der Volkspoesie nach Behagen empor, um sowohl vorläufig, d. h. für ihre Zeit, allen französischen Inhalt für das Volk überflüssig zu machen, als auch, um für die spätere zweite Periode der deutschen Kunst ein ewig giltiges Muster deutscher Schlichtheit und ungezierter Gemüthstiefe zu werden. Was unser Familien- und Gemeindeleben Urdeutsches je gehabt haben, alle jene uns von anderen Völkern unterscheidenden Züge, die „berechtigten Eigenthümlichkeiten der deutschen Stämme“ im Munde eines heutigen Staatsmannes, datiren mit aller ihrer Hausbackenheit, Kernhaftigkeit und Barockheit, wie wir sie von den alten Holzschnitten, aus unserm Hans Sachs und den Satirikern des 16. Jahrhunderts kennen, aus jener Zeit der bürgerlichen Ermannung und weisen einen Fond von deutscher Art und Sitte auf, der keine Spur von wälschem Einflusse mehr in sich birgt. Auf dieser Basis standen die großen Reformatoren, Sachs, Hutten und Luther und warfen den ewigen Erbfeind der deutschen Natur, den Romanismus in allen seinen Erscheinungen, zu Boden. Die deutsche Nation war, wenn auch noch nicht politisch, so doch moralisch zu einem Volke geworden, und diese That der deutschen Volkskraft galt nicht etwa blos jenem Jahrhundert, sie gilt und wirkt bis in die heütige Zeit, und den Enkeln wird die Ermannung ihrer Väter noch weiter zu Gute kommen, so wahr die That der germanischen Reformation noch lange nicht beschlossen ist und zu immer neuen Resultaten sich ausweitet.

„Die Weiterentfaltung dieser deutschen Erhebung zur Mündigkeit wurde, für ihre Zeit, durch das Elend der Religionskriege aufgehalten. Alles Gewonnene schien unterzugehen, tiefer und nachhaltiger sollte die Schmach einer ausländischen, und zwar französischen Bevormundung über uns kommen, härter und nachsichtsloser die Spannkraft des deutschen Elementes vom Schicksale geprüft werden. Als wir aus dem Jammer des dreißigjährigen Krieges auftauchten und unter den europäischen Völkern rathlos und voll Verzweiflung das Bild einer hirtenlosen gescheuchten Heerde darboten: da gewann zu unserm Unheile gleichzeitig der westliche Nachbar den Vortheil einer großen politischen Organisation und eine nationale Geschlossenheit unter dem absoluten Scepter seiner Könige. Dies entschied unter den ausländischen Einflüssen für die Suprematie des französischen. Und zum zweiten Male drang diese französische Bevormundung auf demselben Wege wie vierhundert Jahre früher ins deutsche Volk: sie drang von oben herab, von Thron und Adel her, während das bürgerliche Element, vom dreißigjährigen Kriege zerschmettert, den Einfluß anfänglich passiv hinnahm und nur äußerst langsam zu seinem historischen Bewußtsein sich zurückfand. Vorweg wollen wir uns einen sittlichen Trost nicht verschweigen. Es ist wahr, wir sind oft die Sündenböcke für Andere gewesen, aber als solche haben wir Deutsche den Kampf gegen den Romanismus für alle germanischen Stämme zugleich übernommen und ausgefochten. Wenn mittlerweile England, die Niederlande, Dänemark und Skandinavien sich zu freien und mächtigen Staaten in aller Muße ausbilden konnten, so danken sie es uns, die wir unterdessen für sie in der Arena gestritten haben, und unser nachfolgender Verfall ist keine moralische Verschuldung der Deutschen, sondern nur die nothwendige empirische Folge der erhabenen Rolle, welche die Vorsehung im Namen aller Germanen uns auferlegte.

„Als hätte die französische Pest nur auf den Abschluß des westfälischen Friedens gewartet, brach sie um die Mitte des 17. Jahrhunderts in die deutsche Gesellschaft, und zwar zunächst in die höheren Stände. Mit dem Eintritt des 18. Jahrhunderts ist die Ansteckung vollendet, und der Rest deutschen Elementes ist für den Deutschen nur noch dazu da, daß er sich seiner schäme! Jenes stolze Selbstbewußtsein, jene freche Aufgeblasenheit der Franzosen datirt seit dem Regimente ihres großen Bourbonen Louis XIV. Wenn das „marcher à la tête de la civilisation“ jemals keine Phrase gewesen, so war es damals. In stummer Bewunderung küßten wir der großen Nation die Hand, zufrieden mit der Rolle der gesellschaftlichen Parias. Was jener König seinen Franzosen in den Kopf gesetzt hatte, sollte das Kriegsglück des ersten Napoleon dauernd befestigen. Man kennt diese Wirthschaft, der Leser hat die tiefste Erniedrigung Deutschlands, die dem französischen Hochmuthe die Füße leckte, in all ihrer Scheußlichkeit aus andern Federn gelesen. Ein neuerer Schriftsteller sagt, es sei nichts deutsch geblieben in jenen Tagen als das unmäßige Saufen. Wir haben nie die französische Grazie für die Sünde besessen, aber diese war es, die uns immer wieder bestach. Gestehen wir uns dies Alles nur ehrlich ein; es schadet nichts, wenn die Erinnerung uns von Zeit zu Zeit die Scham auf die Wangen jagt. Aber es war gottlob nicht das ganze 18. Jahrhundert, das wir hier anzuklagen haben. Der à la mode-Wahnsinn währte in einem Zuge und ohne eine tröstliche Ausnahme von 1650 bis 1750. Hier treten Reaktionen ein, welche die deutsche Ehre auf den Blättern der deutschen Geschichte gerettet haben. Es ist die junge Literatur, und es ist die Person Friedrichs des Großen. Seltsam, so widerhaarig sich beide Erscheinungen zu einander verhielten, so eigensinnig wenigstens der König die deutsche Poesie ablehnte, so beharrlich strebten beide nach einem Ziele. Die französische Hülfe vergeben wir dem großen Könige gern, sie war eine Konsequenz seiner Ju-

gendzeit, aber sein Kern war nie französisch. Was Klopstock und Gellert mit ihren Dichtungen, was Möser und Moser mit ihren patriotischen Schriften und Kritiken, was Lessing mit alle dem zusammen am deutschen Volke zu retten bemüht waren, das hat Friedrich der Große erst mit dem Schwerte, dann mit dem glänzenden Beispiele einer einfachen Lebensweise und unermüdeter Sorge um seinen Staat gefestigt. Allerdings erliegt Deutschland nach der Regierung Friedrichs noch einmal dem ausländischen Verderben — eine Periode, die erst mit der nationalen Erhebung 1813 endet — aber der Unterschied gegen die Zustände in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist ein bedeutender. Um es kurz zu sagen: die bürgerlichen Stände waren durch Friedrich den Großen und durch den Geist unserer jungen Literatur der französischen Fäulniß entzogen worden, nur die Fürsten und der Adel zogen es vor, die Schande des deutschen Namens weiter zu vertreten. Und an diesem Satze geht kein Jota ab, sonst wäre das große Erdbeben von Versailles und das Strafgericht der Revolution in Frankreich selbst, sonst wäre Jena in Deutschland nicht möglich gewesen. Nachdem das französische Bürgerthum an den Herrschern für die Entehrung seines Menschenthums Rache genommen, mußte ein französischer Herrscher mit seinem Volke in den bacchantischen Wirbeltanz der deutschen Höfe fahren, weil sie nicht hören und sehen wollten. Und war es nicht, als seien wir die unsauberen Geister mit dem Sturze ihres Obersten (denn die Selbstsucht mag sich blähen und geberden wie sie will, sie ist den Augen späterer Geschlechter auch nur erst Mittel zu höheren Zwecken in den Händen der Vorsehung gewesen) für immer los geworden? Es war eine Täuschung. In diesen Tagen, wo das Zusammenstehen von Fürst und Volk nöthiger als je thut, wollen wir nicht abwägen, auf welcher Seite die größere Schuld zu suchen sei: ob in der Verkennung der nationalen Rechte auf der einen, ob in der Abstumpfung der nationalen Spannkraft auf der andern. Aber unsre Gesellschaft schien wieder hart

an jene Grenze gekommen zu sein, auf welcher eine bayerische Prinzessin der deutschen Deputation bemerkte, sie verstehe kein Deutsch, und auf welcher eine französische Tänzerin August dem Starken nichts Verbindlicheres zu sagen wußte als: „Vous êtes tout Français“; wenn auch die deutschen Höfe davor sicher geworden sind, daß das Hofgesind, aus lauter Franzosen bestehend wie unter Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, dem Fürsten die Unverschämtheit ins Gesicht werfen konnte, „es sei doch sonderbar, daß er (der Fürst) der einzige Ausländer am Hofe sei!“

„So lange die Begeisterung für die nationale Sache der Freiheitskriege anhielt, bot sie sichere Garantien für die Wahrung des deutschen Characters. Aber die Verschlimmerung trat sofort wieder ein, als die engherzige und argwöhnische Politik auch die letzten Regungen jener Erhebung unterdrückte. Kotzebue und Clauren haben der französischen Versumpfung nur den Weg gewiesen und die alte Stätte bereitet in deutschen Herzen, endlich trat mit der politischen Propaganda der Revolution von 1830 die moralische Pest ungehindert wieder über den Rhein. Die freche Anmaßung, mit der die Grundsätze der französischen Literaten mit kategorischer Unfehlbarkeit der Welt verkündet wurden, hatte sofort zwei unsaubere Früchte gezeitigt, welche die deutsche Natur wieder gründlich vergifteten: den Kultus der Sinnlichkeit und die Emanzipation der Frauen.

„Wir können zum Glück nicht sagen, daß alle Stände ohne Unterschied wieder wie ehemals von französischen Ideen und Anschauungen verpestet seien. Die Entwicklung eines deutschen Familienlebens auf sittlichen Grundlagen, die Existenz einer großen Gemeinde des deutschen Volkes, welche deutsches Ideal in Kunst und Wissenschaft pflegt und in der Schule wie in den Kirchen allen romanischen Schwindel zu beseitigen eilt, ist unverkennbar. Aber in dieser Stunde, wo die französische Frechheit ihren — hoffentlich letzten — Trumpf an das deutsche Volk ausgespielt hat, gereichen auch die letzten Spuren

des französischen Kultureinflusses unserm Volke zur Schmach. Noch hat die deutsche Frau sich zu emanzipiren, aber von der französischen Mode! Noch hat Deutschland jung zu werden in seiner Kunst, aber auch deutsch! Denn es giebt Leute, die sich gegenwärtig nicht schämen, Vergessenheit ihrer patriotischen Sorgen bei Offenbachischer Frechheit oder bei den Aposteln des Cancan zu suchen. Als ob wir so arm wären an deutschen Stücken älterer Zeit, daß die Bühne versäumen müßte, ihr Theil zur Nährung des patriotischen Sinnes beizutragen! Es giebt zunächst nur die Aufgabe, den französischen Lügner ein für alle Mal für die Welt unschädlich zu machen; aber es giebt noch für mehr als ein deutsches Geschlecht die größere Aufgabe, den Romanismus mit allen seinen Consequenzen, vom Jesuitenorden an bis zum französischen Couplet, aus den deutschen Gauen hinauszujagen."

„Der Sturm ist herauf!" rief Gustav Freytag. „Mit unerhörter Schnelle und unwiderstehlich braust er über das Gefüge der Staaten, durch die Herzen der Menschen. Zahllose Hoffnungen friedlicher Arbeit flattern in ihm dahin, in allen Seelen dröhnt die große Mahnung, daß ein ungeheures Etwas dem Leben unserer Nation bevorstehe, daß wieder eine Zeit gekommen sei wo Leben und Glück des Einzelnen geprüft und gewägt wird und unermeßlich klein befunden wird gegen Leben und Glück seines Staates. Zum zweiten Male in wenig Jahren wird uns das Schicksal, zu erleben, was sonst nur in größeren Zeiträumen ein Volk aufregt und erhebt: einen Waffenkampf um Leben und Tod, um die höchsten irdischen Güter, nationale Unabhängigkeit und Ehre.

„Und wie hat diese Zeit unser Volk gefunden? Vier Jahre nach einem innern Kriege, mitten unter dem Hader der Parteien, zwischen der Sehnsucht nach Altem und dem Mißvergnügen um Neues, über unvollendeten Bildungen, wie sie bei einer radikalen Umgestaltung der innern Staatsverhältnisse unvermeidlich sind? Wie bestehen die Deutschen die erste große

Probe, welche der neue unfertige Bundesstaat ihrem Patriotismus aufzulegen genöthigt wird? Ueberall im Süden und Norden dieselbe Begeisterung, einmüthiger Wille, männlicher Entschluß. Weggeblasen ist von den Seelen der Parteiengroll, wetteifernd bethätigen Männer des verschiedensten politischen Glaubens ihren Zorn gegen die anmaßenden Fremden, ihren Entschluß, vereint zu stehen für die Selbstständigkeit des Vaterlandes. Die Jugend drängt sich zu den Fahnen, die Universitäten mußten vor der Zeit ihre Hörsäle schließen, weil die große Mehrzahl der Studenten sich freiwillig zum Kriegsdienst meldet; die Hansastädte, die ruhmvollen Vertreter des deutschen Verkehrs mit dem Auslande, sie, die am schwersten von der plötzlichen Minderung des geschäftlichen Vertrauens getroffen werden, sprechen dem Bundesfeldherrn feierlich aus, daß auch sie das eigene Leid gering achten gegen die große Aufgabe des bevorstehenden Kampfes. Keinen schönern Lohn und keine bessere Bestätigung ihrer Arbeit seit dem Jahre 1866 konnten die Leiter unserer Bundespolitik erleben, als diese Tage. Aus der Saat, die sie gesäet unter dem Zweifel und dem Widerstreben Vieler, ist in dem guten, ehrlichen, warmherzigen Gemüthe des deutschen Volkes eine so schöne und großartige Hingabe an das Vaterland erwachsen, daß wir wohl sagen dürfen: was auch die nächste Zukunft bringen möge, glücklich sind, die diese Tage erlebten!

„Wir sind glücklich über die patriotische Glut, welche die Stunde der Gefahr in den Herzen aufgefacht hat, nicht weniger über die männliche Bescheidenheit, welche dabei überall zu Tage kommt, in den Worten des Königs von Preußen, wie in dem Urtheil des einfachen Privatmannes. Wir wissen, daß uns ein anderer Kampf bevorsteht als der von 1866, wir wissen, daß wir mit einem Staate zu thun haben, dessen unerträgliche Ansprüche sich herleiten von einer Geschichte, die überreich ist an den größten militärischen Erfolgen. Wir wissen, daß es eine Nation ist, welche sich vor anderen die kriegerische nennt,

von unseren militärischen Erfindungen jeden Nutzen gezogen hat, in manchen neuen Einrichtungen uns vielleicht überlegen ist, weit stärker zur See als wir, an Truppenzahl uns fast gleich, durch einen einheitlichen rücksichtslosen Willen organisirt, reicher als wir, von ungeheuren Machtmitteln. Wir wissen, daß der Krieg ein großer, schwerer, vielleicht langwieriger Kampf werden wird. Wir sind darauf gefaßt, daß auch wir noch Lehrgeld zu zahlen haben und daß es ein hartes Ringen um den Sieg sein wird, bei dem auch uns Fehlschlag und harte Verluste nicht erspart bleiben. Wir unterschätzen keinen Augenblick die Macht des Feindes, und wir denken demüthig daran, daß das Schicksal schwerlich zweimal demselben Geschlecht glänzende Kriegserfolge gönnt. Aber wie tief wir Schwere und Gefahr der bevorstehenden Wochen empfinden, wir leben doch in einer Stimmung, die bei aller Erregung viel sicherer und — man zürne dem Wort nicht — viel heiterer ist als vor wenig Jahren, denn wir sind einig. Das ist kein Krieg gegen Landsleute. Der Sachse, Bayer, Schwabe, Allemanne, unsere guten Gesellen in der Mitte Deutschlands und im Süden, kämpfen mit uns als treue Bundesgenossen gegen den fremden Feind. Lange ahnten wir, es mußte einmal so kommen. Seit vier Jahren haben wir unabläßig die Anmaßungen französischer Politik als eine Demüthigung empfunden. Nie haben wir etwas begehrt, was dem Leben und Wohl der französischen Nation wehe thun dürfte. Immer haben wir neidlos das Gute und Große anerkannt, worin sie uns voraus waren, immer war unser Wunsch, wie unser Interesse, mit ihnen in einem guten freundlichen Frieden zu leben. Nur in unseren Grenzen, innerhalb unseres Staatenbaues wollten wir uns das Leben einrichten nach den Bedürfnissen einer civilisirten Gegenwart. Sie haben in einer übermüthigen Herrschsucht, die so arg ist, als damals, wo die Hofschmeichler ihren König Ludwig „den Großen" nannten, uns erklärt, daß sie den Eintritt der Südstaaten in den deutschen Bund nicht dulden würden, auch

wenn eine Regierung und ein Volk des Südens von sich selbst den Eintritt des Bundes begehrte. Und wir haben wieder das schwere Opfer gebracht, wir haben den Wunsch Badens abgewiesen. In Wahrheit nur, um Frieden mit Frankreich zu erhalten.

„Nach allem wird es ein Kampf zwischen den beiden großen Culturvölkern des Continents von Europa; und die Nationen um uns herum werden dem Riesenkampfe zuschauen. Uns ist das recht; wir sind entschlossen, bis zur letzten Kraft für das zu streiten, was mehr werth ist als das Leben. Wir merken, unserm Geschlecht ist die Aufgabe gestellt, zu vollenden, was die Väter 1813 begonnen: Freiheit gegen äußre Uebermacht und Freiheit im Innern. Und wir sind gewillt, uns daran zu geben, damit unsere Nachkommen in dem frohen Selbstgefühl erwachsen, welches die sicherste Grundlage der männlichen Tüchtigkeit bei allen Friedenswerken ist, und welches Viele von uns entbehren mußten.

„Wir haben sehr geringe Achtung vor den Tagesstimmungen dort im Westen, und wir haben nach dem tückischen Einbruch, den die Minister des Kaisers Napoleon in den Frieden des deutschen Staates gewagt, gar keine Theilnahme an den Gefühlen, welche nach den ruchlosen Worten und Thaten in der kaiserlichen Partei etwa jetzt aufsteigen. Aber es scheint fast, als ob man schon jetzt in Paris unter der Ahnung leidet, daß man ein falsches Spiel mit falscher Kabbala begonnen. Man wollte längst den Krieg, der Kaiser spielte mit dem Gedanken, wie seine Art ist, brütete über Erfindungen und Pläne und schob sie zurück. Unterdeß stieg der Uebermuth seiner Anhänger durch die vertrauensvolle Abstimmung, welche ihm Frankreich gegeben hat, und zu gleicher Zeit mehrten jene zahlreichen verwerfenden Stimmen im Heere das Bedürfniß des Kaisers, dies zweischneidige neugeformte Werkzeug fester an sein Haus zu schließen. Man wartete auf eine Gelegenheit. Unterdeß wurde den stillen Führern der Jesuitenpartei hinter der

Kaiserin eine große politische Verwirrung in Europa nothwendig, um das Dogma von der Unfehlbarkeit in die Laienwelt zu schmuggeln, ohne Widerstand der Regierungen. Denn was nützte dem Papst seine neue Göttlichkeit, wenn die gleichmäßig gefährdeten weltlichen Mächte sich über gemeinsame Maßregeln zur Abwehr des neuen Unfugs verständigten? So erschien den kirchlichen Fanatikern in Frankreich ein Krieg mit den ketzerischen Deutschen als eine Heilssache ihrer Partei. Wundervoll gelegen kam allen herrschenden Parteien Frankreichs in diesem Augenblick die Annahme der spanischen Throncandidatur durch den Erbprinzen Leopold. Eine Demüthigung der Hohenzollern bis aufs Aeußerste, ein neues Ollmütz schien ganz sicher. Und wenn sie es doch wagten, bis zu einem Kriege zu widerstehen, so hatten sie die Höfe und Völker Deutschlands, wahrscheinlich des ganzen Europa gegen sich. So etwa rechneten der Kaiser und seine Werkzeuge. Wir aber schauen hier ahnend, wie kunstvoll das Schicksal die geheimen Fäden spinnt, an die es dem großen Verbrecher die vergeltenden Gewichte hängt, um ihn abwärts zu ziehen. In der gekränkten Eitelkeit und der parteisüchtigen Kritik, womit das kaiserliche Frankreich den deutschen Bund betrachtete, bornirte sich der französischen Diplomatie das Urtheil über die Zustände in Deutschland. Die französischen Gesandten lebten fast sämmtlich unter dem Einfluß kleinlicher Verstimmungen an den deutschen Höfen, sie verkehrten am liebsten vertraulich mit Schwachköpfen und Intriguanten der Welfenpartei und was diesen etwa an Werth gleichsteht. Aus denselben Kreisen entnahmen die geheimen Agenten des Kaisers ihre Berichte, ja es mögen zum Theil verworfene Deutsche gewesen sein, die ein Einschreiten Frankreichs gegen das deutsche Joch der Hohenzollern als höchst hoffnungsvoll und als Sehnsucht von Millionen darstellten. — — Endlich aber der Kriegslärm in Frankreich selbst, wie laut er tönt, welche Garantie der Dauer und Energie giebt er, der nur auf einer Schwäche des Volkstemperaments beruht, wenn ihn nicht

glänzende Erfolge unablässig aufstacheln? Und kommt statt dem Siege Mißerfolg, was wird dann das Schicksal des verwegenen Spielers und der Dynastie, die er zu gründen gesucht? Täuscht nicht Alles, so beginnt in den Tuilerien schon jetzt die Ernüchterung. Zu spät nach menschlichem Ermessen für den Frieden. In unseligen Stunden hat der Nachfahre der Cäsaren die wilden Dämonen entfesselt, die ihn einst auf den Thron erhoben, und die er mühsam seitdem gebändigt. Uns wehrt ein Schauer vor dem Ungeheuern, was uns bevorsteht, Prophetenkünste zu üben. Das Alles, was in den letzten Wochen von Frankreich geschehen, sieht schwacher menschlicher Erkenntniß aus wie die letzte Verblendung, welche den Einen stört, den das Schicksal zum Untergange bestimmt hat. — Aber es ist unser Blut, das vergossen werden soll, damit sich dort das Geschick erfülle."

Paul Cassel hielt seit Beginn des Krieges in dem Conzertsaale des königlichen Theaters wöchentlich einen auf die Lage sich beziehenden öffentlichen Vortrag. „Woher offenbart sich", sagte er in seinem ersten Vortrage, „auf einmal diese Glut, die Aller Auge und Herz erfüllt? Die Geschichte unsers Vaterlandes ist es, die uns begeistert. Die Erinnerung nicht blos an alte Thaten, sondern mehr noch an alte Leiden. Wir lieben es gerade darum um so mehr. Es litt durch Zerrissenheit, Zwietracht, Eifersucht der deutschen Stämme. Es wurde durch sie die Beute und der Tummelplatz fremder Völker. Die Vaterlandsliebe beweist sich darum vor Allem in der Kraft, alle Selbstsucht zu überwinden, um des Ganzen willen. Wenn Deutschland in der Gefahr einig sein kann, dann wird es auch im Frieden einig werden. Aristides sagte zu Themistokles: „Wenn wir vernünftig sind, so lassen wir jetzt allen Knabenzwist und beginnen einen herrlichen und edlen Wettstreit um des Vaterlands Rettung." Solches Wort hören auch wir zu unserer Freude immer weiter und breiter wiederhallen. Heut kann sich straflos Niemand mit den Fremden verbinden.

„Heut ist geächtet, wer mit dem Corsen gegen das Vaterland sich verschwört. Heut giebt es nur eine Partei: das ganze Deutschland gegen den tückischen Feind.

„In der That, diese Einigkeit ist ein Schauspiel, wie es Deutschland bisher noch nie gekannt hat. Denn selbst die Freiheitskriege waren keine Siege deutscher Einheit.

„Wenn es jemals bei uns einen Fortschritt gab, so hat ihn Napoleons Angriff veranlaßt. Deutschland ist einig und Fürsten und Völker sind im Bündniß. Wer unsere Geschichte kennt, erstaunt darüber, als über eine weltgeschichtliche Thatsache. Bei uns wird oft die deutsche Treue deutscher Eigensinn. Für einen Deutschen wäre es leichter, ein Königthum, als eine specielle Meinung aufzugeben. Wie die Deutschen in Tacitus Zeit und später gern vereinzelt wohnten, so war ihre Neigung immer und überall, eine vereinzelte Meinung zu haben. Spezielle Parteien, Marotten, Gemeinden bis zum Fanatismus zu bilden, war stets eine deutsche Art, die das Zerrbild und das Gegenbild der großen individuellen Kraft ist, die das Erbtheil und die Herrlichkeit unseres Volkes darstellt. Um so wunderbarer ist unsere Zeit — und darum eine Freude, in ihr zu leben. — Deutsche Fürsten, Völker und Parteien können alle besonderen Streitfragen, Nebenbuhlerschaften, Antipathien, schmerzliche Erinnerungen — kurz alle Trennungen, welche eben noch unübersteiglich schienen, vergessen, freilich um der Gefahr willen, die von dem schlimmsten Feinde des Vaterlandes droht. Wir werden noch Gelegenheit haben, davon zu sprechen, daß Hader und Zwietracht unter den Deutschen zumal von diesem angefacht, alles Gift des Bürger- und Volkskrieges von ihm in das deutsche Leben eingeträufelt ist.

„Aber welches Opfer ist die Rettung des Vaterlandes nicht werth! So harren wir denn in Einigkeit aus, stark wie Eisen, treu wie Gold.

„Es wird berichtet, es habe ein athenischer Heerführer seinen Streitgenossen, den Timotheus gefragt: „Wir haben

nun so viel für das Vaterland gethan, wird es auch dankbar sein?“ Und diese Frage war in Athen nicht ohne Grund. Athen war ein undankbarer Staat, sein Volk eine Stiefmutter gegen seine Helden, denn nicht immer zeigte es sich gegen seine großen Bürger, als ob es ihnen Dank schuldig wäre. Und was antwortete ihm Timotheus? — Er sagt: „Wir haben keinen Dank von unserem Vaterlande zu erwarten, möchte es uns nur erst gelingen, daß wir ihm unsern Dank für alles das, was es uns giebt, abtragen.“ Es fragt ein Andrer den Pythagoras, den Weisen: „Sage mir doch, Philosoph, wie hat man sich gegen ein Vaterland zu benehmen, das sich undankbar gezeigt hat, von dem wir glauben, ungerecht behandelt zu sein, dem wir Gutes thaten, und es hat uns Böses vergolten?“ Und er antwortet kurz: „Benimm dich so gegen dein Vaterland, wie gegen deine Mutter.“ Aehnlich spricht Socrates bei Plato: „Du weißt, daß man Eltern nicht wiederschlagen darf, auch dann, wenn sie Unrecht haben und im Irrthum sind — und gegen das Vaterland sollte es erlaubt sein! nicht einmal, wenn es dich zu Grunde richtet, darfst du dir ein Recht anmaßen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten!“

„Wenn das Vaterland ruft, dann ist Alles vergessen, die Wolken des Unmuths sind vergangen, dann hört jeder Groll auf, dann ist kein Rückhalt, keine Entschuldigung möglich; wenn das Vaterland ruft, so ist es in des Hellenen Sinne und in des Germanen Sinne, daß alles Persönliche aufgehört hat, dann gilt nur das eine Wort, was wir im Homer dem Hector zugeschrieben finden, der da sagt:

Wir vertrauen auf Gottes, des Hocherhabenen Rathschluß,
Der die Sterblichen all' und die ewigen Götter beherrschet:
Ein Wahrzeichen nur gilt es, das Vaterland zu beschützen.“

„Das war das Wort eines unglücklichen trojanischen Prinzen, und wir, wenn an uns der Ruf kommt und die Stimme: „Das Vaterland ist in Gefahr!“ zu was wären wir nicht bereit! — Unser Deutschland ist mehr als Troja! ein

großes, reiches, köstliches Vaterland; was haben wir ihm Alles zu verdanken, wo so viel Segen war und ist, trotz manchen Mehlthaus, der auf die Seele fiel."

Der so schmerzliche, aber unerläßliche Bruderkrieg des Jahres 1866, der „trotzdem und alledem" den Kern Deutschlands löste und befreite von der habsburgischen Politik, die seit Jahrhunderten zum Unheil des Gesammtvaterlandes im Dienste Roms thätig gewesen war, hatte in hervorragenden Männern der radicalen Partei die heftigste Feindschaft gegen die preußische Macht erweckt — dies zumeist um des Beisatzes feudaler Anschauungen willen, die Graf Bismarck, der Leiter der auswärtigen Angelegenheiten Preußens, aus seiner Vergangenheit mit in seine dermalige staatsmännische Stellung hinüber genommen hatte. Das Mißtrauen und die aus ihm hervorgehende Feindschaft war erklärlich; aber es gingen, wie sich weiterhin herausstellte, die jenem Mißtrauen entspringenden Befürchtungen nicht in Erfüllung. Zum Theil darin liegt der Grund, daß auch Männer der äußersten Linken ihre Stimmen zu Gunsten der guten Sache des Vaterlandes erhoben. Es sei hier nur auf zwei dieser Männer verwiesen, auf Arnold Ruge und Karl Blind, beide zu jener Zeit in England.

„Was die Franzosen wollen," schrieb Arnold Ruge aus Brighton, „haben sie 1866 gezeigt. Sie verlangen den Rhein. Daß sie durchaus etwas in dieser Richtung leisten mußten, zeigte sich in der Luxemburger Angelegenheit. Diese beiden Forderungen, das Predigen, selbst der Republikaner, gegen Sadowa und das neueste Betragen des Herzogs von Gramont und Ollivier's zeigen, daß „die große Nation" sich nicht darüber beruhigen kann, Deutschland sich ebenbürtig zu sehen; sie will, weil wir uns so weit vereinigt haben, wie es geschehen ist, den Rhein und natürlich auch Belgien haben. „Die Rüstungen sind vollendet, wir können losschlagen, die Preußen haben erobert, nun wollen wir auch erobern!" sagen die französischen Zeitungen. — — — Es soll der Armee eine Beschäftigung

gegeben und den Republikanern das Brot aus dem Munde genommen werden. Die große Nation soll ihre Vergrößerung (die Rheingrenze und Belgien) dem hinfälligen sogenannten Bonaparte verdanken und dadurch die Dynastie ehren und die Freiheit darangeben lernen. Der Plan ist eben so verrückt, wie es der mexikanische war; aber eben darum ist seine Existenz gewiß. Ob sich der Muth zur Ausführung findet, wird sich bald zeigen. Wenn er sich aber findet, so ist es an uns, einem andern Usurpator sein Queretaro zu bereiten und dem Hokus Pokus der Weltbeherrschung mit so gemeinen Zwecken ein Ziel zu setzen. Jeder Deutsche aber, wer er auch sei, ist ein Verräther, der jetzt nicht zu seinem Volke steht!"

Karl Blind in London äußerte sich in demselben Sinn und Geiste, doch hatte seine Darlegung noch eine andere wichtige Seite. Sie warf auf die Lage insofern ein neues Licht, als sie die in Paris zum Ausbruch gekommene Bewegung mit denjenigen Bestrebungen in Verbindung setzte, die daselbst zur Zeit des Luxemburger Handels auf eine Zeit maßgebend gewesen waren, und es war die Fassung der Darlegung eine derartige, daß ein Schweigen dazu von Seiten Derer, auf die die Enthüllung sich bezog, einem Eingeständniß gleich geachtet werden mußte.

„Mit Recht," sagte Karl Blind, „hatte Disraeli so eben daran erinnert, daß der Präsident des Pariser Senats neulich bei feierlichem Anlaß das Geständniß machte, die französische Regierung bereite diesen Krieg schon seit vier Jahren vor.

„Ich kann dazu eine Enthüllung geben, deren Verläßlichkeit keinen Zweifel gestattet, denn die Quelle, aus der sie ursprünglich kommt, führt unmittelbar auf einen damals mitbetheiligten Minister Louis Napoleons zurück.

„Erinnern sich die Leser, daß vor einigen Jahren Marschall Niel im Finanz-Ausschuß des gesetzgebenden Körpers plötzlich mit der Aeußerung herauskam: „Meine Herren! Wissen

Sie denn nicht, daß bei Gelegenheit der Luxemburger Frage der Krieg thatsächlich während einer Woche eine beschlossene Sache war?"

„Herr Rouher war gegenwärtig, als der Marschall mit diesem sonderbaren Worte herausplatzte. Den furchtbaren Eindruck bemerkend, welchen dasselbe auf die Abgeordnetengruppe machte, warf der Minister schnell ein: — „Was der Marschall sagt, ist ganz richtig. Aber es war Preußen, welches den Krieg gewollt hatte!"

„Ja, ja", sagte Niel nun, indem er die begonnene Unklugheit zu bedauern schien; — „natürlich, es war Preußen!"

„Ueber den eigentlichen Zusammenhang kann ich nun eine verbürgte Angabe machen. Es war kurz nach der Schlacht von Sadowa. Die französische Forderung nach einer Grenzberichtigung am Rhein war eben abgewiesen worden; bald darauf kam die Luxemburger Frage auf's Tapet. Aber auch hier zeigten sich Schwierigkeiten, auf welche Louis Napoleon nicht gefaßt gewesen war. Unter diesen Umständen wuchs der Einfluß der Militärpartei; der Kaiser trat in vertraute Berathungen mit Niel; endlich wurde die Frage einer sofortigen Eröffnung der Feindseligkeiten gegen Preußen vor den Ministerrath gebracht. Die Gründe der Kriegspartei erhielten die Oberhand: Marschall Niel sah sich am Ziele seines Planes. Verschiedene Maßregeln wurden sofort in der genannten Sitzung festgesetzt; u. a. der Beschluß gefaßt, 80,000 Mann nach Luxemburg zu werfen. Als der Ministerrath sich trennte, war der Marschall und einer der Minister in freudig erregter Stimmung. Die anderen jedoch, auch diejenigen, welche ihre Zustimmung gegeben hatten, waren von der schweren Bedeutung der Lage ergriffen, zum Theil niedergedrückt.

„Am folgenden Morgen hatte einer der Minister, gemäß getroffener Verabredung, Audienz beim Kaiser in Sachen des am Abend vorher gefaßten entscheidenden Beschlusses.

„Besondere Befehle sollten nämlich ertheilt werden und

der Minister trat in sichtlicher Aufregung vor. Als er vor den Kaiser gelangte, fiel ihm die mehr als gewöhnliche phlegmatische Ruhe und ganz ausdruckslose Haltung desselben gleich auf. Des Ministers Erstaunen wuchs, als er fand, daß Louis Napoleon beharrlich auch die leiseste Anspielung auf das am Abend Vorhergegangene vermied. Endlich faßte der Minister den Muth, seine Verwunderung darüber auszudrücken. Die Antwort des Kaisers lautete: „Es ist unmöglich! Wir sind nicht genügend vorbereitet; wir haben weder genügende Truppen noch Mittel!"

„Als der Minister diese Worte hörte, welche den gefaßten Beschluß, zu dem er selbst nebst Niel wesentlich beigetragen hatte, einfach umstürzten, konnte er nicht umhin, dies auffällig zu finden, da doch alle Einwände in der stattgehabten Berathung erörtert und erledigt worden seien.

„Es ist unmöglich! sagte Louis Napoleon nochmals ganz ruhig; und der Minister hatte seine Verbeugung zu machen.

„Groß war der Aufruhr im engeren Kreise der Eingeweihten, als man die Kunde vernahm. „Der Kaiser ist sehr krank!" riefen einige spöttisch. Andere brachen empört in den Ruf aus: „Dieser Mensch entehrt uns!" Allein es gab keinen Appell von dem nüchterner gewordenen Cäsar; die Kriegspartei mußte für den Augenblick einfach wieder in den Hintergrund treten.

„Es ist eine bekannte Eigenthümlichkeit Louis Napoleon's, daß er bedeutende Pläne, die er vorhat, in dieser Weise öfter bis zum äußersten Grad der Reife bringt, sie mittheilt, nachher wieder fallen läßt, und dies Spiel längere Zeit hindurch treibt, bis man ihm gar keine energischen Absichten mehr zutraut. So war's auch, wie Kinglake richtig bemerkt hat, vor dem Staatsstreich von 1851. Und so ist es der Fall gewesen mit diesem neuesten großen Kriegs-Staatsstreich nach Außen.

„Der Minister aber, der aus chauvinistischer Gesinnung über die damalige Zurückziehung des beschlossenen Kriegsplanes

in die Worte ausbrach: „Cet homme nous deshonore,“ heißt Drouyn de l'Huys! Er wird nicht die vollkommene Richtigkeit des oben Dargestellten leugnen wollen.“ —, —

Die Presse hatte mit dem Tage der Kriegserklärung einen Aufschwung genommen, wie er zuvor nie erhört worden war. Sie gab Kunde von einem reichen, einem edlen, einem bewußten Leben der Nation. Der Reihe derer, die mit bedeutungsvollem Wort hervortraten, gesellten sich L. Bamberger, Heinrich von Treitschke, Trauttwein von Belle, Joseph Lehmann, Max Ring, Fr. Zabel und viele Andre hinzu, so daß die deutsche Presse der Tage des Juli 1870 einer reichgefüllten Schatzkammer gleicht, die für alle Zeiten Auge und Geist des sinnigen Forschers fesseln wird.

Aber wie auf dem Gebiete der prosaischen Darstellung, machte sich das plötzlich in hohen Wogen gehende Leben der Nation auch in Dichtungen kundbar. Und auch auf dem Gebiete der Poesie finden wir alle Parteien vertreten, jedoch nicht unterschieden in der Sache, um die es sich gegenwärtig handelte; denn alle Sänger waren nur von dem Einen glühenden Wunsche beseelt, des Vaterlandes Ehre wahren zu helfen, und was sie vordem in Bezug auf Beurtheilung innerer Fragen von einander geschieden hatte, war urplötzlich hingeschwunden, wie Nebel hinschwindet vor dem hervorbrechenden Glanz der Morgensonne. „Wer wagt es noch zu sagen,“ ruft Gustav Freytag freudigen Herzens, „daß unsere Gegenwart, die Zeit practischer Tüchtigkeit, arm an Poesie und idealen Empfindungen sei? Nie ist lauterer und heller die Flamme der edelsten Poesie aus dem Herzen zum Himmel geschlagen, nie haben die Deutschen hochsinniger sich als ein Volk von Brüdern gefühlt als in diesen Tagen, wo jedem Einzelnen die Sorge um das eigene Wohl und das seiner Liebsten dahinschwand in der Sorge um die Ehre unsers Volksthums.“ Eine Fülle von poetischen Ergüssen hat die Zeit seit dem Tage der Kriegserklärung gebracht. Sie sind von verschiedenem Werth, aber es finden sich unter

ihnen solche in nicht unbedeutender Zahl, denen sicherlich auch noch in späterer Zeit eine hohe Geltung zugesprochen werden wird.*)

Der Harfenklang hoher Begeisterung hat den Krieg begleitet, und ein Zeitgemälde, das dessen vergäße und diese bedeutungsvolle Erscheinung nicht getreulich wiederspiegelte, würde seiner Aufgabe nicht gerecht werden. Von den Dichtern, die schon vor dem Beginn des Waffenklanges ihre Stimmen erhoben, seien hier verzeichnet: Friedrich Bodenstedt, Roderich Benedix, F. Brunold, O. Beta, Carl vom Berge (Carl Rohrbach), F. Freiligrath, Emanuel Geibel, Carl Gutzkow, Gruppe, C. Goedeke, Georg Hesekiel, Carl v. Holtei, Hoffmann von Fallersleben, H. F. Maßmann, Hermann Kletke, Hermann Ling, Rudolf Loewenstein, M. Müller von Königswinter, M. Ant. Niendorf, Emil Rittershaus, Gustav zu Putlitz, Franz Graf Pocci, Julius Rodenberg, Heinrich Pröhle, Julius Sturm, August Silberstein, A. Strodtmann, Albert Traeger, Heinrich von Treitschke, Feodor Wehl.

„Das ist ein Reigen der gesammten National-Literatur", so ruft im Hinweis auf die literarischen Kundgebungen Joseph Lehmann begeistert aus; „es ist der glänzendste Beweis unserer deutschen Friedensliebe. Denn da es Niemandem einfallen kann, zu glauben, daß die Männer, die ersten des deutschen Parnasses, in acht Tagen zu Chauvins deutscher Zunge geworden sind, so folgt daraus, daß sie lange unterdrückten Meinungen endlich Worte gegeben haben, — Meinungen, die so unterdrückt zu haben, auf das Unzweifelhafteste deutsche Mäßigung und deutschen Nachbarsinn characterisirt. Jetzt aber, da

*) Die Redaction des Staats-Anzeigers, in rechter Würdigung der Gesammtbedeutung der poetischen Kundgebungen, gab die Anregung, daß dieselben gesammelt wurden und durch Zusammenstellung in einer Gesammt-Ausgabe erhalten bleiben. Auf diese sei hier verwiesen; der Titel lautet: „Sammlung der deutschen Kriegs- und Volkslieder des Jahres 1870. Berlin bei Liebheit und Thiesen."

der Hahn gekräht, und die französischen Bataillone sich gegen unsere Grenzen bewegen, jetzt kann Schweigen nicht mehr frommen, und damit hat Deutschland ein einiges Urtheil verkündet, wie es über das zweite Empire denkt, seine Staatsform, seine Staatsmänner, seine Kunst, seine Sitten, und vor Allem über sein eidbrüchiges Staatsoberhaupt. Göthe sagt:

„Zieret Stärke den Mann und freies muthiges Wesen,
O! so ziemet ihm fast tiefes Geheimniß noch mehr."

Mögen diese Worte deuten, warum wir so lange still den Kopf schüttelnd das Treiben an der Seine mit angesehen. Jetzt hat das wahr gesprochene Wort das Herz befreit und Deutschland kann Frankreich sein eigenes Dichterwort zurufen: „Tu l'as voulu, George Dandin!"

Nicht systematisch in Gruppen abgetheilt, sondern in der ungesuchten Mannigfaltigkeit, wie die Zeit sie brachte, soll an dieser Stelle in unser Zeitgemälde eine Zahl jener dichterischen Stimmen aus der Zeit vor dem Beginn des Kampfes hineinklingen. Voran gestellt sei ihnen ein Gedicht des im Jahre 1849 heimgegangenen Sängers der „Wacht am Rhein" als ein Zoll der Verehrung, den Manen des Mannes gebracht, in dessen National-Liede, wie die Königin Augusta „in freudigster dankbarer Bewegung" sich äußerte, „die begeisterte Vaterlandsliebe bei Bürgern und Soldaten in dieser Zeit den schönsten Ausdruck gefunden hat."

Schwarzwalders Gruß an den Elsaß.

O Elsaß, o Elsaß,
Du schönes grünes Land,
Nimm überm blauen Strome
Die warme Bruderhand!

Jahrhundert, Jahrhundert
Stehst du in wälscher Pflicht; —
Und wärens tausend Jahre,
Bist doch ein Wälscher nicht!

O Straßburg, o Straßburg,
Du alte, edle Stadt,
Drin freie deutsche Lehre
Man einst gelehret hat.

O Münster, o Münster,
Du herrlich Wundermal
Der frommen deutschen Väter,
Erhabner Gottessaal!

O Wasgau, o Wasgau,
Ragst fern am Himmelsrand,
Bis dorthin deutsche Zunge,
Bis dorthin deutsches Land!

(Max Schneckenburger.)

Auf Frankreichs Kriegserklärung.

Franzosen, Franzosen! den Tag habt in Acht,
Wo die Krieger aus Deutschland heranziehn zur Schlacht!
Sie stürmen heran, ein gewaltiges Heer,
Den Haß in der Brust, in der Hand das Gewehr.

Sie gedenken der Tage vergangener Schmach,
Die ihr uns gebracht, und sie tragen's euch nach.
Ihr habt uns in Zwietracht zersplittert gemeint,
Doch im Kampf gegen euch stehn wir alle vereint.

Eine Schlacht wird geschlagen am heiligen Rhein,
Die soll ein germanisches Vehmgericht sein!
Eine Schlacht, wie der Kaiser noch keine gesehn,
Da soll der Franzose den Deutschen verstehn!

Es kamen die Krieger und sprachen zu mir:
„Auf, sing' uns ein Schlachtlied, wir danken es dir,
Du hast uns gesungen von Liebe und Lust,
Jetzt aber füllt grimmiger Haß uns're Brust:

„Haß gegen französischen Uebermuth,
Haß gegen cäsarische Lügenbrut,
Haß gegen den windigen Prahlerruhm,
Haß gegen das ganze Franzosenthum!"

So kamen die Krieger und sprachen zu mir:
„Auf, sing' uns ein Schlachtlied, wir danken es dir!
Uns fehlt's nicht zum Kampfe an Feuer und Muth,
Doch beim Liede marschirt sich's noch einmal so gut."

Wohlauf denn, ihr Brüder aus Bayern und Pfalz,
Nun schafft die Franzosen euch gründlich vom Hals!
Wohlauf, Kameraden aus Schwaben und Mark,
Zerschlagt uns den ganzen französischen Quark!

Der Pommer, der Sachse, der Katte, der Frank,
Jetzt mach' es ein jeder dem andern zu Dank:

Für Deutschland Ehren und Siege gehäuft,
Und alle Glorie im Rheine ersäuft.

Den alten Verschwörer vom Throne gestürzt,
Mit dem Schwert nach Paris die Pfade gekürzt!
Es führt euch ein Heldenkönig zum Rhein,
Und der Sieg wird mit euren Fahnen sein!

Fr. Bodenstedt

Cäsar, die Todten grüßen dich!

Ist dir nun wohl? Das grause Völkerhetzen
Hat lange dein umwölktes Hirn gebrütet,
Die Schlächter ließest du die Messer wetzen,
Der Cäsar winkt: die wilde Meute wüthet;
Doch während sie aufjauchzend sich verneigen,
Die Sterbenden, die zur Arena zieh'n,
Sieh' auch empor die bleichen Schatten steigen,
Die ernst und lautlos dir vorüber flieh'n;
Erkennst du sie? regt dein Gewissen sich?
Cäsar, die Todten grüßen dich!

Wo schamlos jetzt sich das geschminkte Laster
Wahnsinn'gen Frevels Tummelplatz erkoren,
Da lagen sie zerschmettert auf dem Pflaster,
Dem Eide treu, den lächelnd du geschworen,
Die ersten Ziele jener Mordgeschütze,
Daran dein Witz geübt sich alle Zeit,
Voll Blut die Blouse und die rothe Mütze,
Darin du selbst die Republik gefreit,
Bis hinterrücks der Würger sie beschlich —
Cäsar, die Todten grüßen dich!

Die nicht den schnellen Heldentod gestorben,
Den Säbel in der Faust, mit heit'rer Miene:
Die in Cayenne's Fiebersumpf verdorben,
Zerstückelt von der trock'nen Guillotine,
Und die der Kerker langsam hingeschlachtet,
Bis mit dem Leben auch die Kette fiel,
Die von des Heimweh's heißem Schmerz umnachtet
Das Licht erlöschen sahen im Exil,
Und deren Haupt daheim der Kummer blich —
Cäsar, die Todten grüßen dich!

Sie nahen auch mit ihren off'nen Wunden,
Die sich für deines Adlers Flug entschieden,
In deinen Schlachten frühen Tod gefunden,
Du sprachst: es ist das Kaiserreich der Frieden;
Du führtest „für die Freiheit" sie zum Kriege,
Und wenn ihr Blut den Sieg dir übergab,
Grubst höhnend du nach jedem neuen Siege
Auch für die Freiheit stets ein neues Grab,
Daß einem Kirchhof' diese Erde glich —
Cäsar, die Todten grüßen dich!

Sie wälzen sich heran vom schwarzen Meere,
Die Schläfer steigen aus Italien's Auen,
Die du befreit, damit sie deine Heere
Als Unterdrücker wieder mußten schauen;
Und die, weit über'n Ocean entsendet,
In Mexiko ereilte das Geschick,
Da du zum zweiten Mal das Schwert gewendet
Ingrimm'gen Hasses auf die Republik,
Und deines Glückes Stern zuerst erblich —
Cäsar, die Todten grüßen dich!

Ein Schatten noch ist seiner Gruft entstiegen,
Nicht Ruhe läßt's ihm bei den Invaliden,
Die Deutsche Loosung: „Sterben oder Siegen!"
Hat einst auch seinen jähen Sturz entschieden;
Im grauen Rocke mit dem kleinen Hute
Zum Abmarsch fertig steht der Ahnherr da,
Doch blickt er nicht in wildem Kampfesmuthe,
Er deutet rückwärts auf Sanct Helena,
Als sehnt' er nach dem stillen Grabe sich —
Cäsar, die Todten grüßen dich!

Albert Traeger.

Kriegslied.

Empor, mein Volk! Das Schwert zur Hand,
Und brich hervor in Haufen!
Vom heil'gen Zorn ums Vaterland
Mit Feuer laß dich taufen!
Der Erbfeind beut Dir Schmach und Spott,
Das Maß ist voll, zur Schlacht mit Gott!
Vorwärts!

Dein Haus in Frieden auszubaun
Stand all' dein Sinn und Wollen,
Da bricht den Hader er vom Zaun,
Von Gift und Neid geschwollen.
Komm' über ihn und seine Brut
Das frevelhaft vergoss'ne Blut!
Vorwärts!

Wir träumen nicht von raschem Sieg,
Von leichten Ruhmeszügen;
Ein Weltgericht ist dieser Krieg
Und stark der Geist der Lügen.
Doch der einst uns'rer Väter Burg,
Getrost, er führt auch uns hindurch.
Vorwärts!

Schon läßt er klar bei Tag und Nacht
Uns seine Zeichen schauen;
Die Flammen hat er angefacht
In allen deutschen Gauen;
Von Stamm zu Stamme lodert's fort,
Kein Mainstrom mehr, kein Süd und Nord!
Vorwärts!

Voran denn, kühner Preußenaar,
Voran durch Schlacht und Grausen!
Wie Sturmwind schwellt dein Flügelpaar
Vom Himmel her ein Brausen;
Das ist des alten Blücher's Geist,
Der dir die rechte Straße weist.
Vorwärts!

Flieg, Adler, flieg! Wir stürmen nach,
Ein einig Volk in Waffen,
Wir stürmen nach, ob tausendfach
Des Todes Pforten klaffen.
Und fallen wir: flieg, Adler, flieg!
Aus uns'rem Blute wächst der Sieg.
Vorwärts!

Emanuel Geibel

Ein deutsches Kriegslied.

Der du den Vätern beigestanden im Drange mancher heißen Schlacht,
Da sie von fremder Knechtschaft Banden die theure Heimath frei gemacht,
Der du vom Tage von Großbeeren bis Waterloo dich offenbart, —
O sei mit deinen Himmelsheeren heut wieder bei der deutschen Art!

Es sind der Väter alte Gegner mit ihrem alten Uebermuth,
Und niemals streckte sich verwegner ihr Arm nach uns'rem höchsten Gut!
Drob muß sich jede Sehne spannen in heil'gem Zorn dem deutschen Mann!
Sie hetzt die Scheelsucht des Tyrannen, sein Schuldbewußtsein hetzt sie an!

Die gold'nen Adler prunken wieder, und widrig für ein deutsch Gehör
Rollt durch die dicht gedrängten Glieder das alte Vive l'empereur!
Doch ist's der alte Cäsar nimmer, und wär er's auch, uns schreckt er nicht:
Auch seinen Thron schlug einst in Trümmer durch deutsche Kraft des Herrn Gericht!

Wir haben die gerechte Sache, den Vätern gleich, und reine Hand:
Ein Feiger, der vom eignen Dache nicht abwehrt Raub und Feuerbrand!
Und fehlt uns Rußlands Alexander und Bernadott' und Kaiser Franz,
Heut stehn **nur Deutsche** zu einander, die neue „heil'ge Allianz!"

Willkommen, Bayern, Sachsen, Schwaben, ihr Brüder all' in Nord und Süd!
Der Zwietracht Fluch ist heut begraben, der uns so oft mit Scham durchglüht!
Es geht um unser Eins und Alles! Heraus die Klingen! Stimmet ein,
Und weit durch alle Gauen schall' es: **Das ganze Deutschland soll es sein!**

Und du, dem Gott zum heil'gen Streite des Rächers Cherubschwert vertraut,
Mein König, steig' aufs Roß und reite dem Sieg entgegen, wie zur Braut!
Wir steh'n zu dir und deinem Throne, wir stehen ein mit Gut und Blut,
Bis Kaiser Rothbart's goldne Krone auf deinem Silberscheitel ruht.

Hugo v. Blomberg

Ein neues Lied nach alter Melodie.

O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt,
Die frech von Deutschlands Herzen der Feind gerissen hat,
O Straßburg, o Straßburg, einst Deutschlands Hort und Zier,
Wie liegt die Hand des Fremden nun schon so lang auf dir!
O Straßburg, o Straßburg, so reich an Meistersang,
Soll ganz in dir verstummen der deutschen Rede Klang?
O Straßburg, o Straßburg, dein Münster ist so schön
Und seine Spitzen ragen bis in der Wolken Höh'n.
O Straßburg, o Straßburg, deutsch bleibt dein Münster doch
Und seine Glocken reden in deutscher Sprache noch.
O Straßburg, o Straßburg, verlorner Edelstein,
Du bist einst deutsch gewesen, deutsch sollst du wieder sein.

R. O

Wohlauf, für den Rhein! Nach Paris, nach Paris!

Nach Paris, nach Paris! Das stolze Wort
Klingt mir in dem Herzen immerfort.
Dumpf rauschet der Rhein, mit Macht, mit Macht,
Wie er rauschte in jener Decembernacht;
Und die deutschen Heere stehn kampfbereit,
Umbraust von den Klängen aus alter Zeit,
Und die alten Namen beleben sich neu,
Und die alten Schwüre von Lieb' und von Treu' —
Und das Losungswort heißt, wie es damals hieß:
Wohlauf, für den Rhein! Nach Paris, nach Paris!

Wir lassen mit Wehmuth, wir lassen mit Zorn
Das Schloß und die Hütte, den Wein und das Korn.
Für das Vaterland, das uns die Grenzwacht vertraut,
Für die Mutter daheim, für die Gattin, die Braut,
Für das schuldlose Kind, für das Haus und den Herd,
Für den Boden der Heimath zieh'n wir das Schwert.
O strahlendes Banner, entroll' dich und flieg'!
Wir folgen dir freudig zum heiligen Krieg,
Und das Losungswort heißt, wie es damals hieß:
Wohlauf, für den Rhein! Nach Paris, nach Paris!

Wir kennen den Weg! Er führt durch das Gau,
Wo der Rheinstrom grüßt der Vogesen Blau;
Durch die Stadt und das Dorf, durch die Schlucht und das Thal,
Das der fränkische Räuber dem Reiche stahl.
Wir kennen den Weg, den mit Sieg und mit Blut
Gezeichnet die Väter — wir kennen ihn gut!
Aus den Gräbern tauchen die Schatten herauf —
Sie winken und rufen zum Sturmeslauf,
Und das Losungswort heißt, wie es damals hieß:
Wohlauf, für den Rhein! Nach Paris, nach Paris!

Nach Paris — und nicht eher soll rasten der Fuß,
Bis hoch vom Montmartre her donnert der Gruß;
Bis die Fahne, die flatternd voran uns geht,
Von dem Dache der Tuilerien weht;
Der deutsche Reiter das Roß, das er lenkt,
Aus dem breiten Bette der Seine tränkt;
Bis der Sieger im Luxemburg Lorber pflückt,
Bis der Corse da liegt, im Staube zerdrückt,
Bis die deutsche Faust ihn zerschlug und zerstieß —
Wohlauf, für den Rhein! Nach Paris, nach Paris!

Julius Rodenberg

Deutschland über Alles!

Nach Nord und Süd, da sollt ihr nicht mehr fragen,
Und keiner weine feig die Wangen naß!
In einem Schlag die Herzen alle schlagen,
Die Geister alle glühn in einem Haß!
Heut gilt es Blut und Leben
Fürs Heiligste zu geben!
Die wälsche Tücke ruft uns an den Rhein!
„Auf! Nach Paris!" soll unsre Losung sein!

Ob an des Meeres Ufern wir geboren,
Ob Alpenschnee auf unsre Wiege sah,
Es steht der fremde Feind vor unsern Thoren,
Und unsre Mutter ruft, Germania.
Für unsrer Mutter Ehre
Ins Feld mit blanker Wehre!
Wer will sich heut nicht froh zum Opfer weihn?
„Auf! Nach Paris!" soll unsre Losung sein!

Der zu Paris einst auf dem Straßenpflaster
Das Volk und seine Freiheit schlachten ließ,
Nach unsres Landes Ehrenkrone faßt er!
Weg mit dem Buben! Vorwärts nach Paris!
Kein Zaudern, kein Erwägen!
Ins Feld mit wucht'gen Schlägen!
Du Volk von Elbe, Donau, Main und Rhein!
„Auf! Nach Paris!“ soll unsre Losung sein!

Wir hätten gern mit Fleiß geschafft im Stillen
Für Weib und Kind, für unser täglich Brot.
Ins Feld! Kein Krieg ist's um der Krone willen,
Es ist ein Krieg auf Siegen oder Tod!
Drum freudig, hellen Schalles,
Singt! Deutschland über Alles!
Frisch auf! Mit Gott in Kampf und Schlacht hinein!
„Auf! Nach Paris!“ soll unsre Losung sein!

Emil Rittershaus.

Kriegslied der Deutschen.

Vom Berge stürzt der Lawine Gewalt,
Und wälzt zu Thale sich nieder;
Und wie sie weiter und weiter wallt,
So wird sie größer und mächtig schallt
Ihr Donner wieder und wieder.
So schwillt gen Westen der Deutschen Macht:
Elsaß, Lothringen werden zurück gebracht.

Es bringt vom Meere die Flut herauf
Und wälzt sich über die Lande;
So schwillt der Deutschen gewaltiger Hauf,
Sie dulden's nicht länger: Das Volk steht auf,
Zu brechen die fränkischen Bande.
Zu höhnisch krähte der gallische Hahn —
Elsaß, Lothringen! ihr werdet deutsch fortan.

Wir sind es müde, in Waffen zu steh'n
Jahrzehnte lang ohne Ende.
Der Nachbar Störenfried soll nun seh'n,
Wie deutsche Hiebe sein Reich verweh'n;
Sein Prahlen hat nun ein Ende.
Wir nehmen ihm wieder, was uns gehört:
Elsaß, Lothringen, daß er uns nimmermehr stört.

Drum auf, ihr Männer im deutschen Land,
Aus West, Nord, Osten und Süden!
Nun endet die Zwietracht. Das Schwert zur Hand!
Der Krieg befreit uns und webt das Band
Der Eintracht, laßt es uns hüten!
Nun auf nach Frankreich; hin über den Rhein!
Frei von allem Fränkischen wollen wir sein.

„Der König der Deutschen", er führt uns allein,
Nun laßt uns auch einig bleiben!
Hoch auf den Argonnen, da setzt den Stein:
Da war die Grenze, da soll sie sein
Und soll sie in Ewigkeit bleiben.
Dann wird uns der Friede willkommen sein:
Deutschland! Deutschland! geb dir der Himmel Gedeih'n! —

Karl vom Berge (Karl Rohrbach)

Ein Lied vom schwarzen Adler.

Mächtig rauschen deine Schwingen.
Hellen Auges, schwarzer Aar,
Schaust du auf die blanken Klingen
Deiner deutschen Heldenschar.
O, wie oft, seit du entflogen
Deiner schwäbischen Heimathburg,
Bist du siegreich ausgezogen,
Zwei Jahrhunderte hindurch!
Unser Volk mit frohem Ahnen
Folgte deinen Herrscherbahnen.
„Wird uns neu versunk'nes Glück,
Kehrt der Staufen Reich zurück?" —

Blutend lag das Reich darnieder,
Roh geschändet, ausgeraubt,
Fremde Brut in seine Glieder
Eingefilzt und eingeklaubt.
Franzmann, Däne, Pol' und Schwede
Hielt in deutschen Landen Haus.
Aber du in grimmer Fehde
Warfst sie kühn zum Reich hinaus.
Warst des Reiches Held und Mehrer,
Schlugst die Feinde, die Verheerer,
Ruhelos vom Rhein zum Rhyn,
Junger Aar von Fehrbellin!

O, wie stolz in weitem Kreise
Flogst du ob dem Preußenland,
Als der königliche Weise
Einer Welt in Waffen stand;
Als des Völkerzornes Stimme
Donnernd auf zum Himmel schlug,
Als sich hob in heil'gem Grimme
Deutschland wider wälschen Trug.
Vater Blücher's Auge flammte,
Vorwärts stürmte die gesammte
Preußenjugend waffenfroh —
Starker Aar von Waterloo!

Und du senktest still die Flügel,
Müde von des Kampfes Trutz.
Friedlich lachten Thal und Hügel,
Ruhten froh in deinem Schutz. —
Goldner Friede! — Reiche Auen,
Helle Lust beim Rebenblut,
Sanfter Liebreiz frommer Frauen,
Freier Männer Fleiß und Muth!
Und von deutscher Lehrer Munde
Flog des freien Denkens Kunde
Welterobernd weit und breit —
Heil dir, stille Friedenszeit!

Aber horch! Der freche Franke
Neidet unser Glück und schnaubt
Und verhöhnt in rohem Zanke
Unsres Königs greises Haupt. —
Auf denn, auf, ihr deutschen Streiter!
Schiffsvolk, alle Mann auf Deck!
Auf die Rosse, tapfre Reiter,
Jäger, aus dem Waldversteck!
Auf, zur letzten blut'gen Reise
Nach dem höchsten Siegespreise:
Holt uns wieder Straßburgs Dom
Und befreit den deutschen Strom!

König Wilhelm, fest im Norden
Bautest du das neue Reich.
Wahr' es heut vor fremden Horden,
Deinen großen Vätern gleich!
Führ' uns heut auf schön're Bahnen,
Der du Habsburgs Scharen schlugst.
Deutschland folgt den stolzen Fahnen,
Die du einst gen Böhmen trugst.
Gott der Herr in Einer Stunden
Heilte unsres Haders Wunden.
Zeuch die Straße nach Paris,
Die Dein Ahn den Vätern wies!

Aber dann durch Berg' und Forsten
Fliege heim, du Königsaar,
Zu den schwäbischen Felsenhorsten,
Wo einst deine Wiege war.
Denn erfüllet sind die Zeiten,
Wahrheit wird der Dichter Traum.
Deinen Fittich sollst du breiten
Ueber Deutschlands fernsten Raum.
Nimm der Staufen heil'ge Krone,
Schwing' den Flamberg der Ottone,
Unsres Reiches Zier und Wehr —
Deutschland frei vom Fels zum Meer!

Heinrich von Treitschke.

Germaniens Söhnen!

O Mutter mein, Germania!
Nun streich' zurück dein blondes Haar,
Das Auge blau, nun schlag' es auf
Und blick' auf deiner Söhne Schar!
O Mutter mein, Germania!
Hast ausgetrauert, ausgeweint!
Zum Himmel heb' den trunknen Blick!
Denn deine Söhne sind vereint!

Und deinen Busen hebe frei,
Und athme frei und athme tief!
Denn auferweckt ist unser Geist,
Der lange träumend lag und schlief.
Wir jauchzen All' aus einer Brust
Und suchen froh den frechen Feind.
O Mutter mein, Germania!
Wir sind vereint! Wir sind vereint!

Und deine Schmach, mein deutsches Land,
Das sie genannt die Magd der Welt,
Zu sühnen zieh'n, zu rächen zieh'n
Vereint die Söhne dein in's Feld.
Was will nun Haß und Lug und Neid!
S'ist ernst gemeint, ja, ernst gemeint!
Die Thräne quillt, der Groll zerrinnt!
Wir sind vereint! Wir sind vereint!

Vom Vaterland, vom Vaterland
Umschallt das Lied die Wacht am Rhein,
Ein Preußenkönig führt uns an,
Ein deutscher Kaiser wird es sein!
Die Kaiserkrone ist entflort,
Sie blinkt, so hell die Sonne scheint!
Denn alle Schmach ist nun gesühnt,
Wir sind vereint! Wir sind vereint!

Sie fragten einst voll Spott und Hohn:
Wo bist du, deutsches Vaterland?
Sie schlugen dir, Germania,
Der Zwietracht Ketten um die Hand,
Sie rissen dir den Kranz herab
Und gruben stets an deinem Fall.
Jetzt zeige deiner Söhne Zahl
Allüberall! Allüberall!

Weit über Strom und Ocean
Streck' aus den Arm und ruf' sie an;
Und wer nicht jubelnd sich erhebt,
Der ist gewiß kein deutscher Mann!
Und wer nicht schlägt an seine Brust
Und reißt die Waffen von der Wand,
Was wüßte der von deutscher Art?
Was wüßte der vom Vaterland?

Behüte, Gott, Europiens Schooß,
Germanien, die Mutter mein!
Und laß mein deutsches Heimathland
In jedem deutschen Herzen sein!
Und nimmer wieder gieb den Sieg
Ob deutscher Kraft, o Gott, dem Feind!
Und laß sie bleiben immerdar
Vereint! Vereint! Vereint! Vereint!

O. Beta.

Hurrah Germania!

Hurrah, du stolzes schönes Weib, hurrah, Germania!
Wie kühn mit vorgebeugtem Leib am Rheine stehst du da!
Im vollen Brand der Juliglut, wie ziehst du risch dein Schwert!
Wie trittst du zornig frohgemuth zum Schutz vor deinen Herd!
Hurrah, hurrah, hurrah! Hurrah, Germania!

Du dachtest nicht an Kampf und Streit: in Fried' und Freud' und Ruh'
Auf deinen Feldern, weit und breit, die Ernte schnittest du.
Bei Sichelklang im Aehrenkranz die Garben fuhrst du ein:
Da plötzlich, horch, ein andrer Tanz! Das Kriegshorn über'm Rhein!
Hurrah, hurrah, hurrah! Hurrah, Germania!

Da warfst die Sichel du in's Korn, den Aehrenkranz dazu;
Da fuhrst du auf in hellem Zorn, tief athmend auf im Nu;
Schlugst jauchzend in die Hände dann: willst du's, so mag es sein!
Auf, meine Kinder, alle Mann! zum Rhein! zum Rhein! zum Rhein!
Hurrah, hurrah, hurrah! Hurrah, Germania!

Da rauscht das Haff, da rauscht der Belt, da rauscht das deutsche Meer;
Da rückt die Oder dreist in's Feld, die Elbe greift zur Wehr.
Neckar und Weser stürmen an, sogar die Flut des Mains!
Vergessen ist der alte Span: das deutsche Volk ist Eins!
Hurrah, hurrah, hurrah! Hurrah, Germania!

Schwaben und Preußen Hand in Hand; der Nord, der Süd Ein Heer!
Was ist des Deutschen Vaterland, — wir fragen's heut nicht mehr!
Ein Geist, Ein Arm, Ein einz'ger Leib, ein Wille sind wir heut!
Hurrah, Germania, stolzes Weib! Hurrah, du große Zeit!
Hurrah, hurrah, hurrah! Hurrah, Germania!

Mag kommen nun, was kommen mag: fest steht Germania!
Dies ist All-Deutschlands Ehrentag: nun weh' dir, Gallia!
Weh', daß ein Räuber dir das Schwert frech in die Hand gedrückt!
Fluch ihm! Und nun für Heim und Herd das deutsche Schwert gezückt!
Hurrah, hurrah, hurrah! Hurrah, Germania!

Für Heim und Herd, für Weib und Kind, für jedes theure Gut,
Dem wir bestellt zu Hütern sind vor fremdem Frevelmuth!
Für deutsches Recht, für deutsches Wort, für deutsche Sitt' und Art, —
Für jeden heil'gen deutschen Hort, hurrah, zur Kriegesfahrt!
Hurrah, hurrah, hurrah! Hurrah, Germania!

Auf, Deutschland, auf, und Gott mit dir! in's Feld! der Würfel klirrt!
Wohl schnürt's die Brust uns, denken wir des Bluts, das fließen wird!
Dennoch das Auge kühn empor! denn siegen wirst du ja:
Groß, herrlich, frei wie nie zuvor! hurrah, Germania!
Hurrah, Victoria! Hurrah, Germania!

Ferdinand Freiligrath

Kriegslied.

Die Fahnen wehn! Auf, ins Gewehr, den Säbel in die Faust!
Das deutsche Volk — Ein großes Heer,
Das von den Alpen bis zum Meer
Ein zürnend Wetter braust.
Es klopft an unsre Pforten an des Fremdlings Uebermuth;
Da opfert jeder deutsche Mann mit Freuden Gut und Blut.

Die Fahnen wehn im Morgenwind, Gott, schenk' uns Schlachtenglück!
Wir müssen siegen und geschwind,
Dann kehren wir zu Weib und Kind,
Zu Haus und Herd zurück.
Die gold'ne Saat, sie wallt und blinkt in sommerlicher Pracht.
Auf, Schnitter! Eure Ernte winkt auf blut'gem Feld der Schlacht.

Und von Boulogne der Adler höhnt in stolzem Kaiserflug!
Doch der das Abenteuer krönt,
Der Gott des Siegs, der euch verwöhnt,
Er ruft: Es ist genug!
Die Sonne selbst von Austerlitz verbirgt ihr glorreich Licht!
Euch leuchte unser Zornesblitz, der aus dem Wetter bricht.

Ihr habt den Brief der Schmach begehrt mit frechem Uebermuth!
Den Brief, der nimmer uns entehrt,
Wir schreiben ihn mit unsrem Schwert,
Wir schreiben ihn mit Blut.
Und Gott der Herr führt unsre Hand und straft des Feindes Hohn —
Und feurig flammt es an der Wand, und nieder stürzt sein Thron.

Die Wogen rollt der Vater Rhein die Rebenhöh'n entlang!
Und der hier wächst, der deutsche Wein,
Wird nie in eurer Kelter sein,
Er trägt nicht fremden Zwang.
Die Fahnen hoch und sturmesschnell in Feindesland hinein!
Wir trinken aus dem frischen Quell dort den Champagnerwein.

Und naht der Tod — wir zagen nicht! Leb' wohl, du schöne Welt!
Nacht decke unser Angesicht,
Doch ringsum wird von freud'gem Licht
Das deutsche Land erhellt.
Und Süd und Nord verknüpft zum Bund der Main, ein Silberband.
Wir legen einen festen Grund dem ein'gen Vaterland.

Rudolf Gottschall

Kugelspritzencultur.

Marschirst du an der Spitze
Der Civilisation
Mit deiner Kugelspritze,
Dritter Napoleon?
Des frommen Landmanns Saaten
Zerstampfen wider Fug,
Wär' dir nicht Gräu'ls genug,
Du willst im Blute waten.

Du schickst den Sohn der Wüste
In unser Paradies,
Damit er es verwüste,
Das man um Schönheit pries.
Verwüsten und Verheeren
Zu der Cultur Gewinn,
Der Ruhm liegt dir im Sinn,
So geizest du nach Ehren.

Dich läßt das Glück nicht schlafen
Des Manns von Corsica,
Der einlief in den Hafen
Des Heils auf Helena.
Das wird dir auch gelingen,
Eh' du die Welt zerstörst:
Wohin du längst gehörst,
Dahin wird sie dich bringen.

K. Simrock.

Zum heiligen Krieg.

Und glorreich glänzt der goldne Tag;
Aus blauer Luft ein Donnerschlag
Und einig sind wir Alle!
Jahrhundert alte Zwietracht schwand —
Ein einig Volk, ein einig Land!
Gott will es und wir wollen!

Habt Acht, der böse, böse Feind,
Der grimme Corsenwolf erscheint,
Die Trommel ruft, die Fahne fliegt,
Schlagt zu, bis der Tyrann erliegt!
Zum Eisen, zum Eisen!

Ein Schrei vom Rheine bis zum Belt,
Vom Meer bis in die Alpenwelt,
Ein wilder Schrei der Rache!
Der deutsche Bund ist festgeschweißt,
Laßt sehen, wer ihn je zerreißt?
Ja, Rache, tausendfache!
Habt Acht, der böse, böse Feind,
Der grimme Corsenwolf erscheint,
Die Trommel ruft, die Fahne fliegt,
Schlagt zu, bis der Tyrann erliegt!
Zum Eisen, zum Eisen!

Das Volk steht auf, der Sturm bricht los,
Es braust und gährt in Deutschlands Schooß,
Es woget an die Grenzen,
Voran im Nord der neue Bund,
Wir grüßen euch aus Herzensgrund
Hess', Badner, Schwab' und Bayer!
Habt Acht, der böse, böse Feind,
Der grimme Corsenwolf erscheint,
Die Trommel ruft, die Fahne fliegt,
Schlagt zu, bis der Tyrann erliegt!
Zum Eisen, zum Eisen!

Der Rhein, der Rhein, es gilt den Rhein,
Deutsch war er stets, deutsch soll er sein
In alle Ewigkeiten!
Wir hielten treu des Friedens Wacht,
Doch muß es sein, zur Schlacht, zur Schlacht
Für Volksthum und für Ehre!
Habt Acht, der böse, böse Feind,
Der grimme Corsenwolf erscheint,
Die Trommel ruft, die Fahne fliegt,
Schlagt zu, bis der Tyrann erliegt!
Zum Eisen, zum Eisen!

Die alte Treu, die deutsche Treu,
Sie sprießt und blüht jung und neu,
Es lieget Herz an Herz an!
Die Thräne quillt — in Blut und Mark
Ein Brudervolk so fest und stark,
Kein Teufel soll uns zwingen!
Habt Acht, der böse, böse Feind,
Der grimme Corsenwolf erscheint,
Die Trommel ruft, die Fahne fliegt,
Schlagt zu, bis der Tyrann erliegt!
Zum Eisen, zum Eisen!

Auf, stolzes Hohenzollernhaus,
Auf, drauf und dran, führ' uns hinaus.
Das Recht ist nicht zu brechen!
Die Völker sehn uns staunend zu,
Zum Siege sonder Rast und Ruh,
Und hoch der deutsche Kaiser!
Zum heil'gen Krieg, zum heil'gen Krieg!
Zum allerletzten schönsten Sieg!
O Gott im Himmel steh uns bei!
Ein einig Deutschland groß und frei!
Zum Eisen, zum Eisen!

Wolfgang Müller von Königswinter

Beim Abschiede der preußischen Landwehrmänner und Reservisten.

Die Schwalbe zagt im Dorf und klagt
Noch spät um alle Hütten:
„O, schafft zurück der Häuser Glück!
Der Krieg will es zerrütten!
Der Pflüger Schar geht in Gefahr
Auf blutgedüngten Wegen
Für's Vaterland mit tapf'rer Hand
Und für des Hauses Segen!"

Die Wachtel wacht die ganze Nacht
Und ruft im Thau: „Wie bitter!
Das Feld so grün, Cyanen blüh'n:
Wo wollt ihr hin, o Schnitter?" —
Doch früh im Thal beim Morgenstrahl
Die Lerche singt: „O Krieger!
Auf's freie Feld (Ihr habt's bestellt!)
O kehrt zurück als Sieger!"

Heinrich Pröhle.

Abschiedswort eines Kriegers.

Fern an der Ostsee kühlem Strande,
In Deutschlands Norden graut der Tag;
Auch in des Südens warmem Lande,
Das einst von uns getrennet lag.
Der Deutsche reicht dem Deutschen warm die Hand,
Der Morgen tagt im theuren Vaterland!

O Land, das einig einst geschlagen
Den alten Erbfeind hinter'm Rhein,
Heil dir, du siehst den Morgen tagen,
Denn Deutschland will jetzt einig sein.
Heiß schlagen Brüderherzen, Brust an Brust,
Da wird der Tod dem Deutschen eine Lust!

So laßt uns zieh'n! — Lebt wohl, ihr Frauen,
Ihr deutschen Mädchen, lebet wohl!
Wir zieh'n für euch auf blut'ge Auen,
Schon dröhnt die Trommel dumpf und hohl;
Weint Bräute nicht, laßt eure Lieben zieh'n,
Vor ihren Schwertern werden Feinde flieh'n.

Und wenn die Adern offen fließen
Und thut das Herz den letzten Schlag,
Wird euch der Theure nicht mehr grüßen,
Der einst an eurem Busen lag:
Dann trauert still, doch stolz zum Himmel schau't, —
Er starb für's Vaterland und seine Braut.

Und Väter ihr mit grauen Haaren,
Lebt wohl, wir zieh'n auf's Ehrenfeld;
Und Ruhm sollt ihr von uns erfahren,
Ein jeder Deutsche wird ein Held:
Wir schwören's euch, wir sterben, — oder Sieg!
Das sei das Losungswort im Ehrenkrieg.

G. R.......t.

Heilige Zeit.

Es ist eine heil'ge Zeit; es streiten
Die Männer im Kriege für's Vaterland,
Die Frauen indeß zu Hause bereiten
Die Pflege der Wunden und ordnen Verband.

Des Bräutigams denken in Thränen die Bräute,
Die Mütter des Sohnes im Donner der Schlacht,

Es klingt in dem See das versunk'ne Geläute,
Es braust das wüthende Heer durch die Nacht.

Es ist, als ob sich öffnen wolle
Der Himmel, so leuchten die Wolken, so klar,
Um aufzunehmen von blutiger Scholle
Die Seelen der Tapfern, die Heldenschar.

Jetzt sprech' aus jeder Lippe Vergeben,
Zu helfen nun rüste sich jede Hand,
Es soll kein and'res Gefühl mehr leben
Als nur die Liebe zum Vaterland.

Hermann Lingg.

Arndt, Jahn und Körner.

Ich wollt', ich könnt' euch wecken, Ernst Moritz Arndt und Jahn,
Euch treue Zwillingsrecken, zur neuen Siegesbahn;
Was ihr gewollt, gewaget in schwerer, schwüler Zeit,
Ist nun heraufgetaget zu sich'rer Herrlichkeit.

Ihr habt der Corsen Ersten gestürzt von seinem Thron;
Nun gilt's dem Liebeleersten, dritten Napoleon,
Dem Lügner, der die Laufbahn begonnen mit Meineid,
Und nun den Wälschen Raufhahn läßt los auf deutscher Haid.

O Körner, ruf nun wieder den Geist von Dreizehn wach;
Erneure deine Lieder und Rogau's Schwur zur Rach'!
Und Friesen, schwinge fröhlich nun deinen Flamberg blank!
Gewiß, ihr blicket selig auf unsern Schwertergang!

H. F. Maßmann.

Der Spaziergang nach Berlin.

Was schreit ihr gegen die Franzosen
Im ganzen Lande wild umher!
Was soll das Schimpfen und Erbosen,
Als wenn was schon geschehen wär'?
Den Franken wünschenswerth erschien
Nur ein Spaziergang nach Berlin.

Das kann man just nicht übel deuten,
Berlin ist eine schöne Stadt.
Wer sollte nicht zur Reise schreiten,
Der die Gelegenheit nur hat!
So laßt doch die Franzosen zieh'n
Auf dem Spaziergang nach Berlin.

Die Reisekosten zu bestreiten
Sind sie mit großem Fleiß bedacht.
Sie wollen ab den Rhein uns schneiden,
So ist die Rechnung bald gemacht.
Vielleicht auch sehen wir dann Ihn
Auf dem Spaziergang nach Berlin.

Empfangt sie dann auf art'ge Weise,
Nehmt ihnen Waffen ab und Wehr,
Daß sie auf dieser weiten Reise
Von Hitze leiden nicht zu sehr,
Mit Wache mögen sie dann zieh'n
Auf dem Spaziergang nach Berlin.

Und finden sie nicht alle Wohnung
In uns'rer schönen Stadt Berlin,
So führen wir sie zur Belohnung
Nach Spandau oder nach Küstrin,
Und sorgen, daß sie nicht entflieh'n
Von dem Spaziergang nach Berlin.

Besuch muß höflich man erwiedern,
Drum während in Berlin sie sind,
Zieh'n wir in fest geschloss'nen Gliedern
Recht freudig nach Paris geschwind.
Wir wollen da die Rechnung zieh'n
Für den Spaziergang nach Berlin.

Roderich Benedix.

Ein altes Wort.

Eine halb verschollene Sage — was wacht sie heute auf?
Was nimmt über Leichen der Zukunft sie heut den Walkürenlauf?

Wer gedenkt's noch?: „Es wird ein Kaiser auf's Neu' um Germania frei'n,
Wenn zum letzten Male die Türken ihre Rosse tränken im Rhein."

Zweideutig seit grauen Zeiten war stets der Orakel Wort;
Lang' wälzen die Türken gen Westen nicht mehr den Völkermord.

Gen Osten mit schwirrender Geißel treibt die Völker ein Tamerlan,
Und siehe, an seine Fersen, da haften die Turkos sich an.

So winket Erfüllung dem Worte — schon blitzen die Schwerter zum Streich,
Zum Werben schon reitet der Kaiser — steig' auf, du heiliges Reich!

Hört auf, zu flattern, ihr Raben, um des Kyffhäusers Gestein!
Die Türken tränken die Rosse zum letzten Male im Rhein!

Wilhelm Jensen.

Zum Kampf!

An meinen Sohn.

Das deutsche Volk ist aufgewacht vom Felsen bis zum Meere!
Frisch auf! es gilt die letzte Schlacht für deutsche Macht und Ehre.
Es gilt, die wälsche Tyrannei, den wälschen Hohn zu brechen,
Der sich erfrecht, wo's immer sei, das letzte Wort zu sprechen.

Für deutsche Freiheit greifen wir, für deutsches Recht zum Eisen,
Und woll'n den Franzmann nach Gebühr in seine Schranken weisen.
Der König rief, der greise Held; drum auf zum heil'gen Kriege!
Du aber, Herr im Sternenzelt, führ' uns zu frohem Siege!

K. F. Th. Schneider.

Kommt ein Fuchs zum deutschen Rhein.

Kommt ein Fuchs zum deutschen Rhein, Trauben naschen möcht' er.
Doch sie werden sauer sein, meint des Rheines Wächter.
Wäscht den Pelz ihm wacker aus, schickt ihn wohlgeprellt nach Haus —
Füchslein auf der Lauer, die Trauben sind zu sauer! –

Die Frau Füchsin sitzt daheim, hat sich sehr verdrossen,
Heut', wo sie mit altem Leim ködert neu Genossen;
Doch des Rheines Wächter spricht: Ränkespinnen hilft euch nicht!
Füchslein auf der Lauer, die Trauben sind zu sauer!

Hermann Klette.

Ade! Ich muß nun gehen.

Ade! ich muß nun gehen zum Krieg wohl auf den Rhein;
Viel deutsche Brüder stehen und harren dort schon mein.
Ich weiß, auf wen ich zähle, ich hab' sie treu erkannt —
Ein Herz und eine Seele sind wir für's Vaterland!

Gegrüßt, du Freiheitsmorgen, du neuer Einheitstag!
Denn, was daheim an Sorgen auch Jeder lassen mag,
Und was auch Manchen quäle am Rhein- und Ostseestrand.—
Ein Herz und eine Seele sind wir für's Vaterland!

Wenn einst gepflückt wir haben ein Hühnchen mal im Streit,
Ihr Bayern und ihr Schwaben, das war in böser Zeit.
Zu schön'rem Streit jetzt stähle die Brust sich wuthentbrannt —
Ein Herz und eine Seele sind wir für's Vaterland!

All' Haß und Hühnchenpflücken sind ewig abgethan!
Denkt nicht mehr an die „Kücken", denkt nur an Galliens Hahn,
Den faßt mir an die Kehle und dreht sie um gewandt! —
Ein Herz und eine Seele sind wir für's Vaterland!

Und jagen wir den Kaiser aus seinem Land hinaus,
Dann schmücken grüne Reiser wohl Hüte, Helm und Haus,
Und Süd und Nord vermähle dann traut ein Friedensband! —
Ein Herz und eine Seele sind wir für's Vaterland!

Hört, Kinder, auf zu weinen! und du, mein treues Weib,
Leb' wohl und schirm' die Kleinen, wenn ich im Felde bleib'!
Dem Vaterland befehle ich euch! Reicht mir die Hand! —
Ein Herz und eine Seele für's deutsche Vaterland!

Rudolf Löwenstein.

So sangen Männer. Aber selbst aus Kindesmund ward kundbar, wie tief die Seele des Volkes bewegt war. Der Hallesche „Saalbote" brachte folgende Mittheilung: „Der Cantor Heine in Göttwitz bei Stumsdorf fand auf der Schiefer-

tafel eines kleinen Schulmädchens, Tochter eines Kossäthen in Göttwitz, ein Gedicht. Auf Befragen vernahm er, daß der zwölfjährige Bruder des Mädchens das Gedicht verfaßt habe. Es lautete:

Hurrah, Hurrah! Ihr Franken bleibt dort,
Sonst zeigen wir Preußen euch bald euren Ort.
Ihr sollt es erfahren was Gottes Hand thut;
Ihr Preußen, nun kämpfet und habt frischen Muth.

Hurrah, Hurrah! Soldaten denkt dran:
Es ist der Dreiein'ge, der helfen kann.
Drum, Preuße, drum kämpfe und siege du Held;
Sag' an, ob es nicht dein Gott mit dir hält?

Und wißt ihr Franzosen, wie lange ist's her?
Ich will euch erzählen die sehr gute Mähr:
Vor Jahren hat Napoleon der Garde getraut,
Doch Preußen hat sie zusammengehaut.

O du Preußen, mein Preußen, so fürchte dich nicht,
Es ist Gottes Stimme, die zu dir spricht;
Sie kann euch wohl helfen und bessern dazu;
Drum laßt unserm guten Vaterland Ruh.

Und auch aus weiter Ferne erfolgten, ausgehend von ausgewanderten Deutschen, Zurufe in poetischer Form, die nicht minder als Zeichen der tiefen Bewegung zu betrachten sind, von der die deutsche Seele erfaßt worden. Einer dieser Zurufe, den der „Beobachter am Hudson" unter der Ueberschrift „Gruß der Deutschen in Amerika an die Deutschen in Deutschland, von Caspar Butz in Chicago" brachte, möge die mitgetheilte Reihe von Dichtungen aus der Zeit kurz vor Beginn des Waffenklanges schließen:

Nicht Zeit ist's mehr für Worte; Gott grüße dich, mein Land!
Wie stehst du stolz im Streite, der jetzt so jäh entbrannt;
Ein Feigling, der verzweifelt nur einen Augenblick!
Hol' deine alte Größe und Ehre dir zurück!
Pflanz' auf des Wasgau's Höhen das deutsche Banner auf,
Laß weh'n die alten Farben von Straßburgs Domes-Knauf!
Nun ist für deine Kammern, trotz des Jahrhunderts Hohn,
Endlich die Zeit gekommen, die Zeit der „Reunion!"

Von solchen Klängen umwoben, rüsteten sich die Krieger zum Auszuge, mit jedem Tage mehr fühlend, daß ein heiliger Dienst sie rufe. Die Heimbleibenden suchten auch auf vielfach andere Weise den Brüdern in Waffen ihre Theilnahme zu bekunden. Täglich brachten die Zeitungen Ankündigungen von Ehrenpreisen, die für tapfere Kriegsthaten ausgesetzt waren. Aus der großen Zahl der Ehrenpreise seien einige aufgeführt: 149 Frdr., im Reichstage durch Fürst Lichnowsky gesammelt, für den Soldaten, welcher die erste französische Fahne erobert. — 100 Thlr. von der Einwohnerschaft aus Langenöls dem ersten Eroberer eines französischen Adlers; — 100 Thlr. von Frau Intendanturrath Neumann in Magdeburg für die erste französische Fahne oder Standarte. — 100 Frdr. von einem Rheinländer, in gleichen Theilen zu zahlen an die Eroberer der ersten zehn französischen Fahnen. — 1000 Thlr. von Bürgern der Stadt Hannover für denjenigen Unteroffizier oder Soldaten des X. Armee-Corps, der die erste französische Standarte oder Fahne erobert. — 100 Thlr., zu Harburg gesammelt, für denjenigen Soldaten des dortigen Bataillons, der mit persönlicher Bravour die erste feindliche Trophäe gewinnt. — 100 Gulden von einem Regensburger demjenigen bayerischen Soldaten, welcher die erste französische Fahnenstange erobert. — 300 Gulden von einem Bürger zu Nürnberg für den bayerischen Soldaten, welcher die erste feindliche Fahne nimmt. — 100 Dukaten von einem Kirchheimer demjenigen würtembergischen Truppentheile, welcher eine französische Regimentsfahne erobert. — 100 Gulden in Karlsruhe beim Kriegs-Ministerium depouirt, für denjenigen Truppentheil, der die erste französische Fahne gewinnt. — 100 Thlr. für den deutschen Soldaten, der zuerst eine französische Fahnenstange (flag poster) erobert. (Telegramm der Illinois-Staats-Zeitung in Chicago an den Bundeskanzler Grafen Bismarck.) — 500 Pfd. Sterling Gold sind in Chicago für denjenigen deutschen Soldaten gezeichnet, welcher die erste französische Flagge wegnehmen wird (Wehlinger Patriot.) — Ein

silberner Pokal, in Form einer Kanone, vom Görlitzer Comité „zur Unterstützung der Reservisten-Frauen," für das Jäger-Bataillon, welches die erste Kanone erobert. — 1000 Gulden dem preußischen Ministerium von dem Gutsbesitzer Trompetta zu Kostheim für diejenigen Mannschaften eingesandt, welche im gegenwärtigen Kriege die letzte Kanone oder Mitrailleuse erobern. — 250 Thlr. Gold von Adam Schorlin in Bremen als Prämie für die erste Kanone dem preußischen Kriegs-Ministerium übersandt. — 500 Thlr. für die Eroberung des ersten französischen Geschützes oder Adlers von Graf Luckar dem 2. Garde-Regiment übergeben. — Eine goldene Medaille, bei der letzten Pariser Ausstellung erhalten, vom Fabrikbesitzer Eckert dem Garde-Grenadier-Regiment No. I. übergeben und für den tapfersten Grenadier bestimmt. — 1000 Thlr. von A. v. Sanden zu Launingken in Ostpreußen, zur Prämiirung hervorragender Thaten an das Kriegsministerium gezahlt. — Eine goldene Uhr vom Schützenverein zu Stade für denjenigen Soldaten der dortigen Garnison, der sich in dem Kriege besonders auszeichnet. — 2200 Thlr von achtzehn Bürgern der Stadt Emden dem ostfriesischen Regiment No. 78 zur Verfügung gestellt. — 100 Frs. Goldstücke von Theodor Lindner in Chemnitz dem Kriegsministerium für den Soldaten überwiesen, der zuerst mit dem eisernen Kreuz decorirt wird. —

Unzählige Gaben in dieser Weise wurden dargeboten. Die Gaben an und für sich thaten's nicht; unser „Volk in Waffen" weiß, wofür es kämpft, wofür es Blut und Leben in die Schanze schlägt; unsre Krieger sind sich dessen vollständig bewußt, daß es gilt, Güter zu erhalten und Güter zu erringen, die nicht durch Gaben jener Art aufgewogen werden können. Aber die Gesinnung, die von den Heimbleibenden durch jene Darbringungen bekundet wurde, that wohl und wirkte erhebend und anfeuernd; — sie war es, die den Gaben den Stempel der „Ehrendanke" aufprägte.

Heerfahrt.

Nun hob die deutsche Heerfahrt an. Was in Worten kundbar geworden, sollte sich jetzt in Thaten offenbaren. Die Helden der Vergangenheit waren in der Erinnerung aufgestanden: ihnen folgte das wehrhafte lebende Geschlecht, indem es frohgemuth zu den Waffen griff. Vor sieben Jahren hatte das deutsche Volk die Ehrentage von Leipzig gefeiert. Die Vorgänge jener Tage und Jahre, denen die Feier galt, wurden von dem lebenden Geschlechte mit staunender Andacht betrachtet, die Geschichtsdarstellung erschien fast einer erhabenen Dichtung gleich. Wer ahnte es damals, daß in wenigen Jahren Gleiches mit eigenen Augen geschaut werden sollte? Wohl dem Volke, daß es ihm als eine Art von Gottesdienst galt, in dem Sinne des Dichterwortes zu handeln:

„An unsrer Väter Thaten
In Liebe uns erbau'n,
Fortpflanzend ihre Saaten . . . . ;“

wohl ihm, daß sein Herz offen geblieben war der Mahnung:

„Vergiß der treuen Todten nicht und schmücke
Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!“

Denn gerade die weihevolle Erinnerung an die Großthaten der Väter und die Feier der durch unerhörte Opfer errungenen Siege erwies sich als zündende Macht. Als wir die Urnen der heimgegangenen Helden neu bekränzten, da freilich mochten nur Wenige in prophetischem Vorgefühle es schauen, daß das junge Geschlecht die Weihe empfing zur Durchführung eines ähnlichen Befreiungskampfes.

Behaupten wir, es habe sich jener Aufschwung wiederholt, so ist damit zu wenig gesagt — er ward vielmehr noch überholt. Nicht Männer und Jünglinge allein meldeten sich zum Waffendienste, es verlangten auch Greise und Knaben an dem

heiligen Kampfe theilzunehmen. Nun sahen auch wir, wie die oberen Klassen der Schulen, die Beamtenstuben, die Werkstätten sich leerten, nun vernahmen auch wir, daß es der Militärverwaltung nicht möglich war, alle die sich Meldenden, die zum Waffendienste tüchtig waren, in das Heer einzureihen. Alle Zeitungen aus jenen Tagen führen Beispiele der bezeichneten Art auf. Nur Einiges sei hier in Erinnerung gebracht. In Gräfrath bei Solingen meldete sich ein Veteran von 74 Jahren aus Sprockhövel zum freiwilligen Eintritt in die Armee. Der noch kräftige Mann, welcher in seiner alten Offizieruniform aus der Zeit der Befreiungskriege mit Hut und Federbusch erschienen war, wurde in achtungsvoller Weise bewillkommnet und zu etwaiger Verwendung eingeschrieben. — In Thüringen trafen 171 Männer ein, welche von dort vor Jahren nach Amerika ausgewandert waren und in der neuen Heimath sich Haus und Hof erworben hatten. Es waren sämmtlich ausgediente Leute, zum Theil noch im landwehrpflichtigen Alter, die jetzt in das deutsche Heer einzutreten wünschten. Man wies sie nach Wesel, wo sie den verschiedenen Regimentern zugetheilt wurden. — Unter den verschiedenen Trupps, welche am 22. Juli auf allen Bahnhöfen Berlins unter dem begeisterten Empfange der Einwohner in die Stadt einrückten, um sich nach ihren Einstellungsorten zu begeben, und unter denen die alten Kämpfer von Schleswig und Böhmen durch ihre militärischen Ehrenzeichen vielfach hervorleuchteten, zeichnete sich ganz besonders ein von dem Jubel der Bevölkerung begrüßter Zug markiger, dem Arbeiterstande angehöriger Gestalten aus, welcher sich durch das brandenburger Thor, den Linden entlang, nach dem Kommandantur-Gebäude zu bewegte und eine mächtige Fahne an seiner Spitze hatte, mit der Inschrift: „Von Paris nach Berlin.“ Im Augenblicke stutzte natürlich ein Jeder über diese Inschrift; jedoch gab die auf der Kehrseite der Fahne in noch größeren Schriftzeichen prangende Inschrift „Von Berlin nach Paris“ alsbald die

nöthige Aufklärung. Der Zug bestand aus etwa zweihundert Fabrikarbeitern, welche, nach mehrjährigem Aufenthalte in Paris jetzt in die deutsche Heimath zur Erfüllung ihrer Fahnenpflicht mit dem Wunsche zurückkehrten, in dasselbe Paris, welches sie als friedliche Arbeiter verlassen hatten, als siegreiche Krieger einzuziehen. — Als ein Beweis für den Patriotismus der Deutschen theilte die „Times" die Thatsache mit, daß von 500 deutschen Auswanderern nach Amerika, die kürzlich an Bord der „Cimbria" von Hamburg in Havre angekommen seien, der größere Theil auf Empfang der Nachricht von der Kriegserklärung sofort wieder nach Deutschland umkehrte, trotzdem sie fast alle die Auswanderungserlaubniß hatten, somit von jeder Verpflichtung zum Dienste frei waren. — Nachdem in Erlangen eine Zahl Studenten Einberufungsschreiben empfangen hatten, vereinigten sich sämmtliche übrigen Studenten zu folgender Erklärung: „Die erlanger Studentenschaft erklärt, so weit sie nicht bereits im Dienste des Vaterlandes steht, ihre volle Bereitwilligkeit, demselben auf den ersten Ruf ihre Kräfte zur Verfügung zu stellen." — Ein Landwehrmann, der in Folge des Ablaufs seiner Militärdienstzeit nicht mehr dienstpflichtig war, meldete sich beim görlitzer Landwehrbataillon als Freiwilliger mit der Bitte, ihn einzustellen und dafür einen Familienvater zu entlassen. Der Mann mußte mit diesem Gesuch bei allen vier Compagnien abgewiesen werden, weil kein Mann sich fand, der ihm Platz machte. — Aus Wickerath wurde berichtet: „Vor mehreren Tagen ging der Lieutenant Eduard Busgen hierselbst, ein 78jähriger, aber noch rüstiger Greis, als Freiwilliger zur Armee ab. Derselbe hat schon die Kriege von 1813, 14 und 15 mitgemacht. Auch den Krieg gegen Oesterreich im Jahre 1866 machte er als Freiwilliger mit, und bei der ersten Kriegsdrohung Frankreichs gegen Preußen stellte er sich sofort dem Kriegsministerium zur Verfügung." — Aus Mainz wurde berichtet: „Ein kleiner Zwischenfall auf dem hiesigen Bahnhofe, gelegentlich eines Truppentransports, bei

welchem Herr von Ketteler die Hauptrolle spielte, erregte hier ein gewisses Aufsehen. Der Bischof war bei der Speisung eines schlesischen Landwehr-Dragoner-Regiments erschienen, sammelte nachher einen Theil von den Leuten um sich, erzählte ihnen, daß er selbst früher Reiteroffizier gewesen sei, und ging dann zu einer religiösen Erbauungsrede über, zum Schlusse welcher er fragte: „Ihr seid doch alle gute Katholiken?“ Da sich kein Widerspruch erhebt, so ertheilt er den mit entblößtem Haupte ihn Umstehenden seinen Segen; um sich aber zu vergewissern, daß kein „Unwürdiger“ desselben theilhaftig geworden sei, fragte er nochmals: „Ich habe doch nur gute Katholiken vor mir?“ Da tritt ein Unteroffizier von kräftiger Gestalt und fester Haltung hervor, schlägt an seinen Säbel und spricht: „Eminenz, der hier ist jetzt unsre Religion, durch welche wir Deutschland erlösen wollen, und ob man dabei Katholik ist, oder nicht, bleibt sich gleich!“ — Aus Braunschweig schrieb Jemand: „Um Ihnen einen Beweis zu geben, wie die Stimmung unter dem Volke ist, nur kurz dies: Ich sprach gestern einen verheiratheten Handwerker, der sich ebenfalls hatte stellen müssen und im Begriff war auszurücken, und ich that die Aeußerung, daß der Krieg wohl schwerlich lange dauern würde. „Ach, das glaub' ich auch,“ sagte der Mann, „aber — wenn's nur dazu kommt!“ — „Dazu kommt?“ fragte ich verwundert. „Ja,“ sagte er mürrisch, „jetzt heißt es in der Stadt, daß Napoleon verrückt geworden wäre; dann geht die ganze Geschichte vielleicht wieder flöten und das Elend von vorne an. Wir kriegen ja keine Ruhe, bis wir die Franzosen einmal tüchtig gehauen und den Friedensstörer weggejagt haben — nachher erst ist Friede!“ — In Posen erhielt ein Bürger einen Fähnrich ins Quartier, der ihm seiner Welterfahrung wegen auffiel. Bei einem Glase Wein erzählte der junge Mann seinem Quartiergeber, er sei früher Fähnrich bei der Garde-Artillerie gewesen, habe indessen sich leichtsinnig geführt und sei endlich nach New-York gegangen. Nachdem er in einem kaufmännischen Geschäft von

der Pike auf gedient, sei er jetzt Disponent der Zweigniederlassung einer new-yorker Firma in Kentucky. Der erste Ruf des Königs habe in jenen Staaten die jungen Deutschen electrisirt, auch ihm habe es keine Ruhe gelassen, und er habe die Reise bis Southampton mit 280 noch in Preußen wehrpflichtigen Amerikanern, darunter viele verheirathete und reiche Leute, gemacht. Die Yankees hielten allen ihre Stellen offen und hätten viele auch außerordentlich unterstützt, so wie überhaupt sich über den Ausbruch des deutschen Patriotismus höchlich gefreut. Die „Wacht am Rhein" ertöne in Amerika aller Orten. Der Fähnrich bemerkte noch, er habe seinem jetzigen Regiments-Commandeur in Berlin offen seine Sünden gebeichtet und ihm seinen Lebenslauf erzählt. Die Antwort des preußischen Commandeurs bestand darin, daß er ergriffen die Hand Jenes schüttelte und bei dem nächsten Appell commandirte, daß von heute an der Fähnrich aus Kentucky Offiziersdienst zu verrichten habe. —

Die berliner Zeitungen berichteten: „Sämmtliche Studenten haben sich sofort freiwillig zur Betheiligung an dem Kampfe gemeldet. Die Schwächeren, die im Heere nicht Aufnahme gefunden, sind zu einem Sanitätscorps zusammengetreten, um wenigstens als Krankenpfleger dem Vaterlande zu dienen. Die Stimmung ist eine wahrhaft heroische, die Begeisterung grenzenlos. Dies zeigte sich in der edelsten Weise bei dem Schluß-Commers der Verbindungen und Vereine, bei denen die Commilitonen, von dem Ernste der Lage und der Heiligkeit des gerechten Krieges tief durchdrungen, Thränen im Auge, von einander Abschied nahmen — vielleicht auf ewig! Besonders ergreifend war das Abschiedsfest der Berliner Burschenschaft Brandenburgia, welche ähnlich wie die Burschenschaft Arminia in Königsberg, fast ihre sämmtlichen sehr zahlreichen Mitglieder in das Feld gestellt hat. — Wenn auch die Professoren ihre Zuhörer nicht zu Versammlungen berufen haben, wie im Jahre 1813, wo sie die akademische Jugend durch be-

geisterte Reden anfeuerten, für das Vaterland freudig in den Tod zu gehen, und wo Fichte und Schleiermacher gewaltig die Flamme der Begeisterung in den Herzen anfachten, so haben doch schon die meisten in erhebenden Schlußworten einem Jeden die Pflichten gegen das Vaterland noch einmal an das Herz gelegt und ihre Collegien geschlossen. Sehr bald wird die Stätte des friedlichen Fleißes ganz verödet sein." — Bei einer in Berlin neu formirten Compagnie Infanterie waren elf Männer zu viel erschienen; der Hauptmann suchte daher die körperlich schwächsten Leute heraus und erklärte ihnen, daß sie entlassen seien. Dem zu folgen, weigerten sich aber diese Mannschaften entschieden, indem sie sich darauf stützten, daß sie vom Könige einberufen seien, und ein Recht darauf hätten, gegen den Feind geführt zu werden. Nunmehr forderte der Hauptmann Freiwillige zum Vortreten auf, und zwar solche Leute, die eine starke Familie oder ein Geschäft besäßen, das durch sie allein vor Verfall gerettet werden könne. Es vergingen mehrere Minuten nach dieser Aufforderung, ohne daß sich im Gliede Jemand gerührt hätte; als aber der Hauptmann seine Worte wiederholte, meldete sich ein Mann und erklärte, daß er neun Kinder habe, daß seine Frau mit dem jüngsten im Kindbette liege, und daß sein Geschäft jetzt ganz verwaist sei. Nur deßhalb melde er sich. Der Hauptmann entließ den Mann ohne Weiteres, konnte aber nicht hindern, daß dem Davoneilenden die Compagnie verächtliche Worte nachrief. Als am Tage darauf die Compagnie zum Appell versammelt war, erschien auch der Entlassene wieder. Er erklärte dem Compagniechef, die Frau sei vom Kindbette aufgestanden, um das Geschäft weiterzuführen, und deßhalb eile er zur Fahne zurück; Gott werde seiner Familie schon helfen. Der brave Mann stand in der nächsten Minute wieder in Reihe und Glied. — Gegen 80 junge Frankfurter waren am 18. Juli bereits aus England zurückgekehrt, um sich am Kriege gegen Frankreich zu betheiligen. Die jungen Leute standen meist in sehr vortheilhaften

kaufmännischen Stellungen, und von ihren Prinzipalen ward der deutsche Patriotismus dadurch unterstützt und anerkannt, daß sie den Scheidenden ihre Stellen offen zu halten versprachen. Als sie von England abfuhren, begleiteten sie Hochrufe und Glückwünsche einer ansehnlichen am Strande versammelten Volksmenge. Auf ihrer Reise durch Belgien wurden die jungen Leute vielfach auf den Bahnhöfen der größeren Städte mit Acclamation empfangen. — „Auch die seither in Frankreich weilenden Frankfurter sind zurückgekehrt, um sich am Kriege gegen Louis Napoleon zu betheiligen,“ berichtet eine frankfurter Correspondenz; „wir registriren diese Thatsache namentlich im Hinblick auf die seiner Zeit gegen Frankfurt erhobenen Vorwürfe, als geschähen die Auswanderungen aus Feigheit, lediglich zu dem Zwecke, um sich der Militärpflicht zu entziehen.“ — Die pariser „Liberté“ hatte ihren Lesern das Märchen erzählt, daß die preußischen Landwehrleute durch die Gensd'armen zu ihren Truppentheilen gebracht werden müßten. Obwohl nun keine Widerlegung noth thut, mag doch nachstehender Vorgang, der aus Hörter berichtet wird, als Belag dienen, mit welchem Eifer die Landwehr zu den Fahnen eilte: „Der hiesige Maurermeister Brösike, der das Unglück hatte, kurz hintereinander zwei Kinder zu verlieren, und dessen Frau noch leidend ist, wurde aus seinem blühenden Geschäfte einberufen. Die westphälische Bahn ist in diesen Tagen ausschließlich nur für den Truppentransport bestimmt und wird diese Bestimmung so consequent durchgeführt, daß auch nicht einmal einberufene Landwehrleute, sofern sie noch nicht eingekleidet, mitgenommen werden. Die Ordre, die dem Maurermeister Brösike am 25. Abends eingehändigt wurde, verpflichtete ihn, den folgenden Tag in Paderborn einzutreffen. Fahrgelegenheit war nicht zu haben; ein Fußmarsch würde ihn zu spät an Ort und Stelle gebracht haben. Aber der eifrige Landwehrmann wußte sich zu helfen. Er wartete einen Militärtrain an der Ueberfahrt der Weserbrücke, wo die Züge immer etwas langsamer zu fahren pflegen, ab, erkletterte die ei-

serne Verschlußthüre und sprang mit einem kühnen Satze auf einen der letzten Transportwagen, wo er auch glücklich ankam. Ich glaube nicht in der Annahme zu irren, daß solch patriotischer Eifer allgemeines Interesse erregt." — Ein zur Fahne eingezogener Reservist von der 4. Compagnie des Kaiser Alexander-Grenadier-Regiments, ein verheiratheter Mann, der Frau und Kind daheim zurückließ, war von Seiten des untersuchenden Militairarztes für dienstunfähig erklärt worden. Der also Zurückgewiesene remonstrirte dagegen mit der Bemerkung, daß er sich vollständig für marschtüchtig halte und bat dringend, an der Seite seiner Cameraden an dem Kampfe theilnehmen zu dürfen; sein sehnlichster Wunsch wurde endlich bewilligt. — Als Officiersbursche wollte keiner der Eingezogenen den Feldzug mitmachen; jeder wollte mit dem Gewehre in der Hand kämpfen. — In Bonn meldeten sich gegen 400 Studenten zum Eintritt in die Armee. — Aus Elberfeld ward geschrieben: „Mit welcher gehobenen Stimmung unsere kriegsfähige Mannschaft in den aufgedrungenen Kampf geht, dafür Folgendes: Gegen 11 Uhr sammelten sich u. A. ungefähr 30 junge Männer aus allen Ständen, fast durchweg Reservisten oder doch Kriegsdienstpflichtige, die, bald bis über 200 vermehrt, patriotische Lieder singend, zunächst vor's Rathhaus, von dort durch die meisten Straßen der Stadt zogen, überall mit Jubel begrüßt. Der Beigeordnete Dietze, vor dessen Haus die Schaar ebenfalls erschien, brachte dem Könige ein stürmisch aufgenommenes Hoch aus, in dem er betonte, daß Alle Alles hingeben würden, wo es das Heil und die Ehre unseres Königs und unseres Vaterlandes gegen den deutschen Erbfeind zu vertheidigen gelte. Dieselbe Idee fand dann ihren Ausdruck in folgendem an den König gerichteten Telegramm: „Majestät! Ganz Elberfeld tritt mit frohem Muthe in den Kampf und weiht Gut und Leben Eurer Majestät und dem Vaterlande." Bald darauf ging man mit einem Hoch auf Deutschland auseinander, um in den nächsten Tagen diese Gesinnung zu bethätigen." — Nach der „Post" hat die

Polizei auf dem anhalter und potsdamer Eisenbahnhofe aus den Waggons 21 Knaben herausgeholt, die als blinde Passagiere unter den Sitzbänken mit in den Krieg ziehen wollten. Nach einer späteren Nachricht der Gerichtszeitung beträgt die Zahl der Knaben im Alter von 12 — 16 Jahren, denen es wirklich gelang, sich der Heerfahrt anzuschließen, für Berlin über 40, für Deutschland über 100. —

Aus Frankfurt a. M. schrieb ein Berichterstatter der Zeitschrift „Ueber Land und Meer": „Nicht weit von meinem Fenster schimmert der Main durch das Grün der Bäume und Büsche. Noch vor Kurzem war er das Symbol der deutschen Zerrissenheit. Jetzt trägt er seine Wellen stolzer dem Vater Rhein zu, und in stillen Nächten, wie diese, in der ich schreibe, rauschen geheimnißvolle Stimmen aus seinen Wassern und flüstern dem alten Kaiser Karolus auf der Brücke die Kunde zu, daß Deutschland wieder erstanden ist aus Noth und Schwäche zum alten Glanze des Kaiserthums. Und wie im Schlafe nickt der Kaiser mit dem schweren steinernen Haupte und geisterhaft reckt er sein Schwert empor und deutet in die Ferne den Wellen nach, die dem bedrohten Rhein entgegenziehen.

„Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!"

— so tönt es auf einmal hell und fröhlich durch die Nacht. Es ist ein Haufen junger Leute, die noch ein Abschiedsglas getrunken haben und jetzt singend die Straße daherziehen. Es sind Reservisten darunter, die sich morgen zu den Fahnen stellen müssen. Gar manche von ihnen lassen Frau und Kinder daheim. Sie ziehen nicht mit dem gerühmten französischen „leichten Herzen". Sie sagen auch nicht mit den Heine'schen Grenadieren: „Was scheert mich Weib, was scheert mich Kind? Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind". — Nein, sie gehen mit schwerem Herzen aus dem Haus, dessen Ernährer sie sind. Aber sie wissen, daß, wenn das Vaterland ruft, alle anderen Rücksichten verschwinden müssen; ernst und muthig folgen sie

der Fahne, und der Gedanke an Weib und Kind zu Hause stählt ihre Kraft. Was ist es, das die sonst friedliche Handelsstadt, das die bisher der Neugestaltung Deutschlands abgeneigten Gemüther mit fortreißt in den allgemeinen Schwung, der durch das Leben der Nation geht? Es ist der Gedanke an das Vaterland, der zum ersten Male wieder schön und mächtig hervortritt seit den Tagen von 1813." —

„Wer ein rechtes, ein zutreffendes Gemälde dieser Zeit geben will", heißt es in einem Freundesbriefe an den Verfasser, „der muß schildern, wie die „Mobilmachung" in Preußen (und nicht blos in Preußen, sondern jetzt in ganz Deutschland) aussieht — den innigen Zusammenhang des Volkes, des ganzen Volkes, ohne jeden Unterschied des Bildungsgrades und Standes, mit der Armee: — neben dem Bauern der Adelige, neben dem Tagelöhner der Fabrikbesitzer, neben dem Künstler und dem Gelehrten der Holzhauer, der Schuhflicker; eigentliche Berufsoldaten außer den Offizieren und einer Anzahl von Unteroffizieren gar nicht, — also gar nichts vom Söldnerthum und doch, auch nach dem ausdrücklichen Zeugniß selbst des jetzigen Gegners Napoleon, eine der besten Armeen der Welt. In That und Wahrheit erhebt sich das Volk in Wehr und Waffen."

„Unsere Erziehung durch die Geschichte", heißt es in einem Bericht, den ein Abgeordneter dem „Neuen Blatte" aus Berlin eingesandt hatte, „hat uns einmal zu dem gemacht, was wir sind. Kaum war der Krieg erklärt, so eilte Alles an dessen Geschäfte. Die unzähligen Vereine zur Pflege des Durchmarsches der Soldaten, zur Beschaffung von Erfrischungen für die ins Feld Gezogenen, zur Sorge für Verwundete und Kranke, zur Unterstützung für zurückgebliebene Frauen und Kinder der Reservisten und Landwehrmänner, zu Geldsammlungen aller Art, waren wie mit einem Zauberschlage wieder ins Leben gerufen, organisirt und in voller Thätigkeit, ehe acht Tage vergingen. Dabei sind die Familien zu zählen, welche nicht wenigstens Einen Angehörigen oder Verwandten unter die

Fahnen zu stellen haben; nicht selten gehen drei, oft noch mehr Mitglieder einer Familie mit ins Feld. Berlin ist im stehenden Heere und der Landwehr mit starken Contingenten betheiligt. Dazu hat es augenblicklich 35,000 Mann zur Reserve zu stellen, und die vielen jungen Leute, welche hier die Universität, die Kunst-, Bau- und andere Akademien und Bildungsanstalten besuchen, in Comptoiren oder anderweitig angestellt sind, bei Bauwerken, in Fabriken und wer weiß sonst wo arbeiten und die Hauptstadt verlassen müssen, um sich in ihren heimischen Cantonnements zu stellen, tragen noch mehr zur Auflösung der eingewohnten Verhältnisse bei. Das ist im Einzelnen alles ebenso in der ganzen Monarchie, aber man sollte dieser Wirkung der allgemeinen Militärpflicht in der Massenhaftigkeit der Residenz besondere Erscheinungen zuschreiben. Doch ist aber das Großartige und Eigenthümliche dasjenige, was den Völkern mit Berufssoldaten unbegreiflich scheint: daß diese allgemeine Rüstung zum Kriege so geordnet und ruhig wie möglich von statten geht. — Beim Abmarsch der berliner Garnison fehlte es natürlich so wenig wie irgendwo an weinenden Bräuten, an trauernden Frauen, Müttern, Kindern und Geschwistern, aber unter den Eingezogenen wird keine Klage laut, Niemand beschwert sich über sein Loos. Man hört aus Frankreich, daß dort die Zurückbleibenden den ausziehenden Soldaten patriotische Zurufe zujubeln, und ganz fehlt es daran auch hier nicht, besonders wenn die berliner Verbindungsbahn die Söhne der Provinz aus Osten und Norden heranbringt und sie durch bewohnte Straßen auf die Bahnhöfe nach Süden und Westen führt. Da bekommt der Soldat aus der Provinz in den Außenstraßen zum ersten Male die glänzende Hauptstadt zu sehen, von deren Wundern er so viel gehört hat. Der Norddeutsche ist von Natur nicht lärmend, er ist entweder selbst Soldat gewesen, oder er wird es sein; der da in zweierlei Tuch auf der Eisenbahn fährt oder auf der Straße marschirt, ist ihm kein Fremder, der etwas für ihn thut, er ist ihm nur ein anderes

Ich, er selbst thut zu Hause für den Krieg auch was er muß, und sich selbst bringt man keine Huldigung dar. — Nichts desto weniger ist die Physiognomie der Stadt mit dem Beginn der Rüstungen mit einem Male eine andere. So zu sagen im friedlichen Hauptquartier einer Armee von vielen hunderttausend Mann muß beim Ausbruch des Krieges etwas zu sehen sein. Da sammeln sich Gruppen vor dem Palais des Königs, als wenn sie durch die Mauern sehen könnten, was darin Neues vorgeht. Die Zahl der Uniformen, welche sich vor der Commandantur, dem Kriegsministerium, den Intendanturen in hastiger Eile drängt, staut den Strom der Vorübergehenden. Der König, der Kronprinz und Friedrich Karl werden mit ungewöhnlicher Beeiferung gegrüßt. Populäre Heerführer aus dem letzten Kriege sind die Generale v. Moltke, Vogel v. Falkenstein und v. Steinmetz. Wo sich diese Generale und Reichstagsmitglieder während der letzten Reichstagssitzungen zeigten, wurden sie ehrerbietig gegrüßt; und nichts erschien merkwürdiger, als daß diese zu großen Thaten berufenen Männer ihre Volksvertreterpflichten pünktlich erfüllten oder mit über den Rücken gelegten Händen oder sonst in bequemster Haltung zu Fuß auf den Straßen erschienen, während man sie nur mit Plänen, Befehlen, Anordnungen und andern kriegerischen Arbeiten und Vorbereitungen beschäftigt glaubte. Desto beweglicher zeigten sich Adjutanten und Ordonnanzen. Die Wege in Berlin sind weit, darum nehmen sie an Droschken in Beschlag, was die Einziehung der Kutscher und brauchbaren Pferde übrig gelassen hatte — und das war nicht viel und nicht gut. Auf den Halteplätzen war nur noch selten ein öffentliches Fuhrwerk zu finden, denn was zu haben war, mietheten die Soldaten weg. Außer den genannten Dienstthuenden machte es sich jeder bequem, der noch die fünf Silbergroschen dazu übrig hat, sich und seine auf der Kammer gefaßte Montur und Armatur nach Hause zu fahren. Andre fahren von Bahnhof zu Bahnhof zur Stadt hinein und hinaus, und

die binnen Kurzem weder vor Staub noch vor Sonne noch vor irgend einem andern Wetter Schutz und Ruhe haben werden, machen sich es in eleganten Droschken erster Klasse bequem, wobei man nie wissen kann, ob in der Leinwandjacke und dem Commißrock nicht mehr Bildung, Capital, auch wohl höhere Geburt steckt, als unter vielen Generalsepaulettes. Soll es denn einmal Krieg sein, und ist es ein aufgedrungener wie der gegenwärtige, dann hat die allgemeine Wehrpflicht ihre hohe, sittliche Bedeutung, bei der über manche materiellen Schattenseiten fortgesehen werden muß. Es stimmt wehmüthig, hier und da geschlossene Geschäfte zu sehen, mit dem Placat: „Wegen Einziehung zur Kriegsarmee geschlossen". Wer weiß, ob der junge Mann und Viele gleich ihm statt als erwerbsfähige Staatsbürger nicht als versorgungsbedürftige Invaliden aus dem Kriege zurückkehren; wer weiß, ob Glück und Energie sie noch einmal zur Begründung eines Geschäfts kommen lassen, den Fall des Todes noch nicht einmal als den schlimmsten angesehen. Aber, wie gesagt, alles das verbreitet nicht den geringsten Schatten von Trauer, eher freudigen Ernst über die Physiognomie der Stadt. Eine Erscheinung ist der diesmaligen Mobilmachung ganz besonders eigen, die in ihrer Großartigkeit ordentlich beängstigend wirkt und sonderbare Gerüchte erzeugt, als ob es gar nicht zum Kriege kommen würde. Das ist die große Ruhe, die scheinbare Unthätigkeit der obersten Militärbehörden. Sonst sah man einen Wirrwarr von allerlei seltsamem Gefährt auf den Straßen, Märsche und lange Truppenzüge störten jede Communication, zu den oben erwähnten Droschkenfahrten kam eine Lebhaftigkeit, als wäre ein Ameisenhaufen aufgestört worden. Das ist diesmal auf das schwächste Maß reducirt, selbst die zur Garde einrückenden langen Züge von Reservisten machen sich weniger sichtbar, die Garde verharrt in scheinbar gleichgültiger Ruhe; es ist an ihr nicht zu spüren, daß die Grenze von einem starken Feinde bedroht ist und die ganze Truppenmacht eiligst ihm entgegen-

geworfen werden muß. Man sagt, daß die Anordnungen für die Truppenmärsche diesmal mit einer so großen mathematischen Genauigkeit getroffen seien, daß jeder einzelne Mann zur rechten Zeit an der rechten Stelle eintreffen muß, daß die Eisenbahndirectionen genau die Zahl der nothwendigen Wagen, ihre Vermehrung oder Verminderung an jeder Station und die Minute der Abfahrt und Ankunft kennen. Dazu sind aus den enormen Summen zur Completirung der Armee nach dem letzten Kriege die umfassendsten Anschaffungen an allem Material in Montur, Waffen, Munition u. s. w. gemacht, so daß dafür im letzten Augenblick wenig zu thun geblieben ist. Das haben wir für die fabelhaften Kriegsaufwendungen der letzten Jahre wirklich erreicht, und alle Kriegsminister der Welt mögen Herrn von Roon darum beneiden, daß er in der unglaublich kurzen Zeit von zehn Tagen eine Armee von einer halben Million Streiter vollständig kampfgerüstet in das Feld stellen kann."

Einem Süddeutschen, der seine Verwunderung darüber ausdrückte, daß die Zuzüge der Truppen aus dem Norden her scheinbar endlos sich immer wieder erneuerten, daß sie, „gar nicht alle würden", rief ein schlagfertiger berliner Reservemann die Worte zu: „Wir Preußen werden niemals alle!" Aber nicht Süddeutsche allein, auch Norddeutsche staunten über die unaufhörlich sich folgenden Züge. „Und das Alles", schreibt ein berliner Correspondent einem wiener Blatte, „geht mit einer imposanten Ruhe vor sich, mit der sichern Ordnung eines erprobten und von kundiger Hand geleiteten Mechanismus. Es ist eine Erscheinung, die Anderen märchenhaft vorkommen muß, und die uns selbst, die wir seit Kindheit auf mit der Wehrverfassung des Vaterlandes bekannt sind, ein Gefühl von Staunen, Schrecken und Stolz abnöthigt. Wir sehen Armeen wirklich aus dem Boden stampfen. Ein Befehl des Kriegsherrn, der solche Zaubermacht über Millionen hat, und im Nu wird ihm gehorsamt. Man schlägt die Bücher auf, setzt die

Namen auf die Briefe und schickt sie an ihre Adressen. Ein Tag, dann stellt der Bauer den Pflug bei Seite, der Kaufmann schließt seinen Laden, der Handwerker verabschiedet sich von seinem Meister, der Beamte macht seine Bücher zu. Wer Weib und Kind hat, giebt ihnen den Scheidekuß. Noch einen Tag, dann ist der Bauer, der Kaufmann, der Handwerker, der Beamte Soldat, fix und fertig neu equipirt, einer gleich dem anderen ein Atom in dieser furchtbaren Heeresmacht, die auf ein Wort den Arm hebt, auf ein anderes ihn muß wieder niederfallen lassen. Und nirgends Murren, Widerstand oder Trauer. Es muß eine sittliche Macht in diesem Aufgebot liegen, daß sie die Massen also zu bändigen, mit einem Geist zu erfüllen vermag, der sie mit Hurrah und mit Gesang in den Tod der Schlacht marschiren läßt! Nirgends in der Welt, wohl darf man es sagen, giebt es etwas Aehnliches an Großartigkeit der äußeren Erscheinung wie des inneren Gehaltes. Zum ersten Male entfaltet sich die preußisch-norddeutsche Armee-Organisation in ihrer ganzen Umfänglichkeit und nöthigt dem, der sie arbeiten sieht, Bewunderung vor solcher, bis ins Kleinste berechneten Umwandlung eines Volkes in ein Kriegsheer ab. Es ist kein Wunder, daß man in Paris den Umfang und die Bedeutung der preußischen Heeresmacht nicht gekannt hat; man wird sie nirgendwo anders besser kennen, denn wir selber haben sie nicht gekannt."

Das zuletzt gegebene Bild sei noch durch einen Auszug einer in Nr. 32. „der Grenzboten" enthaltenen Darstellung vervollständigt. „Hier in Berlin", heißt es daselbst, „ward es alsbald höchst lebendig. Einquartierung war an den Anschlagssäulen angekündigt; bei der Menge der freiwilligen Anerbietungen bedurfte es des Zwanges nicht. Vor dem Rathhause standen Gruppen von Fourieren; nicht lange, so erfolgte der Einmarsch pommerscher und ost- und westpreußischer Bataillone. Sie sahen rüstig aus, bepackt wie sie waren, trotz der leidigen Hitze. Sie sind gut empfangen worden und zeigen fröhlichen

Muth, — bis tief in die Nacht hinein hört man sie noch in den Quartieren ihre einfachen Soldatenlieder singen. Auf den großen Plätzen trat dann und wann eine Compagnie zum Appell zusammen. Sonst sieht man sie einzeln oder truppweise durch die Straßen schlendern oder fahren, unsere Stadt, ihre Bauten und Läden zu betrachten. Unsere Bürger sind ihnen plaudernd zur Hand. Am dichtesten sammeln sie sich vor den Denkmälern; auch der große Kurfürst und der alte Fritz werden bestaunt, aber die liebevollste Theilnahme erregen doch die Helden der Freiheitskriege. Wie oft hat man in Friedenszeiten die Fülle unserer Feldherrnstatuen und die Vernachlässigung unserer Staatsmänner, Dichter und Denker beklagt! Nun aber sieht man wieder einmal recht deutlich, wie der Ruhm rettender Kriegsthaten doch der volksthümlichste von allen ist. Eine Gestalt wie unser Blücher, die streitbarste, die je ein Künstler geschaffen, spricht mit eherner Gewalt zu diesen tapfern Bauernherzen, und mit kindlichem Ergötzen betrachten sie die Reliefs am Fußgestelle, die ergreifenden Bilder des Auszugs, des Kampfes und der Heimkehr aus dem heiligen Kriege. Auch die Kunstläden haben ihr kriegerisches Gewand angethan, der Auszug der breslauer Freiwilligen, Darstellungen der königgrätzer Schlacht, die Bildnisse unserer Führer von 1866, vor allem des Königs und Bismarck's, das alles wird nun wieder mit ganz andern Augen angesehen, die dankbare Erinnerung verwandelt sich in das Gefühl ernster Hoffnung. Vor den zahlreichen Landkarten steht eine schweigende sinnende Menge: welcher von diesen gleichgültigen Ortsnamen wird dazu auserkoren werden, uns in kommenden Jahren mit stolzer Freude oder mit wehmüthigem Andenken das Herz zu erschüttern? Nach Sonnenuntergang, wenn man wieder aufzuathmen begann, — denn die Tage über haben uns selbst die häufigen Gewitter keine Linderung gebracht — was war das für ein Gewoge und Getreibe auf den Straßen, zumal unter den Linden! Offiziere und Soldaten aller Waffen,

neben auswärtigen unsere Garden, die sich den letzten guten Abend bereiten wollten, alle feldmäßig, leichter, ungezwungener, ohne ihre vielgeschmähete Eleganz, über der ihnen doch, wie alle Welt weiß, die Tüchtigkeit niemals abhanden gekommen. An einen Gegensatz zwischen Bürger und Soldat war nicht zu denken; man ergeht sich in vertraulichsten Gesprächen, als wäre alles nur Eine Familie. — Ende voriger Woche zog unsere eigene Garnison aus. Die Scenen des Ausmarsches waren ergreifend. Ich habe die Füsiliere des zweiten Garde-Regiments begleitet; sie kamen die Friedrichsstraße herauf nach den Linden mit voller Musik bei heißer Mittagssonne, alle Fenster offen, an den Straßenseiten Spalier. Die neunte Compagnie schwenkte ab nach des Königs Palais zu, um die Fahne zu holen. Der König trat heraus, von lautem Hurrah empfangen. Er geht die präsentirenden Reihen entlang, die Fahne ward herausgetragen. Von der Rampe herab sprach er noch einmal zu den Soldaten und ermahnte sie, des Ruhmes ihrer Väter eingedenk ihre Pflicht zu thun. Sie jubelten begeistert zur Antwort, der König reichte dem Hauptmann die Hand über das Geländer herab, der kletterte hinauf, um sie zu küssen. Hinter dem Könige stand der Kriegsminister; Moltke, der eben herzu kam, ward von dem Zuruf der Menge begrüßt. Die Compagnie zog ab, die andern schlossen sich ihr an; zu beiden Seiten des langen Zuges gingen Angehörige der Offiziere und Mannschaften, um die letzten Worte der Zuversicht mit den Ihrigen zu wechseln, die letzten kleinen Aufträge zu vernehmen. Von den Fenstern winkten und nickten Frauen ihre Grüße hernieder. Vor dem Thore ward der strenge Tritt gelöst, die Leute trockneten die triefende Stirn, einige thaten frische Blätter zur Kühlung in die Helme. Auf dem ascanischen Platze kam es zu einem kurzen Halt; der Eingang des Bahnhofes ward gesperrt. Kinder schleppten Wasser zur Erquickung herbei, keine Warnung half gegenüber dem glühenden Durste; dann gings hinein in den Bahnhof; ver-

gebens suchten sich weinende Frauen und Mädchen mit einzudrängen, — mit wohlthätiger Gewaltsamkeit kürzte man die Qual des Scheidens ab. „Er wird ja wiederkommen!" rief ein Unteroffizier einer armen Frau zu, die ihren Sohn, einen schwarzbärtigen, ernstblickenden Reservisten unter tausend Thränen küßte. Sie schüttelte den Kopf, stumm, untröstlich, und winkte abwehrend mit der Hand, als glaube sie an kein Wiedersehen. Alles Weh und aller Zorn dieser Tage trat mir noch einmal unaussprechlich vor die Seele. Und wie hier gings in jeder Stunde; man konnte nur erhobenen Herzens, aber selten trockenen Auges über die Straße gehen."

Aehnlich waren die Vorgänge in den Hauptstädten der übrigen deutschen Staaten; die Nachrichten von hüben und drüben erhöhten die patriotische Glut; die Aussicht, am Rhein in geschlossener Macht dem Erbfeind gegenüber zu treten, bewirkte es, daß die Kämpfer aus dem Norden und Süden Deutschlands allen Hader und Zwist vergangener Tage vergaßen, daß die Schranke des Main gefallen war, daß sie sich danach sehnten, die alte Blutsfreundschaft zu erneuen und im edelsten Wettkampfe einen neuen Altar der Einigkeit aufzurichten.

Aus Saarbrücken schrieb eine junge Frau an ihren Vater: „Mögen jetzt auch schwere Tage kommen, — daß wir diese Tage erleben gedurft, ist eines Preises werth. In der ganzen Geschichte kenne ich kein Beispiel solch' einer Erhebung, solch' eines Zusammengehens. Du weißt, ich habe keine geringe Meinung von Süddeutschland, aber soviel habe ich selbst nicht erwartet, daß so sehr aller Hader der Parteien, alle Eifersucht schwänden in dem einen Gefühl für des Vaterlandes Ehre; daß Bayern und Würtemberg um diesetwillen sich Preußens Führung unterwerfen, das habe ich kaum gehofft. Mir ist wie an einem Feiertage, als ob meine Seele Flügel hätte. Ich habe noch nie so viel leisten können und habe weder Hunger noch Schlaf; ich empfinde es an mir selbst und an Anderen,

wie in solchen Zeiten man die Kraft in sich wachsen fühlt. Alles, wofür wir in halben Kinderjahren geschwärmt, das nimmt um uns jetzt Form und Gestalt an; die Ideen werden lebendig, und in der in Frivolität und Materialismus versunkenen Zeit darf der Enthusiasmus wieder sein Haupt erheben, und die Ideale haben wieder ihr Recht . . . . . Ich habe die Ueberzeugung, lieber Vater, daß auch dieser Krieg der socialen Stellung der Frauen mehr nützen wird als alles Emancipationsgewäsch; es wird wieder eine Tugend sein, einfach und häuslich zu sein. Du siehst, ich erwarte viel Gutes, auch noch außer Elsaß und Lothringen. Von den schlichten Worten des Königs bin ich auf's Tiefste gerührt. Wenn eine Sache gerecht ist, dann redet sie für sich selbst und braucht keine diplomatischen Künsteleien; aber daß dieser Sieger von Königgrätz so wenig auf seine Siege pocht, daß er die Größe einer solch' einfachen Demuth hat, das ist überwältigend." —

Noch vor dem Auszug vernahmen die Kämpfer, wie die Monarchen durch Telegramme sich begrüßten; die Zeitungen brachten ihnen Zurufe aus Nord und Süd, nicht nur aus den zum heutigen Deutschland gehörenden Ländern, sondern auch aus Deutsch-Oesterreich. „Die deutsche akademische Jugend Oesterreichs, der ganzen Universität", lautete eine Nachricht aus Wien, „stimmt begeistert ein in die heldenhafte Erregung, die ganz Deutschland durchbraust von den Gehängen der Alpen bis zu den Gestaden des Meeres. Nur Ein Schmerz erfüllt ihre Seele, der Schmerz, daß sie nicht kämpfen und siegen dort mit Euch! Aber ihr Geist umgiebt Euch auf den Beschwerden des Kriegszuges und in dem Getöse der Schlacht. Glück und Unglück wird sie mit Euch tragen und Hülfe wird sie spenden, dort, wo sie helfen kann, aus ganzem Herzen und mit ganzer Kraft. Der Sieg sei Euch! Hoch Deutschland! Hoch die deutschen Waffen!" — Aus Tachau in Böhmen brachten die Zeitungen folgende Mittheilung: „Es hat eine große Zahl von jungen Männern beschlossen, sich während der Dauer des

Kampfes aller öffentlichen Vergnügungen nicht nur selbst zu enthalten, sondern auch darauf hinzuwirken, daß überhaupt während dieser Zeit in Tachau alle derlei Unterhaltungen unterbleiben." Ja, noch aus weiterer Ferne gelangten Zurufe in die Zeitungen und dadurch zur Kenntniß der deutschen Krieger, von Deutschen in England, Spanien, Italien, der Türkei, Rußland; Telegramme trug das Kabel aus Amerika herbei, die es bekundeten, daß auch die Herzen der dortigen Deutschen sympathisch für die Sache des alten Vaterlandes empfanden, daß die Erkenntniß der tieferen Bedeutung des Riesenkampfes, der anheben sollte, einem Sonnenblitze gleich die ganze germanische Welt erleuchtet hatte. Aus Philadelphia gelangte folgendes Telegramm an den König Wilhelm: „Die deutschen Bürger von Philadelphia, in einem Massenmeeting versammelt, erklären: Gott schütze Preußen in der Vertheidigung des freien Deutschlands gegen die Angriffe des despotischen Herrschers von Frankreich. Charles Vencein, Konsul." — Von den Deutschen in Wheeling (Ohio) ward telegraphirt: „An den König Wilhelm und das deutsche Volk, Berlin. Gott verleihe den Sieg! Die Deutschen in Wheeling. August Pollack." — In St. Louis wurde nachstehendes Telegramm an den König aufgegeben: „Die Deutschen in St. Joseph (Missouri) versammelt zu einem enthusiastischen Meeting, versichern Sie ihrer herzlichsten Sympathie und ihrer besten Wünsche für die gerechte Sache Deutschlands. A. Schuster, Vorsitzer. W. Knees, Secretair." — Deutsche in Milwaukee sandten folgendes Telegramm an den Bundeskanzler Grafen Bismarck: „Die 500,000 Deutschen Wisconsins verbinden begeistert ihre Stimmen mit denen aller civilisirten Nationen des Erdballs in der Verdammung des heimtückischen Schlages, den verletzter Ehrgeiz und Verzweiflung Napoleon III. gegen die friedliche und majestätische Entwickelung Deutschlands zielen ließen. Wir bieten von Herzen unsere bescheidene Unterstützung der heiligen Sache Deutschlands in einem Kampfe, welcher mit der entschiedensten Niederlage des Angreifers enden und

die riesenhafte Aufgabe der deutschen Einheit zur Vollendung bringen muß. Auf Befehl der Deutschen Wisconsins. Moritz Scheffler, Präsident. Gustav Schönberg, Secretair." — „Die Deutschen in St. Louis", lautete ein an den Präsidenten des norddeutschen Reichstages Simson gerichtetes Telegramm, „haben einstimmig die folgende Adresse und Resolution an das deutsche Volk angenommen: Der verzweifelte Spieler auf dem französischen Throne hat unter verächtlichen Vorwänden einen Unterdrückungs- und Eroberungskrieg gegen Deutschland begonnen. Die Zeiten von Melac und dem ersten Napoleon drohen noch einmal. Euer Kampf ist ein Kampf für die Unabhängigkeit aller Nationen wie für Euer eigenes nationales Leben; Eure Niederlage würde das deutsche Vaterland zerreißen und zu einem abhängigen Anhängsel von Frankreich machen. Euer Sieg sichert Deutschlands Einheit und zugleich seine Freiheit; Euer Triumph würde selbst Frankreich die Freiheit bringen. Mit Stolz und Freude hören wir, daß das deutsche Volk im Norden und Süden zu den Waffen eilt wie Ein Mann. Im festen Vertrauen auf Euren Patriotismus, Eure Stärke und Eure Ausdauer sehen wir für die Sache unsers Geburtslandes freudigen Siegesnachrichten entgegen. Die Deutschen von St. Louis haben beschlossen, um ihre Sympathien durch die That zu beweisen, sofort eine Million Dollars zur Unterstützung invalider Soldaten und Waisenkinder unter den Deutschen Amerikas aufzubringen. Theilen Sie dies Seiner Majestät dem Könige Wilhelm mit und sorgen Sie dafür, daß es durch ganz Deutschland öffentlich bekannt gemacht werde. Hammer, Präsident. Friedrich Heyer, Albert Meyer, Carl Deuzer, Barth, Vicepräsidenten." — Ein Telegramm aus New-York lautete: „An Wilhelm Rex, Berlin. Preußen. Eine enthusiastische Versammlung der gesammten deutschen Bevölkerung steht mit Leib und Seele Eurer Majestät für einen glücklichen Erfolg unsers theuren Vaterlandes in dem gegenwärtigen nationalen Kriege ein. Wir werden unverzüglich Fonds ein-

senden zur Unterstützung und Erleichterung unserer tapfern Verwundeten und der verwaisten Familien derer, die den Märtyrertod sterben. Georg Lette, Secretair." — Aus Nashville: „Die Deutschen in Tenessee begrüßen jubelnd Deutschlands Einheit. Glück Euren Waffen! Johann Ruhm, im Namen des Comité in Nashville." — Aus Louisville (Staat Kentucky): „Vierzigtausend Deutsche aus Louisville senden ihren Gruß an ihre Brüder in Waffen und werden Gelder schicken zur Unterstützung der Verwundeten und der Familien der Gefallenen." — Wie in Amerika, blieben auch in den übrigen Welttheilen die deutschen Brüder nicht stumm. Hier sei nur noch eines Telegramms aus Bombay in Asien gedacht, das von der Gesellschaft „Germania" aufgegeben wurde und folgendermaßen lautete:

„Gehet, Brüder und Schwestern, Hand in Hand,
Fechtet mit Gott für König und Vaterland.
Sieg der gerechten Sache!"

Wie mußten solche Zurufe die deutschen Krieger, mochten sie auch ohne dies von der Würdigkeit ihrer Sache überzeugt sein, stärken!

Die feurigen Dampfrosse führten die Tausende dem Westen zu, Lieder erschollen aus den Waggons, auf den Halteplätzen wurden die Krieger mit lautem Zuruf empfangen, Männer und Frauen eilten an die Züge und boten Erfrischungen dar. Auf der Fahrt wurden die Meinungen ausgetauscht, und da es unter den Kriegern der Kundigen viele gab, die auf Grund ernster Studien tiefe Blicke in die Geschichte gethan, die den ursächlichen Zusammenhang der gegenwärtigen Bewegung mit den geschichtlichen Vorgängen früherer Zeiten erkannten, und da ferner die Geister erregt waren, die Einen, heller als sonst schauend, aufgelegt zur Mittheilung, die Andern von Begier erfüllt, Belehrung entgegenzunehmen, so steigerte sich das Erkennen der gegenwärtigen Lage in den Tagen der Fahrt verhältnißmäßig nicht wenig. Hatte doch

— Dank der deutschen Volksschule! — selbst der Hirtensohn aus dem geringsten Dorfe so viel aus der vaterländischen Geschichte vernommen, daß er — namentlich in der Erregtheit, welche die gegenwärtige Lage erzeugte — sich vorbereitet erwies, das Wesentliche, um das es sich bei dem Kriegszuge handelte, zu verstehen, zumal er durch die anregenden Gespräche gebildeter Kameraden weitere, nicht schulmäßige, aber um so eindringlichere Belehrung empfing. Wesentlich kommt dabei folgende, von competenter Seite gegebene Characteristik der norddeutschen Armee in Betracht: „Es zählt diese Armee allein gegen 50,000 Freiwillige, welche den gelehrten oder doch den gebildeten Ständen angehören und ein unerschöpfliches Offiziermaterial bilden. Ferner befinden sich gegen 100,000 Soldaten im Dienste, welche ausreichende Bildung und Intelligenz besitzen, um als Unteroffiziere, Feldwebel und selbst als Offiziere brauchbar zu sein." — Die Brandenburger, die Pommern, die Männer aus Posen und Preußen sahen die Landschaften wie die Bilder eines Panorama an sich vorüberziehen. Und wie auch das schnaubende Dampfroß in Sturmesschnelle dahin jagte, es verging ein Tag und wieder ein Tag und noch ein Tag, und immer noch war der vaterländische Boden nicht durchmessen. Da bekamen Viele zum ersten Male eine Anschauung von der Größe des Vaterlandes. Und wenn sie dann daran dachten, oder wenn sie daran erinnert wurden, daß Deutschland im Laufe der Zeit rechts und links beraubt worden, daß es vordem um Vieles umfangreicher noch gewesen, daß Frankreich, der Erbe der Eroberungspolitik Roms, seit Jahrhunderten am meisten zur Verkleinerung des theuren Vaterlandes (während dasselbe das Unglück gehabt hatte das kaiserliche Scepter dem habsburgischen Fürstengeschlechte überantwortet zu sehen, das sich Schädigung des Reiches zu Gunsten seiner Hausmacht gefallen ließ) beigetragen, und daß Frankreich der Gewalt und List hinterher noch den Hohn und den Spott gegen die Väter hinzugefügt habe: dann loderte der Zornmuth gegen die Frevler

auf, und sie verstanden die Ausbrüche des Ingrimms der von Hause aus frömmsten und mildesten Männer, eines Stein, eines Blücher, eines E. M. Arndt zu würdigen. „Man hat mich und manche andere redliche Leute, welche das bischen Habe, was ihnen von ihrem Väterlichen und Altväterlichen noch übrig geblieben war", — so hatte Letzterer im Jahre 1813 sich geäußert — „vor den künftigen Schlichen und Lüsten fremder Raubgesellen gerne sichern möchten, mit dem Ehrennamen Franzosenfresser betitelt. Die Wahrheit zu sagen habe ich ein so gewaltiges Volk zu verdauen weder den Magen noch den Haß. Ich habe durch Gottes Gnade noch das glückliche und christliche Herz, jeden einzelnen Franzosen, der durch Redlichkeit, Wissenschaft und Kunst ausgezeichnet ist, mit voller Liebe begrüßen und umhalsen zu können, fast eben so warm und treu, wie den besten deutschen Bruder; aber gegen das fränkische Volk als ein Ganzes, in wie fern es sich brüstet und gelüstet, meine Ehren und Herrlichkeiten anzutasten und nach meinen Ländern schnappen zu wollen, wende ich auch meinen ganzen politischen Haß und wünsche auch diesen Haß allen Deutschen und deren Kindern ja Kindeskindern als Nothwehr, damit unser Heiligthum von den Uebermüthigen nimmer gefährdet werden könne." Nun, wenn Vater Arndt, der seinem Volke zurief:

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte!"

— wenn dieser fromme und zugleich freie Mann, dieser getreue Eckart der Deutschen, heute die Söhne und Enkel der Männer seiner Zeit gesehen hätte, wenn ihre Reden und ihre Kriegsgesänge von ihm vernommen worden wären, dann würde er freudenvoll erkannt haben, wie der Zornmuth, den er allen Deutschen gewünscht, eben diese Söhne und Enkel, die zur Zeit den streitbaren Kern des Volks bildeten, durchglühte, und wie der heilige Wille sie belebte, zu vollenden, was die Väter in heldenmüthigem Ringen einst begannen, was aber

durchzuführen — dieser Stachel war zurückgeblieben — den Vätern nicht vergönnt gewesen war. Frohgemuth wie sie heut, ebenso durchdrungen von der Gewißheit ihres guten Rechts, ebenso auf Gott vertrauend, waren einst die Väter desselben Weges gezogen; es war ihnen auch gelungen, den Feind zu schlagen; aber die Heimkehr ward nicht mit gleichem frohen Muthe ausgeführt. Was die besten Patrioten gefordert hatten, war nicht geschehen. List des Feindes hatte rechtzeitig im Lager der Sieger Verbündete zu finden gewußt. Im Augenblicke des Sieges hob das schnöde Werk des Undanks und Verraths gegen diejenige deutsche Macht an, die am meisten zur Erlösung aus der Knechtschaft gethan, die in Strömen Opferblut dem Vaterlande dargebracht und die dadurch sich das meiste Anrecht an die Leitung der Geschicke des Gesammtvaterlandes erworben hatte — gegen Preußen. Die Bedeutung dieses Staates des großen Kurfürsten, dieses Staates Friedrich's des Großen ward gerade damals erkannt. Ein Schritt noch, und Deutschland verließ die Bahn, auf der es das Haus Habsburg so kläglich geführt hatte durch lange und mit Schmach bedeckte Jahrhunderte. Nun war es zu Tage getreten, wo in treuer Arbeit des Herrschergeschlechts und des Volkes das tüchtigste Staatsleben inmitten des deutschen Reiches begründet worden war; nun sah jeder, der überhaupt fähig war, politische Gestaltungen nach ihrem Woher und Wohin zu beurtheilen, daß in dem Geschicke Preußens sich das Geschick Deutschlands vollziehen werde. Aber nicht allein die Guten und Redlichen sahen es, sondern auch die Bösen, und schnell reifte in fremden Machthabern der Entschluß, Deutschland nicht aufkommen zu lassen. So lange hatte es kläglich darnieder gelegen, und es war dasselbe nur in Betracht gezogen worden, wenn es gegolten hatte, sein Blut für andere Zwecke in Anspruch zu nehmen oder auf seine Rechnung Friedensschlüsse zu Stande zu bringen. Damit — das erkannte man allgemein — würde es, sobald Preußen an seine Spitze träte, für immer vorbei

sein. Stein, Arndt, Wilhelm v. Humboldt, Blücher sahen das Werk der Infamie sich gestalten. Letzterer donnerte gegen die diplomatischen „Federfuchser und Schufte, die den Galgen verdienen." Immer deutlicher wird es erkennbar werden, daß dasjenige, was nach der Niederwerfung des ersten Napoleon von der europäischen Diplomatie gegen Deutschland ausgeübt ward, den schwärzesten Sünden der Politik zuzuzählen ist, von denen die Geschichte der Völker zu berichten hat. Frankreichs Feindschaft gegen Preußen konnte im damaligen Augenblicke nicht verwundern, denn es war zumeist der preußischen Kraft erlegen. Aber die Verbündeten, Rußland und England! — Sie conspirirten mit Frankreich gegen Deutschland. Der Neid und die Eifersucht gegen das erwachende Deutschland versteckte sich hinter dem heuchlerischen Ruf: „Man übe Großmuth gegen das besiegte Frankreich!" Nur durch Großmuth sei Frankreich zu verpflichten, ein dauernder Friede herzustellen, dessen Europa nach so langer schwerer Zeit benöthigt sei! — Lug und Trug! Als Sühnung und zugleich zu künftiger Sicherheit hatte Preußen Rückgabe des Elsaß und des lothringischen Landes verlangt. Frankreich schwächen zu lassen, ja, dazu wäre man wohl noch bereit gewesen, wenn nur dies nicht eine Stärkung Deutschlands in sich geschlossen hätte. Da lag's! Aber es war noch eine Macht da, mit der verbunden Preußen sich hätte sein Recht erzwingen können — Oesterreich! — Doch auch dieser „Verbündete" war schon mitten im feindlichen Lager; Oesterreich blieb seiner alten Politik treu, die ihm vorschrieb, Deutschland schädigen zu lassen, wenn es selbst dadurch Vortheile erlangte. So ward Deutschland um sein gutes Recht gebracht. Denn das Schicksal Preußens war das Schicksal Deutschlands. O, die Männer, die damals über die Geschicke Preußens und Deutschlands zu Rathe saßen, und die in ihrer Vereinigung die Macht in den Händen hatten, waren klug wie die Schlangen! Niederhaltung Preußens und Niederhaltung Deutschlands bedeutete Eines und dasselbe. Freilich ward das nicht offen ge-

sagt; man flüsterte den Staatsmännern der kleinen deutschen Staaten zu: „Wir wollen euch gegen die Machtgelüste Preußens sicherstellen!“ Gott sei es geklagt, daß die giftige Saat der Verleumdung in den Gemüthern der Irregeführten so üppig aufging! Sie waren — o über die Verblendung! — erfreut darüber, daß die Kraft Deutschlands mit diplomatischen Banden umschnürt wurde, und so hatte die verrätherische Diplomatie der „Verbündeten“ auch noch in einem großen Theile Deutschlands einen Bundesgenossen gefunden! — Wie viel bittre Jahre mußten vergehen, ehe dies allgemein erkannt wurde! Alle die großen Heerführer und Staatsmänner jener Zeit, gerade diejenigen, die es am redlichsten mit dem Vaterlande meinten, die bewußt und mit Hingabe ihres ganzen Seins die Ereignisse mit durchlebt hatten, sie sind geschieden mit einem bittern Weh im Herzen, durch ihre nachgelassenen Schriften klingt ein Etwas, das an den Klageruf der Nibelungen erinnert. Solch ein Aufschwung, solche Opfer, solche Thaten und — solch ein Ende!

„— — — Mit Leide war's geendet,
Wie stets zum Allerletzten Liebe in Leid sich wendet!“

Die Summe der politischen Lehre aus jenen dem deutschen Volke immer werther werdenden Documenten faßte ein neuerer Geschichtsforscher (Pertz) in seinem „Leben Stein's“ in den Ausspruch zusammen: „Für Deutschland geht aus jenen Kämpfen und Verhandlungen die theuer erkaufte Lehre hervor: daß keine der europäischen Mächte sein Heil, seine Sicherheit und seine Kraft wünscht; daß jede derselben unter allen Umständen bereit ist, mit deutschem Blut und deutschen Waffen ihre Kriege zu führen, daß deutsche Mächte, die großen wie die kleinen, in der Stunde der Noth gesucht und gefeiert und mit den bündigsten Versprechungen zur Hingabe ermuntert werden; daß aber, so wie deutsche Heere den Sieg errungen haben und der gemeinschaftliche Feind niedergeworfen ist, keine deutsche Macht, weder große noch kleine, auf gerechte Entschädigung und auf nothwendige Bedingungen der Unabhängigkeit rechnen darf,

sondern erwarten muß, daß die andern Mächte sich über Deutschlands Verluste die Hände reichen werden. Deutschland darf seine Hoffnung so wenig auf England, als auf Rußland und Frankreich setzen, es darf auf Niemand rechnen, als auf sich selbst: erst wenn kein Deutscher mehr sich zu der Fremden Schildknappen erniedrigen mag, erst wenn vor dem Nationalgefühl alle untergeordneten Rücksichten verstummen, erst wenn in Folge einträchtiger Gesinnung Ein starker Wille Deutschlands Geschicke lenkt, wird Deutschland wieder, wie in seinen früheren großen Zeiten, kräftig, stolz und gefürchtet in Europa dastehen!" —

Die Situation nach dem unseligen Friedensschlusse von 1815 war für das deutsche Volk die: daß — in neuer Form — Deutschland dem Hause Habsburg, von dem es 1806 schimpflich in Stich gelassen worden war, überantwortet, und daß die oesterreichische Macht (die kaum zu einem Viertel eine deutsche Macht ist!) insbesondere als Wächter über — Preußen eingesetzt ward! Und dem großen Wächter an der Donau gesellten sich die kleinen Wächter zu, und Preußen blieb auf ein halbes Jahrhundert in einer fast tödlichen Umgarnung, genannt deutsche Bundesverfassung. Nur ein Zweifaches gab es für Preußen: in dieser Umgarnung zu ersticken, in diesem Nessushemd an innerer Vergiftung allmählig hinzusiechen, oder die Umgarnung mit dem Schwerte zu lösen. Als alle Mittel des Friedens erschöpft waren, griff es zu dem letzteren Mittel. Es kam zu dem Erlösungskrieg von 1866, der wahrlich eben so wohl zu Deutschlands als zu Preußens Wohl geführt ward, und den nur Verblendete und Befangene einen „Bruderkrieg" in der landläufigen Bedeutung des Wortes genannt haben. Nicht gegen, sondern für die deutschen Brüder wurde gekämpft, wobei allerdings auch Deutsche, die der preußischen Macht entgegen geführt wurden, bekämpft werden mußten. Hätte Oesterreich im Verein mit den Kleinstaaten gesiegt, so würde sich die euro-

päische Diplomatie dies zu neuem Unheil für Deutschland zu Nutze gemacht haben, während nun, nach dem Siege Preußens, aus dem politischen Gedankenreiche, das den Krieg hervorgerufen hatte, eine Neugestaltung des größeren Theiles von Deutschland, der Nordbund, hervortrat, der augenblicklich — durch sein bloßes Dasein — dem deutschen Volke eine Beachtung in der europäischen Welt und darüber hinaus erzwang, die es Jahrhunderte lang nicht gehabt hatte, und der auch das mit sichrer Hand gebaute Eingangsthor zeigte, durch das — wie vorauszusehen war — eines Tages das übrige Deutschland eintreten würde.

Nun war der Augenblick gekommen, in welchem die Brüder aus dem Süden sich dieser Eingangspforte naheten, der Augenblick, in welchem an dem Altare der Einigkeit Herzen und Hände der so lange Getrennten sich zusammenthaten. Die Freude über das Wiederfinden war wahrhaft erhebend.

Wie, sollten wir, indem wir unsre kampfesmuthigen Krieger auf der Heerfahrt begleiten, uns nicht auch diejenigen geschichtlichen Anschauungen zu vergegenwärtigen suchen, die sie mit ins Feld führten?

Nicht als bezahlte Knechte, die den Krieg als Handwerk treiben, zogen die deutschen Krieger dem Feinde entgegen, vielmehr mit dem Wissen dessen, um das es sich im Grunde bei dem Kampfe handelte. Klar stand es ihnen vor der Seele, daß es des Feindes unverkennbare Absicht war, das durch Preußen mit Darbringung theuren Opferblutes auf die rechte Bahn geführte Deutschland noch einmal in die alte Ohnmacht zurückzuschleudern und dabei seinen alten Räubereien eine — diesmal auf die Rheinprovinz und die Pfalz gerichtete — neue Raubthat hinzuzufügen. In Reinheit der Gesinnung thaten sie sich das Gelöbniß, ihr Leben freudig in die Schanze zu schlagen, aber wahrlich nicht um Frankreich schließlich wieder „großmüthig zu versöhnen“, nein, um ihm auf die einzig mögliche Weise, die der völligen Niederwerfung, die Raubgelüste aus-

zutreiben, zugleich aber auch die geraubten Lande — Elsaß und Lothringen — für Deutschland zurück zu gewinnen. „O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt, — —" wie oft ertönte dies Lied! Denn die „Perle Straßburg" galt ihnen, was das goldene Vließ einst Jason und seinen Genossen gegolten hatte. Von den Dichtergeistern der Freiheitskriege war namentlich der des edlen Max von Schenkendorf mitten unter ihnen mit seinem priesterlichen Mahnen — nie hatten sie ihn so wie in diesen Tagen verstanden. Und wenn sie ihm nachsangen:

„Du reicher Gott der Gnaden, schau her vom blauen Zelt;
Du selbst hast uns geladen in dieses Waffenfeld — —;"

— oder wenn Einer aus ihrer Mitte an des Edlen Weissagungen, die auf ein wahrhaft geeintes Deutschland hinzielten, erinnerte und Worte wie dieses citirte:

„Nicht mehr dann trennt uns Süd und Norden;
Ein Lied, ein Herz, ein Gott, ein Orden,
Ein Deutschland hoch und schön. . . ."

— dann erschloß sich den Hörenden auch die Tiefe eines andern Wort desselben Sehers:

„Nicht leichten Kampfes siegt der Glaube, solch Gut will schwer errungen sein;
Freiwillig tränkt uns keine Traube, die Kelter nur erpreßt den Wein.
Und will ein Engel himmelwärts — erst bricht der Tod ein Menschenherz."

Vielfach wurden den Kriegern Gesänge eingehändigt, neue und alte — als Talismane, wie sie wohl anstehen einem edlen und freien Geschlechte. Unter den neueren Liedern ward ein von Carl Rohrbach nach der Melodie „Das war Lützow's wilde verwegene Jagd" gedichtetes, das in Berlin und in Gotha in einer großen Zahl von Exemplaren zur Vertheilung gelangte, viel gesungen. Einen besonders kräftigen Aufschwung pflegten die Stimmen bei den folgenden Strophen zu nehmen:

„Sie kommen, sie kommen, das Schwert in der Faust,
Und wollen ihr Erbtheil nehmen.
Der gallische Hahn wird vom Adler zerzaust;
Zu lange hat Jener vom Raube geschmaust;

Nun wird man die Flügel ihm lähmen.
Ist Lothringen, Elsaß dem Feinde genug?
Frankreich! Jetzt trifft dich deiner Habsucht Fluch!

Vereinigt kommen die Deutschen, mir graut!
Wer reitet voran, sie zu lenken?
Sein Haar ist Schnee, sein Bart ist ergraut:
Das ist der Bräutgam und Deutschland die Braut.
Er will ihr zur Mitgift schenken
Das Elsaß, Lothringen, die Freigrafschaft!
Frankreich! rückwärts! Weiche der deutschen Kraft!"

Ja, die deutsche Kraft und zwar die deutsche Kraft in der umfassendsten Bedeutung des Wortes war es, die dem Rheine zuzog, nicht die Kraft des Armes allein, noch der Waffe, sondern auch die Kraft des Gemüthes, ohne die, wie einer unserer Weisen, Fichte, sagt, wahrhaft Großes weder im Frieden, noch im Kriege zu erringen ist. Und wie zahlreich war das Heer, das der königliche Feldherr aufzurufen vermocht hatte! Amtlicher Seits unterblieb — entsprechend dem Gebrauch in Kriegszeiten — jeglicher Nachweis über die Gesammtzahl der aufgebotenen Kräfte, wie über das Eintreffen und Sammeln derselben hier und dort. Von Militärkundigen jedoch ist folgende Berechnung aufgestellt worden:

Das deutsche Heer besteht aus der deutschen Bundesarmee und den Heerkräften aus Bayern, Würtemberg und Baden, deren Stärke in den mit diesen Staaten geschlossenen Schutz- und Trutzbündnissen bestimmt ist.

Zur norddeutschen Armee gehören: 1, die gesammte preußische Armee; 2, die der preußischen Armee eingereihten Truppen; 3, die sächsischen Truppen (das XII. Armeecorps); 4, die großherzog-hessischen, der 25. Division des XI. Armeecorps zugetheilten Truppen.

Die Gesammtstärke der Feldarmee beträgt:

Infanterie	(118 Regimenter)	354,000	M.
Jäger	(18 Bataillone)	18,000	"
Cavallerie	(76 Regimenter)	57,000	"

Feldartillerie	(13 Regimenter)	31,000 M.
Festungsartillerie	(10 Regimenter)	12,000 „
Pioniere	(13 Bataill. u. 1 Comp.)	8,000 „
Train	(13 Bat. u. e. Trainabth.)	13,000 „
		493,000 M. mit 1248 Geschützen.
Die Stärke der Landwehr ist berechnet auf		230,000 M.
Die Ersatztruppen betragen etwa		130,000 „
Gesammtstärke der norddeutschen Armee:		853,000 M. mit 1248 Geschützen.

Auf Grund der Schutz- und Trutzbündnisse haben gestellt:

Bayern	70,000 Mann	mit 192	Geschützen,
Würtemberg	23,600 „	„ 54	„
Baden	21,600 „	„ 42	„
zusammen	115,200 Mann	mit 288	Geschützen.

Dies ergiebt eine Gesammtstärke der deutschen Heeresmacht von

968,200 Mann mit 1536 Geschützen.

Von diesem Gesammtheere möchte wohl bereits vierzehn Tage nach der Kriegserklärung etwa eine halbe Million Streiter dem Feinde gegenübergestanden haben.

Der Kronprinz Friedrich Wilhelm, von dem Könige zum Oberbefehlshaber der dritten Armee ernannt, verließ am 26. Juli Berlin. Sein Empfang in Sachsen, Bayern, Würtemberg und Baden legte auf's Neue Zeugniß ab von der einigen Volksstimmung in Deutschland. Die erste sächsische Stadt, die er berührte, war Leipzig. Es hatte sich, wie leipziger Blätter berichteten, eine zahlreiche Menge versammelt, um dem bewährten Heerführer ihre Grüße und Segenswünsche darzubringen. Auf dem Perron wurde er erwartet von den obersten Vertretern des Militärs, der Universität und der Bürger-

schaft. Als der Zug hereinbrauste, brach das in dichten Massen herandrängende Publikum in donnernde Hochrufe und Hurrahs aus. Der Kronprinz verließ den Wagen, dankte mit gewinnender Liebenswürdigkeit, unterhielt sich in heiterer und zuvorkommender Weise mit den ihm vorgestellten Personen und beauftragte zuletzt den Bürgermeister, der Einwohnerschaft seinen Dank für den ihm bereiteten Empfang und seine Hoffnung auszusprechen, Leipzig bald in einer wenn auch im Rückblick auf die für das Vaterland gebrachten Opfer nicht minder ernsten, aber doch mit Gottes Hülfe glücklicheren Zeit wiederzusehen. Die leipziger Blätter der nächsten Tage waren voll seines Lobes. „Glänzend", sagte die illustrirte Zeitung, „wirkte der Kronprinz in dem Kriege von 1866. Es war ihm in demselben mit dem Commando der 2. Armee die Aufgabe übertragen worden, den eigentlichen Hauptschlag zu führen. Unter fortwährenden Kämpfen drängte sich sein Heer aus dem Gebirge, zog unaufhaltsam vorwärts und bewerkstelligte zur rechten Zeit bei Königgrätz die vorgeschriebene Vereinigung, welche den Sieg der preußischen Waffen entschied. Am Abende des 3. Juli schmückte der König Wilhelm den Sohn auf dem Schlachtfelde mit dem Orden pour le mérite. Mag das Glück ihm auch jetzt günstig sein! Schon vor Jahren wurde seiner strategischen Begabung von erfahrenen Offizieren alle Anerkennung gezollt. Seitdem hat der Kronprinz reiche Gelegenheit zu praktischer Ausbildung gehabt, und darin, daß er seine Erfolge dem Verdienste der ihm untergebenen Generale zuzuschreiben pflegt, kommt nicht bloß seine einfache, prunklose Weise, sondern gerade das höchste Verständniß und die herrschende Uebersicht der Vorgänge zu Tage." Nicht minder herzlich war der Empfang, der dem Kronprinzen in München zu Theil wurde. Der König von Bayern war ihm einige Stunden weit entgegengefahren, auf dem Perron der Station Röhrmoos begegneten sich die beiden Fürsten. Der Kronprinz näherte sich dem Könige von Bayern, als ob er eine militärische Meldung machen wolle, dieser

aber umarmte sogleich den nunmehrigen Feldherrn seiner Truppen. Zusammen fuhren sie sodann in den festlich geschmückten Bahnhof zu München ein, wo dichtgedrängte Volksmassen ihrer harrten und sie mit Jubelrufen empfingen. Von den Thoren und Thürmen weheten Flaggen in den norddeutschen und bayerischen Farben, in den Straßen stand Kopf an Kopf die Menge, die, als die beiden Fürsten im offenen Wagen nach dem Schlosse fuhren, ihrer Begeisterung durch Hochrufe und Hüteschwenken Ausdruck gab. „Wer noch mochte gezweifelt haben an der Thatsache," sagte ein Berichterstatter der Kreuzzeitung aus München, „daß es auch dem bayerischen Volke heiliger Ernst sei mit der völligen Hingabe an das große Vaterland und an den ernsten Kampf, der mußte heut seines Irrthumes gewahr werden." Es sollte sich bewähren, was der Seher Max von Schenkendorf gesungen hatte:

„Bayernland, o Land der Stärke,
Alles Schönen heil'ger Heerd —
Darfst nicht fehlen bei dem Werke!"

Am 28. Juli früh langte der Kronprinz in Stuttgart an und wurde auf dem Bahnhofe von dem Könige, den Prinzen und den Vertretern der Behörden mit der höchsten Auszeichnung empfangen. In Stuttgart äußerte er gegen hervorragende Mitglieder der deutschen Partei, die er sich vorstellen ließ, seine Freude über die Einmüthigkeit in Nord und Süd, die offenbar als ein nicht hoch genug zu schätzender moralischer Sieg anzusehen sei. Ein gleicher Empfang ward ihm in Karlsruhe zu Theil, woselbst er an dem Abende desselben Tages eintraf. — „In der alten Reichsstadt Speyer" — so erzählt ein Berichterstatter der Zeitschrift „Daheim" —, „der jetzigen Hauptstadt der bayerischen Rheinpfalz, verweilte der Kronprinz vier Tage. Die „Todtenstadt der alten Kaiser", die, so reich an erhabenen Erinnerungen, neun und zwanzig Reichstage in ihren Mauern gesehen, und die dann von den Räuberschaaren der „grande nation" in zwei auf einander folgenden Jahrhunderten

mit Feuer und Schwert verwüstet wurde, war zu neuem Leben erstanden. Schwarzweißrothe und blauweiße Fahnen schmückten im glücklichsten Vereine die Straßen und Plätze, zum Zeichen des einmüthigen Zusammenstehens unseres Volkes. Aus den bayerischen Quartieren begannen die Truppendurchzüge; die Truppen wurden eben so freudig von der Bevölkerung begrüßt, wie sie freudig dem Kampfe entgegenzogen. Ein Bild bleibt in unvergeßlicher Erinnerung. Hoch zu Roß sitzt der Kronprinz, eine edle ritterliche Erscheinung. In langen Reihen ziehen die schmucken bayerischen Kürassiere auf ihren stattlichen, kräftigen Pferden vor ihm vorbei, markige Gestalten, aus deren Augen Kampfeslust und Siegeszuversicht, zugleich aber volles Zutrauen auf den jugendlichen Feldherrn hervorleuchtet. Das Volk jubelt den Soldaten und dem deutschen Königssohne zu." . . . „Wie einen lieben Freund sah man den Kronprinzen nach vier Tagen von Speyer scheiden: seine große Leutseligkeit und Liebenswürdigkeit hatte alle Herzen rasch erobert. Manche Einzelzüge werden davon erzählt. So badete er täglich in dem vielbestrittenen alten deutschen Rheinstrome und unterhielt sich dabei mit den Mitbadenden aufs Freundlichste. Zu einem Unteroffizier sagte er: „Heut baden wir mit einander, übermorgen schlagen wir mit einander." Und als die Knaben Speyers aus ihrem kleinen Schwimmbassin sich zuweilen in das des Kronprinzen hinüberwagten, und der Schwimmlehrer sie hinaustreiben wollte, rief ihm der Fürst zu: „O lassen Sie sie nur; ich habe es ganz gern, wenn die kleinen Jungen um mich herumschwimmen." Manches Auge blickte dem Kronprinzen feucht nach, und manche Lippe sprach leise vor sich hin: „Gott segne ihn", als er unter dem vielfachen Hoch der Menge die Stadt verließ. So „glorreiche Spuren", wie einst „unsere Väter" — nämlich die der Franzosen von heute — hat der deutsche Fürst allerdings in der Pfalz und ihrer Hauptstadt nicht zurückgelassen, wohl aber die feste Ueberzeugung, daß die Zeiten, wo Monclas die Kaisergrüfte schändete und Melacs

Horden das ehrwürdige Speyer in Brand steckten, oder die französischen Republikaner den herrlichen Dom in ein Magazin verwandelten, auf immer vorüber sind!" Unter dem 31. Juli erließ der Kronprinz aus Speyer folgenden Armeebefehl:

„Soldaten der dritten Armee! Von Seiner Majestät dem Könige von Preußen zum Oberbefehlshaber der dritten Armee ernannt, entbiete ich den von heut ab unter meinem Befehle vereinigten königlich preußischen, königlich bayerischen, königlich würtembergischen und großherzoglich badischen Truppen meinen Gruß. Es erfüllt mich mit Stolz und Freude, an der Spitze der aus allen Gauen des Vaterlandes vereinigten Söhne für die gemeinsame nationale Sache, für deutsches Recht, für deutsche Ehre gegen den Feind zu ziehen. — Wir gehen einem großen und schweren Kampfe entgegen; aber in dem Bewußtsein unseres guten Rechts und in dem Vertrauen auf Eure Tapferkeit, Ausdauer und Mannszucht ist uns der siegreiche Ausgang gewiß. — So wollen wir denn aushalten in treuer Waffenbrüderschaft, um mit Gottes Hülfe unsere Fahnen zu neuen Siegen zu entfalten für des geeinigten Deutschlands Ruhm und Frieden."

Des Königs Abreise aus Berlin erfolgte einige Tage später als die des Kronprinzen. Unter dem 25. Juli erließ er folgende öffentliche Danksagung:

„Aus allen Stämmen des deutschen Vaterlandes, aus allen Kreisen des deutschen Volkes, selbst von jenseits des Meeres, sind mir aus Anlaß des bevorstehenden Kampfes für die Ehre und Unabhängigkeit Deutschlands von Gemeinden und Corporationen, von Vereinen und Privatpersonen so zahlreiche Kundgebungen der Hingebung und Opferfreudigkeit für das gemeinsame Vaterland zugegangen, daß es mir ein unabweisliches Bedürfniß ist, diesen Einklang des deutschen Geistes öffentlich zu bezeugen und dem Ausdruck meines königlichen Dankes die Versicherung hinzuzufügen, daß ich dem deutschen Volke Treue um Treue entgegenbringe und unwandelbar halten werde. Die

Liebe zu dem gemeinsamen Vaterlande, die einmüthige Erhebung der deutschen Stämme und ihrer Fürsten hat alle Unterschiede und Gegensätze in sich beschlossen und versöhnt, und einig, wie kaum jemals zuvor, darf Deutschland in seiner Einmüthigkeit, wie in seinem Recht, die Bürgschaft finden, daß der Krieg ihm den dauernden Frieden bringen, und daß aus der blutigen Saat eine von Gott gesegnete Ernte deutscher Freiheit und Einigkeit sprießen werde."

Am 31. Juli wurde es in Berlin bekannt, daß der König an demselben Tage seine Reise zur Armee antreten werde. Ehe der König aufbrach, hielt er an die zurückbleibenden Minister eine Ansprache. Sie seien berufen, den herrlichen, einmüthigen Geist, der sich im Vaterlande kundgegeben habe, wach zu erhalten, namentlich und vor Allem, wenn, was Gott verhüten wolle, Augenblicke eintreten sollten, in denen etwa die Nachrichten vom Kriegsschauplatze ungünstiger lauteten. Preußens Volk und Armee seien durch den beispiellos glücklichen Verlauf der Kriege von 1864 und 1866 einigermaßen verwöhnt, man dürfe nicht annehmen, daß es auch in diesem Kriege ohne unglückliche Tage abgehen werde. — Am Nachmittage erschien als Abschiedswort folgende Proclamation des Königs:

„Indem Ich heut zur Armee gehe, um mit ihr für Deutschlands Ehre und für Erhaltung unserer höchsten Güter zu kämpfen, will Ich, im Hinblick auf die einmüthige Erhebung Meines Volkes, eine Amnestie für politische Verbrechen und Vergehen ertheilen. Ich habe das Staatsministerium beauftragt, Mir einen Erlaß in diesem Sinne zu unterbreiten.

„Mein Volk weiß mit Mir, daß Friedensbruch und Feindschaft wahrhaftig nicht auf unserer Seite war.

„Aber herausgefordert, sind wir entschlossen, gleich unsern Vätern und in fester Zuversicht auf Gott, den Kampf zu bestehen zur Errettung des Vaterlandes."

Um 5½ Uhr erfolgte der Aufbruch des Königs. Seine Gemahlin, sichtlich ergriffen, begleitete ihn zum Bahnhofe.

In tiefer Bewegung riefen die Tausende und aber Tausende dem königlichen Feldherrn, der den Soldatenmantel und die Feldmütze trug, den Abschiedsgruß zu. Er konnte, als der Zug mit ihm dahin brauste, die Ueberzeugung mit sich nehmen, daß das Herz seines Volkes mit ihm sei. Dem allgemeinen Empfinden gab folgendes Gedicht (von C. Matzerath) Ausdruck:

An König Wilhelm.

„In seines Zornes heil'ger Majestät
Erhebt sich rings das Volk in deutschen Landen.
Der Franke warf die Maske weg — zu spät!
Er trifft auf Männer, die ihn früh verstanden.
Leipzig und Waterloo . . . . ach, all dies Blut
Erstickte nicht die Gier nach fremdem Gut.
Es flammen Feuerzeichen durch die Nacht,
An alle Herzen pocht ein stummes Mahnen;
Der Geist vom Jahre Dreizehn ist erwacht,
Wir werden kämpfen, wie gekämpft die Ahnen.

Heil, König, dir, Heil, ritterlicher Greis!
Wer gönnte dir nicht gern des Abends Frieden
Nach heißem Tag als wohlverdienten Preis?
Doch anders hat das Schicksal es entschieden.
Es gilt, eh' diese Zeit ihr Werk vollbracht,
Noch einmal eine große Völkerschlacht.
Drum haben dich die Deutschen männiglich
Als Heereskönig auf den Schild gehoben;
In Demuth dieser Sendung beugst du dich
Und hebst den festen, treuen Blick nach oben.

So gieb das Zeichen, Herr! Vorwärts ins Feld!
Die Banner flattern und die Herzen schlagen.
Ein einig Volk in Waffen führst du, Held,
Wie nie ein Kaiser seit des Rothbart's Tagen.
In deinem Lager ruht Europas Hort,
Wahrheit und Recht — Arglist und Tücke dort!
Wohl kämpfen wir den großen Kampf allein;
Nur um so höher muß die Ehre sein.
Und stehen wir allein? O nein, o nein,
Der alte Gott wird mit den Deutschen sein!“

Drei Tage vor der Abreise des Königs war auf dem Kyffhäuser von einem berliner Bürger, Roller mit Namen, das deutsche Banner aufgepflanzt worden. Ueber diesen Vorgang berichteten die Zeitungen Folgendes: „Roller befand sich bei einem Freunde zu Suderode, und es fiel im Laufe der Unterhaltung über die Zeitlage die Bemerkung, daß die Zeit Friedrich Barbarossa's nunmehr erfüllt, da ganz Deutschland jetzt einig wie niemals und der deutsche Kaiser in der Person des Königs Wilhelm da sei. Aus diesem Grunde empfehle es sich, auf den Ruinen der alten Kaiserburg das deutsche Banner aufzupflanzen. Symbolisch wäre dann der nordische Aar gekommen, welcher die um den Gipfel des Kyffhäuser kreisenden Raben verscheucht, was durch das Flattern des Banners offenbar geschieht. Roller und ein Sohn seines Freundes faßten die Idee enthusiastisch auf. Sofort wurde von ihnen das zur Ausführung Nöthige aus den umliegenden Ortschaften nebst Fuhrwerk angeschafft, und fort ging es von Suderode nach dem Kyffhäuser. Roller vollbrachte das lebensgefährliche Werk, das Banner auf dem achtzig Fuß hohen morschen Kaiser-Friedrich's-Thurm unter einiger herbeigezogener Leute thätiger Beihülfe nach zwölfstündiger mühevoller Arbeit zu befestigen. Seit dem 28. Juli weht nun von dort weithin in die Lande sichtbar das schwarz-weiß-rothe — 20 Ellen lange und 6 Ellen breite — Banner an einem 30 Fuß langen Schaft. Die Begeisterung und der Jubel der durch das ungewöhnliche Schauspiel herbeigezogenen Menge war stürmisch und endlos, und es wurden vielfache Hochs auf Deutschland und König Wilhelm, „Deutschlands Kaiser", ausgebracht.

Am 1. August früh 4 Uhr erreichte der König Braunschweig, um 6 Uhr Hannover, am 2. August 1 Uhr Coblenz, und um 6 Uhr langte er in Mainz an, das zunächst als Ort des Hauptquartiers ersehen war. Auf allen Stationen, auf denen der König anhielt, wurden ihm Zeichen der treuesten Anhänglichkeit an seine Person und an die Sache, die er vertrat,

in reichstem Maße entgegen gebracht. Von Mainz aus erließ der König folgende Ansprache an die Armee:

„Ganz Deutschland steht einmüthig in Waffen gegen einen Nachbarstaat, der uns überraschend und ohne Grund den Krieg erklärt hat. Es gilt die Vertheidigung des bedrohten Vaterlandes, unserer Ehre, des eigenen Heerdes. Ich übernehme heut das Commando über die gesammte Armee und ziehe getrost in einen Kampf, den unsere Väter in gleicher Lage einst ruhmvoll bestanden. Mit Mir blickt das ganze Vaterland vertrauungsvoll auf Euch. Gott der Herr wird mit unserer gerechten Sache sein."

Mit dem Erlaß dieser Ansprache an die deutsche Armee ward von deutscher Seite der Feldzug als eröffnet angesehen.

Ein Drama in der Völkergeschichte sollte anheben, geführt mit Mitteln von einem Umfange, wie sie bisher noch niemals aufgeboten worden waren. Die beiden größten Heereskörper Europas, beide erprobt in schweren Kämpfen, beide sich ihrer Kraft bewußt, traten einander gegenüber.

Wie verhielt sich nun dem gegenüber das übrige Europa? Die mächtigsten Staaten hatten sich laut dahin erklärt, Deutschland sei im Recht, hatten ihre Verdammung der Absichten Frankreichs ausgesprochen.

Eine Gesammterklärung, dahin gehend, mit den Waffen für die Sache des bedrohten Rechts eintreten zu wollen, hätte jetzt noch zum Frieden führen, Tausende und aber Tausende dem Leben erhalten können. Mußten jene Staaten sich nicht sagen, daß, wenn Deutschland unterliege, es obendrein die ihm zugefügte Gewalt mit Landgebiet und mit einer voraussichtlich außerordentlich schweren Kriegssteuer werde bezahlen müssen? Und doch hatten sie nichts als jene schwachmüthigen thatlosen Erklärungen — ein trauriges Zeichen für die heut noch herrschende Staatsmoral! —

Jedoch gedachten jene Staaten dennoch nicht gänzlich theilnahmlos zu bleiben. Sie trafen vielmehr geeignete Vorberei-

tungen zu dem Zweck, im Verlaufe des Massenmordes, der in Aussicht stand, Vortheile zu gewinnen.

Auf deutscher Seite war man sich klar dieser schweren Sünde bewußt, die sich die Nachbarstaaten zu Schulden kommen ließen. Aber man bedauerte die Haltung derselben dennoch nicht.

Ein halbes hundert Jahre früher hatten die Deutschen die Beihülfe der Nachbarstaaten — es ist dies oben nachgewiesen worden — theuer zu bezahlen gehabt, indem sie, als vornehmlich durch deutsches Blut die Sache des Rechts zum Siege gelangt war, von dem Neide und der Mißgunst um die Früchte ihrer so überaus opferreichen Anstrengungen gebracht worden waren. Um so weniger ließen sie jetzt ein Wort der Klage oder des Vorwurfs über die Theilnahmlosigkeit der anderen Staaten hören. Gott, ihrem guten Recht und ihrem Arm vertrauend gingen sie dem Kampf entgegen, indem sie sich zugleich sagten: Haben jene Mächte für uns jetzt nichts als Worte, nun gut, so werden wir, wenn es über kurz oder lang zu Friedensverhandlungen kommen wird, und sie uns dann — was zu erwarten steht — mit ihrem anmaßlichem Rathe belästigen werden, ihre Worte dann auch Worte sein lassen und lediglich unsere fernere Sicherheit in Betracht ziehen. „Fest und getrost", sagte die Allg. Z., „schauen wir dem Kampfe entgegen; wir haben weder die Waffen, noch die Begeisterung der Franzosen zu fürchten. Denn in ihrer Begeisterung liegt ein Rausch, in der unsrigen aber liegt eine Andacht, und aus dieser Andacht sprechen vierzig Millionen: Gott schirme Deutschland!" In dieser „Andacht" aber ward damals schon mehr oder minder klar geschaut, daß der auf so unerhörte frevelhafte Weise den Deutschen aufgedrungene Krieg unter Gottes Walten zu Ergebnissen führen werde, von denen viele sich klug dünkende Politiker auch nicht eine Ahnung hatten. Es that sich eine Perspective dem Blick auf, die die Umrisse einer neuen Ordnung der europäischen Verhältnisse erkennen ließ. Es war, als ob

ein Wehen durch die Welt gehe, das hier und da den Vorhang, der die Zukunft verhüllt, auf Augenblicke öffne; ein prophetisches Schauen machte sich vielfach bemerkbar. Wer die Gesänge deutscher Dichter, die Darlegungen deutscher Publicisten, die Denkschriften deutscher Staatsmänner aufmerksam ansieht, der wird hier und da etwas von dem Wehen dieses Geistes bemerken. Männer, die sich wie der Nordpol und der Südpol gegenüber gestanden hatten, begannen „mit gleichen Zungen" zu reden und zu zeugen. Im Hinblick auf das jetzt im weiten Bogen an der Grenze stehende machtvolle deutsche Heer, als dessen Aufgabe es anfänglich nur angesehen worden war, treue Wacht am Rhein zu halten, erscholl das Dichterwort:

„Du trägst und wägst in Händen eine Welt und ihr Geschick, —
Was kann ich dir sagen und spenden in solchem Augenblick?
Ich kann am Weg nur stehen, von Glück, von Stolz durchbebt,
Daß dieses Weltsturms Wehen auch ich, auch ich erlebt!"

So Freiligrath, der bis dahin ein Todfeind des Grafen Bismarck gewesen war. Daß aber auch Graf Bismarck, der anerkannt größte Staatsmann der Jetztzeit, der zwar der Schlangenklugheit mit gleicher Schlangenklugheit zu begegnen weiß, der zwar Politiker in dem gebräuchlichen Sinne des Wortes, aber doch auch noch mehr ist als dies, von dem Wehen jenes Geistes — des Geistes, aus dem wahrhaft prophetische Sehkraft entsprießt — ergriffen war, ergiebt sich aus einem Gespräch, das er mit einem ehemaligen englischen Diplomaten hatte. Letzterer hat es seitdem veröffentlicht. Das Gespräch schloß:

Bismarck: „Es ist mehr als ein Krieg, Sir John. Es ist eine geschichtliche Phase, von der dies Alles nur ein Ausdruck ist. Die alte europäische Gesellschaft ist im Begriff zusammenzubrechen, und neue Brennpunkte der Civilisation sind in der Bildung begriffen. Unglücklicherweise bedarf es hierzu der Gewalt des Krieges, denn alles Gebären ist in dieser Welt ein Kampf."

Der engl. Diplomat: „Aber auf welcher Grundlage werden diese neuen Gesellschaften sich erheben?"

Bismarck: „Auf der Freiheit, die daselbst auf dem Größten und Wahrsten, auf dem Gewissen der Menschheit beruht, auf dem Rechts- und dem Pflichtbewußtsein."

Der engl. Diplomat: „Hat denn die französische Revolution nicht eine neue Aera eröffnet, indem sie die Erklärung der Menscheurechte erließ?"

Bismarck: „Nein, denn sie hat die Erklärung der **Pflichten** des Menschen unterlassen. Die Freiheit ist nicht ein Thema für politische Metaphysik oder für Straßengesänge. Sie ist eine Göttin, welche keine Menschenopfer verlangt. Sie ist mehr bürgerlich als volksthümlich, mehr aristokratisch als bürgerlich. Sie ist sittenstreng, arbeitsam, fordert viel Tugend, scheut den Lärm und verlangt zum Leben die Verschlossenheit des Geistes und der Seele und nicht den öffentlichen Platz und das Wirthshaus. Eine neue Religion bedarf neuer Völker. Ein einfacher Glaube erfordert Herzen, so einfach wie dieser Glaube. Wenn Sie dererlei vor sich sehen, dann reden wir nicht weiter. — Aber verzeihen Sie, ich muß Sie verlassen. Ich habe nur gesprochen, geträumt vielleicht, und ich bin der Mann der Thatsachen."

Diplomatischer Feldzug Bismarck's.

Die Gemüther waren in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, auf's Höchste erregt. Zu den constanten Fragen, die sich der Erwägung aufdrängten, gehörte die: Wie werden sich die übrigen europäischen Großmächte weiterhin verhalten? — Für den Augenblick war zwar eine Gegnerschaft nicht zu befürchten; aber wer konnte dafür bürgen, daß nicht im Verlauf des Krieges Neid und Mißgunst zu Feindseligkeiten gegen Deutschland anregten? Darum ward es in Deutschland

allgemein begrüßt, daß Graf Bismarck in einer Enthüllung die Ziele und Bestrebungen Frankreichs den europäischen Staatsmännern und den Völkern bloßlegte. Graf Benedetti hatte vor längerer Zeit ihm den Entwurf zu einem „geheimen Abkommen" eingehändigt. Graf Bismarck war nicht auf die Absichten Frankreichs eingegangen, die, indem sie Preußen bedeutende Vortheile boten, auf Einverleibung Belgiens hinzielten; er hatte auch über jenen Entwurf nichts öffentlich verlauten lassen, sich jedoch im Stillen vorbehalten, ihn der Oeffentlichkeit vorzulegen, falls etwa Frankreich feindselig gegen Preußen und Deutschland vorgehen sollte. Jetzt war die Nöthigung dazu eingetreten. So erfolgte denn von Seiten des Grafen Bismarck die Veröffentlichung jenes bedeutsamen Schriftstückes, das in der Uebersetzung folgendermaßen lautet:

Entwurf eines Vertrages zwischen Frankreich und Preußen.

„Se. Majestät der König von Preußen und Se. Majestät der Kaiser der Franzosen, es für nützlich haltend, die Freundschaftsbande, welche sie verbünden, enger zu knüpfen, und die glücklicherweise zwischen beiden bestehenden Beziehungen guter Nachbarschaft zu befestigen, andrerseits überzeugt, daß, um dieses überhaupt die Aufrechthaltung des Weltfriedens zu sichern geeignete Resultat zu erreichen, es ihnen obliegt, sich über Fragen zu verständigen, welche ihre zukünftigen Beziehungen angehen, haben sich entschlossen, zu diesem Zweck einen Vertrag abzuschließen und in Folge dessen zu ihren Bevollmächtigten ernannt u. s. w. . . . , welche, nachdem sie ihre in guter und gebührender Form befundenen Vollmachten ausgetauscht, über folgende Artikel übereingekommen sind:

Art. I. Se. Majestät der Kaiser der Franzosen läßt zu und erkennt an die Erwerbungen, welche Preußen in Folge des letzten Krieges, den es gegen Oesterreich und seine Verbündeten führte, gemacht hat, ebenso wie die für die Aufrichtung eines Bundes in Norddeutschland getroffenen oder noch zu treffenden Einrichtungen, indem er sich zu gleicher Zeit verpflichtet, der Erhaltung dieses Werkes seine Unterstützung zu leihen.

Art. II. Se. Majestät der König von Preußen verspricht, Frankreich die Erwerbung Luxemburgs zu erleichtern: zu diesem Zwecke wird die genannte Majestät in Verhandlungen mit Sr. Majestät dem Könige der Niederlande eintreten, um denselben zu bestimmen, dem Kaiser der Franzosen seine Souveränetätsrechte über dieses Herzogthum abzutreten gegen

eine Entschädigung, die für hinreichend erachtet werden wird, oder auf andere Weise. Um diese Transaction zu erleichtern, verpflichtet sich der Kaiser der Franzosen seinerseits beiläufig, die pecuniären Lasten auf sich zu nehmen, die sie mit sich bringen könnte.

Art. III. Se. Majestät der Kaiser der Franzosen wird sich einer föderalen Vereinigung des Nordbundes mit den Staaten des Südbundes nicht widersetzen, welche Vereinigung auf ein gemeinsames Parlament basirt sein kann, wobei aber in billigem Maße die Souveränetät besagter Staaten geachtet bleibt.

Art. IV. Seinerseits wird Se. Majestät der König von Preußen in dem Falle, daß Se. Majestät der Kaiser der Franzosen durch die Umstände bewogen werden sollte, seine Truppen in Belgien einrücken zu lassen oder es zu erobern, Frankreich die Beihülfe seiner Waffen gewähren und ihm mit allen seinen Land- und Seekräften gegen und wider jede Macht beistehen, welche in diesem Falle ihm den Krieg erklären sollte.

Art. V. Um die vollständige Ausführung dieser Bestimmungen zu sichern, schließen Se. Majestät der König von Preußen und Se. Majestät der Kaiser der Franzosen durch gegenwärtigen Vertrag eine Offensiv- und Defensiv-Allianz, welche sie aufrecht zu erhalten sich feierlich verpflichten. — Ihre Majestäten machen sich überdies und ausdrücklich anheischig, dieselbe in allen Fällen zu beobachten, wo ihre respectiven Staaten, deren Integrität sie sich gegenseitig verbürgen, von einem Angriffe bedroht werden sollten, indem sie sich für gebunden halten, in einem derartigen Falle ohne Zögern und ohne sich unter irgend einem Vorwande zu weigern, die militärischen Vorkehrungen zu treffen, welche durch ihr gemeinschaftliches Interesse in Einklang mit den angegebenen Clauseln und Voraussetzungen geboten sind."

So hatte das neueste Angebot des bösen Feindes von jenseits des Rheins gelautet. Graf Bismarck hatte, wie bemerkt, den Entwurf bei Seite gelegt, es nunmehr aber für geboten gehalten, ihn der Oeffentlichkeit zu überantworten. Weshalb war aber eine Veröffentlichung nicht schon früher erfolgt? Er selbst hat uns die Antwort darauf gegeben. „Die Unmöglichkeit, auf irgend welche Anerbietung der Art einzugehen", sagte er, als Stimmen laut geworden waren, die seinem bisherigen Schweigen eine ihm ungünstige Deutung gaben, „war für mich niemals zweifelhaft; wohl aber hielt ich es im Interesse des Friedens für nützlich, die französischen

Staatsmänner bei dem Glauben zu erhalten, ich könnte doch noch mich für ihre Ansichten erklären und darauf eingehen; endlich das Spiel so lange fortzusetzen, als es ohne Zusage, wenn auch nur mündliche, möglich sein würde. Ich vermuthete, daß die Vernichtung jeder französischen Hoffnung den Frieden, den zu erhalten Deutschlands und Europas Vortheil erheischte, gefährden würde. Ich war nicht der Meinung, den Krieg mit Frankreich anzunehmen, „weil er ja doch unvermeidlich sei". So sicher durchschaut Niemand die Absichten der göttlichen Vorsehung bezüglich der Zukunft, und ich betrachte auch einen siegreichen Krieg an sich immer als Uebel, welches die Staatskunst den Völkern zu ersparen bemüht sein muß. Ich mußte die Möglichkeit berechnen, daß in Frankreich Leben und Tod eintreten, Verfassung und Politik sich derart ändern konnten, daß sie den Krieg nicht nothwendig machten. Aus diesem Grunde schwieg ich über die gemachten Zumuthungen."

Welchen Eindruck machte nun die Veröffentlichung?

Wir werden dies alsbald sehen. Treffend charakterisirt im „Salon" der Abgeordnete Braun-Wiesbaden die französischen Diplomaten. Nachdem er angeführt, daß man bei Gelegenheit jener Veröffentlichung allgemein gefragt habe, „ob denn die französischen Diplomaten über Nacht dumm geworden seien", fährt er fort: „Ich glaube es nicht. Sie haben sich so gezeigt, wie sie lange waren. Nicht sie sind dümmer, sondern andere sind klüger geworden. Es war von jeher eine „berechtigte Eigenthümlichkeit" der französischen Diplomaten, daß sie keine andere Sprache verstanden, als Französisch. Herr Benedetti war seit 1864, also seit sechs Jahren in Berlin, aber es ist ihm selbst im Traum nicht der Gedanke gekommen, jemals den entferntesten Versuch zu machen, die deutsche Sprache zu erlernen, geschweige denn sie so zu erlernen, wie es für jeden Diplomaten eine Pflicht und eine Nothwendigkeit erscheint gegenüber dem Lande, bei dessen Monarchen er accreditirt ist. Freilich ist das nicht erst seit

gestern so, sondern von Alters her. Vor hundert Jahren sprachen in Berlin der König, die Prinzen, die Damen bei Hofe, die Beamten, kurz Allewelt, womit der Gesandte in Berührung kam, französisch. Der französische Ambassadeur hörte also Alles, was er hören sollte und wollte, ohne auch nur ein Wörtchen Deutsch zu verstehen. Ja, er hatte den Vorzug, daß in der ausschließlich französisch redenden, lesenden und schreibenden Gesellschaft stets sein Französisch das beste war; denn er war ja dort der Einzige, der seine Muttersprache redete. Seitdem aber hat die deutsche Sprache einen hohen Aufschwung genommen, und es schämt sich bei uns nur noch derjenige seiner Muttersprache, der sie nicht richtig zu sprechen versteht, der seinen Dialect nicht verrathen oder sich nicht durch Sprach- oder Schreibfehler blamiren will. Man denke sich nun den Grafen Benedetti, der keine Silbe deutsch versteht, mitten in dieser nichts als deutsch sprechenden Gesellschaft. Spielt er da nicht die Rolle eines Blinden, der nur noch einen Lichtschimmer hat, eines Tauben, der nichts hört, als was speciell für ihn bestimmt ist, d. h. was ihm zu diesem Zwecke in sein Gehörrohr hineingeschrieen wird? Aber ein Vertreter der „großen Nation" darf sich nicht herablassen, die Sprache des Volkes zu lernen, mit welchem er verkehren soll; lieber beraubt er sich des einzigen Mittels, welches ihn in den Stand setzen würde, zu erfahren, was vorgeht. Es handelt sich dabei aber nicht nur um die Sprache, sondern auch um die Geschichte, um die Geographie und die „Naturgeschichte" (wenn ich so sagen darf) der Deutschen. In allen diesen Dingen leiden die Franzosen an einer wahrhaft staunenswerthen Unwissenheit; und hierin machen die Diplomaten durchaus keine Ausnahme von den übrigen Franzosen, und Graf Benedetti keine Ausnahme von den übrigen Diplomaten."
Nachdem der Verfasser Benedetti's Wirken in verschiedenen Hauptstädten geschildert und darauf verwiesen hat, daß von demselben die Annexion von Nizza und Savoyen zu Stande

gebracht worden sei, fährt er fort: „Uneingedenk des Satzes: „Ne bis in idem“ glaubte Benedetti, was in Turin geholfen, helfe auch in Berlin. Der Triumph, den er dort gefeiert, machte ihn hier toll und verwegen; er war sein Verhängniß. Für uns Deutsche war Benedetti wirklich

„ — ein Theil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.“

Durch seine Ansprüche auf Rheinbayern und Rheinhessen, vom 6. August 1866, brachte er die Allianzverträge mit Süddeutschland, durch seine Drohungen von 1870 die deutsche Einheit zu Stande.“

Hören wir hiernach des Verfassers Urtheil über den Grafen Bismarck: „Da Bismarck seine Reden stets improvisirt, wenigstens was die Form anbelangt, so quillt in jedem Wort das volle individuelle Leben. Bekanntlich herrscht unter den politischen Parteien Preußens lebhafter Streit darüber, ob Graf Bismarck liberal oder conservativ sei; und merkwürdiger Weise verstummt dieser Streit allemal gänzlich in großen weltgeschichtlichen Momenten, wie 1866 und 1870, wo alle Parteien, die bisher an ihm hin- und herzerrten, bereit sind, dem Grafen das unbedingteste Vertrauen zu schenken. Die Wahrheit ist, daß Bismarck sich weder von der einen noch von der anderen Partei je in ihren Karren spannen läßt, und daß man ihn überhaupt nach den bisher üblichen Parteiunterschieden nicht classificiren kann. Denn diese Kategorien beziehen sich auf innere Details, während Bismarck stets nur die große Frage der Wiedergeburt der Nation im Auge hat. Daher auch die sonderbare Erscheinung, daß alle Parteien auf der Reihe herum ihm dienen und ihm grollen, ihn stützen und gegen ihn frondiren, sich von ihm gefördert und sich von ihm getäuscht fühlen. Jahrhunderte lang hat uns in Deutschland das Unglück verfolgt: war der richtige Mann da, dann fehlte der richtige Moment; war der richtige Moment da, dann fehlte, wie 1848, der richtige Mann. Beides wollte nie zusammentreffen. End-

lich hat es die Vorsehung gewollt, daß zu unserm Glück in dem Augenblick der Krisis auf dem Throne der Hohenzollern, welcher berufen ist in Deutschland den der Hohenstaufen zu ersetzen, ein gradsinniger, fester und tapfrer König sitzt, den man mit mehr Recht als irgend Jemanden mit den Worten des Horazius bezeichnen kann als „justum ac tenacem propositi virum"; und daß dieser Fürst sich zu seinem Minister einen Mann auserwählte, der mit gleichem Festhalten des Ziels einen wahrhaft unerschöpflichen Reichthum an Mitteln und Wegen verbindet. — Graf Bismarck ist ein Altmärker. Er ist dem Geschlechte der märkischen „Landjunker" entsprossen; er selbst sagte 1849: „Ich bin ein Junker und werde diesen Namen wieder zu Ehren bringen"; und er hat Wort gehalten. Er hat von Haus aus alle Tugenden und Fehler dieser unbeugsamen, klugen, harten und opfermuthigen Junker, welche in Bewirthschaftung bescheidener Güter mit der Noth des Daseins ringen und doch jeden Augenblick, wenn der König ruft, dem Staate zur Verfügung bereit stehen. Er zeigt anfangs auch ganz die engbegrenzte Weltanschauung von ehedem; jene Anschauung Friedrich Wilhelm's I., welcher die Habsburger für die Lehnsherren, sich für den Vasallen hielt und jenen so lange in Ehren und Treue diente, bis er kurz vor seinem Tode erst merkte, wie sehr er getäuscht war, und dann auf seinen Sohn deutend starb mit den Worten: „Da steht Der, welcher mich rächen wird!" — Graf Bismarck wurde von dieser seiner ursprünglichen, echt feudalen Auffassung gründlich kurirt auf dem Bundestage zu Frankfurt — das einzige Verdienst, welches sich diese Versammlung (und noch dazu wider Willen!) jemals erworben. Hier durchdrang ihn zuerst die negative Wahrheit: die Habsburg'sche Fremdherrschaft taugt nichts für Deutschland. Das war der Uebergang von Friedrich Wilhelm I. zu Friedrich dem Großen. Dann betrat er die große Bühne der Welt, und dort ging ihm die Idee der deutschen Mission Preußens vollständig auf, anfangs in der einseitigen Auffassung des Jahres

1813, dann in ihrer ganzen Kraft und Vertiefung, an der Wiederanknüpfung an die glorreiche Zeit der fränkischen, sächsischen und schwäbischen Kaiser in Deutschland. So ist, ganz analog mit den Entwicklungsphasen des Staates, dem er dient, dieser Staatsmann allmählig aus einem Märker ein Preuße und aus einem Preußen ein Deutscher geworden, nicht dadurch, daß er das frühere Stadium im Stiche ließ, sondern daß er, ohne jemals sich selbst untreu zu werden, es hob, veredelte und verklärte. Zur Characteristik mag noch ein Umstand dienen: Die Mehrzahl der Altpreußen ist sehr schlecht bewandert in der früheren deutschen Geschichte; für sie fängt die Weltgeschichte oder wenigstens die deutsche Geschichte erst mit dem großen Kurfürsten oder gar erst mit dem alten Fritz an. Bei dem Grafen Bismarck ist dies anders. Wenn er im Reichstage die Aufgaben unserer Nation erörtert, dann entnimmt er mit Vorliebe seine Beweisführungen und Beispiele den Zeiten der großen Ottone, Heinriche und Hohenstaufen, die allen deutschen Landen und Stämmen gemeinsam waren. In dieser kurzen Schilderung ist eigentlich schon der ganze Gegensatz enthalten zwischen Bismarck und den übrigen Diplomaten, deren Schliche, Kniffe, Pfiffe und Griffe er übrigens eben so gut, wie irgend einer von der Zunft, und besser, kennt. Er hat das Leben von allen Seiten kennen gelernt, als Landjunker, der mit wirthschaftlichen Drangsalen kämpft; als Soldat und als Offizier; als junger Jurist, der sich mit pedantisch-bureaukratischen Vorgesetzten in den Haaren liegt; als stellvertretender Landrath; als Deichhauptmann; als Gesandter in Frankfurt, in Paris und in St. Petersburg. Ueberall, wo er war, namentlich auch in Frankreich und in Rußland, hat er Land und Leute, Staat und Gesellschaft auf das Gründlichste studirt. Auch Russisch zu lernen hat er nicht verschmäht; ja er kann sich sogar zur Noth auch in Ungarisch und Vlämisch verständlich machen. Gelehrte von Fach bewundern seine genaue Kenntniß in der französischen, russischen und polnischen Ge-

schichte. Wie er Landschaften und Culturzustände zu beobachten und mit einer bewundernswerth correcten Zeichnung und brillanter Farbenpracht zu schildern versteht, das zeigen seine Briefe."

Sehen wir nun zu, welchen Eindruck die Veröffentlichung jenes Entwurfs in Europa hervorbrachte. An dem Abende desselben Tages, an welchem dies Anerbieten auf Veranlassung Bismarcks durch die „Times" der Welt vorgelegt ward, erfolgte in Bezug auf dasselbe durch Disraeli eine an das Ministerium gerichtete Anfrage. Es bedürfe wohl, sagte der Redner unter der lebhaftesten Zustimmung des ganzen Hauses, keiner Erwähnung von der Wichtigkeit, welche eine genaue Kenntniß hierüber für das Parlament und das Land habe, jedenfalls enthalte der veröffentlichte Tractat eine Politik, welche England niemals gut geheißen habe und auch nimmermehr dulden könne. Er betrachte die Vernichtung Belgiens als ein Unglück für Europa und eine Schädigung Englands, und es liege auf der Hand, daß, wenn ein Versuch dazu gemacht werden sollte, dann jene Verbindlichkeiten, welche England gegen Belgien eingegangen sei, die größte Berücksichtigung erfordern. Der Minister Gladstone antwortete in zustimmender Weise und versprach, schleunigst sich über die Sache des Nähern zu unterrichten, damit er im Stande sei, seine Maßnahmen zu treffen. In gleicher Weise sprach sich der Minister Granville im Oberhause aus.

Die Einverleibung Belgiens in Frankreich bedeutet für England die Annäherung schwerster Gefahr, die ihm in diesem Falle von Frankreich drohen würde. Daher die Aufregung in England, die sich auch sofort in der Presse kund gab. Fast allgemein hielt man von vorn herein das Actenstück für echt. Nun brachte auch noch der Telegraph die Nachricht, es sei der von Benedetti eigenhändig niedergeschriebene Entwurf dem englischen Gesandten in Berlin im Original vorgelegt worden. Tags darauf ließ Graf Bismarck durch die preußischen Blätter bekannt machen: „Die Urschrift des von

der französischen Regierung vorgeschlagenen Vertragsprojectes — von der Hand des Grafen Benedetti geschrieben — befindet sich auf dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten des Norddeutschen Bundes." — „Es scheint, daß die wiederholten Weigerungen der Norddeutschen Bundesregierung, sich zu derartigen Unternehmungen herzugeben, die Regierung des Kaisers Napoleon endlich dazu bestimmt haben, auf dem Wege eines gegen Deutschland gerichteten Krieges sich des Objects seiner Habsucht zu bemächtigen." — Nun gab Graf Bismarck über Frankreichs Pläne gar noch eine neue Enthüllung zum Besten. „Schon vor dem Kriege 1866 hatte Frankreich Preußen seine Alliance mit der Zusage angeboten, daß die französische Kriegserklärung in einem bestimmten Termine der preußischen folgen, und daß eine französische Armee von 300,000 Mann Oesterreich angreifen solle, wenn Preußen in gewisse territoriale Abtretungen auf dem linken Rheinufer willigen wolle." — Im Interesse des Friedens und so lange, als man hoffen konnte denselben aufrecht zu erhalten, hat sich das berliner Cabinet darauf beschränkt, seine Mitwirkung zu den ehrgeizigen Absichten der französischen Regierung zu versagen, ohne der öffentlichen Meinung Europa's die Umtriebe zu denunciren, zu deren Mitschuldigem man dasselbe zu machen sich bemühte. Aber die Zeit schien gekommen zu sein, um einer Politik die Maske abzureißen, welche sich selbst richtet."

Aus dem, was in dem Verlaufe des Streites über diese Angelegenheit von preußischer Seite und von französischer Seite weiterhin veröffentlicht wurde, sind noch folgende Stellen hervorzuheben.

Graf Bismarck sagte: „Ich habe sogar Grund zu glauben, daß, wenn die fragliche Veröffentlichung unterblieben wäre, nach Vollendung der französischen und unserer Rüstungen uns von Frankreich das Anerbieten gemacht sein würde, gemeinsam an der Spitze einer Million gerüsteter Streiter dem bisher unbewaffneten Europa gegenüber die uns früher gemachten

Vorschläge durchzuführen, d. h. vor oder nach der ersten Schlacht Frieden auf Grund der Benedetti'schen Vorschläge, auf Kosten Belgiens."

Benedetti nahm seine Zuflucht zu dem Hauptmittel der französischen Politik, zu der Lüge, doch hing er ihr noch einen Schleier um. Er entgegnete, der Entwurf rühre nicht von ihm her, sondern vom Grafen Bismarck, der ihm denselben „so zu sagen" dictirt habe! — Auf diesem Lügenpfade ging Ollivier noch weiter, und er erklärte frei und frank in der Kammer: „Das Frankreich von Preußen vorgelegte Project sei, wie dasselbe es verdient habe, zurückgewiesen worden. „Hierauf", fuhr er fort, „sagt Herr v. Bismarck, daß man es der Initiative der französischen Regierung verdanke. Die Thatsache ist richtig, aber die Consequenzen, welche man daraus zieht, sind falsch. Hier die Wahrheit. Eines Tages fand eine lange Conferenz zwischen Herrn v. Bismarck und Herrn Benedetti statt. Herr v. Bismarck suchte unsern Botschafter zur Annahme des Projects zu bestimmen. Plötzlich rief Herr von Bismarck aus: „Wir kommen unaufhörlich auf die nämlichen Punkte zurück. Schreiben Sie die Grundlage auf, damit wir nicht fortwährend ins Blaue hinein discutiren. Setzen Sie sich hin, ich werde dictiren!" Darauf setzte Herr Benedetti sich hin und schrieb, was Bismarck ihm dictirte." —

O der jämmerlichen Staatskunst der regierenden französischen Gewalthaber, die es endlich zu solchen Plumpheiten und Ungeheuerlichkeiten brachte! Die Lügengeister fingen sich in ihren eigenen Netzen. Benedetti hatte mit seiner Aeußerung, Bismarck habe ihm „so zu sagen" dictirt, das „Dictiren" nur im bildlichen Verstande gemeint, und siehe, flugs spann Ollivier daraus obigen Lügenbericht. Aber es genügten wenige Federstriche des Grafen Bismarck dazu, um auch dieses Lügengewebe zu vernichten. War doch von ihm das französische Anerbieten nicht einmal eines Bogens Papier für werth gehalten worden! „Der Entwurf ist", entgegnete er, „von

Anfang bis zu Ende von der Hand des Grafen Benedetti und auf dem Papier der kaiserlich französischen Botschaft geschrieben.“ Dem fügt er hinzu: „Die hiesigen Botschafter, resp. Gesandten von Oesterreich, Großbritanien, Rußland, Baden, Bayern, Belgien, Hessen, Italien, Sachsen, der Türkei, Würtemberg, welche das Original gesehen, haben die Handschrift erkannt.“ Er ließ darnach den Text photographisch vervielfältigen und versandte ihn an die verschiedenen Höfe.

Alle Welt sah nun, wo in dieser Sache die Lüge und wo die Wahrheit sei. Napoleon hatte in Bismarck seinen Mann gefunden. Preußen gewann durch diesen von dem Grafen Bismarck errungenen diplomatischen Sieg außerordentlich. Viele, die noch schwankend gewesen waren, wandten sich der Politik der Redlichkeit zu, als deren Vertreter in dem Streite sie nunmehr den Grafen Bismarck ansehen durften. England veranlaßte eine neue Feststellung in Betreff der Unantastbarkeit Belgiens, die erwachte deutsche Gesinnung in den Mittel- und Südstaaten Deutschlands nahm einen noch stärkeren Aufschwung, Herr von Beust aber mußte — gegenüber der in Deutsch-Oesterreich nun erst recht zu Tage tretenden Sympathie für die preußisch-deutsche Sache — lang genährte Wünsche, die jetzt in ihm kühn aufgestiegen waren, in den verborgensten und dunkelsten Winkel seines Herzens zurückverweisen. — So wußte die gewandte und starke Hand Bismarck's, indem er sich neue Anhänger schuf, seinen alten Gegner an der Donau aufs Neue lahm zu legen. Ueber den so überaus glücklichen Verlauf des Bismarckschen diplomatischen Feldzuges, dieses Vorspiel des wirklichen Krieges, berichten alle deutschen Zeitungen jener Tage. Hier sei nur einer gänzlich unparteiischen Stimme aus dem fernen Amerika erwähnt. Die „New-Yorker Tribüne“ sagte in einem längeren „Der Fehler des Kaisers“, überschriebenen Artikel:

„Napoleon hatte sich kaum von der mexikanischen Affaire erholt, als seiner in Europa eine tiefe Erniedrigung wartete. Nachdem es ihm mißlungen war, Oesterreich zu seinem Werk-

zeuge zu machen, um Bismarck aus dem Sattel zu heben, schlug er in Berlin einen geheimen Vertrag vor, eben so ehrlos, wie sein Staatsstreich, durch welchen er sich selbst als den gemeinschaftlichen Feind Europas declarirte.

„Er wollte die Zustimmung zu einer Vereinigung der deutschen Staaten unter der Bedingung ertheilen, daß Preußen ihm gestatte, gegen Belgien einen Meuchelmord zu begehen und Holland zu zerstückeln. Die Niederträchtigkeit dieses Ansinnens erhöhte sich noch durch den Umstand, daß er in einem feierlichen Vertrage die Garantie für Belgiens Unabhängigkeit mit übernommen hatte. Preußen behandelte diesen Vorschlag mit Geringschätzung; es erwiederte ihm, daß auf seine Zustimmung in der Einigung Deutschlands kein Werth gelegt werde, und daß man ihn um eine solche nicht angehen werde. Der Bund wurde geschlossen, mochte es ihm belieben oder nicht.

„Es würde zwecklos sein, vorherzusagen, ob der gegenwärtige Krieg ein Fehler Frankreichs ist. Sollte die Sache anders sein, so müßte sie sich wesentlich von den früheren Unternehmungen des Kaisers unterscheiden. Ganz unzweifelhaft hat derselbe bei der Einleitung es an Mißgriffen nicht fehlen lassen. Durch die Veröffentlichung des geheimen Vertrages hat Bismarck seinem Gegner den Haß und die Furcht sämmtlicher Mächte Europas zugewandt."

Das war Napoleons erste verlorene Schlacht in dem Feldzuge von 1870.

Die französische Heermacht.

Die deutsche Heermacht haben wir nach ihrer Stärke und nach ihrer innern Bedeutung kennen gelernt.

Ein Ueberblick über die Heermacht des Feindes wird uns zeigen, unter welchen Auspicien Frankreich den Krieg begann.

Die französische Zeitschrift „Revue militaire française“ brachte in ihrem Maihefte einen Aufsatz, der die deutschen und französischen Streitkräfte in Vergleich zu einander stellt. Der Aufsatz ist schon aus dem Grunde bemerkenswerth, weil der Verfasser der Ueberzeugung unverhohlen Ausdruck giebt, daß ein Krieg zwischen Frankreich und Deutschland unvermeidlich sei. Nachdem er die Stärke des deutschen Heeres ziemlich genau bezeichnet hat, läßt er sich über die französische Heermacht und die ihr zufallende Aufgabe in folgender Weise aus: Als erste Bedingung sei zu fordern, daß Frankreich sofort 300,000 Kämpfer ins Feld sende. Um über diese Zahl verfügen zu können, müsse Frankreich seine Armee mindestens auf 700,000 Mann bringen und zwar: auswärtige Armee 300,000 Mann, Reserve im Innern 100,000 Mann, zu Besatzungen und Depots 300,000 Mann. Hierzu sei aber wieder mit Berücksichtigung von Verlusten und Abgängen verschiedener Art eine Totalstärke von 900,000 Mann erforderlich, wenn nicht eine Schwäche der Armee eintreten solle. Durch eine schnelle Operation werde es dann Frankreich gelingen, mit dieser militärischen Stärke die deutschen Armeen zu vernichten. Keine langen Vorbereitungen, keine langsamen und erschöpfenden Märsche; der Zielpunkt oder vielmehr die hinter einander liegenden Zielpunkte dürfen nicht voraus bestimmt werden. Man müsse sich dorthin in Massen mittelst der rapiden Transportmittel begeben. Es genüge, da zu sein, zahlreich, gut organisirt, wohlcommandirt, wohlbewaffnet und moralisch gekräftigt durch ein erhabenes Gefühl von Ehre und Vaterlandsliebe. Der Kampf werde sich dann unmittelbar entspinnen, zur Stelle in bestimmter Art, und nur noch Kunst und Tapferkeit zu entfalten sein. Die Gelegenheit sei gegeben; man müsse sein va-tout spielen. Deshalb sei es die Aufgabe Frankreichs, wenn man ihm nicht zuvorkommen solle, sofort eine Armee an den Rhein zu werfen und eine andre einzuschiffen und zwar unter fortdauerndem Manövriren gegen diejenigen, welche Frankreichs Grenze bedrohen.

Solcher Art waren, wie die genannte Zeitschrift verräth, die Anschauungen in den leitenden militärischen Kreisen Frankreichs, während in Paris noch die friedfertigsten Gesinnungen geheuchelt wurden.

Aber nicht allein über die ihr zu einer Action nöthig erscheinende Truppenanzahl und die Art der Verwendung der einzelnen Heeresmassen ließ die französische Militärzeitung sich aus, sie legte vielmehr auch Rechenschaft ab über die politischen Erwägungen, von denen sie sich bei der Entwerfung des von ihr vorgelegten Feldzugsplanes hatte leiten lassen. Zuvörderst ging sie von der Voraussetzung aus, daß bei einem Kriege zwischen Frankreich und Deutschland von Seiten Rußlands eine absolute Neutralität beobachtet werden würde. Intervenirte Rußland zu Gunsten Preußens, so wäre das aus dem Grunde vortheilhaft für Frankreich, weil ein solches Verfahren Oesterreich gestatten würde, in Action mit Frankreich zu treten. Mindestens aber würde die Stellung Rußlands zu den kriegführenden Mächten Oesterreich veranlassen, einige militärische Maßregeln vorzubereiten. Es würde ohne Zweifel ein Armee-Corps in Böhmen, bei Prag, ein anderes in Mähren, zwischen Brünn und Ollmütz, und wahrscheinlich ein drittes am Inn zusammenziehen, während es sich im Innern mit der Organisation seiner Streitkraft beschäftigte, um allen Eventualitäten gewachsen zu sein. Die Seitens Oesterreichs getroffenen Maßregeln würden aber Preußen zwingen, eine Armee an seinen Südgrenzen zu versammeln, die sich auf Dresden und Breslau stützte. Diese Armee dürfte aus nicht weniger als aus drei Corps bestehen und würde überdies als Reserve die Corps haben, die aus den Reserven und Landwehren der angrenzenden Provinzen gebildet werden müßten.

Also Schwächung der Heerkraft Deutschlands durch Oesterreichs Haltung zu Gunsten Frankreichs! — Die französische Militärzeitung rechnete auf offenkundig feindselige Stimmung gegen Preußen in einflußreichen Kreisen Oesterreichs. Diese

feindselige Stimmung suchte sich in der That auch zu Anfange des Krieges in Oesterreich geltend zu machen, und sie würde gewiß durchgedrungen und mindestens zu einer bewaffneten Neutralität, die Deutschland geschadet, Frankreich genützt hätte, geführt haben, wäre nicht in dem Volke Deutsch-Oesterreichs eine so erhebende patriotische Glut erwacht, die alle Ränke ins Dunkel scheuchte, die den Staatskanzler endlich zwang, in den amtlichen Preßorganen wiederholt erklären zu lassen, Oesterreich werde eine absolute (unbewaffnete) Neutralität beobachten. Vier Monat später — Ende November — kam es jedoch zu Tage, daß Herr von Beust — entgegen den amtlichen Versicherungen — zu jener Zeit in geheimster Stille Rüstungen hatte betreiben lassen. Man hatte das Heer um 50,000 Mann und 27,247 Pferde vermehrt. Ein längeres Verdecken dieser Thatsache war nicht möglich, da der Zwang vorlag, für die verausgabten Gelder nachträglich die Bewilligung des Landtages einzuholen. —

Die Stimmung der leitenden Kreise Oesterreichs hatte demnach die französische Militärzeitung richtig beurtheilt; die echt patriotische Gesinnung der Deutsch-Oesterreicher dagegen war von ihr nicht in Anschlag gebracht worden, weil ihr für die Würdigung derselben der richtige Maßstab fehlte.

Eine gleich falsche Voraussetzung lag ihrer Beurtheilung der Haltung Süddeutschlands zu Grunde. Preußen werde, sagte sie, aus den jüngsten politischen Discussionen in den bayerischen und württembergischen Kammern die Ueberzeugung geschöpft haben, daß die Süddeutschen bei aller Betheuerung ihrer Treue in Beobachtung der geschlossenen Verträge durchaus nicht daran denken, ihre Streitkräfte dem norddeutschen Bunde zur Verfügung zu stellen, daß sie vielmehr höchstens ihre Grenzen bewachen werden, auf eine thätige Mitwirkung ihrer Armeen gegen Frankreich demnach in keiner Weise zu rechnen sei. Nur Baden dürfte seine Mitwirkung offen eintreten lassen. Demnach seien die Streitkräfte, mit denen der Nordbund gegen

Frankreichs Grenzen operiren könnte, auf 288,000 Mann anzuschlagen. Rechne man 12,000 Badener und außerdem noch 10,000 Bayern (diese jedoch nur als Besatzungen der Festungen Germersheim und Landau, da Bayern die Pfalz nicht aufgeben könne) hinzu, so stelle sich die Gesammtzahl der feindlichen Heereskräfte auf 310,000 Mann.

Weitere Umschau haltend, kommt die militärische Zeitung zu dem Schluß, daß England und Italien sich an der Action nicht betheiligen würden, daß man gegenseitig die Neutralität der Schweiz, Belgiens und Hollands respectiren werde, daß dagegen Dänemark, ohne unmittelbar am Kampfe Antheil zu nehmen, durch eine, Sympathie für Frankreich bekundende Haltung Preußen nöthigen würde, eine Beobachtungs-Armee im Norden aufzustellen.

So beurtheilte man die Lage in den militärischen Kreisen Frankreichs in den Wochen und Monaten vor Ausbruch des Krieges. Die Bahn, die man zu gehen beabsichtigte, war dadurch vorgezeichnet, und als das Schwert gezogen war, wurde von Paris aus mehrfach eindringlich betont, daß es einzig und allein auf einen Waffengang mit Preußen abgesehen sei. Daher die Phrase, die zu jener Zeit durch französische Actenstücke und Zeitungsartikel ging, man wolle den Krieg „localisiren!“ Diese Phrase bestand, bis die Haltung der Süddeutschen jener klugen Berechnung, die in der „Revue militaire française“ ihren Ausdruck gefunden hatte, den Boden ausschlug. Schon unter dem 19. Juli sah das „Siècle“ sich veranlaßt, zu schreiben: „Entgegen der in unserer officiösen Presse beliebten Ueberzeugung waffnet sich Süddeutschland gegen uns gleichzeitig mit Norddeutschland. Wir gehören zu denjenigen, welche sich in dieser Hinsicht niemals eine Illusion gemacht haben: wir betonen heut diese Thatsache, weil wir der Ansicht sind, daß es in diesem wichtigen Augenblicke ein Verbrechen wäre, dem Lande die wahre Lage der Dinge zu verheimlichen. Die österreichischen Blätter, die uns vorliegen, rühren noch aus der Zeit vor dem

Bruche her, doch war das Bevorstehen des Krieges schon bekannt, und wir müssen gestehen, daß sich die wiener Presse im Allgemeinen den neuen Bemühungen des französischen Cabinets wenig günstig zeigt." — Der „Constitutionel" gab jedoch seine Hoffnung, als werde sich ein Theil Deutschlands zur Mitwirkung an der Schädigung des anderen Theiles und dadurch zur Schwächung des gesammten Deutschlands gewinnen lassen, noch nicht auf. Die südlichen Staaten, sagte er, hätten sich seit 1866 niemals einigen können, Baden sei gewissermaßen nur ein preußischer Vorposten in Süddeutschland, Bayern und Würtemberg hätten sich deshalb von dieser Seite stets bedroht gesehen, Hessen gehöre halb zum Norddeutschen Bunde und sei durch Mainz gebunden, das „wahre" Gefühl der Bevölkerung von Süddeutschland sei Preußen nicht hold, es sei aber zugleich mißtrauisch gegen Frankreich. — So nach Auffassung des „Constitutionel" die Lage. Nun folgt die Angabe der Methode, deren stricte Anwendung sich auch jetzt noch bewähren würde: Die Hauptthätigkeit von französischer Seite müsse darauf gerichtet sein, „laut zu betheuern (!) und immer zu wiederholen, daß Frankreich weder Haß noch feindselige Stimmung gegen Deutschland hege, und daß der durch die eroberungssüchtige Politik des berliner Cabinets hervorgerufene Krieg in keiner Weise die Unabhängigkeit des deutschen Volkes gefährden solle." Aber diese Lügenpolitik verfing nicht mehr, wovon Frankreich sich mit jedem Tage mehr überzeugen konnte. Ein Napoleon I. hätte wohl schnell der veränderten Lage Rechnung zu tragen verstanden; zur Zeit aber fehlte ein Mann von Genie an der Spitze der Militärmacht Frankreichs, der eine Ader von jenem „Meister des Schlachtfeldes" besaß. Dessen waren die Herren an der Seine sich freilich nicht bewußt; sie blieben vielmehr unerschütterlich in ihrer stolzen Siegeshoffnung. Welche Höhe diese erreicht hatte, geht schon aus dem einen Umstande hervor, daß um diese Zeit den Stabsoffizieren Ordensbänder eingehändigt wurden, die dazu bestimmt waren, bei dem Einzuge in Berlin

angelegt zu werden. — Aber von dem alten Kriegsplan mußte — beinahe in der letzten Stunde — abgegangen werden. Die „Liberté“ ließ sich dahin aus: Der nunmehr beschlossene Kriegsplan sei, in raschem Vormarsche nach Hessen zu gehen, um die süddeutschen Staaten zu neutralisiren, dann Frankfurt zu nehmen und zu befestigen, die Preußen vom linken Ufer des Rheines zu verjagen, demnächst durch Westphalen vorzudringen und mit Hülfe von Hannover und Dänemark die Preußen über die Elbe zurückzudrängen. Schließlich würde, wie nach der Schlacht bei Friedland, der deutsche Bund hergestellt werden, mit Ausschluß von Oesterreich und Preußen. —

Dieser Art waren — in Bezug auf erforderliche Kriegsstärke und in Bezug auf den ursprünglichen und den veränderten Kriegsplan — die in Frankreich herrschenden Meinungen, theils vor, theils beim Eintritt in die Kriegsaction. Sehen wir nun zu, ob und wie weit diese Meinungen in der Wirklichkeit Geltung gewannen.

Zunächst ein Wort über die französische Heeresmacht, das Werkzeug, mit dem der von der herrschenden französischen Politik geplante Banditenstreich ausgeführt werden sollte. War dieses Werkzeug wuchtig, schneidig, rein, wie dasjenige, dem es entgegengeführt wurde? War die Geistigkeit, die es führte, ebenbürtig der auf gegnerischer Seite?

Die Stärke des französischen Heeres, das bei Beginn des Krieges an die deutsche Grenze rückte, betrug 400,000 Mann. Die „Patrie“ sagte darüber: „Die Armee besteht aus sieben Corps, hinter welchen als Reserve die kaiserliche Garde steht. Jedes dieser Corps besteht aus 3 oder 4 Divisionen Infanterie und 3 Divisionen Cavallerie. Befehlshaber sind: I. Corps: Marschall Mac Mahon; II. Corps (bisher im Lager von Chalons, gegenwärtig unterwegs nach der Grenze): General Frossard; III. Corps: Marschall Bazaine; IV. Corps: General Ladmirault; V. Corps (aus den von Afrika berufenen Truppen zu bilden): General Douay. Die kaiserliche Garde

steht unter dem Befehl des Generals Bourbaki. Den Oberbefehl über die Armee führt der Kaiser selbst; an der Spitze seines Generalstabes stehen der Marschall Leboeuf, welcher das Portefeuille des Krieges behält, und die Generäle Lebrun und Jarras. Der General Graf Palikao bleibt Commandant des Armeecorps von Lyon; der Marschall Baraguay d'Hilliers ersetzt in Paris den Marschall Canrobert. Die kaiserliche Garde soll morgen nach den östlichen Provinzen abgehen."

Es möge nun ein Blick auf die Vergangenheit einiger der Führer geworfen werden.

Marschall Edmond Leboeuf, zur Zeit der Julirevolution (1830) Zögling der polytechnischen Schule, betheiligte sich am Kampfe gegen die Truppen, führte namentlich an der Spitze eines Volkshaufens einen gelungenen Angriff auf das Hauptquartier der Gardes du Corps aus. Wenige Jahre später ging er, nachdem er die Vorbereitungsschule in Metz durchgemacht hatte, als Artillerieoffizier nach Algerien; er nahm als Capitain 1837 an der zweiten Expedition nach Constantine Theil und zeichnete sich beim Sturme der Festung in hervorragender Weise aus. Als höherer Offizier wurde er 1848 an die polytechnische Schule berufen, an der er bis 1850 lehrte. Im Jahre 1852 schloß er sich Napoleon an, wurde Oberst und erwarb sich im Krimkriege den Generalsrang. Im italienischen Feldzuge kommandirte er als Divisionsgeneral die Artillerie; ihm wurde der Hauptantheil des Sieges bei Solferino zugeschrieben. Bald darauf erhob ihn Napoleon zum Großoffizier der Ehrenlegion und kaiserlichen Adjutanten. Das Kriegsministerium, das er zur Zeit des Kriegsausbruches verwaltete, war ihm schon unter dem Vorgänger Ollivier's, Rouher, anvertraut worden. Seine bisher gezeigte Tüchtigkeit hatte die Hoffnung erregt, er werde auch in Bezug auf die Kriegsvorbereitung es an nichts haben fehlen lassen, zumal er auf die Frage des Herzogs von Gramont, ob das Heer vorbereitet sei, geantwortet hatte: „Mehr als dies!" Später

trat es zu Tage, daß er dies Vertrauen nicht gerechtfertigt hatte.

Ueber Marschall Graf Mac Mahon, Herzog von Magenta, schreibt der militärische Berichterstatter der Breslauer Zeitung: „Der Stammbaum Mac Mahons wird bis zum letzten unabhängigen Könige von Irland verfolgt. Mac Mahon ist 62 Jahr alt, jedoch noch rüstig und geistesfrisch; während seiner langen Offizierlaufbahn repräsentirte er stets das Bild des vollendetsten Ehrenmannes. Schon als er die Militärschule von St. Cyr besuchte, besaß er ein Vermögen von 50,000 Francs jährlicher Revenuen, welches sich seitdem durch Erbschaften wohl verfünffacht haben mag; er ist also jedenfalls der reichste Offizier der französischen Armee. Im Jahre 1825 besuchte Mac Mahon die Kriegsschule, welche er als Unterlieutenant verließ, er ward 1830 Lieutenant und 1832 Hauptmann im Generalstabe; als solcher machte er die Belagerung von Antwerpen mit; 1837 ward er vor Constantine schwer verwundet; er avancirte 1840 zum Major; 1842 wurde er Oberstlieutenant, 1845 Oberst und 1848 Brigade-General mit 39 Jahren. Der Antheil, den Mac Mahon an dem gelungenen Angriffe auf den Malakoff gehabt, ist bekannt. Weniger bekannt mag es sein, daß im Augenblicke, als der Sturm gelungen, ein Adjutant Pelissier's den Befehl brachte, augenblicklich den Thurm zu verlassen, da er unterminirt und durch einen elektrischen Draht mit der Stadt in Verbindung sei. In jenem verhängnißvollen Augenblicke nun, wo der Boden unter seinen Füßen sich öffnen und ihn und seine Division der Vernichtung weihen konnte, erklärte Mac Mahon, anstatt dem Befehle des Ober-Generals zu gehorchen, dem Adjutanten: „Diese Stelle ist der Schlüssel der Krim, von hier darf die französische Fahne nicht mehr weichen; — sagen Sie dem General, er möge die Division bestimmen, die, wenn seine Prophezeihung eintrifft, die Trümmer des Malakoff besetze!“ — Ein glücklicher Zufall rettete hier den General und seine Division. Ein Soldat, welcher im Verein mit

Kameraden die Aufgabe hatte, eine Pallisade niederzuhauen, zerhieb zufälliger Weise mit seinem Beile den Draht, welcher die Pulvermine unter dem Malakoff mit der elektrischen Batterie in Sebastopol in Verbindung setzte. — Magenta gab dem General noch größeren Ruhm. Die französischen Garden, welche sich um den Kaiser geschaart und alle Angriffe der Oesterreicher bis dahin zurückgeschlagen, wankten bereits, als Mac Mahon erschien. Dieser, welcher bei Turbigo das linke Ufer des Ticino gewonnen, dirigirte seine Truppen auf Magenta und rettete so den Kaiser und die französische Armee. Der Name jenes Dorfes ward für ihn zum Herzogtitel. Seit jener Zeit war Mac Mahon größtentheils Gouverneur von Algerien und hat diese Colonie mit vieler Einsicht geleitet. Zur Krönung König Wilhelm's I. ward er als außerordentlicher Gesandter vom Kaiser Napoleon nach Berlin gesendet, wo er beim Festball im französischen Gesandtschaftshotel eine feenhafte Pracht entfaltete. Obgleich Mac Mahon in seinen Unternehmungen bis dahin stets glücklich war, hatte Napoleon weder Vertrauen zu seiner Person, noch zu seinem militärischen Wirken. Mit dieser Meinung stand der Kaiser in der französischen Armee allerdings sehr vereinzelt da, und er konnte nicht anders, als dem Herzog von Magenta ein hervorragendes Commando zu geben." Wenn nun aber der militärische Berichterstatter, den wir im Obigen gehört haben, mit Bezug auf die späteren Mißerfolge Mac Mahon's den Schluß zieht, Napoleon habe ein solches letztes Ende der Siegeslaufbahn Mac Mahon's vorausgeschaut, und wenn er in bewundernde Worte über „das Ahnungsvermögen des dritten Napoleon" ausbricht, so muß einer solchen Lösung des von ihm aufgestellten psychologischen Problems entschieden widersprochen werden. Das heißt denn doch nach Erklärungen in der blauen Ferne umherschweifen und greifen, während sie so zu sagen vor den Füßen liegen. Mac Mahon ist ein Ehrenmann, ein Mann, von dem vielfach mit Bewunderung gesagt ward, er habe mit seiner Meinung nie hinter

dem Berge gehalten; Napoleon aber ist ein politischer Glücksritter, ein heimtückischer Mörder, ein Meineidiger. Wie, und da wundert man sich noch, daß Letzterer „nie Vertrauen zu Mac Mahon fassen“ konnte? Wie konnte denn dem bösen Gewissen wohl sein in der Nähe eines ehrlichen Mannes; Napoleon hätte ihn wohl am liebsten beseitigt, wie er es mit den Cavaignac's, Lamoricière's, Bedeau's, Charras gethan. Er mißtrauete der Charactergröße, von der er Gefahr für sich fürchtete; doch durfte er bei der Achtung, die Mac Mahon in der Armee und im Lande genoß, nicht wagen, ihn anzutasten. Wohl konnte dem Kaiser nur sein in der Mitte der sogenannten „Afrikaner“, das heißt derjenigen Generale, die ihren Kriegerruhm darin gesucht hatten, in Afrika Höhlen auszuschwefeln, in die sich Weiber und Kinder geflüchtet hatten, oder von denen ihren Horden erlaubt war, nach Herzenslust zu rauben, zu sengen und zu brennen, Frauen zu schänden und Kinder aufzuspießen; wohl konnte ihm nur sein inmitten der Generale, die Theil hatten an der Blutschuld, die er am 2. December auf sich lud; Generale, die, wie er, das mahnende Gewissen durch ein üppiges Leben und durch ein wüstes Jagen nach Gold und Ruhm zu betäuben suchten.

Ein Mann des letzteren Schlages ist der Marschall Bazaine. Zunächst ein Wort über seine kriegerische Begabung. Wer erwägt, daß Bazaine von der Pike auf gedient, daß er sich also vom Gemeinen bis zum Marschall emporgeschwungen hat, der wird von vorn herein ihm eine hervorragende kriegerische Begabung zuerkennen müssen. Im Jahre 1831 war er Gemeiner, zwei Jahr später Unteroffizier, 1835 trat er mit der Fremdenlegion in die Dienste der Königin Christine von Spanien, 1839 kehrte er als Hauptmann in die französische Armee zurück. Zwei Jahr später wurde er zum Bataillons-Chef und Director der bureaux arabes in der Provinz Oran, 1850 zum Commandanten der Fremdenlegion ernannt. Bei Solferino commandirte er die Zuaven-Regimenter, der Krieg in Mexiko

brachte ihm im Jahre 1864 den Marschallstab. Als Mensch sank er in der Achtung aller Redlichen, je höher er im militärischen Range stieg. Afrika war auch für ihn die Schule, sich echten Kriegersinnes, so weit ihm solcher etwa anfänglich innegewohnt, mehr und mehr zu entäußern. Wer es dort zum Chef jener bureaux arabes gebracht hatte, dem war über eine Zahl von Personen die Macht eingeräumt, wie sie zur schlechtesten Zeit des alten Rom die in die entfernten Provinzen ausgesandten Statthalter besaßen. Bazaine gewöhnte sich, über Eigenthum und Leben seiner Untergebenen nach Gutdünken zu verfügen. Die Art von Offiziersehre die ihm innewohnte, hielt ihn nicht zurück, sich der offenbarsten Beraubungen und Erpressungen schuldig zu machen. Daß ein solcher Mann später Mexiko als ein um so ausgiebigeres Feld, durch Anwendung seiner Grundsätze sich zu bereichern, ansehen würde, lag auf der Hand. Da er dort nicht nur Obergeneral war, sondern auch an der Spitze der Civilangelegenheiten stand, konnte er seiner Raublust in unbeschränktester Weise Genüge thun. Dies gerade steigerte die Erbitterung der Mexikaner zu der Höhe, daß Juarez später gezwungen war, den unglücklichen, durch napoleonische Infamie verrathenen Kaiser Maximilian zum Tode durch Pulver und Blei verurtheilen zu lassen. Hinterher kam es zu Tage, daß Bazaine neben seiner Grausamkeit und Habgier auch eine fuchsartige Schlauheit besitzt. Allen den Ungerechtigkeiten, die er in Mexiko beging, wußte er den Schein zu geben, als sei der Kaiser Maximilian der Urheber. Heilsamen Maßregeln, die von Maximilian ausgingen, setzte er Hindernisse entgegen, so daß sie in ihr Gegentheil umschlugen. Maximilian ging den Kaiser Napoleon zum Oeftern in eindringlichster Weise an, Bazaine abzurufen. Dieser hatte gegen solche Schritte sich jedoch schon bei Napoleon zu sichern gewußt. Vieles spricht für die von Kundigen ausgesprochene Behauptung: Bazaine habe das Ziel im Auge gehabt, nach Beseitigung Maximilians selbst zum mexikanischen Kaiserthrone zu gelangen. In

Mexiko verheirathete er sich mit einer jungen Dame aus einer der reichsten Familien des Landes. Es blieb dem Kaiser, der sich sagen mußte, er könne der Hülfe Frankreichs noch nicht entbehren, nichts Anderes übrig, als bei dieser Gelegenheit dem Oberbefehlshaber der französischen Macht ein Hochzeitsgeschenk zu machen. Er wählte dazu das vollständig neu möblirte Palais Buena-Vista und sandte den General Almonte mit der Schenkungsurkunde zu Bazaine. Was that der edle Marschall? Für sich lehnte er das Geschenk ab, erklärte aber dem General, daß es ihm zur besonderen Freude gereichen würde, wenn der Kaiser der jungen Neuvermählten den Palast zu schenken geruhe. Arglosigkeit konnte darin nur eine zarte Aufmerksamkeit Bazaines gegen seine Gemahlin erblicken. Aber der Virtuose im Truge hatte augenblicklich an der Sache die Seite entdeckt, die dem Geschenk eine bedeutend höhere Verwerthung sicherte. Er zog als — Miether in den wahrhaft königlich ausgestatteten Palast seiner Gemahlin ein, und die Municipalität, der ja die Pflicht auferlegt war, die Wohnung des französischen Obergenerals zu bezahlen, hatte der Gattin des Marschalls eine Jahresmiethe von 60,000 Francs für ihren Gemahl zu entrichten! — Das gehörte auch zu den „Spuren der Civilisation," die ein französischer Befehlshaber in Mexiko zurückließ. — Bazaine krönte sein Werk in Mexiko dadurch, daß er bei seinem schimpflichen Abzuge von dem aufgehäuften Kriegsmaterial, das theils Frankreich, theils Mexiko hatte bezahlen müssen, so viel wie möglich zu Gelde machte; er ließ es durch seine Agenten an die Feinde Maximilian's verkaufen, Maximilian's, den Napoleon auf den mexikanischen Kaiserthron berufen mit dem Gelöbniß, ihn durch französische Bajonnette so lange zu stützen, bis er seinen Thron fest gegründet habe. — So war der Mann, der wenige Tage vor Beginn des Krieges vor der Front der grinsenden Turcos, mit der Hand gen Ost zeigend, sagte: Dort — jenseit des Rheines — werdet ihr finden, was ihr begehrt: gutes Essen und Trinken und auch — schöne Weiber!" — Und sie grinsten um die

Wette und blinzelten einander mit den Augen zu — er und seine Gesellen: sie verstanden einander! —

Es drängt sich die Frage auf: Wie ging es zu, daß die Franzosen, die doch einige Wochen eher, als Preußen, zur Mobilmachung schritten, dennoch von der Kriegsbereitschaft Preußens sich überholt sahen? Dies mußte um so mehr Verwunderung erregen, da die französischen großen Städte, die dem Kriegsschauplatze nahe lagen, unter ihnen namentlich Metz und Straßburg, schon vor dem Befehl zur Mobilisirung mit Militär überfüllt waren. Der Hauptgrund lag darin, daß die Einziehung der Beurlaubten in Frankreich viel Zeit hinnimmt, weil die einzelnen Heerestheile nicht ausschließlich aus den kriegstüchtigen Mannschaften bestimmter einzelner Bezirke, (wie solches in Preußen der Fall ist), zusammengesetzt sind, sondern sich aus dem Bereiche des ganzen Landes recrutiren. So nimmt dann das Einziehen der Beurlaubten aus den entferntesten Theilen des Staates eine geraume Zeit hin, während in Preußen die einzelnen Militärkreise ihre Compagnien, Bataillone, Regimenter und Divisionen in bewunderungswürdig schneller Weise auf die Kriegsstärke bringen. Ganz im Gegensatze zu der in Preußen bestehenden allgemeinen und persönlichen Wehrpflicht hatte Napoleon kurze Zeit nach dem Staatsstreiche den Loskauf bei dem französischen Heere eingeführt. Ein jeder kriegstüchtige junge Mann ward durch eine Einzahlung von 2300 — 2800 Francs seiner Militärpflicht als enthoben erklärt. Da naturgemäß von dieser Vergünstigung nur diejenigen Stände Gebrauch machen konnten, in denen Geld und Bildung vertreten war, so mußte eine solche Einrichtung an und für sich schon nachtheilig auf den Bildungszustand des gesammten Heereskörpers einwirken. Die Loskaufsgelder flossen in die sogenannte Dotationskasse, aus der die Stellvertretung bezahlt wurde. Am Bequemsten erschien es nun, die Mannschaften, deren Dienstzeit abgelaufen war, zum Weiterdienen zu veranlassen. Ihnen wurde höherer Sold und für die spätere Zeit

eine Jahresrente geboten. Da nun überhaupt nur Personen aus den unbemittelten Ständen zur Ableistung ihrer Dienstpflicht in den Heereskörper eintraten, so bewirkten die Vortheile, die man den Weiterdienenden bot, daß die Mehrzahl von ihnen im Heere verblieb. Napoleon ließ sich, indem er dies System einführte, nur von dem Gedanken beherrschen, den Heereskörper immer mehr vom Volke abzulösen und ihn gänzlich zu einem Werkzeuge seiner Willkür umzugestalten. Der Nachtheil, den dies System mit sich brachte, ward, gegenüber den Forderungen und den Zielen, die das dynastische Interesse dem Staatswohle voranstellten, nicht in Betracht gezogen. Je mehr ältere Soldaten — gelockt durch die Vortheile, welche die Dotationskasse bot — im Heereskörper weiter dienten, je weniger neue Mannschaften brauchte man einzuziehen, je verhältmäßig kleiner aber ward auch die Zahl der Franzosen, die den Waffendienst praktisch erlernten. Einsichtige Militärs, unter ihnen namentlich Trochu, drangen mit Entschiedenheit darauf, mit diesem verderblichen Systeme zu brechen. Sie fanden Hindernisse in den bezeichneten despotischen Anschauungen des Kaisers nicht minder, als auch in der Trägheit der Offiziere. Wie konnten diesen auch Reformen behagen, die für sie in Aussicht stellten, immer und immer neue Rekrutenmassen (wie das in Preußen der Fall) einexerciren zu müssen? Die widerstrebenden Ansichten wurden aber endlich doch durch Thatsachen erschüttert, die sich in dem italienischen Kriege in grellster Weise bemerkbar machten. Als das französische Heer dem österreichischen Heere in Italien gegenüberstand und die Haltung Preußens die Besorgniß des Kaisers zu erregen begann, stellte es sich heraus, daß die in Frankreich zurückgebliebene Heeresmacht (weil es eben an Reserven fehlte) zu gering war, um mit Aussicht auf Erfolg die Grenzen Frankreichs decken zu können. Dies führte unmittelbar zu dem plötzlichen Abbruch des italienischen Krieges, dessen Programm: „Italien frei bis zur Adria!“ aufgegeben ward, und zog weiterhin die Folge nach sich, daß Napoleon an eine Reform des Heerwesens ging.

Aber es geschah das Erforderliche doch nicht in genügendem Maße. Wie hätte auch ein Despot es über sich vermocht, die Armee der Handhabe gänzlich zu entkleiden, die dieselbe zu seinem dienstwilligen Werkzeuge machte! Der Loskauf wurde nicht beseitigt, es wurde vielmehr nur bestimmt, daß der Soldat nach seinen fünf Pflichtjahren nur einmal auf weitere fünf Jahre capituliren dürfe; durch eine zehnjährige Dienstzeit erwarb er sich die Anwartschaft auf Anstellung im Staatsdienst. Da man das Uebel nicht bei der Wurzel gefaßt hatte, so blieben auch die Nachtheile desselben zu ihrem größeren Theile bestehen; es ließ sich mit Leichtigkeit nachweisen, daß es beim Ausbruch eines Krieges wiederum an Ergänzungsmannschaften fehlen würde. Dies führte endlich im Jahre 1868 auf die Errichtung der „Mobilgarde", in die jeder Franzose eingereiht wurde, der nicht im Heere gedient hatte. Die Mobilgarde wurde als etwas die preußische Landwehr weit Uebertreffendes gepriesen, was jedoch wiederum die Zustimmung Kundiger nicht fand. Die preußische Landwehr besteht durchweg aus einexercirten Leuten; die Kriegstüchtigkeit, die die Landwehr bei ihrem Zusammentritt mitbringt, sollte sich die Mobilgarde durch gelegentliche Uebung unter Leitung pensionirter Offiziere erwerben! — Alles dies konnte zu einer Ausbildung der Truppen nicht führen, die mit der der preußischen Truppen den Vergleich aushielt. Unter den sachkundigen Männern war namentlich Trochu, der in seiner schon erwähnten Schrift auf die angedeuteten Uebelstände hinwies. „Unsere Taktik in den letzten Kriegen", sagte er u. A., „bestand im Allgemeinen darin, daß die Truppen, vom besten Geiste beseelt, lebhaft auf das Gefechtsfeld eilten. Sobald die ersten Leute fielen, beschleunigten die Bataillone in verhaltener Aufregung ihre Schritte, aber es war schon schwer, sie zusammenzuhalten und die Auflösung in ihren Reihen fing an. Sobald die großen Verluste begannen; sei es nun, daß die Truppen vor einem Gewehrfeuer deployirt wurden, oder daß sie sich in Colonnen vor dem Feuer einer Batterie

befanden, so wurden sie in hohem Maße erregt. Unfähig, ruhig auf dem Platze stehen zu bleiben, noch unfähiger, Kehrt zu machen, stürzten sie vorwärts, um die Ursache jener furchtbaren Wirkungen zu erreichen. Die Massen drangen vor, indem sie sich der Leitung ihrer Führer entzogen. Mit dem Feinde theilweise vermengt, lähmten sie die Action der Artillerie und Cavallerie und störten den allgemeinen Plan der Schlacht, oder doch die Combinationen, welche zur Ausführung des Planes von einzelnen Befehlshabern gemacht wurden." Weshalb es dem Kaiser widerstand, eine durchgreifende Verbesserung des Heersystems vorzunehmen, ist gesagt worden; Trochu aber fand auch im Heere selbst Widerstand. Es galt ja längst als patriotisch, das Heer mit einem prahlenden Nimbus zu umgeben, der dasselbe hoch über alle Heere der Welt stellte, und so waren denn auch die Leistungen desselben in den letzten Kriegen dermaßen verherrlicht worden, daß es fast als ein Widersinn erschien, tief eingreifende Veränderungen vorzunehmen. Trochu's Darlegungen wurden als Ergüsse einer gallichten Kritik, einer unpatriotischen Auffassungsweise angesehen, und weder bei den Marschällen noch bei dem Kaiser fand er irgend welche Zustimmung. Eben so wenig fand Trochu im Volke Anklang mit seinen Ansichten und zwar einzig aus dem Grunde, weil es ihm um wirkliche Förderung einer guten Sache zu thun, es ihm daher unmöglich war, durch lügnerische Aufschneiderei dem eitlen Sinn die gewohnten Opfer zu bringen.

Der italienische Krieg hatte auch Kriegskundige anderer Nationalitäten zu Studien über die Kampfweise der Franzosen angeregt, unter ihnen den preußischen Prinzen Friedrich Karl. Er legte seine Ansichten in einer Abhandlung nieder, die als Manuscript an höhere preußische Offiziere vertheilt wurde, und aus der das Wesentliche später in die Oeffentlichkeit drang. Der Prinz wies nach, daß die sogenannte neufranzösische Kampfweise durchaus nichts wirklich Neues darbietet; daß namentlich unter der Führung des Generals Moreau die Franzosen der

Republik ganz ähnlich gefochten haben, daß die Art der Sicherung ihrer Flanken, die oft echelonmäßige Aufstellung ihrer Colonnen nichts Anderes als die schräge Schlachtordnung Friedrichs des Großen sei, und daß das furchtbare, die Ohren betäubende Geschrei, mit welchem die französischen Soldaten auf den Feind stürzen, ein wieder hervorgeholter, jetzt systematisch betriebener, altnationaler Kampfbeginn ist, mit dem die gallischen Völker einst ihre Feinde zu schrecken suchten, wie schon Julius Cäsar schreibt, daß das Wuthgeschrei der Gallier seine Legionen betäubt habe. Die Taktik der Franzosen sei nicht derartig, daß die Generale an bestimmte Grundsätze gebunden seien, es möge daher oft erscheinen, als würde ohne alle Reglements im Kriege verfahren. Sie suchten durch ihre Manöver möglichst zu überraschen, und es sei leicht möglich, daß sie in einem Kampfe gegen Deutschland anders fechten, als dies in Italien der Fall war. „Sind die deutschen Truppen auf den Kampfbeginn der Franzosen vorbereitet, so wird er nicht den Schrecken mehr einflößen, und umsichtige Führer werden sich auch nicht scheuen, dem Feinde darin zuvorzukommen. Nächtliche Gefechte sollen die Franzosen sehr scheuen, weil ihre gewöhnliche Unordnung dann noch entscheidender wirkt. Ueberhaupt besteht ihre Schwäche darin, daß ihr Rückzug immer mit Unordnung geschieht. Rückwärts gelegene Positionen besetzen sie selten, ebenso vermeiden sie es sehr, stehenden Fußes zu fechten." Der Prinz spricht schließlich die Hoffnung aus, daß, wenn von den Deutschen die französische Fechtweise genau beachtet werde, die Franzosen als Gegner nicht zu fürchten seien.

Ein anderer Sachkundiger, der militärische Schriftsteller Julius von Wickede, ließ sich bei Beginn des Krieges über die französische Armee folgendermaßen aus: „Die französischen Infanteristen schießen mit einzelnen Ausnahmen fast durchweg schlecht, geben sich keine Mühe mit richtigem Zielen, legen kaum das Gewehr fest an und finden ein Vergnügen daran, recht viel unnütz in die Luft zu knallen, woran sie die Offiziere bei

dem angebornen Leichtsinne der Franzosen kaum verhindern können. Man lasse die Franzosen mit ihren Chassepots nur wild und ungeordnet vorstürmen und in die Luft knallen, erwarte sie ruhig und fest, gebe aus größerer Nähe dann einige gehörige, wohlgezielte Salven, wobei man besonders auf die Offiziere zielt, und dann mit dem Bajonnet und dem Kolben fest geschlossen gehörig drauf, und man wird sehen, daß es mit dem so viel ausposaunten französischen Ungestüm gegenüber einer wirklich fest disciplinirten, wohlgeschlossenen Truppe auch nicht so weit her sein wird. Deutsche Kraft, Besonnenheit und Mannszucht kann, wird und muß es mit dem französischen Ungestüm entschieden aufnehmen. Die besten französischen Fußtruppen sind übrigens die Chasseurs à pied, welche die so oft genannten Zuaven in ihrer Brauchbarkeit für den ernsten, größeren Kampf entschieden übertreffen. Im Marschiren erweist sich die französische Infanterie durchweg rasch und ausdauernd, die älteren Soldaten sind darin wohlgeübt und leisten sehr Tüchtiges. Auch im Bivouakiren, dann in der zweckmäßigen Anlegung von Lagern, im schnellen Aufschlagen von Zelten und Hütten, Kochen, kurz, in dieser ganzen Art von Feldleben leistet die französische Infanterie durchweg Vortreffliches und man erkennt darin so recht besonders die reiche Schule der Erfahrung, die sie seit 1830 in Algerien und anderswo gemacht hat. Der Vorposten- und sonstige Felddienst wird bei der französischen Infanterie stets sehr nachlässig, oft gradezu unverzeihlich liederlich betrieben. Die Leute und sogar die Offiziere sind hierbei viel zu sorglos und übermüthig und verlassen sich auf ihre Ueberlegenheit dem Feinde gegenüber. Doch darf man es an der strengen Wachsamkeit und dem pünktlichsten Vorpostendienste den Franzosen gegenüber keinen Augenblick fehlen lassen, da diese stets sehr zu kecken Expeditionen geneigt zu sein pflegen und alles Andere lieber als Thatenlosigkeit und Langeweile ertragen. Je nachlässiger die Franzosen selbst sich gewöhnlich im Vorpostendienst erweisen, desto überraschter und verwirrter

pflegen sie zu sein, wenn sie auf einen wachsamen Feind stoßen und anstatt zu überraschen, nun selbst überrascht werden. — Die französische Artillerie ist entschieden die tüchtigste Waffengattung des Heeres. Die Offiziere sind practisch erfahren und theoretisch ausgebildet und die Mannschaft besteht aus kräftigen, ausgesuchten Leuten, die eine Art Elite des Heeres bilden. Frankreich wird unzweifelhaft eine starke Artillerie mit in diesen Krieg bringen, und von den 157 bespannten Batterien des Heeres mit 942 Geschützen werden wohl über die Hälfte, ja, fast an zwei Drittel jetzt gegen uns Deutsche losdonnern. Die Bespannung der Geschütze ist stark, aber plump und langsam. Alles, was mit Pferden zu thun hat, ist und bleibt nun einmal in Frankreich höchst mittelmäßig, wenn wir dabei auch nicht verkennen wollen, daß gerade hierin seit der Regierung des Kaisers ganz besondere Fortschritte eingetreten sind. Wenn die französische Artillerie nur erst vier Wochen im Felde einen recht angestrengten Dienst hat, wird die Hälfte ihrer Pferde schon unbrauchbar sein. — Die französische Reiterei ist trotz aller Sorgfalt, welche der Kaiser unleugbar gerade dieser Truppengattung seit seiner Regierung zugewandt hat, entschieden der mittelmäßigste Theil des Heeres. Zwar fehlt es den Reitern nicht an ungestümem Muth, und sie werden, unter lautem Geschrei ihre langen Stoßpallasche über den Köpfen schwingend, wild und verwegen genug darauf losjagen, allein die Hälfte von ihnen hat ihre Pferde dann nicht mehr in der Gewalt und muß sich diesen willenlos überlassen. Die besten und entschieden am meisten zu brauchenden Reiter werden unzweifelhaft die Chasseurs d'Afrique sein, die, fast nur aus Freiwilligen bestehend, mit kleinen ausdauernden orientalischen Hengsten beritten, durch ihren beständigen Felddienst in Algerien sehr gewandt und kriegsgeübt geworden sind. Die französische schwere Reiterei ist mit zwar plumpen, aber starken Pferden normannischer Race recht gut beritten. Entschieden schlechter als die 12 Regimenter schwerer Cavallerie sind die Lanciers und Dragoner oder die

sogenannte Linien-Cavallerie. Es sind vielfach schlechte, schwache und hochbeinige Thiere, welche die schwerbepackten französischen Dragoner und Lanciers reiten, und schon nach wenigen Wochen angestrengten Felddienstes werden Tausende von ihnen elend zu Grunde gegangen sein. Besser als die Linien-Cavallerie ist die leichte Cavallerie beritten, die außer den Garde-, aus 8 Husaren-, 12 Regimentern Chasseurs à cheval, 4 Regimentern Chasseurs d'Afrique und 3 Spahis-Regimentern besteht."

Die Franzosen traten mit drei Kriegswerkzeugen auf, von deren Wirkung sie sich große Dinge versprachen: mit dem Chassepotgewehr, der Mitrailleuse und dem transportablen Kanonenboote. Ueber das Chassepotgewehr und die Mitrailleuse wurde in den deutschen Zeitungen viel verhandelt, und es gingen alle Urtheile dahin, daß die Wirkungen dieser Schußwaffen nicht hoch anzuschlagen seien. Dies stellte sich aber bald genug als ein Irrthum heraus. Während das preußische Zündnadelgewehr 6 — 700 Schritt trägt, beläuft sich die Tragweite des Chassepotgewehres auf 1800 Schritt. Daraus erhellt, daß der den Franzosen entgegengehende Angreifer einen Raum von nicht weniger als 1200 Schritt zu durchmessen hat, bevor es ihm überhaupt möglich ist, von seiner Waffe Gebrauch zu machen, während dessen er aber von einem Kugelregen überschüttet werden kann. Ja auch wenn der Raum nur noch 6 — 700 Schritt beträgt, bietet der Besitz des Chassepotgewehres einen Vortheil über den des Zündnadelgewehres, weil ersteres die Möglichkeit schnelleren Feuerns gewährt. Die Franzosen waren also vollkommen berechtigt, das Chassepotgewehr dem Zündnadelgewehr als weit überlegen anzusehen. Nun besaßen sie überdies noch viele Batterien von Mitrailleusen, deren Wirkungen sie — und, wie sich später herausstellte, ebenfalls mit Recht, — nicht minder hoch anschlugen. Ueber die Construction der letzteren Schußwaffe sei Folgendes bemerkt: Zwanzig bis dreißig Hinterladungsgewehrläufe bilden ein Bündel, das die ungefähre äußere Form eines dicken Geschützrohres hat und

wie dieses auf einer Laffette mit Rädern ruht. Die einzelnen Läufe werden durch eine mechanische Vorrichtung sämmtlich auf Einmal mit Patronen geladen und durch dieselbe Vorrichtung abgefeuert. Die Patronen liegen in einem Vorrathskasten am hinteren Theile des Gesammtrohres in Reihen geordnet. Eine Kurbel setzt die Mechanik in Bewegung. Das Gesammtrohr ist durch eine Handhabe um seine Längenachse drehbar, im Uebrigen wie ein Geschützrohr beweglich. Die transportablen Kanonenboote sind aus Eisen angefertigt; ihre Länge beträgt 14 Meter. Ihre Bemannung besteht nur aus dem zur Bedienung der Dampfmaschine und des Geschützes erforderlichen Personal. Das Geschütz wirft Hohlkugeln, welche zerplatzen, sobald sie auf einen harten Gegenstand treffen. Die Kanonenboote sind zerlegbar, werden stückweise auf der Eisenbahn oder auf Wagen transportirt und an dem Orte ihrer Bestimmung zusammengesetzt. — Eine Zahl dieser Kanonenboote wurde zu Anfang des Krieges nach Straßburg gebracht, — es war damit auf die deutschen Städte des Rheines abgesehen.

Gewaltige Erfolge versprachen sich die Franzosen von ihrer Panzerflotte. Nach französischen Quellen brachte die Weserzeitung folgende Uebersicht der Stärke derselben: „Der Größe nach stehen obenan vier Kasemattschiffe von 950 Pferdekraft: „Friedland", „Marengo", „Ocean" und „Suffrèn". Sie haben achtzölligen Panzer auf zehnzölliger Teak-Unterlage und führen zwölf 9½zöllige Geschütze, die Geschosse von 144 Kilogramm Gewicht werfen. Acht von diesen Geschützen befinden sich in der Kasematte und die übrigen vier in unbeweglichen Thürmen auf Deck. Die Schiffe sind nahezu 288 Fuß lang und 57 Fuß breit; sie sollen eine Geschwindigkeit von 14 Knoten erreichen. Ihr Tiefgang beträgt vorn 25 und hinten 28 Fuß.

„Ihnen am nächsten stehen die beiden Schwesterschiffe „Magenta" und „Solferino." Sie führen 52 Geschütze kleineren Kalibers und ihr Panzer ist nur 4⅝ Zoll dick. Dimen-

sionen und Schnelligkeit sind sonst nahezu dieselben wie bei der vorigen Klasse.

„Kann man diese Fahrzeuge, obwohl der Name nicht mehr gebräuchlich ist, nach Analogie der alten Benennungen als Linienschiffe bezeichnen, folgen jetzt 14 Panzerfregatten: die „Gloire", „Couronne", „Invincible", „Normandie", „Flandre", „Heroine", „Provence", „Gauloise", „Guyenne", „Magnanime", „Revanche", „Savoie", „Surveillante" und „Valeureuse". Die Dimensionen sind nahezu gleich. Die ersten vier haben 900 Pferdekraft und 4,7 Zoll Panzerung; die übrigen zehn haben 1000 Pferdekraft und 5,3 zöllige Panzerung. Die ersteren sieben von 26 bis zu 36 Geschützen; die letzteren sieben nur 14 Geschütze. Der Tiefgang dieser Fregatten ist vorn 23, hinten 27 bis 28 Fuß.

„Dann folgen neun kleinere Kasemattschiffe: die „Belliqueuse", „Alma", „Armide", „Atlante", „Lagalissonière", „Montcalm", „Jeanne d'Arc", „Reine Blanche" und „Thetis", mit 5,8 Zoll Panzerung. Die „Belliqueuse" führt 12 Geschütze und hat 500 Pferdekraft. Die übrigen haben übereinstimmend 450 Pferdekraft und führen acht Geschütze. Der Tiefgang ist vorn 17½ und hinten 21½ Fuß.

„Von nahezu gleicher Größe sind die hauptsächlich zum Rammen und Anrennen bestimmten fünf Widderschiffe: „Taureau", „Bouledogue", „Belier", „Cerbère", „Tigre". „Taureau" führt ein, die übrigen zwei Geschütze auf Drehscheiben in festen Thürmen, die letzteren vier Schiffe haben 530 Pferdekraft, gehen 17¾ Fuß vorn und hinten tief, Panzerdicke 8,2 Zoll. „Taureau" ist bedeutend kleiner und schwächer.

„Dann begegnen wir in den Listen einem alten Bekannten, dem Thurmschiff „Rochambeau", dem früheren „Dunderberg" der Amerikaner, den die französische Regierung vor einigen Jahren aus bloßer Angst, daß er den bösen Deutschen in die Hände fallen könnte, für schweres Geld ankaufte. Der „Rochambeau" hat 1500 Pferdekraft, geht vorn und hinten 21 Fuß tief, führt

14 Rodmangeschütze, darunter zwei 15zöllige, und hat eine Panzerung von 5½ Zoll Dicke. Ihm reiht sich der kleine Monitor „Onondaga" mit 4 Rodmangeschützen, 250 Pferdekraft und 4½zölliger Panzerung an.

„Schwimmende Batterien weist die Liste funfzehn auf, nämlich: Devastation, Foudroyante, Lave und Tonnante zu 18; Pairhans, Palestro, Peiho und Saigon zu 16; Embuscade, Impregnable, Protectrice, Refuge, Arrogante, Implacable und Opiniâtre zu 8 Kanonen. Sämmtliche Geschütze sind glatte 55pfünder. Die Batterien haben einen Panzergürtel von 4,5 bis 5,5 Zoll, 150 Pferdekraft, gehen acht bis zehn Fuß tief und sollen im Stande sein, sieben Knoten Fahrt zu laufen.

„Endlich sind 11 zerlegbare, kleine Panzerfahrzeuge zu je zwei Kanonen vorhanden, fünf von 24 und sechs von 40 Pferdekraft. Sie sind für den Dienst auf Flüssen bestimmt und könnten unter Umständen sich als sehr brauchbare Kriegswerkzeuge erweisen.

„Stellen wir die Hauptgattungen der Schiffe noch einmal untereinander, so zählt die französische Flotte an Panzerfahrzeugen:

6	größere (Linien-) Schiffe	mit	152	Kanonen,
14	Fregatten mit Batterie .	„	228	„
9	Kasemattschiffe	„	76	„
5	Widderschiffe	„	9	„
2	Thurmschiffe	„	18	„
15	schwimmende Batterien .	„	192	„
11	Panzerboote	„	22	„
62	Fahrzeuge	mit	697	Kanonen.

„Diese Zahl von Schiffen steht wenigstens auf dem Papiere. Ob dieselben wirklich alle verfügbar sein werden, ist eine andere Frage; doch kommt es auf ein Paar mehr oder weniger nicht an, da unsere aus fünf Fahrzeugen bestehende Panzerflotte doch keinenfalls in der Lage ist, dem Gegner in offener Schlacht die Spitze zu bieten.

„Außer den Panzerschiffen zählte die französische Flotte im Jahre 1868 noch 230 ungepanzerte Schraubendampfer, 51 Raddampfer und 99 Segelschiffe."

Es sei schließlich noch jener berüchtigten Truppengattungen erwähnt, deren bloßes Vorhandensein innerhalb der französischen Armee schon als ein Hohn gegenüber der beliebten Phrase von der civilisatorischen Mission dieser Armee anzusehen ist: der Turcos, der Zuaven und der Spahis.

Die Turcos sind mohamedanische Mauren; Turco ist ein Spitzname, weil die Türken in Algier als besonders tapfere Krieger gelten; offiziell heißen sie Tirailleurs indigènes. Die Uniform ist: weißer Turban mit rothem Einsatze und gelber Quaste, Jacke hellblau mit gelben Schnüren, weite hellblaue Beinkleider, weiße Kamaschen. Um den Leib tragen sie einen rothen Bund. Ihre Lieutenants sind ebenfalls Mauren; vom Hauptmann aufwärts sind die Führer Franzosen.

Der bekannte Afrika-Reisende Heinrich Freiherr von Malzahn machte der „Allg. Zeitung" folgende Mittheilung: „Die Turcos bestehen zum großen Theil aus Kabylen und die Kabylen sind das grausamste Volk Nord-Afrikas. Im kabylischen Feldzuge von 1857 wurden den gefangenen Franzosen von kabylischen Weibern die Glieder stückweise abgerissen, den Verwundeten die Augen ausgestochen, Ohren und Nase abgeschnitten."

Und der „Münchener Volksbote" sagte über sie: „Diese aus allen Gaunern Algiers bestehende Truppe liebt es, einen wüthenden Angriff zu machen, sodann zum Schein zu retiriren, wobei bald da, bald dort so ein brauner Spitzbube zu Boden fällt, um, wenn sich die angegriffene Truppe zur Verfolgung verleiten läßt, sogleich wieder lebendig zu werden und derselben in den Rücken zu fallen. Im Jahre 1859 kamen dergleichen Fälle den österreichischen Truppen gegenüber mehrfach vor; als aber diese die Spitzbüberei entdeckt hatten, machten sie derselben dadurch ein Ende, daß sie an jedem am Boden liegenden Turco die Spitze ihres Bayonets probirten."

Die Spahis sind Turcos zu Pferde. Uniform: rothe Jacke, blaue Hose, weißen Shawl als Turban, Burnus. Der Name ist der alten türkischen Feudal-Cavallerie entlehnt.

Die Zuaven, ursprünglich eingeborne algierische Infanterie in maurischer Tracht, wurden, als Emir Abd el Kader 1839 die Mauren aus dem französischen Dienst abgerufen hatte, durch französisches Gesindel completirt und recrutiren sich jetzt zu einem großen Theile aus den verlorenen Söhnen von Paris. Der Name kommt von dem tapfersten Kabylenstamme, dem der Zouaouva, der den Franzosen so hartnäckig Widerstand leistete. Die Uniform ist: weißer Turban mit rothem Einsatz und gelber Quaste; Jacke dunkelblau mit gelben Schnüren, weite rothe Beinkleider, weiße Kamaschen.

Turcos, Spahis und Zuaven zählen zusammen 25,000 Mann.

Ein solches Gesindel führte die „große Nation" mit aufs Schlachtfeld! In frechem Uebermuthe und mit Hohn sagte der pariser „Rappel": „Die Turcos erschrecken das ganze Elsaß und Lothringen. „Sind das aber auch leibhafte Türken?" sagen die Straßburger, und betrachten sich mit einigem Zweifel diese schwarzen, wildaussehenden Kerle. Es wandelt sie sogar die Versuchung an, es an ihnen ein wenig mit der Seife zu versuchen, ob sie auch wirklich die Farbe halten. Es geht ihnen nämlich nicht recht ein, wie man Franzose sein und so natürlich gefärbt sein könne. Die Turcos sind jetzt schon der Schrecken Deutschlands. Man sieht sie sich von Kehl aus an, um sich an ihren Anblick zu gewöhnen. Die Araber geben ganz gute Soldaten ab: sie kriechen wie wilde Bestien auf dem Boden hin, lauern hinter Gebüschen und werfen sich dann plötzlich wüthend auf den Feind. Ich kann nur mit Wehmuth an die friedfertigen und gutmüthigen Landwehrmänner denken, die man gegen diese Wüthenden ins Feld schickt; die sich raufen sollen mit diesen Negern, welche der Pulvergeruch und der Anblick des Blutes wie rasend macht. Arme Bürger! Ich stelle sie mir blond, etwas beleibt, mit kurzen Beinen vor, ähnlich den Bildern, die wir auf Porcellanpfeifen und Tabacksdosen sehen. Welchen Muth werden diese harmlosen Leute aufzu-

wenden haben, um sich diesen Wilden aus Algerien gegenüberzustellen! Arme Bürger, für die ich Mitleid und geheime Sympathie fühle; ihr Badenser und Bayern, was denkt ihr von einer Politik, die euch zwingt, euch für die Preußen gegen die Araber schlagen zu müssen? —"

Die civilisirte Welt war von sittlichem Ekel erfüllt darüber, daß Frankreich, das doch den Culminationspunkt der Civilisation erreicht zu haben meinte, jenes barbarische Gesindel gegen eine gesittete Nation mit ins Feld führte. Der berühmte würtembergische Rechtsgelehrte Robert von Mohl beleuchtete ein solches Verfahren vom völkerrechtlichen Standpunkte und gab folgendes Gutachten ab: „In wiefern die Bildung solcher Kriegshaufen Eingeborner und ihre Verwendung in ihrem Geburtslande, somit zu den dort zu führenden Kriegen, für Frankreich nothwendig oder wenigstens zweckmäßig ist, mag dahin gestellt bleiben. Es mag sein, daß barbarische Feinde am besten bekämpft werden durch ähnliche Barbaren. Allein, dies rechtfertigt einen Gebrauch der afrikanischen Barbaren in einem europäischen Kriege und in einem europäischen Lande noch nicht. Das Völkerrecht beruht wesentlich auf der Gesittung und entspricht der Stufe derselben; es ist daher auch zu allen Zeiten verschieden gewesen, je nach dem Bildungszustande der betheiligten Nationen. Natürlich wird gegen die Verwendung von barbarischen Truppen nicht deshalb Einsprache gethan, weil ihre Kampfweise eine fremdartige ist. Sie mag wild und den Gewohnheiten europäischer Heere unangemessen sein; allein, daß sie an und für sich unerlaubt sei, etwa eine Analogie habe mit den vom Völkerrecht untersagten Kriegsmitteln, wird nicht behauptet. Allein es liegen sonstige schwere Bedenken vor. Es liegt nämlich in der Natur der Sache, daß solche uncivilisirten Truppen von zweierlei schwerem Unfuge nicht abgehalten werden können. Einmal ist ihre Behandlung von Verwundeten und Gefangenen grausam, und es steht nicht zu erwarten, daß auch noch so strenge Vorschriften sie davon ab-

halten können. Durch solche Handlungen wird nun aber kein Einfluß auf die militärische Entscheidung ausgeübt, sondern nur eine Anzahl von unnöthigen Uebeln herbeigeführt. Auch darf nicht vergessen werden, daß ein derartiges wildes Verfahren unvermeidlich zu Retorsionen führt, dadurch aber der Krieg immer unmenschlicher wird. Sodann aber sind solche Barbaren eine entsetzliche Plage für die Bevölkerung der Länder, und zwar fast gleichmäßig für Freund und für Feind. Gewaltthätigkeiten gegen Einwohner können nicht verhütet werden; in der Nähe solcher Wilden hört jede Sicherheit der Personen und des Eigenthums auf, das Heiligste wird nicht geachtet. Wenn nun selbst die Krieger gesitteter Nationen nur allzugroßes Uebel über die von ihnen überzogenen Landstriche verbreiten, so ist es gewiß der Menschlichkeit und der Bildung eines europäischen Staates unwürdig, dieses Unglück durch Wilde noch bis zum Unerträglichen zu steigern."

Doch weder das Urtheil des Rechtsgelehrten, noch das Urtheil, das aus dem Rechtsgefühl der gebildeten Welt hervorging, machte auf die französischen Machthaber den mindesten Eindruck. Kann das verwundern bei einem Napoleon, wenn man in Erwägung zieht, wie er zum Throne gelangte? oder bei einem Bazaine, über dessen Handlungsweise im mexikanischen Kriege oben berichtet wurde? oder bei einem der übrigen Generale, die sich in den grauenhaften afrikanischen Kriegen den Beinamen „Afrikaner" erworben hatten? Dieser Name galt in den Augen des französischen Volkes als eine Schmachbezeichnung, als ein jene militärischen Machthaber verdammender Urtheilsspruch. Wer die Art ihrer Kriegsführung und die Art ihrer Landesverwaltung in Afrika in Betracht zieht, der gelangt bald zu dem Schluß, daß von ihnen den Gesetzen europäischer Gesittung in einer Weise Hohn gesprochen wurde, wie es von den Kabylen im größeren Maße nicht geschehen konnte, und daß dasjenige, was sie von jenen wilden nordafrikanischen Völkerschaften unterschied, nichts war als der Firniß äußerer

Bildung und eine glänzende, nach französischem Schnitt gemachte Uniform; ja, dem drängt sich sogar die Vermuthung auf, daß gerade erst durch die von den Franzosen in Afrika ausgeübten unerhörten Grausamkeiten in den Kabylen der bestialische Sinn hervorgerufen und gezeitigt wurde, der denselben mehr und mehr das Gepräge von Bestien menschenähnlichen Aussehens gegeben hat. Was für ein Unterschied besteht denn zwischen einem Bazaine und den Turcos in sittlicher Beziehung, wenn Ersterer (es muß hier noch einmal daran erinnert werden) vor der Front der Turcos haltend, den Lüsternen verkündet, daß ihre Habsucht und thierische Gier in Deutschland hinlängliche Befriedigung finden werde? — Ist ein Unterschied vorhanden, so wird derselbe sich wahrlich nicht zu Gunsten Bazaine's geltend machen lassen.

Wie die französischen Machthaber es ganz in der Ordnung fanden, dem „an der Spitze der Civilisation marschirenden" Heere jenen Beisatz aus dem Kabylenlande zu geben, so nahmen auch die aus Frankreich ausgehobenen Soldaten keinen Anstoß daran. Es war eben ein und derselbe Geist, der das gesammte Heer vom gekrönten Despoten an bis zum elendesten Kabylen durchdrang, ja, in dem comödienhaft aufgeputzten räuberischen, lüsternen und hinterlistigen Kabylen stellte die französische Armee unbewußt ein Symbol ihres eigensten Seins und Wesens auf.

Welch ein unermeßlicher Schaden mußte dem deutschen Wohlstande, viel mehr aber noch der deutschen Gesittung zugefügt werden, wenn eine Armee, wie diese, Deutschland überschwemmte, wenn durch Siege, die sie gewann, der ihr innewohnende Sinn zu seiner vollsten und schädlichsten Entfaltung gelangte!

Indem das französische Heer und das deutsche Heer gegen einander rückten, hob eine neue unerhört schwere, bange Stunde in der Völkergeschichte an. Die Sorge der Gegenwart machte sich in dem Maße geltend, daß man kaum zum Bewußtsein der

ganzen Größe der Gefahr kam, die über Deutschland schwebte. Erst der Gesammtüberblick wird sie völlig erkennen lassen, erst er wird das Verdienst derer in seinem Umfange würdigen lehren, die mit einer heldenmüthigen Unerschrockenheit, wie sie glänzender die Tafeln der Geschichte nie verzeichnet haben, der Gefahr entgegentraten, um ihr eisernen Willens Halt zu gebieten.

Paris in den Julitagen 1870.

Auch aus der pariser Bevölkerung vernahm man nicht eine einzige Stimme, die sich gegen die Verwendung jenes afrikanischen Gesindels in dem Kriege mit Deutschland erklärte. Im Gegentheil, man fand diese Maßregel prächtig, denn nun war Aussicht vorhanden, daß das Schauspiel des Krieges um so interessanter werden würde. Die Stimmung, die jetzt in Paris herrschend geworden war, glich der, mit der die Bevölkerung des alten Rom zur Zeit des Kaiserreichs den Circus betrat, um sich zu weiden an dem Anblick der angesagten Gladiatorenkämpfe oder Thierhetzen. Welche Aussicht für jenes sittlich herunter gekommene altrömische Publikum! Menschen sollten auf Menschen gehetzt, oder wilde Thiere aus Asien und Afrika, durch Hunger und Feuer in rasende Wuth versetzt, sollten gegen nur nothdürftig bewaffnete Menschen losgelassen werden. Je ernstlicher die Kämpfe zu werden versprachen, je froher erregt war das Publikum, das von gesicherten Sitzen aus dem Morde zuschauen konnte. Es wollte Blut sehen, Todeszuckungen beobachten, es wollte Todesrufe und Todesröcheln vernehmen. So weit war das altrömische Publikum herabgekommen, daß es neben dem üppigsten, entnervenden Sinnengenuß nur an solchen Schauspielen noch Befriedigung fand, und unverdächtige Zeugen aus alter Zeit melden uns, daß sogar die besseren Kaiser — ein Titus, ein Trajan, ein

Antonius Pius, ein Marc Aurel — sich genöthigt sahen, Schauspiele dieser Art aufführen zu lassen, wollten sie anders den Staat vor revolutionären Ausbrüchen bewahren. Die Pariser der Gegenwart gleichen in wesentlichen Zügen der Sitte und Denkweise genau dem altrömischen Publikum, auf dessen Sitten die Raubkriege und die durch dieselben nach Rom gebrachten Schätze nach und nach so verwüstend gewirkt hatten. Die kaiserliche Despotie im alten Rom, zunächst eine Folge des sittlichen Gesunkenseins, ward darnach der Anlaß, im Volke die letzten Reste gesunden Lebens zu ertödten, indem sie sich nur auf die verderbten Elemente zu stützen vermochte, aus denen sie selbst als ein Giftgewächs emporgewuchert war. Wer das altrömische Reich in der Periode seines allmählichen innern Verfalls, der sich unter gleißender äußerer Hülle Schritt vor Schritt vollzog, in thatsächlichster Anschauung kennen lernen will, der sehe sich nur ernstlich die neuere Geschichte Frankreichs an, das unter der neunzehnjährigen Herrschaft eines Napoleon seinem Verhängniß um ein gutes Stück entgegenging! —

Die wenigen Kundgebungen zu Gunsten des Friedens im pariser Publikum und in der Presse waren Stimmen in der Wüste, die schnell in dem wilden, leidenschaftlichen Getümmel verhallten. Und ohnehin gab es unter den Männern, die sich gegen den Krieg erklärten, sehr verdächtige Friedensfreunde. Aus dem Sumpfe französischer Verkommenheit ist unter anderen Giftgewächsen, die weithin die geistige Atmosphäre verderben, jene „rothe Socialdemokratie" aufgewuchert, deren System eine Carricatur aller der Bestrebungen ist, denen sich die weisesten und selbstsuchtslosesten Männer aller Zeiten und Völker hingegeben haben. Die Anhänger dieses Systems wollen die Menschheit durch einen Ruck zu dem Ziele bringen, das annähernd zu erreichen allein sorgsamer Arbeit des wachsenden Wohlwollens und des gemehrten Wissens und Könnens, deren Begleiterin und Schützerin steigende Sitte sein muß, möglich werden wird. Der äußere gesellschaftliche Zustand wird

immer gleichsam ein Abbild, eine Verkörperung des Zustandes auf dem geistigen Gebiete des Volkes sein, so daß alle äußeren Verbesserungen ohne innere Grundlegung den Keim schnellen Todes und Verfalls an sich tragen. Der Verfall der äußeren Verbesserungen hat aber nicht nur die Folge, daß alle Kraftaufwendung sich als eine vergebliche erweist; er zieht viel Uebleres noch nach sich. Er bringt die Gesellschaft nicht auf den Ausgangspunkt, nein, er bringt sie weit hinter ihn und unter ihn zurück, da die ihm vorausgehenden und nachfolgenden Erschütterungen verwüstend auf das Denk- und Gemüthsleben der Betheiligten wirken. Das lehrt die Geschichte der französischen Gesellschaft seit langer Zeit. Seit einigen Jahren nun hatte diese Schule der „rothen Socialdemokratie“ sich wieder lebhafter geregt. Die Häupter zogen das Friedensgewand an, um zu täuschen — Krieg bis aufs Messer gegen die Machthaber war aber die geheime Losung; in öffentlichen Kundgebungen war viel von „Verbrüderung“ die Rede — genauere Nachforschung aber ergab, daß die Grenze dieser „Verbrüderung“ da war, wo die Wohlhabenheit, mochte diese immerhin einzig und allein die Frucht des Fleißes und der Sparsamkeit sein, begann, und daß nur diejenigen Personen in diese Art von Verbrüderung hineingezogen werden sollten, die bereit seien, eines Tages als Soldaten der rothen Socialdemokratie Theil zu nehmen an der Beraubung und Abschlachtung der Begüterten, wonach dann unter diesen „Brüdern“ die Beute getheilt werden sollte. Während die Häupter der „Verbrüderung“, mit Friedensphrasen um sich werfend, zu täuschen suchten, während sie „jeden Krieg“ verdammten, rüsteten sie im Geheimen zu dem allergefährlichsten Kriege, ja in dem Maße sie ihrem Ziele nahe zu sein vermeinten, lüfteten sie auch den umgehängten weichen Schafpelz und zeigten das struppige Wolfsfell. Freilich, Ruhe wollten diese Leute für jetzt haben, Ruhe und Frieden, — aber nur, um in der Stille ihre Schaaren unter aufgerichteten Bannern der Gier nach fremden Gut, der Rache und des Neides zu werben

und zu sammeln und die Gelegenheit reifen zu lassen, ihren eigenen wahnwitzigen Krieg zu beginnen. Andere Friedensfreunde, die den ausgebrochenen Krieg verdammten und von hüben und drüben einander Ermuthigungsworte zuriefen, meinten es wohl redlich, aber sie vergaßen dabei den Unterschied zwischen einem frivolen Angriffs- und einem gebotenen Vertheidigungskrieg.

In der Bewegung, von der die pariser Gesellschaft ergriffen wurde, machten sich gar bald Characterzüge bemerkbar, die Julius Cäsar schon bei den Vorfahren der Franzosen, den alten Galliern, wahrgenommen hat: einerseits Neuigkeitssucht und Leichtgläubigkeit, andrerseits Verlogenheit, die systematisch namentlich in politischen Angelegenheiten zur Anwendung gebracht ward. „In einigen Cantonen", berichtet Julius Cäsar, „die sich vorzugsweise einer zweckmäßigen Polizeiordnung rühmen, besteht die gesetzliche Bestimmung, daß Jeder es nur den Behörden anzeigen und Niemandem sonst mittheilen darf, wenn ihm aus dem Auslande durch Gerücht oder Hörensagen etwas zu Ohren kommt, was auf Politik Bezug hat; denn die Erfahrung hat gelehrt, daß das unbesonnene einfältige Volk sich häufig durch falsche Gerüchte aufregen, zu einer raschen That hinreißen und zu Beschlüssen von der größten Tragweite bestimmen läßt. Die Behörden behalten dann für sich, was ihnen beliebt, und theilen der Masse mit, was, nach ihrer Meinung, für diese zuträglich ist." Paul Cassel berief sich in einer seiner Reden auf eine ähnliche Stelle aus Cäsar's Werken, in der Letzterer von den Galliern erzählt, sie seien ganz absonderlich neugierig und leichtgläubig, wie sie auch eine Sucht hätten, Unwahrheiten zu verbreiten. Daran anknüpfend, fährt Paul Cassel fort: „Kluge Leute, welche diese Eigenschaft der Franzosen kannten, haben sie mehr als einmal ausgebeutet. Catharina von Medicis, eine würdige Vorgängerin Napoleon's, sagte: „Eine falsche Nachricht, wenn sie drei Tage ausgesprengt ist, kann den Staat retten." Ein Schriftsteller

jener Zeit sagt: „Es hatte die Partei der Ligue, als sie ihre Armee zerschmettert sah (durch Heinrich von Navarra bei Ivry), zu ihren gewöhnlichen Künsten gegriffen, nämlich die Pariser mit dem Gegentheil zu belügen," und so behauptete sie sich noch einige Zeit in der Stadt. — Auch der Napoleonismus verstand dies; treffender wie seine Bülletins characterisirt ihn nichts Anderes. Doch haben die Bonaparte's dies nicht erfunden, sondern sie haben nur die Eigenthümlichkeit des Volkes dazu in größerem Stile mißbraucht. Es ist lehrreich, die Bülletins Napoleon's I. und Napoleon's III. zusammen zu stellen und mit der Wirklichkeit zu vergleichen. Eins dieser Bülletins ist ja in großen Kreisen wohlbekannt. Als die Schlacht bei Belle-Alliance geschlagen war, wurde in Paris ein Bülletin verbreitet, worin es hieß: „Die englische Armee war geschlagen, das Schlachtfeld zu räumen im Begriff, die Schlacht entschieden, als in der Nacht Uebelgesinnte einen Lärm schlugen und Unordnung anstifteten, welcher Se. Majestät nicht abhelfen konnte." —

Gerade in neuerer Zeit hatte die Geschichte Napoleon's I. in Frankreich die schärfste Beleuchtung gefunden, und namentlich waren seine lügnerischen Bülletins verdammt worden. Es kam nun über Einen und den Andern der Franzosen die Ahnung, daß man auch wohl würde darauf gefaßt sein müssen, von dem Neffen Jenes ebenfalls mit falschen Nachrichten abgespeist zu werden. Das „Siècle" gab dieser Besorgniß Worte und regte die Frage an, was zu thun sei, um solchem Uebelstande zu wehren, wobei es darauf verwies, daß es zum Sprüchworte geworden sei, von einem besonders unverschämten Lügner zu sagen: er lüge wie ein Bülletin Napoleon's I.! — Die Antwort des Gouvernements blieb nicht aus, und sie entsprach vollkommen der schon zur Zeit Julius Cäsar's bei den Galliern geübten Regierungs-Praxis. Den Zeitungen wurde verboten, entscheidende Nachrichten vom Kriegsschauplatze auf eigene Hand zu bringen; es werde, hieß es in dem vom Ministerium aus-

gehenden Befehl, für „wahrheitsgetreue Mittheilungen" gesorgt werden, deren Weiterverbreitung dann anheim gegeben werden würde. Also gleichsam das Thema auf den Tag wurde den Redacteuren gegeben; im Uebrigen überließ man es ihnen, sich und das Publikum vermittelst des Setzkastens und der Druckerschwärze nach Belieben zu vergnügen. Es erfolgten gegen diesen Erlaß Zornesausbrüche der Presse; doch Ollivier ließ sich dahin aus, er werde etwaigen Widerstand auf dem Gebiet des Zeitungswesens „wie Glas zu zerbrechen wissen." Vor der nahenden Sturmflut der Ereignisse hielt freilich dieser dictatorische Befehl nicht lange aus.

Wenn das „Siècle" wahre Nachrichten verlangt hatte, so war dies übrigens nicht um der Forderungen des Wahrheitssinnes willen geschehen. Denn wir nehmen wahr, daß das „Siècle" von nun ab, im Reigen der übrigen Zeitungen, selbst das Geschäft des Lügens in einer Weise betrieb, daß weder der dritte noch der erste Napoleon es hätten besser verlangen können.

Kriegsberichte sind — darüber herrscht bei Einsichtigen kein Zweifel — in den Geschichtswerken diejenigen Partien, denen am wenigsten Unanfechtbarkeit zugeschrieben werden darf. Der leidenschaftlich erregte Patriotismus verleitet, Eines zu verschweigen, Anderes zu vergrößern. Man vergleiche aber die Kriegsberichte verschiedener Völker, und man wird große Unterschiede finden! Je nach dem gesammten Sittenzustande treten Uebertreibungen, die sich auf Kriegsbegebenheiten beziehen, mit mehr oder minder Scham und Scheu auf. Aehnliches aber, wie dasjenige, was die französische Geschichtsschreibung in Bezug auf Kriegsnachrichten bietet, ist nirgends sonst zu finden. „Das Unrecht hat seine Scham verloren." Die Lüge ist zur Staatsmaxime erhoben. In dem Maße der Patriot sich dazu neigt, in seinen Mittheilungen der Wahrheit die Ehre zu geben, in dem Maße ist er verfehmt und zugleich von Gefahr bedroht. Von Uebertreibungen, die das erregte Gemüth zu Tage fördert

ist nicht mehr die Rede, nein, es werden in kalter Ueberlegung Nachrichten fabricirt, für die gar keine Anhalte, gar keine Anknüpfungspunkte vorliegen.

In dieser Weise begann nun die französische Presse zu arbeiten, und wer bis dahin noch gezweifelt hatte, daß Verlogenheit auch heut noch ein Hauptgrundzug des französischen Volkes ist, der sollte thatsächliche Beweise dafür in Hülle und Fülle empfangen. Der unterrichtete französische Zeitungsleser, der dieser oder jener Nachricht auf den ersten Blick ansah, daß sie falsch sei, erfreute sich dennoch der Lüge, wenn er sich sagen konnte, daß dieselbe in diesen oder jenen Kreisen nützlich wirken würde. Am meisten war es nun darauf abgesehen, den Feind in den Augen der französischen Soldaten in ein möglichst ungünstiges Licht zu stellen. Aus der Unzahl von Lügen, die diesen Zweck verfolgten, möge nur auf einige verwiesen werden, die in der Presse zu Tage traten und durch die französischen Zeitungen die Runde machten. Je ärger die Lüge zu Ungunsten des Gegners war, auf eine um so größere Verbreitung hatte sie zu rechnen. Eines der größten Journale, die „France", Eigenthum des damaligen Gesandten zu Brüssel, La Guerronnière, brachte folgenden von Salles unterzeichneten Schmach- und Lügenartikel: „Bevor ich abreise, um dem gigantischen Kampfe beizuwohnen, in den die preußische Anmaßung uns verwickelt hat, sende ich Ihnen einige Details über den Muth und die Disciplin der Armee des Königs Wilhelm, des „Siegers der sieben Tage." Wie es scheint, war im Jahre 1866 das Vertrauen zum Zündnadelgewehr nicht genügend, um aus den Vandalen und Pommern tapfre Ritter ohne Furcht und Tadel zu bilden. Man verfiel deshalb auf ein Auskunftsmittel, vielleicht erfunden von einem großen Kriegsmanne dort drüben, wohl gar von Friedrich II. selbst. Es besteht nämlich in Preußen ein Corps Feldgensdarmen. Dasselbe ist mit der Militärpolizei und mit der Strafvollstreckung beauftragt, hat aber vor dem Feinde eine ganz specielle Mission. Hinter den im Kampf begriffenen

Truppen aufgestellt, wachen diese Gensdarmen, in der einen Hand den Karabiner, in der andern den Säbel, darüber, daß kein Soldat den Kampfplatz verläßt. Derjenige, welcher eine rückgängige Bewegung macht, wird sofort aufs Korn genommen und erschossen, oder er wird mit Säbelhieben in die Reihen der Kämpfer zurückgeschleudert. Bei der Landwehr ist diese brutale Behandlung fast unerläßlich, denn die Landwehrleute, mehrentheils Familienväter und Feiglinge, sind vielfach geneigt, die Gewehre fortzuwerfen, die Beine in die Hand zu nehmen und „auszusprengen“ (dies Wort steht in dem französischen Text), das will sagen, nicht zu desertiren, sondern sich zu drücken. Das Wort „aussprengen“ ist preußisch und läßt sich im Französischen nicht wiedergeben. Die preußische Armee ist tüchtig und tapfer; aber glauben Sie mir, diese Automaten werden der furia francaise nicht widerstehen. Mit gleichen Waffen werden wir entscheidende Siege über König Wilhelm's Soldaten davontragen, von denen mindestens zwei Drittel widerwillig in den Kampf gehen. Auch der Tapferste wird sich nicht ermuthigt fühlen, wenn er Frau und Kinder ohne Hülfsmittel und ohne Brot zurücklassen und sein Leben für eine Sache aufs Spiel setzen muß, die nicht ihn, sondern nur seinen ehrgeizigen König angeht: am allerwenigsten können unter solchen Umständen Soldaten Kampfeslust fühlen, die nur durch Feldgensdarmen im Feuer erhalten werden. Ich spreche hier als Augenzeuge (!), „da ich als solcher Gelegenheit hatte, dem Kriege von 1866 beizuwohnen. Dazu kommt noch eine weitere Maßregel, die angewendet wird, um den Nachzüglern und Säumigen Beine zu machen. Dieselbe wurde in Böhmen, bei der Armee des Prinzen Friedrich Carl, in großartigem Maßstabe angewendet. Ueberall, wo die Invasionsarmee ihren Marsch zurückgelegt hatte, fanden sich an den Baumästen Früchte von ganz besonderer Beschaffenheit, — heulend und röchelnd. Es waren arme Teufel, die von Strapazen erschöpft, den Gensdarmen in die Hände gefallen waren. Diesen Leuten wurde

ein Strick mit laufendem Knoten unter die Arme geschlagen und sie dann zum abschreckenden Beispiel an die Aeste gehängt. Röchelnd hingen die Aermsten an den Bäumen, wenn nicht, nachdem das Armee-Corps die Straße passirt hatte, die Bauern sie erlösten. Ich fordere die Preußen auf, diese Thatsache zu widerlegen, sie ist authentisch. Aber werden derartige Disciplinar-Maßregeln sich im Jahre 1870 ausreichend erweisen? Unsre Krieger werden für ihr beleidigtes Vaterland kämpfen, und ihr Muth wird mit der Größe ihrer Aufgabe wachsen. Sie sind in der Bewaffnung den Franzosenfressern in Berlin überlegen; sie haben zwei berühmte Armeen geschlagen, sie werden auch jene Frechen strafen, die im Jahre 1867 schworen, sie würden alsbald ihre Pferde bei Paris in der Seine tränken. Doch wir werden sie bald bei der Arbeit sehen und Ihnen dann melden, ob die preußischen Feldgensdarmen unsern tapfern Kriegern überlegen sind.“ —

Ist es möglich, Mittheilungen dieser Art den sogenannten Uebertreibungen zuzuzählen, wie kriegerische Zeiten sie zu Tage fördern? Eine Uebertreibung muß doch wenigstens einen Kern Wahrheit in sich haben: — hier handelte es sich aber um absolute Lügen, erfunden und mit kaltem Blute aufgetischt, um „nützlich erscheinende“ Zwecke zu erreichen. Das sich freisinnig geberdende Franzosenthum stand in seiner Moral genau auf dem Hauptgrundsatze der Jesuiten: „Der Zweck heiligt die Mittel.“ Welche Art von Kriegs-Correspondenzen war von einem Manne wie Salles zu erwarten, wenn er schon mit solchen Vorberichten auftrat! Aber die Redactionen wünschten ja solche Lügen-Waare zu haben, und das Publikum begehrte sie ebenfalls. So arbeiteten denn die Berichterstatter als „Geschäftsleute“ und strichen für die Art literarischer Waare, die gerade jetzt am besten ging, ihre Honorare mit Behagen ein. Es entstand ein förmlicher Wetteifer im Lügen. Das Metzer „Voeu national“ meldet die Ankunft „mehrerer Gefangenen und einiger Deserteure“ in Metz. Die „France“ läßt „achtzehn

hannoversche Soldaten“ durch den Rhein schwimmen und in Straßburg ankommen; „sie waren aus den preußischen Linien desertirt, in welche der Sieger der sieben Tage sie nach Sadowa einverleibt hatte.“ Die „France“ zieht aus dieser Fabel die Lehre: „Dies beweist, daß wir in den 1866 einverleibten Landen und selbst in der preußischen Armee ernstliche Verbündete zählen, die zu uns übergehen werden, sobald der Augenblick günstig ist. —“ In derselben Nummer der „France“ wird erzählt: „Der Typhus ist in Mainz und Koblenz ausgebrochen; die Pest beginnt das Werk, das unsre Soldaten vollenden werden. In Bayern hat man die Linientruppen damit beauftragen müssen, das Gesetz, das die Landwehr einberuft, zu vollziehen. . . .“ Von der Tüchtigkeit der preußischen Artillerie war vielfach die Rede gewesen. Aus diesem Grunde log die „France“ den französischen Soldaten vor: „Man vernimmt, daß die preußische Artillerie zum großen Theile von Polen bedient wird, und daß diese Leute, indem sie dem Beispiele der polnischen Deputirten zum Reichstage folgen, der Sache der Theiler von 1792 schlecht dienen werden.“ — Für den offiziösen „Constitutionel“ ist es ausgemacht, „daß alle Sympathien Deutschlands sich von Preußen abwenden werden, bei dem weder Vortheil noch Ehre zu finden sind, und Frankreich aufsuchen werden, dieses stets so ritterliche Land, welches allein fähig ist, einen Krieg für eine Idee zu führen, und welches die Achtung Deutschlands so sehr zu schätzen weiß.“ — Den Mittelstaaten wird damit wieder der alte abgenutzte Köder hingeworfen. Einstweilen hält der „Constitutionel“ es noch für verfrüht, wenn man bereits Näheres angeben wollte, auf welche Weise Frankreich das vom preußischen Joch befreite und unter seinen mächtigen Schutz gestellte Deutschland zu beglücken die Absicht habe: „aber man kann,“ fügt er hinzu, „im Voraus sicher sein, daß unsere Politik bei den Anderen dasselbe sein wird, was sie stets bei uns gewesen ist. Frankreich wird niemals anders als mit der freien Bestimmung der Völker handeln.“ Die Franzosen hielten also

die Deutschen für noch nicht unterrichtet genug, zu wissen, was von solchen Phrasen zu halten sei; — glichen diese doch genau den kriegerischen Proklamationen eines Heinrich II., als er im Sinne hatte, die vier Bisthümer von Deutschland loszureißen, wie auch denen, die Ludwig XIV. bei Beginn seiner Raubzüge erließ! — Nummer für Nummer beweist die „France,“ „daß die Preußen absolut nichts von dem Kriege wissen wollen, in den der Eigensinn ihres Königs sie hineingerissen hat.“ — „Viele Landwehrmänner haben sich auf die Flucht begeben, andere müssen mit Gewalt aus ihren Wohnungen geschleppt werden.“ — In den Dörfern bei Trier „hat man ein sehr wirksames Mittel gefunden, um die Abreise der Landwehrleute zu beschleunigen und Letztere zu zwingen, auszurücken: man steckt ihnen nämlich par hasard ihre armen Hütten an, wie es geschehen ist in Nennig und Ostringen!“ — In so unerhörten Lügen erging sich die französische Presse. Es sei an einen Ausspruch Kaiser Maximilian's erinnert, der einen Beitrag zu dem Beweis liefert, daß Verlogenheit ein hervorstehender Characterzug des französischen Wesens ist. „Die Franzosen,“ sagte Maximilian, „singen höher, denn genotiret, sie lesen anders, denn geschrieben ist, sie reden und singen anders als ihnen im Herzen ist.“

Wie die Lügenhaftigkeit, war auch der brutale und grausame Sinn erwacht, der ebenfalls zu den Grundeigenschaften des französischen Wesens gehört, und der nur zeitweise unter lächelnder Oberfläche sich birgt. „Kein Volk der Welt“, sagt die „Magdeb. Z.,“ „hat bei sich einen so scheußlichen Kreuzzug geduldet, wie der, welchen der Papst Innocenz gegen die Albigenser unternehmen ließ; selbst die Spanier haben doch nicht so sehr ihre eigenen Landsleute wie die Mauren und Juden verfolgt. Kein Volk der Welt hat eine Bartholomäusnacht, hat die grauenhafte gleichzeitige Ermordung von 100,000 Mitbürgern aufzuweisen. Kein Volk der Welt hat eine so nichtswürdige, die Landbewohner so schamlos ausbeutende Aristokratie gehabt, und

keines hat ein so entsetzliches Wüthen der Plebejer gegen den Adel, der Besitzlosen gegen die Besitzenden, der einen politischen Partei gegen die andere gehabt. Wohl hat die Revolution von 1789 unzählige Mißbräuche hinweg geschafft, welche durch die Selbstsucht der herrschenden Klassen aufgehäuft waren; aber in Wahrheit waren all die Constituanten, Convente und Directorien nur andre Formen für denselben rohen Despotismus, welchen die absoluten Könige geübt hatten. Es hat in der französischen Geschichte niemals einen Tag gegeben, wo die herrschende Partei die Rechte der besiegten Partei geachtet, wo irgend etwas von dem vorhanden gewesen wäre, was wir ehrlichen Deutschen Freiheit und Gerechtigkeit nennen." — Jetzt schon begann der Haß gegen Mitbürger deutscher Nationalität zu glühen, und um ihre Vertreibung zu bewirken, brachten die pariser Zeitungen erdichtete Nachrichten über grausame Verfolgungen, die die Franzosen in Deutschland zu erleiden hätten. Proteste dagegen, von Franzosen in Deutschland erhoben, fanden in Frankreich keine Beachtung. Einzelne begannen es für möglich zu halten, daß das deutsche Heer den Boden Frankreichs betreten könne, und so hielt man dafür, daß es für alle Fälle heilsam sei, den bittersten Haß gegen Deutschland aufzuregen. Das sich bis dahin liberal geberdende „Pariser Journal" brachte ein Gedicht mit eigens dazu gesetzter Melodie, das eher bestimmt schien, von „Wölfen" (wie es in der zweiten Strophe mit richtiger Selbsterkenntniß heißt) in der Wildniß geheult, als von Menschen gesungen zu werden. Die wortgetreue Uebersetzung dieses Wuth- und Hetzgesanges lautet:

„Auf! auf! die Stunde ist da für großartige Opfer. Der lange zurückgehaltene Haß ruft Kämpfer im Nu herbei, Männer, Greise, Kinder, Weiber. Der Feind kommt und stimmt seine Gesänge an, er wird bald herabgestimmt sein. Wer über unsere Grenze kommt, wird hier im Staube schlafen; was tödten kann, wird tödten! —

„Wenn der Feind in der Scheune schläft, leg' ohne Zaudern Feuer daran. Um einen solchen Koth wegzukehren, wie, sollte man sich etwa noch besinnen? Wer an Frankreich rühren will, kann im Voraus sicher

sein, daß er auf unseren Misthaufen verröcheln wird. An jedem Ast soll einer von ihnen hängen! Der Herr giebt vollste Freiheit des Thuns den Wölfen, die ihr Lager vertheidigen! —

„Ohne Rast und Ruh haltet ein Treibjagen auf sie, versteckt euch in jedem Dickicht; sie zu tödten, wird eure Aufgabe, die Landstraßen sind eure Werkstätten. Beginnen wir alle die große Jagd, und glücklich mögen sie sich schätzen, wenn wir, nachdem wir ihnen die Mistgabel in den Bauch gejagt, und sie in ihrer Höhle aufgespießt, nicht bei ihnen bleiben."

In solchen Kundgebungen erging sich ein Theil der französischen Presse, brüllende Volkshaufen auf den Straßen secundirten dazu und bedrohten die Häuser wohlhabender Deutscher. Redlichen Männern in Frankreich selbst begann vor den Leidenschaften zu grauen, die so urplötzlich zu Tage traten. Warnend sagte das „Journal des Debats", „man solle nicht zu unvorsichtig an der Oberfläche des französischen Wesens reiben; es möchten sonst Dinge zu Tage treten, deren Vorhandensein in der jetzigen Zeit man gar nicht mehr für möglich gehalten habe!" — Aber die Wölfe heulten, und — die Männer des „Journal des Debats" heulten bald darauf mit ihnen. So wie dieses Journal war auch das „Siècle" anfänglich gegen den Angriffskrieg gewesen; doch währte der Widerstand auch bei ihm nicht lange: es bot sich ebenfalls zum Tummelplatz sittlicher Verwilderung dar. „Wohlan," sagte das „Siècle", „es sind viele Patrioten der Ansicht, daß der Krieg, nachdem er unvermeidlich geworden, wenn er keine unfruchtbare Narrheit werden soll, Frankreich die Sicherheit seiner Ostgrenze, die es seit 1815 verloren, zurückgeben muß. Wir haben uns nicht in die inneren Angelegenheiten Deutschlands einzumischen, aber wir haben die Pflicht, uns gegen die Gefahr zu decken, welche uns droht, wenn gegenüber einem centralisirten und militarisirten deutschen Kaiserthum die Thore unseres Landes offen bleiben. Die Herausgabe Landau's und Saarlouis', alter französischer fester Plätze, mit den umliegenden Bezirken (!) und damit die Schließung der Lücke des Elsasses und der Lücke

Lothringens sind jetzt das, was wir, da das Schwert gezogen ist, verlangen, bevor wir es wieder in die Scheide stecken.“ — Die beabsichtigte Beraubung ward demnach auch von den bis dahin ernstesten Blättern acceptirt — „weil der Krieg nun einmal unvermeidlich geworden sei.“ Ging die Sache schief, so konnte man ja auf die Worte zurückgreifen, die man vor dieser Zeit gesprochen hatte, und der Regierung, insbesondere dem Kaiser, die Schuld aufbürden. In Deutschland ward noch vielfach in Bezug auf die französische Kriegserklärung zwischen Kaiser und Volk (wenigstens dem bessern Theile desselben) unterschieden. Hiergegen begann die französische Presse sich zu verwahren: dem Feinde werde es nicht gelingen, Volk und Herrscher in dieser Sache zu trennen! — Treuloses Volk! In Hoffnung, daß der Beutezug, der anheben sollte, erfolgreich sein werde, jubelst du deinem Kaiser zu, und doch hast du dabei verborgen im Herzen den Vorbehalt, ihn zu verleugnen, wenn er — Unglück haben sollte! —

Hochmuth, Siegesgewißheit und Prahlsucht bewirkten, daß man von Tage zu Tage offener sagte, auf was es bei dem Kriege abgesehen sei. Eroberung der Rheinprovinzen! Zertrümmerung Preußens! Das ward die allgemein geltende Losung. Die Presse erinnerte an einen Ausspruch Napoleons I., den er auf Elba gethan. Es sei, hatte er geäußert, ohne Zweifel sein größter Fehler gewesen, daß er Preußen nicht gänzlich getheilt, sondern als Königreich habe bestehen lassen. Diesen Ausspruch solle man, ward jetzt gesagt, wohl beherzigen und ihm entsprechend handeln! — In der großen Oper verlangte das Publikum das französische Rheinlied (Le Rhin). Als der Director sich entschuldigte, das Lied sei noch nicht einstudirt, rief Girardin, dieser literarische Bazaine, dessen Feder so schmutzig ist, wie das Schwert des ärgsten „Afrikaners“, in frechem und prahlerischem Tone: „Wie, Ihr braucht mehr Zeit, den Rhein einzustudiren, als wir, ihn zu nehmen!“ — Diesem Worte folgte ein ungeheurer Beifallssturm.

Wie stellten sich denn nun die Organe der Kirche, die Bischöfe, zu dem, was so unheilvoll geschah? Wenn je, so hätten sie doch bei dieser Gelegenheit der Kirche einen erhabenen Standpunkt wahren sollen. Aber „der geliebte Sohn der Kirche, Napoleon," war ja der Schützer der weltlichen Macht des Papstes, und dann war es in dem Kriege ja zumeist auf Zertrümmerung des vorherrschend protestantischen Staates Preußen abgesehen. Mit Wonne erzählte man sich, der Kaiser habe geäußert: „Ich werde den Frieden in Königsberg unterzeichnen!" — Daher sahen die Bischöfe in dem Beutezuge eine Art Kreuzzug gegen die Protestanten, und aller Orte begannen fanatische katholische Priester die Protestanten zu bedrohen, so daß die Besorgniß laut wurde, es möchte zu einer neuen Protestantenverfolgung kommen. Das Hauptblatt der Ultramontanen, der „Monde", war voll Jubel, daß dem protestantischen Preußen der Garaus gemacht werden solle. In den Augen der Ultramontanen waren die Schwerter der französischen Soldaten schon um deswillen geheiligt, weil sie gegen die Soldaten des protestantischen Königs Wilhelm gezückt werden sollten. Nach dem Urtheil der Ultramontanen glich um diese Zeit die französische Armee „jener geheimnißvollen Wolkensäule, von welcher die Bibel redet; sie bedeute und bringe Krieg nur auf der Seite nach Preußen hin, auf der Seite, die Europa zugekehrt sei, sei sie das Symbol und die Verkündigung des Friedens." — Während der „Monde" die Franzosen, die treuen Schildknappen des Papstes, heilig sprach und die Preußen als der Verdammniß verfallen darstellte, verhöhnte die „France" jene preußischen Blätter, die „Gott in ihre Sache zu ziehen suchten," denn „dieser sei schon zu oft in Kriegen von allen Seiten angerufen worden, als daß er sich nicht die Freiheit der Action vorbehalten sollte." Wer leistete nun in der Frechheit Größeres, der „Monde" oder die „France"?

Ein grauenhaftes Uebel ist der Krieg; aber mindestens eine gute Seite hat er: er enthüllt Seiten des Characters der

Völker, über die in friedlichen Zeiten niemals in so entschiedener Weise Licht verbreitet werden würde, und in dem guten Willen der Völker liegt es hinterher, aus diesen Enthüllungen und Beleuchtungen entsprechende Lehren zu ziehen!

Vorbereitung und Aufbruch des Kaisers.

Schon unter dem 22. Juli hatte der Kaiser folgende Proclamation an das französische Volk erlassen:

„Franzosen! Es giebt im Leben der Völker feierliche Augenblicke, wo die Nationalehre in gewaltiger Erregung sich als eine unwiderstehliche Macht emporhebt, die alle Interessen beherrscht und die Leitung der Geschicke des Vaterlandes allein in die Hand nimmt. Eine dieser entscheidenden Stunden hat so eben für Frankreich geschlagen. Preußen, dem wir während und seit dem Kriege von 1866 die versöhnlichsten Gesinnungen gezeigt haben, hat unserem guten Willen und unserer Langmuth keine Rechnung getragen. Indem es sich in eine Bahn des gewaltthätigen Angriffs stürzte, hat es überall Mißtrauen erweckt, überall übertriebene Rüstungen aufgenöthigt und aus Europa ein Heerlager gemacht, in welchem die Ungewißheit und die Furcht vor dem nächsten Tage herrschen. Ein letzter Zwischenfall hat dann die Unhaltbarkeit der internationalen Beziehungen offen gelegt und den ganzen Ernst der Lage gezeigt. Den neuen Anmaßungen Preußens gegenüber ließen sich unsere Einsprüche vernehmen. Man hat ihrer gespottet und sie mit Bezeichnungen des Hohnes beantwortet. Unser Land hat darüber eine tiefe Erbitterung empfunden, und sofort hat sich ein Kriegsgeschrei von einem Ende Frankreichs bis zum andern erhoben. Es bleibt uns jetzt nur übrig, unsere Geschicke der Entscheidung der Waffen anzuvertrauen. Wir führen den Krieg nicht gegen Deutschland, dessen Unabhängig-

keit wir achten. Wir sind von dem Wunsche beseelt, daß die Völker, welche die große germanische Nationalität ausmachen, frei über ihre Geschicke entscheiden sollen. Was uns angeht, so verlangen wir die Herstellung eines Standes der Dinge, der unsere Sicherheit gewährleistet und die Zukunft sichert. Wir wollen einen dauerhaften, auf die wahren Interessen der Völker begründeten Frieden erobern und diesem prekären Zustande ein Ende machen, in welchem alle Nationen ihre Hülfsquellen darauf verwenden, sich gegenseitig zu rüsten. Die glorreiche Fahne, die wir noch einmal denen gegenüber entfalten, die uns herausfordern, ist dieselbe, die durch Europa die civilisatorischen Ideen unserer großen Revolution trug. Sie vertritt dieselben Principien; sie wird dieselben Gefühle der Hingebung einflößen. Franzosen! Ich will mich an die Spitze dieser tapfern Armee stellen, welche von der Liebe zur Pflicht und zum Vaterlande beseelt ist. Sie weiß, was sie werth ist, denn sie hat in den vier Welttheilen den Sieg sich an ihre Schritte heften gesehen. Ich nehme trotz seiner Jugend meinen Sohn mit mir. Er kennt die Pflichten, die sein Name ihm auferlegt; er ist stolz, an den Gefahren Derer Theil zu nehmen, die für das Vaterland kämpfen. Gott segne unsere Anstrengungen! Ein großes Volk, das eine große Sache vertheidigt, ist unüberwindlich."

Wiederum wird man, wenn man diese Proclamation liest, an das Wort des großen Lügners Talleyrand erinnert, das er in einem unbewachten Augenblicke aussprach: „Die Sprache ist dazu gegeben, die Gedanken zu verbergen!" — Die beste Antwort auf dieses Lug- und Trugwort Napoleon's ward von der „Neuen freien Presse" gegeben. „Das Zugeständniß, die Politik Frankreichs im Jahre 1866 sei Preußen günstig gewesen," hieß es daselbst, „ist ebenso aufrichtig, wie die Versicherung, daß man seither Preußen grollte. Der ganze sonstige Inhalt der Proclamation ist Lüge. Es ist nicht wahr, daß Frankreich die geringste Nachgiebigkeit, daß es auch nur einen

Schein von Versöhnlichkeit in dem jüngsten Streite zeigte. — Napoleon III. versichert, er führe keinen Krieg mit Deutschland und achte dessen Unabhängigkeit. Die Armeen, die in die Rheinprovinzen einfallen, die Flotten, welche die norddeutschen Häfen bombardiren werden, sie haben keine Deutschland feindliche Bedeutung: im Gegentheil, sie sollen nur dem Wunsche des französischen Herrschers Ausdruck geben, „daß die Völker, welche die große germanische Nation bilden, frei über ihre Geschicke verfügen." Ein bittres Hohngelächter ist die einzige Antwort, welche Deutschland darauf geben kann. Der Neffe jenes blutigen Eroberers, der das deutsche Volk mißhandelte wie nie ein zweiter Fremdling, der Sohn jener Familie, deren Name in Deutschland verhaßt ist wie kein zweiter, Napoleon III., hegt gute Wünsche für das Selbstbestimmungsrecht des deutschen Volkes! Mit diesen verbindet er andere für sich selbst, die jedenfalls aufrichtiger gemeint sind. Er fordert „Gewährleistung der französischen Sicherheit". Man weiß, was das heißt. Frankreich fühlt sich nicht sicher, wenn es nicht der einzige starke Staat in Europa ist. Auch Oesterreichs Stellung in Italien war 1859 eine „Drohung" für Frankreich. Damals war Oesterreich mächtig — es mußte gedemüthigt werden; heute ist Preußen stark — nun soll die Reihe an dieses kommen. Das ist die „Logik der Thatsachen" in neuester Auflage. Uebrigens hat dieser Krieg nur friedliche Zwecke; er wird nur geführt, „um einen dauerhaften Frieden zu begründen." Napoleon III. sagt es, und Napoleon III. ist ein ehrenwerther Mann. Auch wenn er das Schwert zieht, bleibt er seinem berühmten Grundsatze treu: „Das Kaiserreich ist der Friede!" Wie sagte der fünf Mal wegen öffentlicher Gewaltthätigkeiten abgestrafte Raufer, als er das sechste Mal vor den Schranken des Gerichts erschien? „Herr Präsident, ich bin der beste Mensch, aber Andre reizen mich immer!" —

Da der Kaiser sich „an die Spitze der Armee zu stellen" beabsichtigte, war beschlossen worden, daß der Kaiserin die Re-

gentschaft übertragen werden solle. Dem Volke dies in pomphafter Weise mitzutheilen, hatte der Kaiser schon am 27. Juli in St. Cloud eine entsprechende Scene aufgeführt. Es war bei dieser Gelegenheit von Rouher das ungeheuerliche Wort ausgesprochen worden: „Eure Majestät ziehen den Degen; das Vaterland ist mit Ihnen, vor Entrüstung und Stolz erbebend", worauf er Folgendes hinzugesetzt hatte: „Der Kaiser schenkte übereilter Ungeduld kein Gehör, und, erfüllt von jener ruhigen Beharrlichkeit, welche die wahre Stärke ist, verstand er zu warten; in den letzten vier Jahren brachte er aber die Ausrüstung unserer Soldaten auf die höchste Vollkommenheit und entwickelte die Organisation unserer Streitkräfte zur möglichsten Stärke. Dank Ihrer Obsorge, Sire, ist Frankreich bereit und mit seinem Enthusiasmus beweist es, daß es, wie Sie, entschlossen war, keinen verwegenen Anschlag zu dulden. Möge unsere erhabene Souveränin noch einmal die kaiserliche Gewalt anvertraut erhalten, die großen Staatskörper werden sie mit ihrer ehrfurchtsvollen Liebe, mit ihrer unbedingten Aufopferung umgeben. Die Nation kennt ihr edles Herz und ihren festen Charakter, sie hat Vertrauen zu ihrer Weisheit und ihrer Energie. Möge der Kaiser mit gerechtem Stolz und edlem Vertrauen den Oberbefehl über seine vergrößerten Legionen von Magenta und Solferino übernehmen, möge er die Blüthe dieser großen Nation auf die Schlachtfelder führen. Wenn die Stunde der Gefahren gekommen ist, ist die Stunde des Sieges nahe. Bald wird das dankbare Vaterland seinen Kindern die Ehre des Triumphes zuerkennen, bald wird Deutschland von der Herrschaft, welche es bedrückt, befreit, der Friede durch Ruhm unserer Waffen Europa wiedergegeben sein, und Eure Majestät, die noch vor zwei Monaten für Sich und Ihre Dynastie von dem Nationalwillen eine neue Kraft empfing, wird sich auf's Neue jenem großen Werke der Verbesserungen und Reformen widmen, deren Ausführung — das weiß Frankreich, und dessen

ist ihm das Genie des Kaisers Bürge — keinen andern Verzug erleiden soll, als eben die Zeit, die Sie für ihre Siege brauchen werden."

Aber trotz dieser mit Anmuth vorgetragenen Flunkereien, die ganz dem französischen Volke angepaßt waren, begann man in der zweiten Woche dennoch ungeduldig zu werden. Der Kaiser noch nicht bei der Armee! Noch kein erster Sieg! — Das behagte nicht. — Später enthüllten es die von den deutschen Kriegern in St. Cloud gefundenen geheimen Papiere, weshalb der Kaiser mit der Abreise von Tag zu Tag zögerte. Es zeigte sich in vielfachster Weise, daß man zum Losschlagen noch keineswegs genügend vorbereitet war. Aber wann hätte es den Franzosen jemals an der Geschicklichkeit und der Dreistigkeit gemangelt, einer ihnen nachtheiligen Sache einen guten Schein zu verleihen? Das Zögern ward plötzlich als das Ergebniß weiser Ueberlegung dargestellt. Namentlich erging sich der „Constitutionel" in allerlei Winkelzügen, um den Franzosen, welche schon besorgt und unzufrieden zu werden begannen, einzureden, daß das Zaudern und Zuwarten der französischen Armee auf tiefer strategischer Weisheit beruhe. In einem Artikel kommt folgende characteristische Stelle vor: „Herr von Bismarck läßt durch seine Blätter verbreiten, wir Franzosen seien besser vorbereitet, als die Preußen, vor diesen in großem Vortheile, und es sei daher nothwendig, sich vor der Hand zurückzuziehen und sich mit Geduld zu waffnen. Entweder täuschen wir uns sehr, oder das ist eine Kriegstaktik, ja selbst eine plumpe Falle, durch welche wir uns nicht fangen lassen werden. Ohne Zweifel lieben wir es sehr, voran zu gehen. Angreifen, mit Feuer auf den Feind stürzen, seine Positionen mit Sturm nehmen, seine Linien mit dem Bajonnet durchbrechen, das ist, was wir in der Regel und vollkommen gut thun. Auf diese Verwegenheit, auf diese Kühnheit hat Herr von Bismarck ohne Zweifel gerechnet; er hoffte augenscheinlich, uns zu überreizen, uns übereilt auf sein Gebiet

zu locken, indem er seine Truppen zurückgehen läßt und uns glauben macht, er sei nicht fertig. O, der Schlaukopf! Aber es giebt ein chinesisches Sprichwort, welches sagt: „Wenn du mich ein Mal betrügst, ist es meine Schuld; wenn du mich aber zwei Mal betrügst, ist es die meine.“ Man kennt jetzt den Bismarck'schen Trug. Wenn er es gar zu eilig hat, uns an sich, aber recht weit, herankommen zu lassen, wird man seine Geduld auf die Probe stellen.“ — Außerdem ließ sich der „Constitutionel“, angeblich aus Straßburg und zwar ebenfalls zu dem Zweck, die Pariser bei guter Laune zu erhalten schreiben: „Ich habe einen Theil der kleinen deutschen Staaten durchreist. Die Landwehr ist dort noch nicht mobil gemacht. Sie ist nur einberufen als Reserve, das ist Alles. Die Mobilmachung der neupreußischen Armee in der Mehrzahl der Großherzogthümer und Herzogthümer in den sächsischen Gegenden und herunter nach Bayern ist bis auf Weiteres aufgeschoben.“

Das schlug an, und die Pariser freuten sich der Weisheit ihrer Marschälle. Aber dennoch mußte man Tag für Tag dafür sorgen, ihnen neue Unterhaltungsstoffe in Formen zu bieten, wie sie ihrem Temperamente zusagten. Vereinzelt hatten sich Stimmen in Deutschland zu Gunsten Frankreichs vernehmen lassen. Einzelne verlorene Söhne des Vaterlandes, Radicale der extremsten Richtung und Ultramontane, waren es, die vielleicht des Vaterlandes Macht und Ehre nicht ungern zu Gunsten des auswärtigen Feindes geschädigt gesehen hätten. Und diesen vaterlandslosen Verräthern voran stand ein vormaliger Kronenträger, der blinde Welf aus Hannover, über den für sein frivoles Unterfangen, den Gang der deutschen Geschichte hemmen zu wollen, das verdiente Gericht gekommen war. Seitdem dieser Mann aus der Hand derer, die er bis in den Tod haßte, eine Unsumme als Abstandsgeld angenommen hatte, und es zu Tage gekommen war, daß er einen großen Theil dieses Geldes dazu verwandte, jegliche auf Umsturzpläne in Deutschland gerichtete Agitation

zu unterstützen, wandten sich auch alle diejenigen Wohlmeinenden von ihm ab, in denen einst sein jäher Sturz Mitgefühl erregt hatte. Jahre lang war von ihm die „Hannoversche Legion“ in Frankreich besoldet worden, und erst dann, als er vor kurzer Zeit an dem Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Deutschland ganz verzweifelte, war den von ihm mit Hoffnungen hingehaltenen unglücklichen Legionären eröffnet worden, daß er sich nunmehr genöthigt sähe, sie ihrem Schicksal zu überlassen. Wie mag er es im Juli 1870 bedauert haben, diesen Schritt gethan zu haben! Aber augenblicklich flogen Agenten nach Frankreich, um den dort noch weilenden Rest jener Bedauernswürdigen zum Kampfe gegen Deutschland aufzustacheln. Nun wurde den Franzosen durch die Zeitungen schleunig davon Nachricht gegeben, daß sie Freunde in Deutschland finden würden (wobei natürlich die Zahl derselben ins Ungeheuerliche übertrieben wurde); zugleich ward ihnen auch Mittheilung über die hannoverschen Legionäre gemacht, die sich angeblich sammelten, um an der Seite der Franzosen zu fechten und namentlich die Insurgirung Hannovers ins Werk zu setzen. Aber siehe, es stellte sich heraus, daß nur noch eine Handvoll Leute da waren. Ein starkes Corps hätte man mit pomphaften Worten begrüßt, die Betheiligung der Wenigen lehnte man ab, indem man sich den Anschein großmüthiger Rücksichtnahme gab. „Man bedenke nur,“ sagte das „Siècle“, „wie furchtbar die Lage Derer gewesen wäre, die der Feind gefangen genommen hätte. Wären sie nicht als Verräther behandelt worden?“ — Das sagte man diesen Leuten jetzt, die doch vier Jahre unter den Franzosen gewohnt, und denen bisher nie ein Wort dieser Art, sondern gerade das Gegentheil gesagt worden war. Das war noch nicht Alles! Nein, diese Opfer welfischer Agitation, deren Absichten in Frankreich hundertfach gebilligt worden waren, wurden jetzt obendrein noch beschimpft. Als von einer Kundgebung berichtet wurde, die unter dem Rufe: „Nach Berlin! Es lebe Hannover! Es lebe Frankreich!“ von einer kleinen Zahl hannöverscher Legionäre

ins Werk gesetzt worden war, schlug die „Corr. Havas" zu Gunsten Frankreichs Kapital daraus und sagte, sich mit Edelsinn brüstend: „Ein Franzose, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, kann von solchem Gesindel nur sagen, daß es Landesverräther seien, die verdient hätten, daß man sie öffentlich brandmarkte." — Die ganze Sünde dieser Unglücklichen bestand darin, daß sie an Zahl zu wenig waren.

Die Regierenden hatten in der That ihr gutes Maß Arbeit damit, dem unruhigen Volke genügenden Stoff vorzuführen, um die Zwischenzeit, die zur Completirung des Heeres nöthig war, auszufüllen. Nun kam „das Kind Frankreichs", der Prinz Louis, an die Reihe. Man weiß weiter nichts von ihm, als daß er 1856 geboren worden ist, daß er von seinem Vater die Medaille von Sebastopol empfing, und daß verschiedene europäische Fürsten ihm in seinen jüngsten Jahren schon — leider! — die höchsten Orden verliehen. Es ward durch die Hofblätter den Franzosen auf's Neue versichert, daß der Prinz als leuchtendes Beispiel mit ins Feld ziehen solle. „Der Kaiser und die Kaiserin haben gewollt, daß das Kind Frankreichs zu früher Stunde für die Größe und Sicherheit des Vaterlandes kämpfen lerne!" — Hätte irgend ein anderer Fürst in Europa wohl Aehnliches seinem Volke zu bieten gewagt? Bei den Franzosen aber macht derartige Schauspielerei Effect. Es war selbstverständlich, daß das „Kind" von jeder Gefahr sorgsam fern gehalten werden sollte, es war aber auch für Begleiter gesorgt, denen die Aufgabe zuertheilt worden war, den „Muth" des „Kindes" zu preisen. Darnach ließ der Kaiser durch das „Univers" Folgendes veröffentlichen: „Die Abreise des Kaisers ist auf nächsten Donnerstag (28. Juli) festgesetzt. Seine Majestät wird sich nicht auf der Gürtelbahn, sondern mitten durch Paris, wie es sich der öffentlichen Erwartung und Bedeutung der Verhältnisse gegenüber gehört, nach dem Ostbahnhofe begeben. Napoleon III. hat mit echt spartanischer Strenge die Einrichtung seines Militärhaushalts

überwacht. Um gut zu kämpfen, muß man wie ein Unterlieutenant in den Krieg ziehen, meinte er. Seine Dienerschaft soll in einem einzigen Kammerdiener bestehen. Die Ordonnanzen der Ordonnanz-Offiziere und der Adjutanten werden bei Tische aufwarten. Die Speisekarte soll immer nur das unumgänglich Erforderliche enthalten. Jede unnütze Küche ist von heute ab unerbittlich vom Hauptquartier ausgeschlossen. Zum Transport des ganzen kaiserlichen Gepäcks werden zwei Cantinen genügen. Der Kaiser will nicht einmal ein Zelt mitnehmen. Einem General, der in Bezug darauf äußerte, es sei dies doch etwas zu stark, sagte der Kaiser lachend: „Wozu Zelte? Wir gehen in Länder, wo wir wahrscheinlich auf Häuser stoßen werden, und am Ende wird es uns nie an einer Kuhdiele fehlen; einen Mantel, um uns zuzudecken, werden wir stets haben!" — Die Pariser waren entzückt — das Schauspiel, das unter Donner und Blitz aufgeführt werden sollte, hob mit so interessanten kleinen Prologen an. Girardin ließ ankündigen, daß Vorbereitungen getroffen seien, an einem der nächsten Tage die erste Nummer einer neuen Zeitung, „Victoire", erscheinen zu lassen, die fortlaufend die Ruhmesthaten der französischen Armee verkünden werde. Illustrirte Zeitungen gleicher Tendenz wurden ebenfalls angezeigt. Die freudige Erwartung der Pariser stieg immer höher.

Endlich brach der Kaiser in Begleitung seines Sohnes auf und begab sich zunächst nach Metz. Von dort erließ er unter dem 28. Juli folgende Proclamation an die Armee:

„Soldaten! Ich stelle mich an Eure Spitze, um die Ehre und den Boden des Vaterlandes zu vertheidigen. Ihr werdet eine der besten Armeen Europas bekämpfen; aber andere, die eben so tüchtig waren wie sie, haben Eurer Tapferkeit nicht widerstehen können. Es wird heut ebenso sein.

„Der Krieg, welcher beginnt, wird lang und mühevoll sein, denn er wird Gegenden zum Schauplatz haben, die mit Hindernissen und Festungen besäet sind; aber nichts geht über

die beharrlichen Anstrengungen der Soldaten von Afrika, von der Krim, China, Italien und Mexiko. Ihr werdet noch ein Mal beweisen, was eine französische Armee vermag, die vom Gefühle der Pflicht beseelt, von der Disciplin zusammen gehalten, von der Vaterlandsliebe entflammt ist.

„Welchen Weg wir auch außerhalb unserer Grenzen einschlagen, wir werden dort die glorreichen Spuren unserer Väter finden. Wir werden uns ihrer würdig zeigen.

„Ganz Frankreich folgt Euch mit seinen heißesten Wünschen, und das Weltall richtet sein Auge auf Euch. Von unsern Erfolgen hängt das Schicksal der Freiheit und Civilisation ab.

„Soldaten, möge Jeder seine Pflicht thun, und der Gott der Heere wird mit uns sein."

Welch ein Unterschied zwischen der tief aus dem Herzen kommenden und daher auch in schlichtester Form auftretenden Ansprache des Königs Wilhelm an das deutsche Heer und dieser künstlich zusammengedrechselten Proclamation des Kaisers, an der die Sucht, Außergewöhnliches zu sagen, den größten Antheil hatte! Der erwartungsvolle Hinblick der Völker Europas auf die Franzosen, ja der Völker aller fünf Erdtheile, das genügte nicht mehr. „Das Weltall richtet sein Auge auf Euch!" — Alle Wesen des Universums ruhen von ihren Werken, um die Großthaten des französischen Heeres, an dessen Spitze ein Napoleon der Dritte, das „Kind Frankreich's," ein Bazaine und andere „Afrikaner" stehen, bewundernd anzustaunen!

„Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt!" Als ein Vorspiel kommender Ereignisse ist es anzusehen, daß Napoleon der Dritte in seiner Proclamation diesen Schritt gethan hatte.

Die Kaiserschlacht von Saarbrücken.

Wie die Pariser auf einen „ersten Sieg" brannten, so insbesondere der Kaiser. Er hatte wörtlich geäußert, daß er nicht sterben wolle, ohne seine Dynastie in preußischem Blute neu gestählt zu haben. Je näher die Entscheidungsstunden kamen, je höher stieg der freche Uebermuth der Franzosen. Der Erzbischof von Paris, Msgr. Darboy, erließ an seinen Clerus einen Hirtenbrief, dessen Eingang lautete: „Frankreich, herausgefordert, betritt von Neuem die Schlachtfelder, und seine Adler nehmen wieder ihren triumphirenden Flug. Es ist eine gerechte Sache, die ihm das Schwert in die Hand giebt, es will seine verletzte Ehre rächen, das gestürzte Gleichgewicht Europas herstellen und" — wie heuchlerisch hinzugesetzt ward — „bei der Rückkehr des Friedens eine Entwaffnung möglich machen, nach welcher alle Welt Bedürfniß fühlt." — Ein Graf Filippi de Faby in Cherbourg sandte dem Könige Wilhelm ein Kriegslied mit einem Briefe, in dem es heißt: „Majestät! Indem ich Ihnen das Kriegslied zufertige, gebe ich mir nicht erst die Mühe, Ihnen zugleich die Komposition desselben mitzusenden. Unsere Soldaten übernehmen es, Ihnen dieselbe in **Berlin selbst zu überbringen**, wo sie zu erscheinen nicht säumen werden. Sie wissen es ja, daß unsere Soldaten die Wege dahin kennen." — Am 1. August berichteten die Zeitungen, der Kaiser sei mit seinem Sohne von Metz aus direkt nach dem Kriegsschauplatz gegangen. Welche Aussichten auf eine große Siegesnachricht für den nächsten Tag! Aber auch noch für diesen Tag mußten die Franzosen mit vorbereitenden Mittheilungen sich begnügen, denen nur das Hofgeschmeiß eine hohe Wichtigkeit beilegte. Dem jungen Prinzen, hieß es, seien die Haare noch erst militärgerecht zugeschnitten worden, und — wie rührend! — er habe seine Locken „zu zärtlicher Erinnerung" an „die Damen vom Hause der Kaiserin" nach Paris gesandt. Außerdem ward den Fran-

zosen Nachricht davon gegeben, daß als offizieller Schlachtenmaler der berühmte Meissonnier vom Kaiser in das Hauptquartier berufen sei, und die Kaiserin-Regentin eine ewige Lampe in der Kirche zu „Unserer lieben Frau vom Siege" habe aufstellen lassen.

Endlich — am 3. August — die längst erwartete erste Siegeskunde für die Pariser!

Das „Journal offiziel" brachte folgenden Bericht:

„Heute, 2. August, 11 Uhr Morgens, haben die französischen Truppen einen ernsten Kampf mit den preußischen Truppen bestanden. Unsere Armee hat die Offensive ergriffen, die Grenze überschritten und das preußische Territorium überfallen. Ungeachtet der Stärke der feindlichen Truppen reichten einige unserer Bataillone hin, um die Höhen zu nehmen, welche Saarbrücken beherrschen, und unsere Artillerie hat den Feind schnell aus der Stadt vertrieben. Der Elan unserer Truppen war so groß, daß unsere Verluste nur unbedeutend waren. Der Kampf begann um 11 Uhr und war um 1 Uhr zu Ende. Der Kaiser wohnte den Operationen an, und der kaiserliche Prinz, welcher ihn überallhin begleitete, hat auf dem ersten Schlachtfelde die Feuertaufe erhalten. Seine Geistesgegenwart, seine Kaltblütigkeit waren des Namens würdig, den er trägt. Der Kaiser und der kaiserliche Prinz sind um 4 Uhr nach Metz zurückgekommen."

Der Kaiser telegraphirte an die Kaiserin über die Thaten des „Kindes von Frankreich":

„Louis hat die Feuertaufe erhalten. Er war bewunderungswerth in seinem kalten Blute, nicht im Mindesten aufgeregt. Eine Division des General Frossard hat die Höhen genommen, welche Saarbrücken beherrschen. Die Preußen haben nur kurzen Widerstand geleistet. Wir waren in erster Linie, aber die Flinten- und Kanonenkugeln fielen vor uns nieder. Louis hat sich eine Kugel aufgehoben, die bei ihm niederfiel. Die Soldaten vergossen Thränen, als sie ihn so ruhig sahen. Wir haben nur einen Offizier und zehn Soldaten todt. Napoleon."

Selbstverständlich folgte diesen großen Ankündigungen sofort der offizielle Schlachtenbericht des Generals Frossard, der die Division geführt hatte. Er lautete:

„Sire! Ich hab'e die Ehre, Ew. Majestät Bericht zu erstatten über die am heutigen Tage vom 2. Armeecorps vollzogene Operation. Gemäß seiner Ordre hatte dasselbe sich jener Positionen zu bemächtigen, welche, am linken Ufer der Saar gelegen, die Höhen von Saarbrücken beherrschen.

„Die Division Bataille bildete die erste Linie; ihr rechter Flügel stützte sich auf die Division Laveaucoupet und eine 12-pfündige Reservebatterie, der linke Flügel fand Schutz in der 1. Brigade der Division Vergé und einer zweiten Batterie.

„Der General Bastoul, welcher zu Spicheren stand und den Befehl hatte, die Bewegungen des rechten Flügels zu leiten, hatte die Ordre erhalten, zwei Bataillone vorzusenden, um sich des Dorfes St. Arnual zu bemächtigen und sodann die dasselbe beherrschenden Höhen in Besitz zu nehmen. Inzwischen sollte der Rest seiner Brigade, nachdem er in die vorwärts von Spicheren gelegene Schlucht herabgestiegen, in der Front jene Positionen angreifen, welche sich zur Rechten der Straße von Forbach nach Saarbrücken befinden.

„Der anderen Brigade der Division Bataille war als Angriffsobjekt das obengenannte Terrain des Schlachtfeldes überwiesen; dasselbe war durch drei Escadrons des 5. Chasseur-Regiments aufgeklärt worden.

„Endlich sollte der Oberst Du Ferron vom 4. Chasseur-Regiment mit einer Escadron seines Regiments und mit zwei Bataillonen der 1. Brigade der Division Vergé eine Recognoszirung bis nach Gersweiler vornehmen, um die Bewegungen des 2. Corps mit denen des Marschall Bazaine zu verbinden.

„General Bataille führte sofort seine 1. Brigade vor; er ging über die Abhänge zur Linken der Saarbrücker Straße und stellte die Verbindung mit seiner 2. Brigade durch ein Bataillon des 23. Linien-Infanterie-Regiments her.

„In aufgelösten Kolonnen marschirend und durch zahlreiche Tirailleurs gedeckt, hatten die Bataillone des 24. und 8. Linien-Regiments schnell die verschiedenen Terrain-Hindernisse zurückgelegt, welche das sehr coupirte und beholzte Gelände bietet. Ein Bataillon des 8. Linien-Regiments, welches sich mitten durch das Gehölz dirigirte, folgte der Eisenbahn bis zur Höhe des Dorfes Trotany; hier sammelten sich die Bataillone des Regiments und kamen gleichzeitig auf dem Exerzirplatz zur Rechten an.

„Auf den Höhen, vor der Front des 66. Regiments, ließ General Bataille eine seiner Batterien auffahren, eine andere etablirte er auf dem Exerzirplatz, um den Bahnhof zu beschießen und das Feuer der feindlichen Artillerie, welche zur Linken von Saarbrücken Stellung genommen, zum Schweigen zu bringen. Die preußische Artillerie konnte unser Feuer nicht aushalten und mußte sich weiter zurückziehen.

„Auf meinen Befehl fuhr die 12pfündige Reserve-Batterie auf, um das Feuer der Batterie auf dem Exerzirplatz zu unterstützen, und in letzter Linie kam eine Mitrailleusen-Batterie der 2. Division herbei, um vollständige Unordnung in den Reihen der feindlichen Infanterie-Kolonnen herbeizuführen, welche hierauf die Stadt räumten.

„Während dieses Artilleriekampfes konnten die Truppen Se. Majestät den Kaiser mit dem Kaiserlichen Prinzen auf demselben Terrain begrüßen, von welchen sie soeben den Feind vertrieben hatten.

„Die Truppen hatten das Bivouak zwischen 9 und 10 Uhr Morgens verlassen. Der Oberstlieutenant Thibaudin vom 67. Regiment, welcher mit zwei Bataillonen seines Regiments zu einer Offensivbewegung auf St. Arnual kommandirt war, fand dies Dorf stark besetzt und vertheidigt von Positionsbatterien, die auf dem rechten Ufer der Marne standen.

„Um diese Artillerie zu bekämpfen, ließ General Micheler, dessen Brigade zur Unterstützung des Generals Bastoul herbei-

gezogen worden, eine Batterie vom 15. Regiment vorgehen, welche ein wirksames Feuer auf die preußische Artillerie eröffnete.

„Der Oberstlieutenant Thibaudin konnte nun, unterstützt durch ein Bataillon vom 46. Linien-Regiment und die Genie-Compagnie der 3. Division, so wie mit Hülfe der Flankenbewegung des Oberst Mangin, welcher mit dem Rest des 67. und mit dem 66. Regiment zu seiner Linken herankam, das Dorf St. Arnual nehmen. Er ließ es durch ein Bataillon des 40. Regiments und durch die Genie-Compagnie besetzen; hierauf nahmen die Bataillone des 67. Regiments mit großem Schwung (élan) die Abhänge des Hügels von St. Arnual und setzten sich auf der Höhe Angesichts Saarbrücken fest.

„Mit nicht geringer Entschlossenheit bemächtigte sich das 66. Regiment der Höhen bis zum Exerzirplatz, indem es den Feind successive aus allen seinen Positionen vertrieb.

„Die Bewegungen der Infanterie wurden wirksam unterstützt durch das 5. Chasseur-Regiment unter Befehl des Oberst von Sereville. Die Escadrons durchsuchten mit Hülfe der Tirailleure der Infanterie alle Terrainfalten und nahmen mit großer Schnelligkeit die Höhenkämme, wo sie den Feind signalisiren konnten.

„Das 12. Bataillon der Jäger zu Fuß und die Genie-Compagnie der 2. Division bildeten die Reserve des Generals Bataille; sie nahmen die Truppen der 1. Brigade auf dem Exerzirplatz auf.

„Die erste Brigade der Division Vergé, welche die zweite Linie bildete, hielt sich beständig auf 4 — 500 Meter in der Nähe der 1. Linie und deckte sich möglichst durch das Terrain.

„Die bis jetzt mir zugegangenen Berichte constatiren folgende Verluste: Das 66. Linien-Regiment hat 1 Offizier todt (de Bar), der Capitän Adjutant-Major Prevat ist sehr schwer verwundet, dem Lieutenant Laramey ist die Schulter durchschossen, außerdem zählt das Regiment 15 bis 16 Todte oder Verwundete. Das 67. Linien-Regiment hat keinen Verlust an

Offizieren, 2 Unteroffiziere sind durch Kugeln getödtet, 26 Mann todt oder verwundet. Das 8. Linien-Regiment hat 2 Verwundete. Von der 3. Division wurde 1 Sergeant getödtet, 1 Soldat verwundet. Den Bericht des Oberst du Ferron habe ich noch nicht erhalten. Man schätzt seinen Verlust auf ein Dutzend Verwundete. Auch den Bericht des Commandeurs des 10. Jäger-Bataillons (3. Division) habe ich noch nicht empfangen."

Der Schluß des Schlachtberichts, dem des Lesers **besondere** Aufmerksamkeit zuzuwenden ist, lautet:

„Die Truppen lagern in den Positionen, die sie erobert haben. Ich habe einige Verschanzungen in ihrer Front und Flanke aufführen lassen, ebenso sind einige Verhaue zum Schutz unserer Batterien hergestellt worden.

„Ich war sehr befriedigt von der Begeisterung und Entschlossenheit der unter meinem Befehl stehenden Truppen. An diesem ersten Tage haben unsere Soldaten Beweise von Energie gegeben, welche die Beschwerlichkeiten eines langen Marsches und Kampfes leicht erträgt. Die Commandeurs constatiren die Ruhe ihrer Leute im Gefecht, ihre Unerschrockenheit und ein immer wachsendes Vertrauen auf ihre Waffen. Ich behalte mir vor, die Namen der Militärs aller Grade zur Kenntniß Ew. Majestät zu bringen, welche besonders ausgezeichnet zu werden verdienen.

„Die Ziffern unserer Verluste, welche ich im Augenblicke erhalte, sind 6 Todte und 67 Verwundete.

Der Divisionsgeneral, Gouverneur des kaiserlichen Prinzen Commandant en Chef des 2. Corps, Frossard."

Am nächsten Tage beschossen die Franzosen die offene Stadt Saarbrücken, aus der sich die preußische Besatzung zurückgezogen hatte, mit Brandkugeln, worauf sie in dieselbe einrückten.

Der Kaiser hatte über den großen Tag von Saarbrücken berichtet, ebenso Frossard (dem in der Eile der dem Kaiser ge-

wiß sehr unangenehme Satz in die Feder gekommen war: „Die Truppen konnten Se. Majestät den Kaiser mit dem kaiserlichen Prinzen auf demselben Terrain begrüßen, von welchem sie so eben den Feind vertrieben hatten“); nun mußte doch auch noch der berühmte Edmond About sich über den glänzenden Sieg und seine Folgen vernehmen lassen! Seinem pomphaften Bericht über den „Sieg“ und das Einrücken der Franzosen auf preußisches Gebiet mag hier nur folgender Satz entnommen werden: „Wir haben das Land und gedenken darin bequem zu schlafen.“ —

Aus Paris ward berichtet: „Die Kaiserin ließ in St. Cloud eine Dankmesse lesen; die Pariser lärmen und jubeln frisch drauf los.“ —

Was war nun wahr an den mit so gewaltigem Pomp vorgetragenen Siegesberichten?

Folgendes: 750 Mann Preußen mit 2 Kanonen zogen sich vor einer Uebermacht von 40,000 Mann Franzosen mit 36 Kanonen, nachdem sie drei und eine halbe Stunde den rühmlichsten Widerstand geleistet hatten, geordnet zurück!

Das war der glänzende Sieg, dessen die Franzosen sich rühmten! Zieht man die Uebermacht des Feindes und die Zeit des Kampfes in Betracht, so muß es die größte Verwunderung erregen, daß der Verlust der Preußen sich nur auf 2 Offiziere und 70 Mann belief.

Der preußische Staats-Anzeiger gab über die Veranlassung zu diesem ersten Zusammenstoße Auskunft. Wir entnehmen dem Bericht Folgendes:

„Wie bekannt, hatte sich die französische Hauptmacht an dem Tage, an welchem in Berlin der Befehl zur Mobilmachung erst gegeben wurde, bereits gegen die Saar, und speciell gegen Saarbrücken in Bewegung gesetzt. In letzterer Stadt befanden sich nur ein Bataillon des Regiments Nr. 49 und drei Schwadronen des Ulanen-Regiments Nr. 7. Wurden diese Truppen herausgezogen, so lagen die deutschen Lande auf

dem linken Rheinufer weithin dem Gegner offen. Man war sich bewußt, welche Gefahr diese schwache Abtheilung lief; aber es galt, dem Gegner zu imponiren und sich in den Rüstungen der Armee, trotz der drohenden Gefahr, nicht stören zu lassen. Diese Aufgabe wurde von jenem Detachement mit unermüdlicher Thätigkeit und glänzendster Ausdauer gelöst, während zum weitern Schutz an anderen Punkten der Saar wenige Compagnien und Escadrons aus den nächsten Garnisonen vorgesandt wurden. In einer in der Kriegsgeschichte bisher unerhörten Weise blieb, seit der mit seltsamer voreiliger Hast erfolgten französischen Kriegserklärung, dieses unerschrockene Häuflein 14 Tage lang ganzen Divisionen des Feindes gegenüber stehen.

„In den Augen des Feindes gewannen diese Abtheilungen täglich eine größere Bedeutung und vergrößerten sich so weit, bis man schließlich in den französischen Journalen sie in einer Höhe von 200,000 Mann angegeben fand. Die lächerlichsten Darstellungen über großartige Kämpfe erschienen in den französischen Bulletins.

„Man war preußischerseits Anfangs nicht in der Lage, diesen Aufschneidereien und beunruhigenden Gerüchten entgegen zu treten. Wollte man die Wahrheit aufdecken, so mußte man sagen, daß hier nur 1 Bataillon und 3 Eskadrons dem Feinde gegenüber standen. Wenige Stunden, nachdem dies in Berlin bekannt geworden wäre, hätte man es auch in Paris gewußt, und die Vernichtung des kleinen Detachements wäre die unmittelbare Folge davon gewesen, sobald der Feind klar darüber war, was ihm gegenüber stand. Man konnte daher den darüber umlaufenden Gerüchten und der berechtigten Wißbegierde des Publikums die ruhmvolle Wahrheit nicht entgegen halten.

„Als die Nachrichten ergaben, daß schließlich zwei französische Corps dem schwachen Detachement in nächster Nähe gegenüberstanden, wollte die oberste Führung, um die tapfere Schaar nicht zu opfern, dieselbe zurückziehen, umsomehr, als zu jener

Zeit die diesseitigen Rüstungen sich ihrem Ende näherten. Aber der dortige Kommandeur, Oberst-Lieutenant von Pestel, telegraphirte zurück und bat, ihn auf diesem Ehrenposten zu belassen, indem er hinzufügte: „Das Benehmen der Franzosen zeigt, daß sie sich vor uns fürchten." Unter diesen Verhältnissen wurde mit Freuden die Einwilligung hierzu gegeben, umsomehr, als man jetzt bereits in der Lage war, das Detachement noch durch 2 Bataillone zu unterstützen und zwei Meilen rückwärts Truppen zur Sicherung seines Abmarsches aufstellen zu können. Dies führte zu der berühmten ersten sogenannten Schlacht bei Saarbrücken! Die Streifereien der Ulanen und Vierziger beunruhigten den Gegner fortwährend, indem sie ihn auf seinem eignen Gebiete aufsuchten und selbst eine ihm wichtige Bahnlinie störten. Die Ankunft des Kaisers und seines Sohnes änderten Nichts in der Lage, gab aber Veranlassung, daß französischerseits am 2. August ein Schauspiel aufgeführt wurde, welches die militärische Welt in berechtigte Heiterkeit versetzen muß, unserer kleinen Abtheilung aber neuen Ruhm bereitete."

Am 4. August ließ London über den „ersten großen Sieg" der Franzosen sich vernehmen. Die dortigen Zeitungen sprachen in mehr oder minder unumwundener Weise ihre Entrüstung darüber aus, daß die Officiellen in Paris Siegesbulletins mit einer Unverschämtheit fabrizirten, die alles Gewesene übertreffe. Einige pariser Zeitungen fabelten von 20,000 Preußen, die bei der „Feuertaufe des Kleinen" den siegreichen Franzosen gegenübergestanden hätten; sie behaupteten, es seien „lange Züge fliehender Preußen" von den Mitrailleusen nahezu vernichtet, die „Festung" Saarbrücken in zwei Stunden „erobert," und zwei Kompagnien von den Mitrailleusen „weggeblasen" worden. Alles dies ward von den englischen Blättern verspottet. Es sei gut, hieß es, daß gleich von Anfang an auf französischer Seite so übermäßig geflunkert werde; die Schlichtheit und von jeder Prahlerei freie Fassung der kurzen officiellen Berliner

Telegramme erscheine nur um so schlagender zum deutschen Vortheil, und das werde ohne Umschweife anerkannt. Das Telegramm Napoleons an seine Gemahlin, in dem er über die „Kaltblütigkeit" seines Söhnleins auf der Höhe von Saarbrücken und die darüber zu Thränen gerührten Soldaten berichtet, gab den englischen Blättern zu vielen bittern und auch heitern Bemerkungen Anlaß. Eine Zeitung sprach sich dahin aus, daß der Kaiser sein Kind in Besserem unterrichten könnte als in Menschenschlächterei; daß die Mutter, wenn sie eine ehrliche Bürgersfrau wäre, ihrem Manne „ob solcher niederträchtigen Pädagogik den Kopf waschen würde."

Die „Morning Post" vom 4. August analysirte die französischen Siegesbulletins ausführlich und sagte dann sehr bezeichnend: „Wir sehen deshalb noch immer dem ersten ernstlichen Gefechte entgegen."

Dieses erste ernstliche Gefecht fand an demselben Tage statt.

Weißenburg.

Officielle Depeschen verkündeten am Abend des 4. und am Morgen des 5. August den Deutschen den ersten errungenen Sieg. Einige der erschienenen Depeschen (die fünfte und sechste) mögen den würdigen Eingang der Schilderung des Kampfes von Weißenburg bilden:

5te Depesche. Mainz, 5. August.

An die Königin Augusta!

Unter Fritzens Augen heute einen glänzenden, aber blutigen Sieg erfochten durch Stürmung Weißenburgs und des dahinter liegenden Geisberges. Unser 5. und 11. Corps und 2. bayerisches Armeecorps fochten.

Feind in Flucht. 500 unverwundete Gefan-

gene, eine Kanone und das Zeltlager in unsern Händen. Divisions-General Douay todt. Von uns General von Kirchbach leicht gestreift.

Mein Regiment und 58er starke Verluste. Gott sei gepriesen für diese erste Waffenthat! Er helfe weiter. Wilhelm.

6te Depesche.

Mainz, Freitag, 5. August, Vormittags 9 Uhr 25 Min.

Nach soeben im großen Hauptquartier eingegangenen Nachrichten sind in dem Gefechte bei Weißenburg nicht 500, sondern 800 unverwundete französische Soldaten in preußische Kriegsgefangenschaft gefallen.

Auch in Mainz sind bereits französische Kriegsgefangene eingetroffen.

München, Freitag, den 5. August, Vormittags.

Eine amtliche Mittheilung des bayerischen Kriegs-Ministeriums meldet, daß sich unter den 800 bei Weißenburg in Kriegsgefangenschaft gefallenen Franzosen 18 Offiziere befinden.

Frankfurt a. M., den 5. August, Vormittags 11 Uhr 20 Minuten.

Soeben traf ein Zug von Weißenburg mit 10 gefangenen Offizieren und 480 Mann französischer Gefangener, darunter viele Turcos ein. Die Gefangenen wurden hier gespeist, dann nach dem Norden, wie man hört, über Berlin weiter befördert.

Zunächst ein Wort über den feindlichen Feldherrn, General Douay, der, wie die Depesche des Königs verkündete, gefallen war.

Zwei Tage zuvor noch hatte der Pariser „Gaulois“ über seine glänzenden Eigenschaften mit wahrhaft „triefender Ueberschwänglichkeit“ berichtet.

Hören wir den französischen Lobredner: „General Douay ist von großem und edlem Wuchse, wohlgebaut, untersetzt, von elegantem und sehr einfachem Wesen, vieler natürlichen Hingabe, Liebenswürdigkeit und Wohlwollen. Große Thatkraft voll Ruhe und ein gewisses angeborenes, fatalistisches, aber liebenswürdiges und mehr als gerechtfertigtes Selbstvertrauen ohne Gleichen zeichnen ihn aus. Er scheint geboren, um ein Kommando zu führen, er ist dazu geschaffen, Gehorsam und Liebe zu finden. Seine Soldaten lieben ihn und würden ihm bis ans Ende der Welt folgen. Er ist zugleich Hauptfahne, Standarte und Degen. Seine Stirn ist hoch und klar, sein Blick ruhig und frei, seine Züge sind sehr schön, regelmäßig und ausdrucksvoll, ein Gemisch von Sanftmuth und heiterer Energie. Ein offenes Antlitz, welches das Gepräge der Intelligenz und Güte trägt, nicht ohne einen Anflug von Ironie im Blick und um die Lippen. Das ist sein Gesicht. Es athmet Biederkeit und Wohlwollen, es flößt Achtung und Sympathie ein. In der Erregung ändert und bildet es sich um wie durch Zauber. Douay ist dann nicht mehr derselbe. Auf seiner hohen Stirn leuchtet es auf, seine Wangen beben und färben sich, seine Augen schleudern Blitze. Er richtet sich im Sattel empor und scheint auf seinem Schlachtroß zu wachsen. Man möchte ihn fast für eine lebende Reiterstatue halten, welche die Bataillone beherrscht und den Feind herausfordert. Er ist alsdann wie verklärt. Schaut ihn an! Sein Antlitz, sein Arm, sein Blick, Alles belebt sich, Alles spricht, kommandirt, kämpft. Aber Etwas an ihm ändert sich nicht, seine nie wechselnde und ewige Kaltblütigkeit, die größte vielleicht in unserer ganzen Armee. Seine Stirn hat sich mit Purpur überzogen, der ganze äußere Mensch ist Feuer und Flamme geworden, aber der Geist bleibt kalt, frei, unumschränkt, und ich weiß in der That nicht, was bewundernswerther ist, die Weißglühhitze der Tapferkeit eines Bourbaki, oder diese eisige Unerschrockenheit. Denn man findet in unserem Heere nicht allein den Muth, sondern alle Arten

von Muth. Eine merkwürdige Eigenthümlichkeit: Douay ist einer unserer wenigen Offiziere, welche „nicht grüßen;“ er hat niemals „die Kugel gegrüßt,“ daß heißt, er kennt jene unwillkürliche und nervöse Bewegung nicht, deren auch die Tapfersten der Tapferen sich nicht erwehren können, wenn ihnen das Blei um die Ohren pfeift. Pelissier grüßte nach oben, Bugeaud nach vorn. Douay grüßt gar nicht, obwohl er einer der höflichsten unter unsern Generalen ist. Ihm könnte eine Kugel en passant ein Ende seines Schnurrbartes wegnehmen, und er würde sich nicht mehr rühren als eine Büste auf ihrem Sockel. Die Stimme des Generals Douay ist sprüchwörtlich. Man kann sich nichts denken, was mehr vibrirend, weitreichend und sonor wäre. Sie hat zugleich den kriegerischen Accent Macdonald's und den wiederhallenden Schlag der Stimme Augereau's. Es liegt etwas wie Kupfer und Erz in dieser Stimme, welche bestimmt zu sein scheint, um „Feuer“ zu kommandiren oder den Sieg zu verkünden. Sie übertäubt Trommeln und Trompeten, sie verlangt als Begleitung den Donner der Kanonen. „In Bezug auf die Stimme“, sagte mir ein ehemaliger Offizier, heut Volksvertreter, „in Bezug auf die Stimme ist der General Douay der Emanuel Arago der Armee.“ Nicht doch! Neben ihm würde Arago den Eindruck eines Asthmatikers hervorbringen. Wenn Douay an die Ufer des Rheines rückt und ruft: „Vorwärts!“ so wird man ihn bis Rastatt hin und noch weiter vernehmen, und das Echo des Schwarzwaldes wird ihm antworten: „Vorwärts!“ Aber dann wird er selbst schon da sein, und das Echo kommt um einen Tag zu spät. Douay ist einer der besten Schützen unserer Armee; er handhabt den Karabiner und das Chassepot ebensogut wie den Degen, und wohl schwerlich hat es auf dem Schießplatze von Vincennes jemals einen erfahreneren und fähigeren Inspektor gegeben. Gebt ihm ein Chassepotgewehr und stellt den König von Preußen so viele Meter weit von ihm ab, als

euch beliebt, Douay wird ihm seine Krone in einem Augenblick herunterschießen, ohne ihm ein Haar zu krümmen und ebenso leicht wie Wilhelm Tell seinem Sohne den Apfel vom Kopfe schoß. — Rom, Sebastopol, Magenta, Mexiko, vier Feldzüge, welchen vier Rangerhöhungen entsprachen. Dem General Douay bleibt nur noch übrig, Marschall zu werden, und wenn er seine Gewohnheiten nicht ändert, wird er es auch ganz gewiß. Der Marschallstab harrt seiner ohne Zweifel, da unten auf dem andern Rheinufer, und ich versichere euch, daß kein Condé nöthig hat, ihn in die feindlichen Verschanzungen hineinzuwerfen, damit der General Douay ihn sich hole." —

Wie sich nun ergab, hatte der General Douay, als er dem Kronprinzen von Preußen gegenüber stand, „seine Gewohnheit", zu siegen, in der That „geändert."

Ueber die erste Siegeswahlstatt in dem Kriege von 1870 sei (nach A. Petermann) Folgendes vorausgesandt:

„Weißenburg liegt an dem Grenzflusse zwischen Deutschland und Frankreich, der Lauter, welche in der bayerischen Pfalz entspringt und bei Lauterburg in den Rhein fließt. In einem schönen fruchtbaren Thale der Vogesen-Ausläufer gelegen, 500 Fuß über dem Meere, ist die Stadt nur 3½ deutsche Meilen von Hagenau und 7 Meilen von Straßburg entfernt. Zum Unterschiede von anderen gleichnamigen Städten wird es auch Kron-Weißenburg genannt, unter der französischen Herrschaft corrumpirt in Wissembourg, wie in ähnlicher Weise so viele ehrliche deutsche Namen. Es bildete die Hauptstadt des Arrondissements gleichen Namens und den Anschlußpunkt der Straßburg-Weißenburger Eisenbahn an die pfälzische Maximiliansbahn. Weißenburg hat nach dem Census von 1866 5570 Einwohner. Die Umgegend ist reich an Weinbergen. Die Festungswerke rühren aus dem 18. Jahrhundert her, und vor den Stadtthoren beginnen am Fuße des Scherrhohls oder Montagne du Pigeonnier die 1705 auf Anordnung des Marschalls Villars an der ganzen Lauter entlang bis nach

Lauterburg errichteten Redouten der berühmten Weißenburger Linien (les lignes de la Lutter), eine 2½ Meilen lange zusammenhängende Reihe von Gräben, Wällen und Schanzen, welche namentlich im spanischen Erbfolgekriege und im französischen Revolutionskriege wiederholt Schauplatz blutiger Gefechte waren. Die Weißenburger Linien laufen zickzackförmig nach den Bedingungen des Terrains, werden von Strecke zu Strecke durch Redouten flankirt, bestehen aus Brustwehr und Graben und galten vor der Erstürmung durch die Deutschen im Jahre 1793 für sehr fest. Die gothischen Bogen der uralten St. Peter-Paulkirche der Stadt erinnern an die einstige gefürstete Reichsabtei Weißenburg, in deren Klostermauern der Benedictermönch Otfried um 870 nach Christus die althochdeutsche Evangelienharmonie (genannt: „Der Christ") verfaßt hat. Weißenburg ist also durch Otfrieds Verdienst die Geburtsstätte der hochdeutschen Schriftsprache. So singt der jetzt lebende elsässische Dichter Friedrich Otte (mit seinem wahren Namen Georg Zetter, ein Mühlhausener) in dem ersten seiner „Elsässischen Denksteine":

„Der geistigen Befreiung unsrer Ahnen
Rang feindlich noch die Sprache Roms entgegen,
Da wagtest du's, die deutsche Kunst zu pflegen,
Ein deutsches Lied zu singen den Germanen!

Sprich, hattest du wohl ein geheimes Ahnen,
Daß diese Sprache, allen überlegen,
Berufen sei, einst in ihr Gold zu prägen
Der Dichtkunst Höchstes und es anzubahnen?

Noch war die Sprache nur ein kindisch Lallen,
Die jetzt, befreit von allen läst'gen Banden,
Weithin erklingt, volltönig und metallen.

Mich aber freut's, daß in Alsatiens Landen,
Daß in den Weißenburger Klosterhallen
Die Wiege deutscher Poesie gestanden."

Weißenburg, von dem unter Ludwig XIV. die Franzosen widerrechtlicher Weise Besitz genommen hatten, sollte nun

der Ausgangspunkt neuer deutscher Größe werden. Der zu dem Gefechtsfelde gehörende 757 Fuß hohe Geisberg liegt $1/3$ deutsche Meile im Süden von Weißenburg.

General Douay hatte die oben geschilderten Weißenburger Linien in und um Weißenburg mit einer Division vom Armee-Corps Mac Mahon's besetzt. Die Division bestand aus Theilen der früheren 7. Militär-Division und Truppen aus Besançon und Algier und hatte zwei Brigaden: 1. Brigade: General Montmarie (50. und 78. Linien-Infanterie-Regiment, 10. Jäger-Bataillon); 2. Brigade: General Pellèn (1. Zuaven-Regiment, 1. Regiment algierischer Tirailleurs). Die Stärke der Division wurde auf 12,000 Mann geschätzt.

An demselben Tage, an dem Weißenburg von Douay besetzt worden war (3. August), hatte der Kronprinz von Preußen von seinem Hauptquartier Speyer aus den Vormarsch seiner Armee auf Weißenburg zu angeordnet, und schon am nächsten Tage (4. August) erfolgte der Kampf um und in Weißenburg. „Am 4. August früh 4 Uhr", sagt der officielle Bericht, „brach die III. Armee aus ihren Bivouaks auf, um sich in den Besitz der Weißenburger Linien zu setzen. Auf dem rechten Flügel kam die bayerische 4. Division zuerst ins Gefecht. Sie stand den wohlbefestigten Werken von Weißenburg gegenüber und hatte den Auftrag, diese zu nehmen. Das 5. und 11. preußische Armee-Corps sollte die möglicherweise stark besetzten Linien im Centrum nehmen, während die badische und würtembergische Division, unter General von Werder als Armee-Corps vereinigt, Lauterburg erobern sollte. Das 5. preußische Corps hatte kaum den Kanonendonner der bayerischen Division vor Weißenburg gehört, als es sich sofort mit seiner Avantgarde zur Unterstützung der Bundesgenossen in Marsch setzte. Um halb 9 Uhr waren die ersten Kanonenschüsse der bayerischen Batterieen Kirchhöfer und Bauer gefallen; um 9 Uhr annoncirten bereits die preußischen Geschütze, daß sie zur Unterstützung der Bundesgenossen bereit seien.

Das 11. Armee-Corps, das einen weiteren Marsch zurückzulegen hatte, war unmittelbar nach Eröffnung des Feuers ebenfalls zum Eingreifen fertig. Se. Königliche Hoheit der Kronprinz hatte sich schon um 6 Uhr früh an die Tête der Avantgarde der bayerischen 4. Division begeben und leitete mit Beginn des Kampfes von der Höhe bei Schweigen die Angriffsbewegungen. Die Franzosen hatten Weißenburg mit dem 74. Regiment besetzt. Auf der Geisberger Höhe, die das ganze Anmarschterrain dominirte, stand das 1. Turcos-Regiment, das 5. und 50. Linien-Regiment, drei leichte und eine Mitrailleusen-Batterie. Von diesen Truppen war gleichzeitig das Dorf Altstadt am Fuße dieser Höhen occupirt. Altstadt wurde von Truppen der 9. preußischen Division im ersten Anlauf genommen. Weißenburg leistete lebhaftesten Widerstand, selbst nachdem noch zwei weitere bayerische Batterien gegen die Stadt gerichtet worden waren. Während Weißenburg von einigen Bataillonen des 47. und 58. Regiments in die Flanke genommen wurde, rückte das Königs-Grenadier-Regiment Nr. 7 zu der glänzenden Attake gegen die bastionartige Schafenburg vor. Hier war die Mitrailleusen-Batterie aufgestellt, die ihre abschnurrenden Salven den stürmenden Truppen auf weite Distanz entgegenschleuderte, ohne wesentliche Verluste herbeizuführen. Diese Batterie machte offenbar nicht den vom Feinde erwarteten Eindruck und selbst das mörderische Schnellfeuer, das unseren Truppen aus den Weingärten und dem Schlosse der Schafenburg entgegengesandt wurde, brachte die heranstürmenden Compagnie-Colonnen des 7. Regiments nicht außer Fassung. Ohne einen Schuß zu thun, blieben sie in stetem Avanciren. Hier war es, wo der feindliche Divisions-General Douay seinen Tod fand, sein neben ihm haltender Generalstabschef schwer verwundet wurde. Das Königs-Grenadier-Regiment büßte freilich seine sämmtlichen Stabsoffiziere als todt oder verwundet ein, warf dann aber den Feind aus der entscheidendsten Position des Schlacht-

feldes. Die Truppen des 11. Corps hatten durch ihr unerschrockenes Vorwärtsdringen nicht unwesentlich zum Weichen des Feindes beigetragen. Nach alter Soldatenweise war auch General v. Werder mit der badischen und würtembergischen Division, nachdem er Lauterburg nicht vom Feinde besetzt fand, sofort auf den Kanonendonner losmarschirt, so daß, nachdem Weißenburg Mittags 12½ Uhr von den Preußen und Bayern genommen war, dem weichenden Feinde die III. Armee, die Soldaten von Nord- und Süddeutschland, Schulter an Schulter gegenüberstanden." —

„Das war heut ein prächtiger Anfang des großen Krieges", schrieb ein Berichterstatter der Kölnischen Zeitung, „und mit glänzendem Siege haben wir den Feldzug eröffnet. Ich befand mich bei Hagenbach, in der Nähe der badischen Division Beyer, welche mit lautem Gesang auf Lauterburg im Elsaß zumarschirte, als des Morgens um 4 Uhr, unter strömendem Regen, welcher die unerträgliche Hitze der letzten Tage glücklicher Weise sehr kühlte, rechts von unserem linken Flügel in der Richtung nach Weißenburg zu lauter Kanonendonner, der fortwährend an Stärke zunahm, erscholl. Die Avantgarde des II. bayerischen Armee-Corps unter dem General-Lieutenant Graf Bothmer (bekanntes Mitglied der Kammer der bayerischen Reichsräthe, welcher dort die Sache Preußens stets mit eben so viel Wärme wie Geschick vertheidigte), war gegen Weißenburg, welches von der französischen Division Douay's vom Corps des Marschalls Mac Mahon besetzt wurde, angerückt. Zwar war Weißenburg stark verschanzt und die Franzosen hatten in aller Eile möglichste Schanzen und Verhaue dort aufgeführt, allein die braven Bayern stürmten unter dem Schutze ihrer sehr gut schießenden Artillerie mit todesverachtender Kühnheit und drangen unter harten Verlusten bis in die Mitte der Stadt vor. Hier aber warfen sich ihnen neue französische Regimenter entgegen, und das Gefecht kam zum Stehen. Aber schon nahte die preußische Hilfe; der bayerische

Kanonendonner hatte die preußischen Truppen vom V. Armee-Corps, dem alten berühmten Steinmetz'schen Corps, mit gewaltigem Munde zur Eile getrieben. „Drauf, es gilt, den Bayern Hilfe zu bringen, sie müssen wissen, daß auf uns Preußen Verlaß ist!" haben die braven Niederschlesier gerufen, und nun im Laufschritt vorwärts, voran der General v. Kirchbach, der Führer des V. Armee-Corps. Mit schnellem Ueberblick wirft er seine Truppen in die rechte Flanke des Feindes, zwar leisten die Franzosen den hartnäckigsten Widerstand, aber der Ungestüm der Preußen ist zu groß. Die beiden Niederschlesischen Regimenter Nr. 7 (Königs-Grenadiere aus Liegnitz) und Nr. 58 erstürmen eine französische Verschanzung, das 5. Jäger-Bataillon aus Görlitz, in dem viele Freiwillige dienen, schießt mit sicheren Schüssen stets die französischen Zuaven zusammen, plötzlich ertönt der Schlachtenruf: „Drauf, ihr Preußen — Hurrah der König Wilhelm!" und unaufhaltsam wie eine Wetterwolke brechen die Preußen und bald ihnen zur Seite auch wieder die Bayern vor. Ganz Weißenburg mit allen seinen Verschanzungen und festen Höhen wird erstürmt, und die Jäger des 5. Bataillons erobern auch eine französische Kanone, während die schwarzen Husaren ein französisches Zeltlager und viele französische Pferde erbeuten."

Ein anderer Augenzeuge berichtete: „Der Geisberg hinter Weißenburg, der die Stadt beherrscht, war von den Franzosen mit Batterieeinschnitten befestigt worden; er ist ziemlich steil, schluchtenreich und entsendet mehrere Quellen in die Lauter. Auf seinem Rücken läuft die von Bitsch nach Weißenburg führende Chaussee. Seine Wegnahme war daher keine leichte Arbeit. Der Kampf um denselben war so blutig, wie der Kampf bei Königgrätz. Während die Franzosen aus allen Schießscharten ein mörderisches Feuer eröffneten, stürmten die Königsgrenadiere im Verein mit andern Regimentern den Geisberg und nahmen ihn mit dem Bajonnet. Wie hart der Kampf um diesen Punkt gewesen, geht auch aus den Aeußerungen eines

gefangenen Sergeantmajors hervor. Er erzählte, daß er 21 Jahr diene und die Kriege in Afrika, in der Krim, in Italien und Mexiko mitgemacht habe; seine Orden bezeugten dies. Er erklärte aus freien Stücken, daß sämmtliche französische Soldaten eine andre Meinung von den Deutschen gehabt hätten. „Ich bin ein alter und ehrlicher Soldat," sagte er, „aber ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, mir sind solche tollkühne Bursche in meiner langen Kriegspraxis noch nicht vorgekommen. Die Spitze des Geisberges war gespickt mit Kanonen und Mitrailleusen, die ein mörderisches Feuer gegen die Stürmenden spielen ließen. Wie gemäht lagen die braven Jungen da, aber unter stetem Hurrah und Gesange stürmten die Folgenden über die Leiber ihrer Kameraden hinweg, bis der Berg genommen und die Unsern erschlagen oder gefangen genommen waren. Dabei hielten sich die Braven immer geschlossen; hundertfach auseinandergeschossen und hundertfach sofort wieder geschlossen. Gegen solche Teufelskerle zu kämpfen, wird eine schwere Aufgabe für uns werden, denn leider haben wir zu viele Horden, die nicht mal wissen, weshalb sie auf der Welt, noch viel weniger, weshalb sie im Kriege sind. Diese Bande (er zeigte auf einen Turco) ist eine Schmach für uns Franzosen. Die Kerle sind für Afrika gut, aber nicht für Europa. Es sind Hunde! Wir sind schrecklich belogen worden; es ist uns gesagt, daß die Preußen Kinder, Krüppel, Greise, genug alles zusammengerafft und an die Grenze geschickt haben. O mein armes Frankreich! Doch wir werden uns rächen, nicht aber an Preußen, sondern an Ollivier, an Gramont! Die Kerle müssen an die Laterne!" — „Auf den Feldern", erzählt ein Berichterstatter, der am 5. August das Schlachtfeld besuchte, „lagen zahllose Papierfetzen, die von dem Aufbrechen der Patronenpackete herrührten. Die Felder waren rechts und links zerstampft. In höchster Spannung setzte ich den Weg fort. Nun gings die steile Stiege nach Weißenburg hinunter. Hier sah ich an den Hügeln rechts zertretene Weinberge. Da hatten die braven bayerischen Jäger sich mit den

Turcos gemessen. Unsre Landsleute erlitten große Verluste, aber sie warfen das afrikanische Gesindel, das übrigens ficht wie der leibhaftige Teufel, kraftvoll zurück. Mein Wagen näherte sich dem Thore von Weißenburg. Links an der Landstraße lag ein todtes Pferd, rechts zeigte sich eine Art Zollhaus oder Einnehmerhäuschen, vor demselben, spärlich bedeckt mit grünen Zweigen, drei todte Zuaven. Ein gräßlicher Anblick! Im Zollhäuschen, einem kleinen gegipsten Zimmerchen, lag ein unheimlicher Haufen von fünf dieser Leute. Die Thüre war eingeschlagen; der Kampf, der zwischen den vier engen Wänden geführt worden war, mußte gräßlich gewesen sein. Blutlachen, ein zertrümmerter Ofen, Kugel- und Bayonnetspuren an den Wänden und die fünf Leichen, gaben ein grausenhaftes Zeugniß hiervon. Weißenburg ist ein altes Städtchen, umgeben von einer Ringmauer mit festen Thorthürmen und Zugbrücken; rund um diese Mauer läuft ein ziemlich breiter Wassergraben, der aber nur stellenweise Wasser hat. Das nach der Pfalz führende Thor war zusammengeschossen und zur Hälfte in den Graben gestürzt, die Zugbrücke wieder hergestellt; der Verkehr hin und her, sowohl durch Militär, als die Einwohnerschaft, sehr belebt. Ein Granatschuß der trefflichen bayerischen Artillerie hatte die Uhr am Thurm zerschmettert; das Zifferblatt hing nur noch an einem Nagel. Nun fuhr ich in die Stadt ein. Einzelne Hausdächer waren von Granaten getroffen; die Ziegeltrümmer bedeckten den Boden. In den Straßen rühriges militärisches Treiben, dazwischen die Einwohner geängstigt, erschrocken, kriechend höflich. Am Stadthaus steht ein starker Posten Bayern vor dem Gewehr, überall Soldaten in und vor den Wirthshäusern, dem ganz guten, billigen Elsässer Wein munter zusprechend, und Preußen und Bayern begeistert fraternisirend. Dazwischen reiten Ordonnanzen und Feldgensdarmen, und unaufhörlich ziehen frische Truppen nach Süden."

Die Depesche des Königs hatte wie ein Zauberschlag die Herzen berührt; man wußte: zu viel ist nicht gesagt, eher zu

wenig! — So war es auch. Die den Siegesdepeschen nachfolgenden Berichte erwiesen es, daß der Kampf glänzender noch gewesen und der Erfolg reicher noch ausgefallen war, als die Depesche es angekündigt hatte. Und was besonders wohl that, war, daß Norddeutsche und Süddeutsche in gleicher Weise Theil gehabt hatten an der Ehre des Tages. Emil Rittershaus feierte die Sieger mit den Dichterworten:

„Wie warft ihr keck dem Kugelblitz die breite Brust entgegen!
Glück auf! Du Sproß vom alten Fritz, du kühner, junger Degen!
Durch Waffenlärm und Pulverrauch erklingt die frohe Mähre,
Und Deutschland hört's, im blauen Aug die heiße Freudenzähre!

Von des Herrn Sohnes „Feuertauf'", da hörten jüngst wir schnattern —
Geschwind des Elsaß Thore auf! wir kommen als Gevattern!
Wo ist der Vater, wo der Prinz? Flugs auf des Geisbergs Rücken!
Hurrah, das ist mit Zinseszins die Rache für Saarbrücken!"

Wenige Tage nach dem deutscherseits erfochtenen Siege kamen die ersten französischen Gefangenen nach Berlin. Der Zug traf auf dem Anhalter Bahnhofe ein und brachte 512 Mann, 12 Offiziere und 2 Spione. Die gefangenen Soldaten und Unteroffiziere waren in offenen Gepäckwagen, die Offiziere in einem Waggon 2. Klasse untergebracht. Die Gefangenen gehörten allen Waffengattungen an, es waren meist bärtige und von der Sonne gebräunte Gesichter. Die Turcos in ihren kurzen Jacken, schmutzigen Pluderhosen — Turban und Fez hatten sie größtentheils wegen der Hitze abgelegt — erregten vielfach die Heiterkeit der Berliner. „Ich hörte", erzählt ein Berichterstatter der Vossischen Zeitung, „einen Mann aus dem Volke, der seine Hände nach dem Wagen emporstreckte, sagen: „Edler Turco, Pionier der Civilisation, faß' mir mal an und zieh mir ruf!" Im Nu war er mit dessen Hülfe bei dem Afrikaner. Er redet diesen an, der Turco redet auch — selbstverständlich verstehen sie einander nicht. „Ach wat," hebt nun der Berliner an, „dein verdammtet Kauderwelsch kann man ja doch nich verstehen! Aber", fügte er hinzu, Jenem eine

Hand voll Cigarren überreichend, „verstehst du dies?“ Der Turco steckte die Cigarren schmunzelnd ein. „Kinder“, rief Einer aus der Menge den Turcos zu, „schreit mal, wie wenn ihr euch auf den Feind stürzen wolltet!“ — Dies Wort erregte großen Jubel unter den Zuschauenden, und die Franzosen, Zuaven und Turcos, schienen Gefallen daran zu finden. Verstanden sie auch nicht, was gesagt war, so lasen sie wenigstens auf den lachenden Gesichtern nichts Bösartiges. Kaum hatten sich die Gemüther etwas beruhigt, als an einen Turco die Frage gerichtet ward: „Wo habt ihr denn eure wilden Katzen?“ (Es war viel davon gefabelt worden, daß im Krimkriege ein jeder Turco eine Katze mit sich geführt habe, deren Platz zumeist seine Schulter gewesen sei.) „Das versteht er ja nicht,“ sagte der Nachbar des Fragenden; „du mußt anders mit ihm reden!“ Sich an einen Turco wendend und ihm auf die Schulter klopfend, sagte er: „Wo hast du denn den Miau, Miau?“ Neue Heiterkeit! — Etwa eine Viertelstunde nach ihrer Ankunft wurden die Gefangenen in den zu einem Speisesaal umgestalteten Güterschuppen des Bahnhofes geführt und mit Reis, Fleisch und Brot bewirthet.“

Berlinisches Wesen wird häufig sehr falsch beurtheilt. Der heitre Sinn drängt sich gern hervor; ja, Uebermuth verleitet zu scharfem Wort und Spott. Aber die lose Zunge zeigt mit nichten ein Herz ohne Gutmüthigkeit an; im Gegentheil: so arg es auch die Zunge treibt, im Herzen (das beweisen die Handlungen) lebt und webt menschenfreundlicher Sinn! — Den Gefangenen waren aus der Menge vielfach Gaben gereicht worden. Es entsprach deutschem Wesen, solchen Edelsinn gegen Gefangene, mochten sie immerhin uns als Todfeinde gegenüber gestanden haben, zu üben; in diesem Sinne wirkte auch die Presse. Nur ein Wort aus der „Kölnischen Zeitung“ möge hier verzeichnet sein: „Und nun möchten wir in diesen Tagen der ersten dankbaren Siegesstimmung noch an Eins erinnern, — an echte Milde gegen den verwundeten

oder gefangenen Feind! Der ruhige, feste Schritt unserer deutschen Wehrmänner in jenem Bleischlossensturme der Geschütze den Geisberg hinan, der von dem gerühmten „Elan“ der Zuaven und Turcos so gründlich verschieden und diesem so unendlich überlegen sich gezeigt hat, der die wilden Turcos in die Keller und auf die Speicherböden von Weißenburg fliehen ließ, steht unseren Feinden noch unfaßbar wie ein Wunder vor der Seele; kriegsgefangene französische Offiziere haben sich auf dem Transporte über Frankfurt so ausgesprochen. Möge nun eben diesen Kriegsgefangenen in allen deutschen Landen die milde und tröstende Behandlung, die sie finden werden, sofern sie nicht selber durch unangemessenes Betragen den bei uns vorhandenen guten Willen vereiteln, möge ihnen die sorgfältige Pflege ihrer verwundeten Landsleute das Verständniß jenes Wunders erleichtern; möge es ihnen gegönnt sein, einen Blick zu thun in den Grund der deutschen Seele und denselben als einen moralischen Segen für sie selber und zugleich zu guter Aussaat gesunder Friedensgesinnung nach beendetem Kriege mit in ihr Vaterland zurückzunehmen! Sie sollen es erkennen, daß bei uns das Genfer rothe Kreuz im weißen Felde kein zur Schau getragener Flitter erheuchelter „Civilisation“ ist, wie es deren so viele in der Theatergarderobe des zweiten Empire gibt. Solche rechte Feier der bis dahin uns verliehenen Siege ist gewiß die würdigste und wirksamste Vorbereitung auf die, auf welche wir noch zu hoffen und um welche wir noch zu beten haben.“

Doch schon waren neue Siegesdepeschen unterweges, und es bewahrheitete sich, was Emil Rittershaus mit Zuversicht über Weißenburg gesagt hatte:

„Der erste Zweig zur Lorbeerkron', und neuer Jubel harrte!
Wir gaben Herrn Napoleon erst die Visitenkarte!“

Wörth.

Der Kronprinz meldete dem Könige am 6. August einen neuen Sieg durch folgendes Telegramm:

„Siegreiche Schlacht bei Wörth. Mac Mahon mit dem größten Theile meiner Armee vollständig geschlagen. Franzosen auf Bitsch zurückgeworfen. Auf dem Schlachtfelde bei Wörth, 6. August, 4½ Uhr Nachmittag. Friedrich Wilhelm, Kronprinz.

In Berlin ward am 7. August folgendes Telegramm veröffentlicht:

Mainz, 6. August Abends 9 Uhr.
An die Königin Augusta.

Welches Glück, dieser neue große Sieg durch Fritz! Preise nur Gott für seine Gnade! Gewann einige 30 Geschütze, 2 Adler, 6 Mitrailleusen, 4000 Gefangene. Mac Mahon war verstärkt aus der Hauptarmee.

Es soll Victoria geschossen werden!

Wilhelm.

Tags vorher war ein Telegramm veröffentlicht worden, in dem es hieß:

„Der Kronprinz hat am 5. den Vormarsch über Weißenburg hinaus fortgesetzt, ohne auf ernstlichen Widerstand zu stoßen. Die von ihm passirten französischen Ortschaften mit Verwundeten gefüllt, unter letzteren auch der Oberst des französischen 50. Regiments. Der tiefe Eindruck des Gefechts unverkennbar."

Wie hatten die Herzen geklopft bei dem Gedanken: „Die Unsern werden sich jetzt mit der Armee Mac Mahons, des

berühmtesten der französischen Marschälle, zu messen haben! — Und am folgenden Tage schon war dies geschehen, und mit so glänzendem Erfolge!

Im Laufe des 5. August hatte der Kronprinz Meldungen von den Vortruppen seiner Armee empfangen, dahin lautend: der Feind habe die Höhen am linken Ufer der Sauer, jenseits des Städtchens Wörth, stark besetzt. Wörth liegt am Abhange einer sich halbkreisförmig vor der von Sulz herunterkommenden Landstraße ausdehnenden Hügelkette. Zahlreiche Meiler und Gehöfte, die das Terrain an vielen Stellen coupiren, ein Wald, der die feindlichen Rückzugslinien schützte, Rebengehänge, die zu demselben hinaufführen, gaben der französischen Armee oberhalb ihrer Linien die stärkste Deckung.

Der Kronprinz beschloß trotzdem, den Feind sofort anzugreifen. Nach dem Bericht des „Staatsanzeigers" hatten die Heerestheile der kronprinzlichen Armee dem Feinde gegenüber folgende Stellung: Das 2. bayerische und das 5. preußische Corps standen bei Lembach und Preuschdorf rechts von der Sulz-Wörther Chaussee. Das 11. preuß. Corps, das schon im Vormarsche auf Hagenau begriffen war, wandte sich rechts und nahm seinen Stützpunkt in Hötschloch, links von derselben Straße. Das erste bayerische Corps rückte von Lobsann und Lampertsloch vor und hatte seine Vorposten bis an den Hochwald hinausgeschoben, der diesen Stellungen westlich als Anlehnung dient. Hinter diesen Truppen war die Cavallerie bei Schönenberg im Rücken der Stadt Sulz formirt.

„Von seinem Bivouak in Preuschdorf aus", heißt es weiter in dem amtlichen Bericht, „hatte das 5. Armee-Corps am Abend vor der Schlacht seine Vorposten auf die Höhen östlich von Wörth geführt. Mit Tagesanbruch begannen kleinere Vorpostenscharmützel auf dieser Seite, bis man um 8 Uhr starkes Feuer auf der rechten Flanke bei den bayerischen Truppen vernahm. Da die Franzosen gleichzeitig das Feuer gegen Wörth richteten, sah man sich veranlaßt, die gesammte

Artillerie des 5. Corps auf den Höhen östlich von diesem Ort zum Gefecht vorzuziehen und die Bayern zu degagiren.

„Als die Meldung hiervon im Hauptquartier anlangte, gab Seine Königliche Hoheit der Kronprinz den Befehl, das Gefecht auf so lange zu unterbrechen, bis die sämmtlichen Truppen, die für den Angriff bestimmt waren, eingetroffen sein würden, zumal nach den ursprünglichen Anordnungen der Hauptkampf ohnehin erst für den folgenden Tag (7. August) festgesetzt war. Ehe aber dieser Befehl auf dem Schlachtfelde anlangte, hatte das zweite bayerische Corps Hartmann und zwar die 4. Division Bothmer von Lembach aus den Kampf fortgesetzt. Es war ihr gelungen, über Langensulzbach in der Richtung von Wörth vorzudringen. Um 10½ Uhr aber erhielt sie durch das 5. Corps fälschlicher Weise die Ordre, das Gefecht ebenfalls abzubrechen und ging auf ihre Position von Langensulzbach zurück.

„Diese Erleichterung in seiner linken Flanke gab dem Feinde noch einmal die Möglichkeit, seine volle Kraft gegen Wörth zu wenden. Neue Truppensendungen verstärkten während des ganzen Vormittags seine Regimenter. Man konnte bemerken, wie die Eisenbahnen ohne Unterbrechung neue Truppenzüge herbeibrachten; es waren Abtheilungen von den Divisionen Canroberts und Failly's, die, kaum von Chalons, Grenoble und Angoulême angekommen, sogleich an den Schlachtort entsendet wurden.

„Es war dies der kritische Moment der Schlacht. In dreimal wiederholtem Ansturm versuchte das 5. Corps vergeblich über Wörth hinaus vorzugehen. In dem Augenblick, wo hier noch auf das Heftigste gekämpft wurde, zugleich aber das 11. Armee-Corps, das seinen Marsch links auf Gunstett nahm, bereits im Anzuge war, begab sich der Kronprinz mit dem General-Lieutenant von Blumenthal und der Suite zum Kommando der gesammten Truppenkörper auf das Schlachtfeld, wo er das Centrum der fechtenden Linien, die Anhöhen unmit-

telbar vor Wörth, zum Observationspunkt einnahm. Unmittelbar darauf folgten der Herzog von Sachsen-Coburg und die übrigen im Lager anwesenden Fürstlichkeiten und Offiziere an den Ort der Entscheidung. Gegen 1 Uhr trafen sie an demselben ein. Nachdem die Wiedereroberung von Wörth forcirt worden war und das Anrücken des 11. Corps vor Augen lag, ging das 5. Armee-Corps zum weiteren Angriff vor. Um 2 Uhr stand der heißeste Kampf längs der ganzen, auf anderthalb Stunden ausgedehnten Schlachtlinie. Das Ineinandergreifen der gesammten Streitkräfte gestaltete sich nun in folgender Weise. Das erste bayerische Corps war zur Verstärkung des zweiten bei Langensulzbach erschienen und auf Wörth den preußischen Regimentern zu vorgeschritten. Das 11. preußische Corps näherte sich von links und nahm Fröschweiler in Angriff; bei Gunstett reihte sich die württembergische Division vom Corps Werder zur Unterstützung der preußischen Colonne an.

„Sowohl bei Fröschweiler, wie auf den benachbarten Höhen entwickelte der Feind einen zähen Widerstand; er unternahm zwischen 2 und 3 Uhr, wieder zum Theil mit frischen Truppen, noch einmal eine mächtige Offensive: namentlich bei Fröschweiler selbst standen sich die beiderseitigen Linien, unbeweglich, ohne zu wanken, gegenüber. Es war ein großartiger, überwältigender Anblick, wie in diesem Augenblick einige Gehöfte in der Nähe von Wörth in Flammen aufgingen und durch das Zünden der Granaten auf der ganzen, weiten Flucht der Schlachtaufstellung die Rauchsäulen emporstiegen. Die energische Unterstützung des ersten bayerischen Corps, auf der rechten Seite rechts vom 5. Corps, und der ersten württembergischen Brigade entschied die Schlacht, der Feind räumte Fröschweiler gegen 4 Uhr und warf sich auf die Rückzugslinien. Da die Cavallerie der sämmtlichen Divisionen zur Verfolgung bereit war, so konnte letztere in der energischsten Weise vorgenommen werden. Sie geschah in den Richtungen auf Reichshofen und Bitsch. Wie überstürzt die Eile war, mit der die

Franzosen die Flucht antraten, erhellt unter anderem daraus, daß Marschall Mac Mahon seinen Stabswagen, der die Papiere seines Bureaus und seine Correspondenz enthielt, zurückließ. Darunter fand sich ein Bericht, der von dem Tage von Weißenburg (4. August) als von einer unbedeutenden Affaire sprach, aus der man sich gegenüber einem mit überlegener Kraft angreifenden Feinde vorsichtig zurückgezogen habe. Von den Württembergern wurde bei der Verfolgung die Kriegskasse, bestehend in 360,000 Frs., von den Badensern wurden einige Wagenladungen voll Montirungsstücke und Waffen und mehr als 100 Pferde erbeutet. Man traf den Feind überhaupt nicht mehr in regulären Massen an. Um so größer ist der Schaden, der unter den kleinen Trupps, in welche die französische Armee sich aufgelöst, angerichtet werden konnte. Die Zahl der Gefangenen ist eine außerordentlich bedeutende. Es befinden sich darunter mehr als 2500 französische Verwundete. Die Gesammtziffer erreicht zur Stunde 8000. Die Unsrigen sind bei der Verfolgung bis Saverne vorgedrungen und haben auf dieser 6 Meilen langen Straße (von Wörth aus gerechnet) vom Feinde nichts mehr vorgefunden."

So der amtliche Bericht. Deutsche Thaten, deutsche Worte. Welcher Deutsche vermöchte es, Darstellungen solcher Art anders zu lesen als mit Stolz! Das ist echtes Heldenthum: Tüchtigkeit in Thaten zeigen, aber nicht mit dem, was gethan ist, prahlen! Kurz und knapp ward von der Armee das Erforderliche gesagt, damit man am heimathlichen Heerde unterrichtet sei von dem, was geschehen: dann ging es vorwärts zu neuer Heldenarbeit. Schon am folgenden Tage (7. August) meldete der Kronprinz in einem neuen Telegramm:

„Der Feind ging nach gestriger Schlacht von Wörth in größter Aufregung zurück. Bei Niederbronn versuchte französische Artillerie zu halten, es wurde aber von Bayern genommen. Der Feind ging auf der Straße nach Bitsch zurück. Württembergische Cavallerie nahm bei Reichshofen viele Vor-

räthe und 4 Geschütze. Todte und Verwundete bedecken die Rückzugsstraße. Heut früh wurde das vom Feinde besetzte Hagenau besetzt."

Wir aber vermögen das Schlachtfeld von Wörth noch nicht zu verlassen, ohne wenigstens einen der deutschen Berichterstatter zu hören, die sich dem Heere angeschlossen hatten:

„Und wieder ein Sieg der deutschen Waffen auf französischem Boden, und zwar ein glänzender, ruhmvoller Sieg. Ich schreibe Ihnen auf dem Schlachtfelde selbst, im Schatten eines arg zerschossenen Baumes, im Angesichte der Anhöhe, um welche sich gestern der Hauptkampf drehte. Um mich herum, so weit mein Auge schweift, herrscht das regste Bivouakleben. Auf dem Boden, den gestern das Blut ihrer Brüder und Feinde getränkt, ruhen die Tapfern aus von der mörderischen Schlacht des gestrigen Tages. Es war eine gewaltige Schlacht, wie lange keine auf französischem Boden geschlagen wurde.

„Ein Blick auf die Höhe vor mir genügt, sich die Schwierigkeiten zu vergegenwärtigen, welche die Deutschen zu überwinden hatten und siegreich überwanden. Die Hügel mögen 200 Fuß hoch sein, sind sehr steil, an den Abhängen größtentheils mit Reben bewachsen, auf den Gipfeln aber bewaldet. Hier nun lag in dem Umkreis von zwei bis drei Stunden die Hauptmacht der Franzosen, deren Truppen auch das davor liegende Thal und Wörth besetzt hielten. Die Deutschen rückten von den viel niedrigeren Höhen zwischen Sulz und Wörth heran, die übrigens theilweise noch vom rechten französischen Flügel besetzt waren. Zwischen 3 und 4 Uhr eröffneten unsere Truppen den Kampf, sie warfen den Feind aus Wörth und zwangen ihn zum Rückzug auf die gegenüberliegenden Höhen. Den die Franzosen durch das Thal verfolgenden Preußen donnerten alsbald die französischen Geschütze entgegen, unter denen sich auch die Kugelspritzen durch ihr eigenthümlich rauschendes Knattern bemerkbar machten.

Weder die Kanonen noch die Kugelspritzen richteten, wenn auch mancher Wackere dahinsank, solch großes Verderben an, wie man befürchtet hatte.

„Der blutigste Kampf begann erst am Fuße der Höhen. In den Weinbergen hatten nämlich die Zuaven und Turcos Posto gefaßt, die vor den heranstürmenden Deutschen den doppelten Vortheil hatten, daß sie geschützt waren und sich ihr Ziel wählen konnten, während die Deutschen ungedeckt waren und blind feuern mußten. Zwei, drei, ja an einzelnen Stellen sogar vier Mal wurden die Unsern zurückgeworfen. Zweimal eroberten die Franzosen sogar Wörth wieder und warfen die Deutschen in ihre Positionen vom Morgen zurück. Einmal hielten sie den Sieg schon für so gewiß, daß sie zwei Regimenter Kürassiere zum Angriff zur Ausnützung des Sieges vorcommandirten. Es soll ein wunderbarer Anblick gewesen sein, als dieselben plötzlich aus ihren Verhauen heraus in's Thal sprengten. Aber die preußische Artillerie that ihre Schuldigkeit. Zwei Salven und die ganze stolze Reiterschaar wälzte sich in einem Knäuel in wüster Flucht in den Wald zurück. Die Verwirrung war so groß, daß die Infanterie mit in die Flucht hinein gerissen und auf die Höhen zurückgetrieben wurde.

„Neu entbrannte um diese Höhen der Kampf, der sich endlich nach 15stündigem Ringen endgiltig für die Deutschen entschied. Von diesen standen auf dem linken Flügel und im Centrum neben den meisten Truppen des 5. und 11. Armee-Corps und einzelnen Regimentern des 6. preußischen Armee-Corps auch Württemberger und Badenser. Den rechten Flügel bildeten dagegen die Bayern, welche durch ihr rechtzeitiges Eingreifen, namentlich durch eine geschickte Flankenbewegung (nach des Kronprinzen eigenen Worten) viel zur günstigen Entscheidung des Tages beitrugen. Ueber die Tapferkeit aller deutschen Truppen herrscht nur eine Stimme; sie hat sich überall auf's Glänzendste bewährt. Die zahlreichen Verluste, die annähernd (ich nehme die niedrige Zahl) auf 6000 Todte

und Verwundete geschätzt werden, beweisen auf's deutlichste ihre Todesverachtung. Beim Anblick der eroberten feindlichen Positionen erscheint einem die schreckliche Zahl fast gering.

„Der Verlust des Feindes wird auf 12000 Todte und Verwundete und 6000 Gefangene geschätzt. Die Letzteren sah ich vorhin vorüberführen. Es dauerte fast eine halbe Stunde, bis der Zug beendet war. Mehr als die Hälfte waren Turcos und Zuaven. Empörung erfaßt einen, wenn man bedenkt, daß diese wilden Horden bestimmt waren, den Vortrupp beim Angriff auf unser Vaterland zu bilden. Unsere Soldaten haben eine wahre Wuth darüber, daß sie mit solchen Feinden zu kämpfen haben. Viele Scheußlichkeiten werden von denselben erzählt. Gewiß ist, daß ein Zuave auf einen Krankenträger, der ihn verbunden hatte, einen Schuß abfeuerte. Noch schrecklichere Greuelthaten werden von einzelnen Bewohnern Wörths und der Umgegend berichtet. Gewiß ist, daß, als die Deutschen zum zweiten Male aus Wörth verdrängt wurden, ihnen neben dem Triumphgeschrei der Bevölkerung auch mehrere von Civilisten abgefeuerte Kugeln folgten. Wörth ist deshalb ganz als eroberte Stadt behandelt worden. Die Häuser sind größtentheils verwüstet. Mancher Unschuldige mag da mit den Schuldigen gelitten haben. Noch schrecklicher sieht es in Fröschweiler aus, wo sich während des Kampfes eine Zeit lang das Rückzugsgefecht hinzog. Bis jetzt habe ich erst einen kleinen Theil des Schlachtfeldes besuchen können. Zu Hunderten liegen in den Weinbergen die Todten umher, meistens Zuaven und Turcos, von denen überhaupt gewiß die Hälfte aufgerieben ist. Jetzt, vierundzwanzig Stunden nach dem Kampfe, werden noch fortwährend Verwundete von dem Kampfplatze zu den Feldlazarethen getragen. Auch sind im Laufe des heutigen Tages noch mehrere hundert Gefangene gemacht worden, die sich in den Wäldern versteckt hatten.

„Mac Mahon's Corps war nahezu aufgelöst und floh unter Zurücklassung der ganzen Bagage, vieler Geschütze

und zweier Eisenbahnzüge mit Proviant. Des Marschalls ganze Feldequipage wurde erbeutet, sogar seine Orden."

Mit erbeutet wurde auch das Gepäck zweier Damen, die den Marschall besucht oder ihn begleitet hatten, um auf der „Promenade nach Berlin" die Honneurs zu machen. Mit den Toilette-Gegenständen wurden von den Husaren mancherlei Späße getrieben, wie Aehnliches einst bei Roßbach geschah.

Ein Vorgang, der erst einige Zeit später bekannt wurde, zeigt, daß auch ein Mac Mahon sich vor dem Hochmuthsteufel nicht zu wahren gewußt hatte, der das Verderben der Franzosen ist. Er hatte sein Hauptquartier im Schlosse zu Fröschweiler aufgeschlagen. Als die Schlacht längst im Gange und der Kanonendonner stärker und stärker geworden war, saß er, seine Cigarre rauchend, ruhig beim Kaffee und äußerte zu seinem Wirth: Das seien blos Plänkeleien, und es würden seine Leute ohne ihn mit den Preußen fertig werden! —

Daß Mac Mahon auf's Haupt geschlagen worden sei, mußte jetzt selbst die oesterreichische „Wehrzeitung", die fortgesetzt in preußenfeindlichem Sinne gewirkt hatte, zugeben. Ihr Berichterstatter schrieb ihr: „Die militärische Disciplin unter den Franzosen war ganz und gar gebrochen; es waren keine Soldaten, welche da vor uns vorbeirasten, es waren arme Menschenkinder, einzig und allein mit der Sicherung ihrer mehr oder minder schadhaften Haut beschäftigt. — So zog es von 4 bis 7 Uhr im aufgelösten Schwarme vorüber, im ganzen Zuge blos 40 Mann geordnet, im Ganzen wohl 8000 bis 10000 Mann. Um 5 Uhr versiegte der Strom der Cavallerie, nach einer Pause kam Fuhrwerk, dann Infanterie. Von den Infanteristen hatten alle ihr Gepäck weggeworfen, viele ihre Gewehre, viele gingen im Hemde, die meisten hatten etliche Brotlaibe an einen Säbel gespießt über der Schulter." Bei Zabern sammelte Mac Mahon die Fliehenden und Versprengten, um sie nach dem Lager von Chalons zu führen.

Gustav Freytag, der die kronprinzliche Armee begleitete, sagt in einem Bericht, den die „Grenzboten" brachten:

„Erwarten Sie von dem ersten Bericht, den ich Ihnen nach den Aufregungen eines Schlachttages sende, keine ausführliche Schilderung der Ereignisse. Ich schreibe Ihnen, die Seele gehoben von Stolz und Freude über unser Volk, unser Heer, unsere Feldherren. Die Armee des Kronprinzen — gegenwärtig 3 Corps Preußen (5., 6. und 11.), 2 Corps Bayern, combinirtes Corps Württemberger und Badenser — hat in dem Gefecht bei Weißenburg am 4. August und in der Schlacht bei Wörth am 6. die Franzosen total geschlagen, ihre Kerntruppen, ihren namhaftesten Feldherrn Mac Mahon, Chassepots, Mitrailleusen, Zuaven und Turcos, Alles überwunden und zerschlagen durch deutsche Kraft und deutsche Hiebe. Es war grimmiger, heißer Kampf; die Franzosen sind eine sehr tapfere und kriegerische Nation, wir aber sind mehr, wir sind eine Nation von Kriegern. Wir sind ihnen überlegen nicht nur in Zähigkeit und Dauer, auch an Wucht und Energie des Angriffs, an Ausbildung des einzelnen Soldaten, an Intelligenz und Hingabe der Offiziere und an großem Feldherrnsinn. Die beiden Gefechte haben so sicher, als irdisches Urtheil überhaupt ist, herausgestellt, daß wir die Stärkeren sind. Wir mögen durch die unberechenbaren Zufälle eines großen Krieges, durch unsere Fehlgriffe und durch kluge Gedanken des Gegners noch einen und den andern Mißerfolg zu beklagen haben, und wir wollen uns hüten vor Ueberhebung, — aber seit gestern Abend ist deutlich geworden unserem Heere, dem ganzen Europa, daß wir die größere und edlere Kriegskraft haben. Und seit gestern weiß das der Kaiser und sein Heer so gut als wir.

„Das sind Resultate der beiden Gefechtstage, welche weit über den Werth des nächsten militärischen Erfolges hinausgehen. Doch auch dieser ist sehr bedeutend. Ein großes sehr schwieriges, für nachhaltige Vertheidigung vorzüglich geeignetes Terrain ist den Franzosen entrissen, das Heer des Kaisers in eine

bedenkliche Lage gebracht, deren Consequenzen bei einem demnächst bevorstehenden Angriff der großen Centrumarmee deutlich werden, sich aber jetzt noch der Oeffentlichkeit entziehen. Und wir dürfen nach dieser Einleitung auf einen guten und großen Erfolg des Feldzuges rechnen. Unsere Feldherrnkunst hat so planvoll, still, weise eingeleitet, daß die militärische Idee dieses Feldzuges für eine der großartigsten Erfindungen der Kriegswissenschaft gelten wird. Und der Deutsche darf, auch wenn er in den nächsten Tagen noch nicht durch die Presse erfährt, was der Feind nicht lesen soll, darin den weisen Berathern des Heeres vertrauen."

Saarbrücken und Spicherer Höhen.

„Wir haben dieses Land und gedenken darin bequem zu schlafen", hatte Edmond About gesagt, als die kleine 750 Mann zählende Besatzung von Saarbrücken nach rühmlicher, drittehalb Stunden währender Vertheidigung gegen ein französisches Corps von 40000 Mann in geordneter Weise zurückgegangen war. Die Preußen hatten gemäß dem Befehl gehandelt, sich gegen eine etwa anrückende Uebermacht in ernste Kämpfe nicht einzulassen. So war der Feind zu einem kleinen Vortheil gelangt, der ihn sofort verleitete, in frechster Weise über das Thatsächliche sich in Lügen zu ergehen. Mehr aber noch dadurch, daß er fortfuhr die kleine offene Stadt Saarbrücken, nachdem der Gegner sie geräumt hatte, mit Brandkugeln zu beschießen, gab er der Welt eine neue Enthüllung seines Wesens. Freche Lüge und Grausamkeit! Was hätte Deutschland zu erwarten gehabt, wenn es von französischen Heeren überschwemmt worden wäre, da man hier auf Häuser friedlicher Bürger Schießübungen mit Granaten anstellte! —

Die Hauptmacht der Franzosen stand auf den Höhen bei

Saarbrücken. In dem Briefe eines Saarbrückers vom 4. August heißt es: „Denke Dir den Höhenzug dicht hinter der Stadt. Der an der Brücke der Eisenbahn, die nach Forbach führt, anfangende Bergrücken erstreckt sich nach links in gerader Linie mit prächtigen Plateaus ungefähr 1¼ Stunde lang bis St. Arnual. Dort oben haben die französischen Regimenter Stellung genommen. Vom Bahnhofe habe ich heute ihr Lager, ihre Zelte, ihre Verschanzungen, ihre Geschütze ganz deutlich durchs Fernglas gesehen. Sie beherrschen in einer Länge von drei Stunden das hier sehr breite Saarthal, sind factisch in Besitz von Saarbrücken und haben St. Johann (die jenseitige Vorstadt) im vollen Bereich ihrer Kanonen."

Nachdem die Franzosen zwei Tage lang ihres Sieges froh gewesen waren, empfing ihr Feldherr, der General Frossard, die Kunde von dem Siege des Kronprinzen bei Weißenburg über das Corps Douay. Desto eifriger ward an den Befestigungen auf den Höhen gearbeitet, welche letztere an und für sich schon eine äußerst günstige Vertheidigungsstellung abgaben. Noch zwei Tage, und auch für die unter Frossard stehenden Franzosen schlug die Stunde, in der sie für ihre Prahlerei und Unverschämtheit die verdiente Züchtigung empfangen sollten.

Die Abrechnung fand am 6. August statt: während das Corps Mac Mahon bei Wörth aufs Haupt geschlagen wurde, geschah ein Gleiches dem Corps Frossard bei Saarbrücken.

Nachstehende Telegramme verkündeten den Sieg:

„1. Heute von Mittag bis nach einbrechender Dunkelheit lebhaftes und sehr heftiges Gefecht zwischen Saarbrücken und Forbach — 14. Division engagirte das Gefecht, wurde dem sich verstärkenden Feinde gegenüber successive durch 3 Bataillone, 1 Batterie der 16. Division, 3 Bataillone, 2 Batterien und Cavallerie der II. Armee unterstützt — die Höhen von Spicheren, südlich des Exercirplatzes, wurden erstürmt, der Feind auf Forbach zurückgeworfen. — Während dieser Zeit war die 13. Division

über Völklingen vorgegangen, hatte Rosseln genommen und gegen Abend mit ihrer Tête Forbach erreicht. — General François todt, sehr viel Verwundete. Viele Gefangene von verschiedenen Regimentern des Frossard'schen Corps. — Zahl noch nicht festgestellt. — Ich habe das Commando übernommen. v. Steinmetz.

2. Theile der I. Armee gegen Corps Frossard im Gefecht. — 5. Division und Theile der 6. in dasselbe eingegriffen — schwerer, blutiger Kampf — Position der Franzosen erstürmt. — Beim Einbruch der Dunkelheit der Sieg für uns vollständig entschieden."

General-Lieutenant v. Alvensleben.
Auf Befehl: v. Verdy.

Hören wir die Berichte einiger Augenzeugen des Tages von Saarbrücken! „Unsere Truppen", heißt es in einem derselben, „warfen die Franzosen mit einer Bravour, wie dieselbe einzig dasteht in der Geschichte. Der offizielle Schlachtbericht mag lauten, wie er will — Worte sind nicht im Stande zu beschreiben, was die letzten 24 Stunden aufgethürmt in Zeichen deutscher Tapferkeit und deutscher That. Als die Unsern gestern ins Gefecht eintraten, mochte Niemand ahnen, welch kolossale Dimensionen dasselbe annehmen sollte. Als General von Kamecke unter dem Jubel der braven Bewohner Saarbrückens und St. Johanns wieder einzog in die der französischen Coulissenreißerei auf einige Tage gefälligst überlassenen Städte, hatten die Helden von Mentana dieselben natürlicherweise bereits verlassen, um so lieber, als dieselben sich kaum recht hinein getraut hatten. Die tapferen Söhne der „größten Nation unter der Sonne" hatten es vorgezogen, sich in der festen Position, in welcher sie ohnehin schon seit drei Wochen heldenmüthig geschlafen hatten, um von ihren Siegen zu träumen, tüchtig zu verschanzen — und hätten dies höchst wahrscheinlich fortgesetzt, so lange noch auf benachbarten Feldern Kartoffeln zu mausen, und — man sie in Ruhe ließ. Gestern

indessen war ihre Zeit um. Als ich auf dem Exerzirplatze von Saarbrücken anlangte, stürmten unsere Soldaten trotz der Ueberlegenheit der Feinde und deren fester Position die Höhen um Saarbrücken und nahmen nach nochmaligem Anlauf die felsgespaltenen, schwer erklimmbaren Höhen des Spichererberges. Der dichte Pulverdampf, der sich über den waldigen, dichtbewucherten Plateaus über dem Donner der Kanonen, dem Prasseln der Gewehre, dem Pfeifen und Kollern der Granaten und Shrapnels, dem Schnarren der Mitrailleusen (ähnlich dem Geräusche eines Feuerrades mit Pelotonfeuer), dem Schakalgeheule der Franzosen und dem schallenden Hurrah der Unserigen erhob, trübte den Blick in die Ferne, und die Operationen, welche sich vor unseren Augen vollzogen, konnten wir nur ermessen, wenn aus den Pulverwolken der Schluchten sich die Kämpfenden drängten auf die Kuppen der Berge zum furchtbaren Einzelkampf. Und wo die Unseren an die Franzosen geriethen, da stob die glorreiche Armee, wie Aehren vor der Sense des Schnitters, bis endlich nach hartem, fast zehnstündigem Kampfe der Feind in Auflösung zum Rückzug blies; erst die hereinbrechende Dunkelheit machte dem beispiellosen Gemetzel ein Ende. Saarbrückens und St. Johanns Einwohner, Jungfrauen und Knaben, Frauen und Greise eilten schon während des Kampfes, nicht achtend der Gefahr, hinaus, den Streitenden Erfrischung zu bringen, den Verwundeten beizustehen — an ihrer Spitze die muthige Prinzessin Salm — und es begann jetzt ein Samariterdienst, der an Aufopferung und Unermüdlichkeit das Erhabenste leistete, ja fortwährte die ganze Nacht hindurch, als die hereinbrechende Morgendämmerung zu neuen, entscheidenden Siegen die Unseren bis hinter Forbach führte."

Ueber den Schauplatz des Hauptkampfes (Spicherer Höhe) giebt der Times-Correspondent folgendes anschauliche Bild: „Dieser Platz glich der von einer Landparthie-Gesellschaft verlassenen Stätte. Hier lag eine Flasche, dort Papier, in das belegte Butterbrote eingewickelt gewesen sein mochten, dann die

Reste eines ausgebrannten Holzfeuers, dann wieder der Deckel eines Blechtopfes. Dann wieder mehr Feuerstellen, mehr Blechdeckel und unzählige zerbrochene Flaschen, kurz, die Unzahl von Ueberresten aller Art erinnert an eine verlassene Rennbahn, eine Idee, die sich uns durch den Anblick vieler, alle 50 — 60 Schritt aus der Erde aufrecht hervorragender Stöcke aufdrängt, die aufwärts der Spicherer Höhe zu sehen waren. Aber näher gesehen waren es keine Stöcke, sondern Zündnadelgewehre, die mit dem Bayonnet in der Erde wurzelten, und deren Zahl die der gefallenen Soldaten anzeigte. Fünf Gewehre — fünf Soldaten, die Leute waren beerdigt, aber die Waffen waren — für diesen Tag noch — auf dem Kampfplatz. Einige Schritte weiter staken drei, dann neun, dann zwölf, dann, dicht am Abhange, wo die anstürmenden Preußen eine Deckung zu finden hofften, 27. Den Abhang vorbei und nicht ohne Mühe den steilen Berg aufsteigend, fand ich am Boden beschädigte Armaturstücke, zerbrochene Helme, blutbefleckte Uniformen und leider im Todeskampfe liegende Soldaten. Hier lagen nur Preußen und hinunter in die Ebene blickend, konnte ich drei verschiedene Stufen, die nach aufwärts führten, wahrnehmen. Die jedesmaligen aus der Erde hervorragenden Gewehre bezeichneten gewissermaßen die Situation und die schwierige Aufgabe, die beim Aufwärtsstürmen hier zu lösen gewesen. Jeder Mann, der eins dieser Gewehre besessen hatte, war entweder nahe der Stelle, wo die Waffe in der Erde stak, getödtet oder doch so verwundet worden, daß er zunächst sie nicht gebrauchen konnte. Die militärische Geologie der Spicherer Höhe ist leicht zu verstehen. Nach der ersten Zündnadel-Region folgt die Region der preußischen Tornister und Armaturstücke (abgelegt vor dem Stürmen). Dann folgen die preußischen Todten, welche die Todtengräber noch nicht beerdigen konnten, dann folgt die erste Linie der todten Franzosen, in Massen hinter den natürlichen und künstlichen Verschanzungen liegend, hinter denen sie Schutz bis zum letzten Augenblicke

fanden, und von wo aus sie schossen oder hervorgedrungen waren, um Regiment auf Regiment der anstürmenden Preußen immer und immer wieder, jedoch erfolglos, zurückzudrängen. Dann lagen oben auf der Höhe des Berges Preußen und Franzosen untereinander gemischt, dann wieder mehr Franzosen als Preußen, endlich nur Franzosen; sie lagen quer über einen Abhang im Gehölz, welches die Höhen krönt, und wo ein Theil von ihnen vergebens Schutz gesucht hatte."

Ein Mitkämpfer erzählte in einem der „Vossischen Zeitung" eingesandten Berichte: „Es mochte 1 Uhr sein, als wir St. Johann, die Vorstadt Saarbrückens, erreicht hatten und die Brücke über die Saar überschritten. In Saarbrücken angelangt, erscholl vom Major von Mellenthin: „Korn- und Visirkappen, Mündungsdeckel ab! Schuppenketten unters Kinn! Bataillon, Vorwärts! Marsch!" Nun erstiegen wir den nächsten Berg, stiegen in das darauf folgende Thal hinab und legten dort das Gepäck ab. Jeder machte sich kampfbereit. Hier und da trank einer seinem Kameraden zu, und Kampfbegier war auf jedem Gesichte zu lesen. „Nun, Kinder, haltet Euch tapfer. Ich führe Euch jetzt dem Feinde entgegen! Zeigt, daß Ihr tapfre Preußen seid! Ein dreifaches Hurrah unserem Könige und Kriegsherrn!" Dies waren die Worte des Majors. Jetzt ging's den nächsten Berg hinauf, und wir hatten nun ein mindestens eine Viertelstunde breites, ebenes Feld vor uns. Dies mußten wir vollständig ohne Deckung vor den feindlichen Geschützen überschreiten. Das ganze Bataillon, die fünfte Compagnie an der Spitze, marschirte in geschlossenen Gliedern über diese Ebene. Nicht lange währte es, so kamen die ersten Kugeln aus den Mitrailleusen zu uns herüber, es waren aber nur „Brummer," sie gingen alle zu hoch und schadeten uns nicht. Sie wirkten nur, daß sich die Rücken aller Leute bedeutend krümmten und der Lauf immer schneller wurde. Jetzt kamen die ersten Chassepot-Kugeln, man erkannte sie an ihrem schneidigen Gesang, doch auch sie gingen zu hoch, trotzdem wir

doch wenigstens 2000 Schritt von dem Fuße des Berges entfernt waren. Da höre ich plötzlich neben mir einen scharfen Krach, wie wenn man einen Ast zerbricht, und wie vom Blitz getroffen, sinkt mein Nebenmann, ein einjähriger Freiwilliger, Unteroffizier, mit zerschmetterter Stirn sofort todt zu Boden. Er war der Erste vom Bataillon. Jetzt ging's im Laufschritt bis an den Fuß des Berges. Dort wurde Deckung genommen und unter dem Kugelregen einige Augenblicke Athem geschöpft. Rechts neben uns (wir befanden uns in einem Hohlwege) war ein zwanzig Fuß hoher steiler Felsen, an welchem von dem gegenüber liegenden Walde die Kugeln prasselnd niederschlugen. Mancher ruht sich dort aus, um nie wieder aufzustehen. Unter Andern erhielt dort der Lieutenant Freiherr von Falkenhausen einen Schuß durch den Hals und blieb sofort. Wir kletterten nun den rechts neben uns liegenden Felsen hinauf. (Dies war der Schützenzug, und ich spreche in der Folge hauptsächlich von ihm; die beiden andern Züge der Compagnie waren links nach dem Walde eingeschwenkt, vertrieben daraus die Feinde und machten gegen 100 Gefangene.) Der Hauptmann führte nun an Stelle des gefallenen Lieutenants unsern Zug. Als wir den Felsen erklettert hatten, war wieder ganz ebenes, ungedecktes Terrain vor uns. Jetzt ließ der Hauptmann Parademarsch schlagen, und im Paradeschritt gingen wir vorwärts! Die Kugeln umsausten uns, als wenn man mit Erbsen wirft. Rechts und links fielen die Kameraden. Endlich erreichten wir einen kleinen Hügel und legten uns dahinter. Der Hauptmann hatte schon einen Schuß durch das linke Bein bekommen, aber er ließ sich dadurch nicht abhalten. Jetzt gaben wir unsere ersten Schüsse ab. Ich lag an der rechten Seite des Hauptmanns. Plötzlich traf ihn eine zweite Kugel durch das Gelenk des Oberschenkels und gleich darauf eine dritte, welche ihm an der linken Seite den Schädel aufriß. Jetzt war ich Zugführer. Ich tarirte die Entfernung, gab sie den Leuten an und ließ nun ein geordnetes Feuer auf den Feind richten. Hin

und wieder gab auch ich einen Schuß ab. Wieder lege ich das Gewehr auf, ziele ruhig und genau, drücke los und richte mich ein wenig auf, um die Wirkung meiner Kugel zu sehen, freue mich noch, daß mein Ziel die Arme gegen den Himmel streckt und zusammenbricht, da — bekomme ich einen furchtbaren Schlag vor den Kopf, mir wird's sofort schwarz vor den Augen, ich war besinnungslos. Nach einiger Zeit kam ich wieder zu mir, fühlte aber ein furchtbares Brummen im Kopf. Die Kugel war durch den Helm abgehalten, der total kaput war, und war abgeprallt. Ich hatte eine tüchtige Beule, konnte auf dem linken Ohr nicht hören, sonst war ich ganz mobil. Ich stand nun auf, blickte um mich und sah halbrechts vor mir eine Felsenschlucht, die eine ausgezeichnete Deckung gewährte. Ich ließ also die Leute aufstehen und im Laufschritt nach jener Deckung eilen. Trotzdem die Kugeln im wahren Sinne des Wortes herabregneten, gelangten wir doch Alle dorthin. Jetzt hatten wir noch diese Felsenschlucht hinabzuklettern und einen sehr hohen und steilen Berg zu erklimmen, auf welchem die Franzosen Schanzen aufgeführt hatten. Der Feind richtete ein lebhaftes Feuer auf uns. Mir wurde die Feldflasche zerschossen. Jetzt hielt ich es für angemessen, den letzten Schritt zu thun. Ich rief den Rest der Compagnie (25 — 30 Mann) zusammen, und wir kletterten die Felsenschlucht hinunter und den gegenüber liegenden Berg hinauf. Bald nach schwerer Arbeit hatten wir den Kamm des Berges und eine gute Deckung erlangt. Wir waren den Schanzen der Feinde bis auf ungefähr 70 Schritt nahe gekommen und feuerten nun, was das Zeug halten wollte. Da bemerkten wir, daß unter und neben uns Kugeln einschlugen, und sahen, daß auf unserem verlassenen Platz in der Felsenschlucht Kameraden anderer Regimenter angelangt waren und, uns für Feinde haltend, auf uns feuerten. Ich ließ mein Taschentuch auf ein Bayonnet heften und den Kameraden zuwehen, sie stellten dann auch sofort das Feuern ein. Es war nun allmählig schummrig geworden, aber noch

tobte das Gewehr- und Mitrailleusenfeuer mit derselben Heftigkeit fort. Da fühlte ich plötzlich an meinem rechten Fuß, unten am Knöchel, einen schneidenden Schmerz, ich fasse sogleich hin und sehe auch schon das heiße Blut aus meinem zerschossenen Stiefel quellen. Ich holte mein Verbandzeug aus der Tasche und machte mir so gut, als es ging, einen Verband um Stiefel und Fuß. Wie ich bald merkte, war kein Knochen verletzt, nur schwoll der Fuß stark an und außerdem verlor ich viel Blut. Ich ärgerte mich wüthend, daß ich noch so spät Abends verwundet werden mußte, und beschloß mich noch tüchtig zu rächen. Mein Gewehr war längst vollständig zersplittert. Neben mir lag ein todter Franzose, und einige Schritte von ihm sein Chassepot. Ich kroch dahin, holte mir das Gewehr, legte den Franzosen auf den Rücken und eignete mir seine Patronen an. Bald hatte ich den Mechanismus heraus, der ja im großen Ganzen mit dem unsrigen übereinstimmt, und beschoß die Feinde mit ihrer eigenen Waffe. Ich glaubte nun meinen Antheil auch erhalten zu haben und jeder Gefahr überhoben zu sein. Aber nein, die richtige, wahre Lebensgefahr stand mir noch bevor. Ich muß noch zum Verständniß dieses beifügen, daß die Franzosen unsere Todten und Verwundeten auf dem Schlachtfelde verstümmelt haben. — Ich liege also dort oben, und unser kleines Häuflein mochte wohl den Feinden tüchtigen Schaden beigebracht haben, als plötzlich meine Leute herzugeeilt kommen und mir melden, daß sie die Position nicht mehr halten könnten, denn wenigstens ein Bataillon Franzosen käme auf uns zu. Ich ließ Schnellfeuer geben, aber da waren die Franzosen schon auf dreißig Schritt heran, und meine Leute sausten in vollster Carriere den Berg hinab. Ich konnte nicht mit und legte mich platt auf den Boden, die Nase auf den Chassepot. Ich spielte also Todter, muß aber sagen, daß mir diese Situation einiges Prickeln im Rücken verursachte, denn die Franzosen kamen nun über mich hinweg, stießen an mein Gewehr, stolperten über meine Beine, wobei einer sich gar nicht

genirte, mir auf meinen verwundeten Fuß zu treten. Jeden Augenblick glaubte ich einen Kolbenschlag oder einen Bayonnetstich zu erhalten, und die Minuten däuchten mir Ewigkeiten zu sein. Um mich herum wurde geschossen, daß mir die Ohren dröhnten, und es wollte gar kein Ende nehmen. So mochte ich wohl eine Stunde gelegen haben, das Feuer war allmählich eingestellt, ich hörte nur um mich herum auf Französisch ächzen und stöhnen, so daß ich glauben mußte, die Feinde hätten wieder die frühere Position erlangt. Dann und wann fiel noch ein Schuß. Da höre ich links neben mir Rascheln und Tritte und zu meiner Freude einen Mann in echtem berliner Dialect Folgendes sagen: „Na, det weeß der Deibel, liegt hier een Unteroffizier von uns, sind denn die all bis hier heruff gewesen?" „Ja wohl," sage ich, und Jener springt erschreckt zurück. Es waren die braven Lübbener Jäger, die heraufgekommen waren. Sie hatten die vordringenden Feinde in der rechten Flanke angegriffen und mit solcher Heftigkeit beschossen, daß bald kein Mann von denselben übrig geblieben war. Einzelne kamen zwar heil weg, wurden aber gefangen genommen. Jetzt erhob ich meine Stimme und rief die Achtundvierziger. Bald sammelte sich ein Häuflein; wir setzten nun unsern Weg — ich wurde von zweien unterstützt — gemeinschaftlich fort und kletterten mit vieler Mühe den mächtigen Berg hinab. Ueberall lagen Todte und Verwundete. Es kam häufig vor, daß wir von Verwundeten angerufen wurden, wir sollten doch Erbarmen mit ihnen haben und ihnen einen Trunk Wasser verabfolgen, aber wir hatten selber nicht einen Tropfen! Unten am Fuß des Berges schlossen wir uns dem Leibregiment aus Frankfurt an und marschirten, was mir sehr schwer wurde, noch eine gute halbe Stunde, ehe wir ins Bivouak kamen."

Ein anderer Augenzeuge berichtet: „Auf unserm Verfolgungsmarsch besteigen wir den Gefechtsberg, der durch unsere unerhörten Erfolge wohl einen kriegsgeschichtlichen Namen haben wird. Jetzt erst fühlen wir, was es heißen will, den durch

künstliche Ringverschanzung extra befestigten Spichererberg gegen eine weit übermächtige französische Besatzung erobert zu haben. Diese Position zu veranschaulichen durch Beschreibung oder Photographie ist unmöglich. Man muß ihn von allen Seiten in Colonnen erstiegen haben, um das Geschehene als eine zweite Düppelerstürmung begreifen zu können. Besäet mit Leichen französischer Soldaten sind Wälder und Felder. Unsere Pioniere müssen uns die Wege über die Hochebene bahnen durch Wegräumen der Leichenhaufen. Auf den höchsten Kämmen der Laufgräbengürtel, welche serpentinenartig den Berg umgeben, hangen die Franzosenleichen, Offiziere wie Gemeine. Große Detachements unserer Pioniere arbeiten sich in Schweiß, die Gräber für diese Leichen von Menschen und Pferden zu schaufeln und in den rothen Bergfels einzuhauen. Ein von uns gefangener französischer Offizier erklärte uns offen, daß im französischen Lager die Stellung des Spicherer Berges für uneinnehmbar gehalten wurde, und vier preußische Infanterie-Regimenter haben sie im Frontsturm genommen. Diese Wunder deutscher Tapferkeit, die im heroischen Kriegsmuthe denen der alten Spartaner gleichkommen, mußten allerdings die französische Armee mit einer Panik erfüllen, die sie zur wildesten Flucht angetrieben. Unsere zur Verfolgung ausgesandte Cavallerie hat denn in der That alle Fühlung mit dem Feinde spurlos verloren. Wir treffen im Dorfe Spicheren ein. Lager-Requisiten der Franzosen, die hier aus dem Bivouac aufgescheucht worden, fallen in unsere Hände. Ganze Zeltlager, Pferdegeschirre, Waffen in zahllosen Mengen. Von der Dorfkirche herüber und aus den Hecken hört man Stöhnen der französischen Verwundeten. Das Sanitäts-Detachement unserer Division richtet Scheunen und Ställe zu Operationssälen ein. Ich mache einen Besuch in der Dorfkirche. Von der Schwelle bis zum Altare lagern die Schwerverwundeten der Franzosen. Zwischen ihnen wandern der katholische Pfarrer und Nonnen, so wie das Sanitätspersonal und Krankenwärter. Alles aber

ist nichts gegen das Bild, welches sich am Bahnhofe Forbach darbot. Man sollte glauben, die ganze französische Armee hätte ihre Vorräthe hier aufgespeichert, so reichlich haben wir hier Alles vorgefunden. (Und dabei litten die Vortruppen Mangel.) Viele Tausend Säcke Hafer, große Lager Brot und Mehl, ein Schuppen Champagner und andere Weine, sage ein Schuppen voll! — Große Haufen Offizier-Bagage, Bibliothek, Waffen, Munition, Uniformen, Alles bunt durcheinander. Auch große Massen feiner Damen-Garderobe." —

In dem eroberten Zeltlager fand man große gepolsterte Armsessel, vollständige Feldbetten, Feldstühle, Schlafmützen, Puderbüchsen, Büchsen mit Champignons, Gänseleberpasteten; auch hier Kisten mit feiner Damen-Garderobe.

Der Sieg war mit großen Opfern erkauft worden. Die 5. Division hatte 239 Todte und gegen 1800 Verwundete, das 12. Regiment 32 Offiziere und 800 Mann todt und verwundet; auch die Regimenter 8, 39, 40, 48 und 74 hatten große Verluste erlitten. Es ist dies nicht zu verwundern, wenn man in Betracht zieht, daß der Feind im Besitze von Stellungen war, wie sie sich für die Vertheidigung kaum vortheilhafter denken lassen. Doch auch des Feindes Verluste an Todten und Verwundeten standen denen deutscherseits nicht nach. Außerdem aber verlor er an Gefangenen 2500 Mann, und es wurden ihm abgenommen 4 Geschütze, 40 Pontons, mehrere Magazine, 10000 wollene Decken, 40000 Centner Reis, Kaffee, Zucker, Rum, Wein, Zwieback, Tabaksvorräthe im Werthe von einer Million, ferner große Vorräthe an Schuhen, Käppis und Gamaschen.

Drei so bedeutungsvolle Siege in drei Tagen! Weißenburg, Wörth, Saarbrücken mit dem Spicherer Berg! Diese Namen werden fortan glänzen in der deutschen Geschichte!

Dem allgemeinen Empfinden des Dankes und der Erhebung im deutschen Volke gab folgendes Wort des Staats-Anzeigers einen würdigen Ausdruck:

„Gott war mit uns. Im Vertrauen auf ihn zog unser Königlicher Feldherr mit der deutschen Armee zur Vertheidigung des Vaterlandes gegen den Feind. Der französischen Ueberhebung trat die ruhige Siegeszuversicht des deutschen Volkes in Waffen entgegen. In drei blutigen Treffen am 4. und 6. August bei Weißenburg, Hagenau und auf den Höhen von Saarbrücken hat deutsche Tapferkeit den Feind überwunden, der unsere Grenzen bedrohte. Neben den preußischen Fahnen wehten die der deutschen Bundesgenossen von Nord- und Süddeutschland.

„Einen Lorbeerzweig bringt freudig und stolz das Vaterland seinen gefallenen Siegern und den Heldenführern, welche Gott zu weiteren Siegen unter ihrem ruhmgekrönten Feldherrn führen möge!

„Die Geschichte wird Zeugniß ablegen von dem sittlichen Ernst und der militärischen Zucht, welche die deutschen Krieger auszeichnen. Mit Stolz können wir sagen, daß sie auch in Feindesland ein Beispiel sein werden von der Menschlichkeit und der würdigen Haltung, die im Gefolge wahrer sittlicher Bildung ist.

„Gott schirme gnädig unseren Königlichen Kriegsherrn und segne ferner unsere Waffen!"

Sturz des Ministeriums Ollivier.

Glück und Unglück sind die Prüfsteine des Characters des Einzelnen wie der Völker. Die Franzosen waren, ohne sich weiter mit Gewissensscrupeln über Lauterkeit oder Unlauterkeit ihrer Sache zu plagen, in den Krieg gegangen; der Erfolg an und für sich war es, auf den sie mit Sicherheit gehofft hatten, und da ihnen nun vorgelogen worden war, daß das Heer einen glänzenden Sieg errungen habe, so war der Ausdruck ihrer Freude auch dem von ihnen in der Sache ein-

genommenen Standpunkte entsprechend. „Paris lärmt und jubelt.“ Das war die rechte Bezeichnung für die Art von Freude, der die Pariser sich hingaben. Es war am 5. August, die Schlacht von Weißenburg war Tags vorher geschlagen worden. Die Pariser ahnten nichts davon. Gerade heut brachten die Zeitungen noch so entzückende Einzel-Schilderungen des großen Sieges, und wiederum war es Edmond About, dessen Darstellungen am berauschendsten wirkten. „Das Ueberschreiten des Rubicon.“ So lautete die Ueberschrift eines Artikels von ihm, der mit dem Satze beginnt: „Wer geht dort? — Frankreich!“ — Nach Schilderung des Sieges und der Besetzung Saarbrückens heißt es: „Ein so überwältigendes Ereigniß scheint die mannhafte Bevölkerung gar nicht zu überraschen, Niemand scheint darüber sehr bestürzt zu sein, oder auch nur wahrzunehmen, daß unsere Truppen die Grenze überschritten haben. Wenn das unserem Territorium passirt wäre, so würde Jedermann in Wuth gerathen und sein Puls 120 Schläge in der Minute thun. Ein solcher unheilvoller Tag würde unauslöschlich in der Erinnerung jedes Zuschauers eingegraben stehen. Aber es scheint, als wenn dieses „Nachbarland“ schnurstracks erobert und im Handumdrehen confiscirt werden sollte. Die Geschäftsleute wie die Bauern scheinen gleich unseren Soldaten dies für ganz natürlich zu halten. Die Letzteren haben das Bierland mit so wenigen Umständen in Besitz genommen, als handle es sich darum, ein Glas Bier zu trinken. Die Bayonnette des Feindes glänzen durch ihre Abwesenheit am Horizonte. Wir dürfen uns die Annahme erlauben, daß König Wilhelm ein anderes Schlachtfeld auserlesen, und es ihm nicht darauf ankommt, uns diese Provinz zu lassen. Keine Sorge, daß unsere Truppen sie ruiniren werden. Gegen solche Möglichkeit hat man sich vorgesehen, indem man jüngst mehrere Regimenter dickfüßiger Heuschrecken dort einquartiert hatte. Wo Bismarcks Soldaten passirt sind, lassen sie nichts zum Wegnehmen übrig. Von deutschen Bauern keine

Spur. Sind sie vor uns oder vor preußischer Habgier geflohen? Ich neige mich zu letzterer Annahme." — Aber wie hätte sich Frankreich jemals mit dem bloßen Ruhm begnügt! Mitten in dem Paroxismus der Freude wurde auch schon der materielle Vortheil berechnet, den der erste Schritt einzubringen versprach. „Das erste Debut," rief die „France", „ist ein glückliches Augurium — es erschließt uns das Saarbrücker Kohlenbecken!" — „So trifft Alles zusammen", fuhr sie fort, „um die Explosion unserer patriotischen Freude zu rechtfertigen." — Wer in Erwägung zieht, daß aus dem Saarbrücker Kohlenbecken, das als „erste Eroberung" angesehen ward, im Jahre 1868 über 55 Millionen Centner abgesetzt wurden, von denen 18,065,565 Centner nach Frankreich gingen, der wird über die Natur der patriotischen Freude, von der die „France" sprach, nicht im Unklaren bleiben. Unglückliche Nation, deine Propheten lügen! Aber begehrst du denn andere als lügnerische Prophezeihungen? Noch bist du im vollen Trunkenheitsrausche von den vielen von Saarbrücken her stammenden Lügen, da fliegt eine neue Lüge durch die Stadt, die größer noch ist, als alle bisher dir an demselben Tage gebotenen. Ein lithographirtes, in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitetes Blatt bringt folgende Depesche:

> „Großer Sieg, 70,000 Franzosen gegen 120,000 Preußen, 25,000 Gefangene, darunter Prinz Friedrich Karl, 75 Kanonen erbeutet, Landau in unseren Händen."

Nun nahm die „Explosion der patriotischen Freude" eine Gestalt an, die alles Dagewesene überbot. „Wie mit einem Schlage," sagt der Berichterstatter der Vossischen Zeitung, „schwamm ganz Paris in wahnsinnigster Begeisterung. Die Marseillaise wurde in allen Straßen gesungen, und auf der Börse entspann sich ein wüthender Verzweiflungskampf zwischen Hausse und Baisse. Volksmassen drängten sich in die verschiedenen Ministerien, die einen, um ihre Freude an den Tag zu legen, die andern, um eine offizielle Bestätigung der Nachricht

zu hören. Selbst in der „Salle des Pasperdus" fand dies unsinnige Gerücht gläubige Gemüther. Advokaten und hohe Staatsbeamte umarmten sich und warfen ihre Kopfbedeckungen in die Luft. Sogar im Senate wurde die Depesche in Gegenwart des Präsidenten vorgelesen und konnte dort Glauben finden. Unterdessen trafen erregte Volkshaufen auf dem Boulevard die Sängerin Saß in offenem Wagen. Sie wurde gezwungen, aufrechtstehend die Marseillaise zu singen. Monsieur Faure wurde an einem anderen Orte betroffen und mußte sich zu derselben Gesangsübung verstehen. Capoul entzog sich dem lyrischen Patriotismus durch die Flucht, wurde aber von den heftigsten Zornesausbrüchen verfolgt." Ein pariser Blatt berichtete über den Eindruck, den die Depesche hervorrief: „Welches Schauspiel, welcher Enthusiasmus! Tausende von entblößten Häuptern, unermeßliches Geschrei, die Marseillaise gleichzeitig aller Orten aus zehntausend Kehlen erschallend! An allen Fenstern Fahnen und Oriflammen, überall laute Siegesrufe!" —

Es handelte sich um nichts als ein Börsenmanöver. Um 12½ Uhr kam eine Depesche aus dem Ministerium, die in der Börse angeschlagen wurde, und in der gesagt ward, daß aus dem Hauptquartier nichts bekannt sei. Das war ein furchtbarer Niederschlag. Man war das Opfer der Lüge eines Börsenmannes geworden. Wüthend wird nach dem Uebelthäter gefahndet, man nimmt willkürliche Verhaftungen vor. „Plötzlich erhebt sich aus der Gegend des Eingangs zur Börse ein furchtbarer Tumult. Man quetscht, man stößt, man schlägt sich, ein Trupp hat die Aufgangstreppe erstiegen und brüllt: „Nieder mit den Börsenspielern, nieder mit den Dieben!" Die Hälfte der Börsenmänner ergreift die Flucht, die andere leistet Widerstand. Es regnet Faust- und Stockschläge. Der Korb der Börsenmakler wird zerbrochen, mehrere derselben werden niedergeworfen. Die Börse wird geschlossen. In andern Stadttheilen ähnliche Volksbewegungen. In den Vorstädten St. Denis und du Temple dauern die freudigen Siegeserregungen dagegen bis

zur späten Stunde fort. Auf dem Boulevard Montmartre und des Italiens reißt man sich um die Abendblätter, die für die Mehrzahl der Anwesenden eine schmerzliche Ernüchterung von dem Siegestaumel bringen, dem die Hälfte von Paris verfallen war. Niedergeschlagenheit, Zorn und Unwille folgen der enthusiastischen Erregung. Von allen Seiten erschallen Verwünschungen wider die Agiotage, welche auf französisches Blut speculirt. Man verlangt schwerste Bestrafung dieses Verbrechens. Beim Suchen nach den Urhebern dieser Täuschungen bleibt schließlich, wie immer bei solchen Veranlassungen, die Schuld auf der Regierung haften." Man beschuldigte die Regierung überdies, Depeschen vom Tage zuvor zurückbehalten zu haben, und man irrte darin auch nicht, denn in Regierungskreisen war der Schlag von Weißenburg vollständig bekannt, während Mittheilungen darüber, die der Menge durch abhängige Journale geboten worden waren, nur von einem „Zusammenstoß" bei Weißenburg sprachen, aber das Ergebniß verschwiegen. Ein Wort Edmond Texier's, eines Berichterstatters des „Siècle", steigerte das Mißtrauen. „Es scheint," schrieb er, „daß man uns Wasser und Salz verweigert. Wir sind vollständig excommunicirt. Man will keine Journalisten im Lager. Geht, ihr Leute vom guten Willen, wir werden auch ohne euch unsere Geschäfte besorgen! ... Ja, meine Herren, Sie werden ohne uns handeln, aber Sie werden es weniger gut thun. Das Publikum ist bei der großen Partie, die gespielt wird, so stark betheiligt, daß es ein Recht hätte, daß ihm Nachrichten von allen Seiten geboten, und daß es nicht mit der magern Kost der offiziellen Bulletins abgespeist würde. Nichts Unpopuläreres und Verdächtigeres als ein amtliches Bulletin. Das des ersten Kaisers blieb unvergessen: „Der Kaiser befindet sich wohl!" lautete es nach der Schlacht bei Leipzig. Dies war die einzige Auskunft, die es der Spannung der Nation ertheilte. Die Armee war verloren, das Bulletin redete nicht davon, Frankreich aber wußte, daß es dem Kaiser nicht schlecht gehe." —

Die steigende Erregtheit führte zu neuen Ausschreitungen. Es trat Jemand aus dem Wechselgeschäft Lehon und Dreher, Ecke der Rue Richelieu, und sagte zu einer Person: „Das ist eine nette Revanche für Saarbrücken, die Franzosen sind diesmal tüchtig gegerbt worden!“ Sofort wurde der Unvorsichtige umringt, ein Auflauf bildete sich im Nu, man schrie: „Nieder mit dem Preußen, nieder mit dem Preußen! Man muß ihn peitschen!“ Und Steine flogen durch die Luft und zertrümmerten mehrere Fenster im Wechselbureau; mehrere Vorübergehende drangen in's Bureau und forderten Dreher auf, sofort zu schließen. Stadtsergeanten mischten sich ein, und die Läden wurden zugemacht. Da schrieb ein Mensch mit großen Buchstaben auf den Laden: „Geschlossen wegen Beleidigung gegen Frankreich auf Befehl des Volkes. Es darf erst wieder nach der Einnahme von Berlin eröffnet werden.“ Allgemeiner Jubelruf. Dann zog „le peuple“ vor das Haus des Bankiers Hirsch, der beschuldigt wird, Gold und Silber aus der Bank von Frankreich zu ziehen und nach — Preußen zu senden. Auch hier wurden zwei Inschriften angebracht: „Geschlossen bis zur Einnahme von Berlin“ und „Art. 77: Tod den Verräthern!“ Dann suchte man das eiserne Gitter, das Hirsch's Bureau schützt, zu zerbrechen, doch gelang es dem Polizei-Commissar Duchaylard mit Polizeiagenten, dies zu verhindern. Lehon und Dreher sind Geldwechsler der russischen Gesandtschaft und sie haben das russische Wappen am Hause. Männer, welche dieses für das preußische hielten, wollten es herunterreißen; da stieg ein Nationalgardist mit der Leiter hinauf und schrieb darüber: „Achtung vor dem russischen Wappen!“ Und nun schrie „le peuple“: Rußland soll leben! Ein „Prussien“ wurde verfolgt und flüchtete in das Café Riche. So ging es mehrere Stunden lang.

Die wilde Meute war auf der Straße, und sofort neigten sich die „France“ vor derselben, indem sie die Ausschreitungen und die Ungeheuerlichkeiten mit den Worten characterisirte: „Das Volk von Paris beschäftigt sich entschieden mit

den Angelegenheiten des Landes und hat gelernt, sich damit zu beschäftigen." Aus der „France" ist des Weiteren zu ersehen, daß die Volksmenge sich nach dem Palais des Justizministeriums begab, und daß Ollivier vom Balkon eine Ansprache an sie hielt, in der er versicherte, die Regierung werde mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln darauf hinwirken, fortan alle falschen Nachrichten im Keime zu ersticken. — Man hoffte für den nächsten Tag auf gute Nachrichten, aber das einzige Bemerkenswerthe, was die Morgenzeitungen brachten, war eine Proclamation des Ministeriums an die Einwohner von Paris, die sich auf das erwähnte Börsenmanöver bezog. Sie lautete:

„Ihr seid durch einen gehässigen Kunstgriff in gerechte Aufregung versetzt worden. Der Schuldige ist in den Händen der Justiz, und die gerichtliche Untersuchung ist eingeleitet. Die Regierung ergreift die energischsten Maßregeln, damit eine derartige Infamie nicht wieder vorkommen kann. Im Namen des Vaterlandes, im Namen Eurer heroischen Armee bitten wir Euch, ruhig, geduldig zu sein und die Ordnung aufrecht zu erhalten. Unruhen in Paris wären ein Sieg für die Preußen. Sobald eine bestimmte Nachricht einläuft, sie möge nun gut oder schlecht sein, soll sie Euch unverzüglich mitgetheilt werden. Seien wir einig, und haben wir in diesem Augenblicke nur einen Gedanken, einen Wunsch, ein Gefühl: den Sieg unserer Waffen!"

Trotz dieser Versicherung, daß man die Wahrheit sagen wolle, ward dennoch in den Regierungsblättern und auch in den sogenannten unabhängigen Blättern gelogen. Ueber die Niederlage bei Weißenburg sagte das „Journal officiel": „Frossard zieht sich zurück, aber die Details fehlen." — Es sei, erzählte der „Gaulois", an den König von Preußen über dieses Ereigniß mit den Worten berichtet worden: „Blutiger, deplorabler Sieg!" — Die „Patrie" berichtete, daß die Turcos im Anfang des Kampfes dem Feinde schon 8 Geschütze abgenommen hätten und sie erst durch die ungeheure Uebermacht

gezwungen worden wären, ihre ganze Beute wieder fahren zu lassen. Alles fragte: Wo ist Mac Mahon? Niemand wußte es. O, das ist auch gut, begann man sich zu eigener Beruhigung zu sagen; er wird den kecken Feind überraschen, er wird ihn züchtigen, er wird die Scharte auswetzen! Niemals vielleicht hatte man größere Hoffnung auf Mac Mahon gesetzt, als an diesem Tage. Und gerade an diesem Tage ward er von dem Kronprinzen von Preußen bei Wörth auf's Haupt geschlagen! —

Welch' eine Nacht mochte Ollivier, der Mitanstifter dieses blutigen Krieges, dem am Abende schon die Kunde von der Niederlage Mac Mahon's zugegangen war, verleben! — Was nun thun, den Parisern gegenüber, deren drohende Haltung ihn erschüttert hatte? Es war schon an und für sich ein Schauspiel gewesen, wie es nur in Paris vorkommen kann, daß ein Minister in einer von seinen Collegen mit unterzeichneten Proclamation versichert, er wolle „wahr" sein. Aber er war ja dennoch nicht wahr gewesen, insofern er das auf dem Kriegsschauplatz Geschehene bis auf einen kleinen Rest hatte abschwächen lassen. Sollte er der aufgeregten Menge gegenüber, von der die „France" gesagt hatte, sie habe es gelernt, sich mit Landesangelegenheiten zu beschäftigen, auf dem Pfade, der trotz gegentheiliger Versicherung ein Lügenpfad geblieben war, weiter gehen? Das erschien ihm für seine Person gefährlich, denn die „Beschäftigung der Pariser mit Landesangelegenheiten" weist der Scenen so viele auf, in der Hand angelegt worden ist an verhaßte Personen, — und wie gründlich er sich schon vor Beginn des Krieges in weiten Kreisen zum Gegenstand des Hasses gemacht hatte, trat ihm deutlich vor die Seele. Ueberdies war er, da der Kaiser sich zur Zeit in Metz und die Kaiserin in St. Cloud befand, in Person die verkörperte Spitze der bonapartistischen Herrschaft. So kam es denn dahin, daß er sich sagte: „Die Unklarheit der Situation auch für den nächsten Tag könnte die Pariser vollends toll machen, und das könnte mir denn doch gefährlich werden; um mich persönlich zu schützen, ist's

nöthig, die aufgeregten Leidenschaften auf ein anderes Ziel zu lenken, und dazu möchte sich für diesmal das unverhohlene Aussprechen der Wahrheit eignen!“ Also wahr und ehrlich vorläufig für den nächsten Tag, aus — Spitzbüberei! —

Nun, Pariser, bereitet euch vor, einen Hagelschauer von Unheilskunden über euch ergehen zu lassen! Die Rosse der Walküren haben ihre Mähnen geschüttelt: kalte Eisstücke prasseln auf erhitzte Köpfe hernieder!

Die erste böse Nachricht, die den Parisern unverhüllt gegeben wurde, war von Napoleon in der „Mitternacht“ vom 6. auf den 7. August niedergeschrieben worden. Sie lautete:

„Metz, 6. August, Mitternacht. Mac Mahon hat eine Schlacht verloren. Frossard ist an der Saar genöthigt worden, sich zurückzuziehen. Der Rückzug vollzog sich in guter Ordnung. Es kann noch Alles wieder in's rechte Geleise kommen.“

Diese am 7. August veröffentlichte Depesche kann als der erste Act des Verdammungsurtheils betrachtet werden, das sich selbst auszustellen Napoleon gezwungen war. Ihm mochte zur mitternächtigen Zeit der blutige Schatten der Republik erschienen sein, die er trotz seiner Schwüre hingemordet hatte, und der letzte Satz seiner Depesche: „Es kann noch Alles wieder in das rechte Geleise kommen“ klang wie das Stöhnen eines Verzweifelnden.

Ollivier hatte aus Angst vor der Neigung der Pariser, sich auf ihre Art „mit Landesangelegenheiten“ zu „beschäftigen“, versprochen, die Wahrheit zu sagen, aber schon der 7. August ließ erkennen, daß er dies Versprechen mit dem geheimen Vorbehalt gegeben hatte, dazwischen desto wirksamer zu lügen. Denn im „Journal offiziel“ gab er folgende Anzeige zum Besten:

„General Frossard ist im Rückzuge begriffen, Details fehlen. Es scheint fast, der Feind will uns auf unserm Territorium eine Schlacht anbieten. Es würde dies große strategische Vortheile für uns haben.“

Nachdem innerhalb dreier Tage auf dem Boden Frankreichs drei Schlachten von den Deutschen gewonnen, den Franzosen Tausende von Gefangenen, viele Geschütze und Lagergeräthe aller Art abgenommen worden waren, und das Ministerium volle Kenntniß aller der Vorgänge empfangen hatte, ward also dennoch von Ollivier dem Lande gesagt, es fehle an Details, und hinzugesetzt, es scheine fast, als wolle „uns der Feind auf unserm Territorium eine Schlacht anbieten,“ ja auch noch hinzugefügt: „Es würde dies große strategische Vortheile für uns haben“ —!

Aber von Osten her wogte das Gewölk unheilvoller Botschaften unaufhaltsam herzu, und die Schauer prasselten hernieder. Auch die Kaiserin Eugenie war mitten in der Nacht aufgescheucht worden und hatte sich des Morgens um fünf Uhr aus St. Cloud nach den Tuilerien begeben, um sich — an die Spitze der Pariser zu stellen! — Die Verwirrung in den Regierungskreisen war schon so groß, daß die Mittel, zu denen man griff, um zu beruhigen, die Aufregung und Besorgniß des Volkes nur noch vermehrten. Es wurde den Parisern bekannt gemacht, daß Rouher und Schneider nach den Tuilerien berufen seien. Dann erschien folgende Proclamation der Kaiserin:

„Franzosen, der Beginn des Krieges ist für uns ungünstig gewesen. Unsere Waffen haben eine (!) Niederlage erlitten. Seien wir diesem Unfall gegenüber fest und beeilen wir uns, ihn gut zu machen. Möge es unter uns nur eine Partei geben, der alle Franzosen angehören; nur eine Fahne — die unserer nationalen Ehre — möge uns voranwehen. Ich komme in Eure Mitte. Treu meiner Mission und meiner Pflicht, werdet Ihr mich als die Erste bei jeder Gefahr sehen, wo es gilt, die Fahne Frankreichs zu vertheidigen. Ich beschwöre alle guten Bürger, die Ordnung Frankreichs aufrecht zu erhalten. Dieselbe stören, wäre nichts Anderes, als mit unsern Feinden conspiriren. Gegeben im Palast der Tuilerien, 7. August, 11 Uhr Vormittags. Eugenie.“

Damit nahm die Bewegung auf kurze Zeit einen melodramatischen Character an. Schien es doch fast, als gelüste es die „allerchristlichste Tochter" des unfehlbaren Papstes, die vor wenigen Tagen zum Heile ihres Sohnes, des „Mitrailleusenprinzen", eine ewige Lampe gegründet hatte, eine zweite Johanna d'Arc zu werden! —

An demselben Tage erschien eine Beruhigungs-Depesche aus Metz, in der es hieß: „Die Concentration der Truppen vollzieht sich ohne Schwierigkeiten. Alle Feindseligkeiten scheinen aufgehört zu haben." — Eine den gleichen Zweck verfolgende Depesche lautete: „Mac Mahon deckt Nancy. Die Truppen bei Metz befinden sich in der trefflichsten Stimmung. Noch drei volle Armee-Corps sind intact. Die Verluste des Feindes sind sehr beträchtlich und zwingen ihn zum langsamen Vorgehen. Die Probe, auf die wir gestellt werden, ist ernst, aber sie geht nicht über das hinaus, was der Patriotismus der Nation leisten kann. Die Ziffer unserer Verluste festzustellen, ist bis jetzt noch nicht möglich. Gegenwärtig vollzieht sich eine rückgängige Bewegung zum Zweck der Concentration."

Am 7. August Morgens 3½ Uhr telegraphirte der Kaiser aus Metz: „Da meine Communication mit Mac Mahon unterbrochen war, hatte ich bis gestern nur wenig Nachrichten von ihm. General l'Aigle meldete mir, daß Mac Mahon eine Schlacht gegenüber sehr beträchtlichen feindlichen Streitkräften verloren und sich in guter Ordnung zurückgezogen habe. Das Gefecht begann um 1 Uhr und schien nicht sehr ernst, bis allmählich beträchtliche feindliche Streitkräfte hinzukamen, ohne indeß das zweite Corps zum Rückzug zu nöthigen. Erst zwischen 6 und 7 Uhr, als die feindlichen Massen immer compacter wurden, zogen sich das zweite Corps und die Regimenter, welche aus anderen Corps zu seinem Soutien dienten, auf die Höhen zurück. Die Nacht war ruhig. Ich begebe mich in das Centrum unserer Aufstellung." Um 6 Uhr Morgens erfolgte eine neue Depesche Louis Napoleon's,

in der es heißt: „In dem gestrigen Gefecht bei Forbach war das 3. Corps als Corps allein engagirt, und nur unterstützt von 2 Divisionen anderer Corps. Die Corps l'Admirault, Failly und die Garde haben nicht gefochten. Der Kampf begann um 1 Uhr und schien unerheblich, bald aber legten sich zahlreiche Truppen in dem Walde in den Hinterhalt und versuchten, unsere Stellung zu umgehen. Um 5 Uhr schien es, als ob die Preußen zurückgeworfen seien und auf weiteren Angriff verzichteten; aber ein neues Armee-Corps kam von Werden an der Saar und nöthigte Frossard zum Rückzuge. Die Truppen, welche heut noch getrennt waren, concentriren sich in der Richtung auf Metz."

Die beiden Depeschen wurden in einer von der Kaiserin und sämmtlichen Ministern unterzeichneten Proclamation mitgetheilt. Sie lautete:

„Franzosen! Bis zu dieser Stunde haben wir immer ohne Rückhalt die sämmtlichen uns zugekommenen bestimmten Nachrichten mitgetheilt. Wir fahren fort, es zu thun. Diese Nacht empfingen wir folgende Depeschen. (Es folgen obige Depeschen.) Angesichts dieser ernsten Nachrichten thun wir unsere Pflicht. Wir appeliren an den Patriotismus und die Thatkraft Aller. Die Kammern werden zusammenberufen. Wir setzen aus Gründen der Dringlichkeit Paris in Vertheidigungszustand; um die Ausführung der militärischen Vorkehrungen zu erleichtern, erklären wir den Belagerungszustand. Keine Ohnmacht! Keine Zwietracht! Unsere Hülfsmittel sind immens. Kämpfen wir mit Festigkeit, und das Vaterland wird gerettet sein!"

Am Vormittage begab sich eine große Anzahl von Journalisten nach dem Ministerium des Innern, um Aufklärungen über die Lage zu erhalten. Ollivier hielt an sie folgende Anrede:

„Meine Herren, verzeihen Sie, wenn ich mich Ihnen in einem so nachlässigen Anzuge vorstelle. Ich bin die ganze Nacht

auf den Beinen gewesen, ich habe die Chefredacteure aller Zeitungen, aller ohne irgend welche Ausnahme, benachrichtigen lassen, daß man ihnen von heute Morgens 7 Uhr ab alle Depeschen, die einträfen, mittheilen würde. Sie sind ihnen in der That mitgetheilt worden, so wie sie eingegangen sind; ich habe, wie ich Ihnen soeben gesagt, keine Ausnahme gemacht, weil ich überzeugt bin, daß unter den obwaltenden Umständen keine Rede mehr von Partei-Interessen sein kann; es giebt nur noch für Jeden und Alle ein Interesse, das des Landes. Die Lage ist ernst. Indessen mehrere Armee-Corps sind noch nicht zum Schlagen gekommen und noch vollständig intact, sowie eine große Zahl von Regimentern, die zu den Corps gehören, die bereits gefochten haben. Die moralische Stimmung der Truppen ist vortrefflich, unsere Hülfsquellen sind unermeßlich. Doch mit einem Wort — der Boden Frankreichs ist vom Feinde betreten. Wir sind genöthigt, gewisse Maßregeln zu treffen: Die Kammern werden binnen einigen Tagen zusammentreten, sie werden ihre souveräne Stimme hören lassen. Paris wird in Vertheidigungszustand versetzt werden; wir hatten schon die Forts ohne Geräusch armirt, um die Bevölkerung nicht zu beunruhigen; wir werden jetzt einige andere Arbeiten vornehmen lassen, und wir bitten Sie, die Bevölkerung dafür empfänglich zu machen. Wir hoffen freilich, daß die Preußen nicht bis Paris kommen werden; aber auf alle Fälle hin — man muß bereit sein. Ich will nur noch ein Wort hinzufügen: unser Land, das Land, das wir alle so sehr lieben, ist bedroht. Es giebt Niemanden, ich bin dessen gewiß, der in diesem Augenblick nicht alle Meinungsverschiedenheiten schweigen lassen wird. Wir werden alle einig sein, Alle, um Frankreich zu vertheidigen."

Ollivier habe, berichteten die Zeitungen, bei dem letzten Theile seiner Ansprache eine tiefe Erregung gezeigt, auch habe man „einige Redacteure weinen sehen." Ein Bündniß war geschlossen zwischen Ollivier und den Vertretern der Presse, ein

Bündniß freilich nur für heut, denn schon in den nächsten Tagen traten einzelne Zeitungen mit Freiheitsforderungen auf, die indirect gegen die Herrschaft Napoleon's gerichtet waren. Das „Siècle" sagte:

„Die Ereignisse folgen einander mit beispielloser Schnelligkeit. Gestern sagten wir: Der Boden des Vaterlandes ist entweiht. Heute schreien wir: Das Land erleidet eine Invasion! Marschall Mac Mahon ist an der Elsässer Grenze geschlagen worden, General Frossard an unserer Grenze der Mosel: unsere erste Vertheidigungslinie ist durchbrochen und durch die Lücken dringen die Preußen wahrscheinlich auf Nancy vor. Noch ist nicht Alles aufgegeben, sagen die officiellen Noten. Nein, ohne Zweifel, noch ist nicht Alles verloren, aber unter einer Bedingung, nämlich daß Frankreich sich selbst vertheidige. Durch welche Maßregeln meint das Ministerium den Bedürfnissen der Lage abhelfen zu können? Es hat die Kammer einberufen und zugleich Paris in Belagerungszustand versetzt. Letzteres heißt einen Fehler begehen. Paris ist heute das Ziel der Preußen. Paris ist das letzte Bollwerk der französischen Freiheit. Damit Paris an seine Vertheidigung denken könne, muß Paris frei sein. Wenn — was nicht möglich ist — wir in dieser letzten Verschanzung besiegt werden, würden die Preußen sich damit befassen, den Belagerungszustand zu decretiren; aber man darf ihnen nicht zuvorkommen. Somit Freiheit für Alle, Freiheit und Waffen! Paris hat Vertrauen zu den Abgeordneten, die es sich gewählt. Mögen die pariser Deputirten sich als Vertheidigungs-Comité constituiren, mögen alle Maßregeln, die zur Rettung des Vaterlandes nothwendig sind, von diesem Comité getroffen werden, ohne auch nur einen Tag, ja eine Stunde, eine Minute zu verlieren!"

Der „Temps" verlangte die sofortige Herstellung der Nationalgarde in ganz Frankreich mit der früheren Organisation und den früheren Rechten. Es lag auf der Hand, daß

bei Gewährung dieser Forderungen der Bonapartismus nicht bestehen konnte. Ein „Vertheidigungs-Comité" bedeutete eine provisorische Regierung; Herstellung der Nationalgarde mit ihren früheren Rechten bedeutete die der provisorischen Regierung zur Verfügung stehende Waffenmacht. Das war die Antwort einzelner Redacteure auf die Bitte Ollivier's, „die Bevölkerung empfänglich zu machen" für gute Aufnahme der Regierungsmaßregeln! — Während Ollivier in der Täuschung befangen war, die Männer der Presse gewonnen zu haben, verfaßte er eine neue Proclamation an die Pariser, um seinerseits an dem empfohlenen Werke des Empfänglichmachens mitzuarbeiten, eine Proclamation, wie sie wiederum nur in Frankreich möglich ist. Ihre Einleitungsversicherung, „jetzt" die Wahrheit gesagt zu haben, erinnert an das Lessing'sche Wort: „Ich schwör', ich schwör' es, daß ich falsch geschworen." Diese Proclamation, die in Paris am 8. August angeschlagen wurde, lautete:

„Jetzt, Franzosen, haben wir Euch die volle Wahrheit gesagt, jetzt ist es an Euch, Eure Pflicht zu thun. Ein und derselbe Ruf möge von allen Franzosen von einem Ende Frankreichs bis zum andern tönen. Möge das ganze Volk sich erheben in Hingebung, um großen Kämpfen Stand zu halten. Einige unserer Regimenter sind unterlegen, die ganze Armee ist noch nicht besiegt. Derselbe Hauch der Unerschrockenheit beseelt sie noch immer. Setzen wir der jetzt von glücklichem Erfolge begleiteten Kühnheit des Feindes Zähigkeit entgegen, welche die Geschicke beherrscht. Ziehen wir uns auf uns selbst zurück, und mögen die Eroberer gegen einen Wall von menschlichen Leichen anstürmen. Wie es im Jahre 1792 und wie es bei Sebastopol gewesen, so möge auch jetzt unsere Niederlage nur eine Schule der Siege sein. Es wäre ein Verbrechen, auch nur einen Augenblick an der Wohlfahrt des Vaterlandes zu verzweifeln, und noch mehr: nicht zu derselben beizutragen! Bleibt aufrecht also! Aufrecht! Und Ihr, Ein-

wohner des Centrums, des Nordens und des Südens, auf denen nicht die Bürde des Krieges lastet, eilet mit einmüthigem Elan Euren Brüdern im Osten zur Hülfe. Möge Frankreich, das in Erfolgen einig gewesen, noch einiger sein in der Zeit der Prüfungen. Gott segne unsere Waffen.“

Das Auge wendet sich voll Schreck und Zorn weg von diesem Schriftstück, das einen Blick in einen bodenlosen Abgrund der Verderbtheit thun läßt. Die tiefste Seele wird von Schauder ergriffen, erwägt sie, daß eine Regierung, wie das Schriftstück sie characterisirt, noch in der Jetztzeit an die Spitze eines großen Volkes gelangen konnte, eines Volkes, welches so geartet ist, daß in dieser Weise mit ihm geredet werden durfte. Nach der zwei Tage vorher bereits gegebenen Zusicherung, wahr sein zu wollen, diese neue Zusicherung, die doch zugleich das Geständniß enthielt, daß die erstere nicht gehalten worden sei! „Jetzt ... haben wir Euch die volle Wahrheit gesagt!“ — Und nirgends ein Schrei des Entsetzens gegen ein solches Verfahren! Es war die Fühlung für die sittlichen Bedingungen des Verhältnisses zwischen Regierern und Regierten verloren gegangen; man stand auf dem Boden, auf dem gegenseitig das Vorhandensein des Lügens und Trügens als etwas Selbstverständliches angesehen ward, bei dem man nur in Betracht zog, ob es mit der Virtuosität gegen das Ausland angewandt ward, die Beute und Ruhm verhieß. Ein echter Vertreter der französischen Nation hätte sagen können: „Daß unsere Regierung uns betrügt, versteht sich von selbst, und wäre ich Mitglied der Regierung, so würde ich das Gleiche thun, nämlich mir meine Stellung zu meinem persönlichen Vortheil auch zu Nutze machen; ich frage nur danach, ob die Regierung Geschicklichkeit genug besitzt, ihre Pfiffigkeit auch nach außen geltend zu machen und dem Lande — natürlich unter dem täuschenden Scheine des Rechts — Vortheile zu verschaffen!“ — In der That: von einer Beurtheilung des sittlichen Standpunktes der Regierung war unter der Bevölkerung gar keine Rede; es wurde

einzig und allein ihr Verfahren in Betreff des Weges, den sie eingeschlagen hatte, in Betracht gezogen.

Von mancherlei Volkskundgebungen erschreckt, spähte Ollivier angstvoll umher nach neuen Mitteln, sich zu halten, sich zu bewahren vor dem Verdammungsurtheil. Nicht aber etwa vor der Verurheilung um deswillen, daß es ihm an Treue und Redlichkeit fehle, vielmehr vor der, daß er ein für die Zwecke der Franzosen unbefähigter Staatsmann sei. Als er die obige Proclamation niederschrieb, war ihm das Wort „Eroberer" in die Feder gekommen. Das gab ihm den Anstoß zu einem neuen Schriftstück, durch das er den Mächten Europas Preußen als einen gefährlichen Eroberer denunzirte, gegen welchen Front zu machen die Wohlfahrt aller Staaten erfordere. Dieses Schriftstück, das im Abendblatte des „Journal officiel" erschien, lautete:

„Es giebt im Leben der Völker feierliche und entscheidende Stunden, wo Gott ihnen Gelegenheit giebt, zu zeigen, was sie sind und was sie vermögen. Ein solcher Augenblick ist für Frankreich gekommen! Man hat oft gemeint, daß die große Nation, so unerschrocken sie im Anstürmen sei, doch schwer Unglücksfälle zu ertragen wisse. Was sich jetzt vor unsern Augen vollzieht, straft diese Verleumdung Lügen. Die Haltung der Bevölkerung zeigt keine Entmuthigung, sondern eine patriotische Wuth gegen die Angreifer Frankreichs, welche hier ihr Grab finden sollen. Alle Franzosen werden sich wie ein Mann erheben! Sie gedenken ihrer Vorfahren und Derer, die nach ihnen kommen. Hinter ihnen liegen Jahrhunderte des Ruhms, vor ihnen eine Zukunft voll Freiheit und Macht, die ihr Heroismus schaffen soll! Niemals hat Frankreich in gleich großer und imposanter Weise den edlen Stolz und die Kraft des Nationalcharacters gezeigt. Voll Enthusiasmus ruft Alles: Auf zu den Waffen, siegen oder sterben! Während unsere Soldaten heroisch den Boden des Vaterlandes vertheidigen, ist Europa mit Recht voll Unruhe über die Erfolge

Preußens. Man weiß nicht, wie weit der Ehrgeiz dieser unersättlichen Macht gehen könnte, wenn ein definitiver Triumph sie noch mehr anstachelte. Es ist ein unveränderliches Gesetz der Geschichte, daß jedes Volk, welches durch außergewöhnliche Erfolge das allgemeine Gleichgewicht stört, gegen seine Siege eine Reaction wachruft und alle andern Völker sich zu Feinden macht. Es kann nicht fehlen, daß diese Wahrheit auch jetzt wieder durch die Thatsachen bestätigt wird. Wer ist denn überhaupt interessirt an der Herstellung eines deutschen Reichs, wer kann denn überhaupt wünschen, daß die Nord- und die Ostsee ein preußischer See würden? Ist es vielleicht Schweden, Norwegen und Dänemark, welche ja der Triumph Preußens vernichten würde? Oder ist es etwa Rußland, welches mehr als eine andere Macht Interesse hat, das Gleichgewicht des Nordens gegen das Vordrängen des Germanenthums zu wahren? Ist es vielleicht England, welches als große Seemacht, als Schützer Dänemarks sich weiteren Fortschritten der preußischen Marine entgegenstellen muß? Ist es vielleicht Holland, welches bereits lange genug durch die Intriguen Bismarck's bedroht war? Was Oesterreich betrifft, so würde die Wiederherstellung eines deutschen Reiches unter dem Hause Hohenzollern der gefährlichste Schlag nicht nur für die Dynastie Habsburg, sondern überhaupt für die Existenz einer austro-ungarischen Monarchie sein. Preußen würde sicherlich versuchen, dem Wiener Cabinet Versprechungen zu machen, aber man weiß, welcher Glaube dem Worte Bismarck's beizumessen ist. Eine angebliche Garantie, welcher Art sie auch sein möge, könnte niemals stärker sein als die Bande, welche Preußen mit dem ehemaligen deutschen Bunde verknüpften, und welche Preußen doch, ohne seiner Verpflichtungen eingedenk zu sein, in so gewaltthätiger Weise zerrissen hat. Ein definitiver Triumph der Hohenzollern wäre für Italien nicht minder traurig als für Oesterreich. Ein deutsches Reich würde sich um jeden Preis Küstenländer zu verschaffen suchen und zwar im Süden wie im

Norden. Es würde nach dem Besitze Venedigs, Triests, Amsterdams streben. Die Regeneration Italiens würde gefährdet sein. Wir appelliren an die Regierungen und an die Völker Europas, um Europa dem preußischen Despotismus zu entreißen, um uns, sei es durch Allianzen oder durch Sympathieen, bei der Wahrung des europäischen Gleichgewichts zu unterstützen. Für England, Dänemark, Schweden liegen schon Anzeichen vor für eine solche Wendung. Oesterreich und Italien rüsten bereits. Unser Patriotismus ist allen Gefahren gewachsen. Je ernster die Umstände sein werden, desto größere Energie wird die Nation entfalten."

Dies Schriftstück besteht aus einem Gewebe von Verleumdungen. Aber es war doch immerhin ein Vortheil für Preußen und Deutschland, daß das Geschäft der Verleumdungen, das französische Gesandte in erhöhtem Maße seit 1866 in der Stille an den verschiedenen Höfen besorgt hatten, nunmehr auf dem offenen Markte betrieben werden mußte. Man hat in diesem Schriftstück die Summe der geheimen Instructionen klar vor sich, die von den Tuilerien aus an die auswärtigen Gesandtschaften gegangen waren. —

Nun ward auch in Paris der Tagesbefehl bekannt, den Mac Mahon nach der verlorenen Schlacht an sein Armeecorps erlassen hatte. Viele mochten gespannt gewesen sein auf die der Niederlage folgende erste amtliche Kundgebung des Mannes, der in dem Rufe stand, der ehrenhafteste der kaiserlichen Generale zu sein. Und wie lautete sein erstes Wort? „Soldaten! An dem Tage des 6. August hat das Schicksal Euern Muth betrogen!" — Das klang ja fast nicht anders als das freche Wort einer pariser Zeitung: „Gott ist uns Revanche schuldig!" — Welche bodenlose Oede in der eigenen Brust setzt es für einen Heerführer voraus, der nach einer Niederlage also seine Truppen anreden konnte! Nun hatten doch Diejenigen Recht, die auch gegen einen Mac Mahon voll Mißtrauen gewesen waren, und die gesagt hatten: „Wer sich

unter einem Napoleon möglich macht, in dem kann echter Heldensinn, echte Ehrenhaftigkeit unmöglich wohnen!" — Weiterhin verräth die Proclamation, wie gänzlich auch Mac Mahon dem herrschenden Lügengeiste verfallen war. „Ihr waret", so heißt es in derselben, „35,000 Streiter gegen 140,000 und seid durch die Uebermacht erdrückt worden. Unter solchen Umständen ist eine Niederlage ruhmreich, und die Geschichte wird sagen, daß die Franzosen in der Schlacht bei Froschwiller (Wörth) die größte Tapferkeit entwickelt haben." — Nun, es haben unparteiische Berichterstatter Folgendes über die Schlacht von Wörth festgestellt: Die nicht 35,000, sondern 80,000 Mann starke, und aus auserlesenen Truppen bestehende Armee Mac Mahon's befand sich im Besitze von Eisenbahnen, welche schnelle Heranziehung neuer Truppen möglich machten. Dieser Umstand und der, daß sie außerordentlich feste Stellungen inne hatte, glich das numerische Uebergewicht der Armee des Kronprinzen vollkommen aus, zumal die letztere nur allmählich ins Gefecht kam. Dies ist das Urtheil unparteiischer Ausländer, die in Betracht der Gesammtleistungen der deutschen Truppen es als ihre Ueberzeugung aussprechen, daß Deutsche in gleicher Stellung und bei gleichem Zahlenverhältniß zwischen Angreifern und Vertheidigern ihren Platz behauptet haben würden.

Die Lüge war in dem Maße die Seele des bonapartischen Kaiserreichs geworden, daß einzelne wahrheitsgemäße Kundgebungen hinschwanden wie das flackernde Licht schwacher Kerzen vor der Gewalt des Orkans. In dem „Phare de la Loire" ließ sich die Stimme eines weißen Raben vernehmen, also lautend:

„Wir glauben nicht, daß wir, zur Vermeidung einer Anklage wegen Mangels an Patriotismus, durchaus gehalten sind, mit der Vernunft und den Elementargrundsätzen der Moral zu brechen. Wäre es anders, so bliebe uns Nichts übrig, als mit Stillschweigen diesen Strom voll Tollheit, Blut und Koth vorüberbrausen zu sehen, den man jetzt sich bemüht die Ufer über-

schwemmen zu lassen. Zu diesen Bemerkungen werden wir durch die unheilvollen Uebertreibungen veranlaßt, welche einige Blätter zu vollführen nicht erröthen. Schon genug des Hasses ist leider zwischen Frankreich und Deutschland vorhanden; es thut nicht nöthig, ihn durch alberne Anreizungen zu einer Wildheit zu steigern, welche unseres Jahrhunderts unwürdig ist. Würde man es z. B. glauben, daß eine Zeitung sich nicht gescheut hat, drucken zu lassen, die Preußen hätten ihren Freunden versprochen, ihnen Cotelettes von Franzosen, eingewickelt in Tuch von rothen Hosen, mitzubringen? Ein anderes Blatt scheint (wir citiren nach der „Cloche", denn das unsaubere Blatt, um das es sich handelt, ist nicht in unsere Hände gefallen) — ein anderes Blatt scheint den Turcos gerathen zu haben, sie möchten keinen Pardon geben und einen Wagen voll Frauen mitbringen. Und diese Gemeinheiten werden unter civilisirten Völkern gedruckt. Armer Patriotismus, welche Infamien werden in deinem Namen verbreitet!"

Wahrlich, der edeldenkende Franzose, der das öffentlich aussprach, hatte viel gewagt! Denn schon begann die Hetzjagd nach Verräthern, nach preußischen Spionen! Wie er, so dachte und so denken ohne Zweifel noch viele andre Franzosen; aber sie standen und stehen unter einer verderblichen Tyrannei, die in wechselnder Gestalt Frankreichs Geschicke beherrscht. Die Volksleidenschaften waren entfesselt. Die Wuth gegen den Feind war eben so groß, wie das Verlangen, von der eigenen Regierung geraubte Rechte wieder an sich zu reißen. Damit die Bewegung nicht zu einem Strudel würde, der den Thron und die betreßten Throndiener in den Abgrund riß, wurde von geschäftigen Handlangern der Gewalthaber der Feind mit Farben gemalt, die der Hölle entnommen waren. „Zu den Waffen", rief das Journal „Le Public", das Organ des Herrn Rouher, „zu den Waffen! Wir sind also besiegt worden! Wir haben noch keinen officiellen Rapport, aber wir haben Correspondenzen, welche uns erzählen, wie unsere Soldaten sich

geschlagen haben! Einer gegen Fünf zuerst; und wenn sie diesen fünf wilden Doggen widerstanden hatten, kamen fünf andere und wieder andere und immer . . . . . Ja, wir sind besiegt worden: wie Leonidas bei den Thermopylen, wie Roland bei Roncevaur. Unsere Revanche wird glänzend sein; Gott schuldet sie uns! Bis dahin sehen wir nur, wie die Feinde ihren Sieg benutzen. Ueberall, wo sie passiren, verwüsten sie. Ueberall, wo sie sind, brennen sie. Ueberall, wo sie gehen, morden sie. Sie ermorden die Verwundeten, sie verbrennen die Ambulancen. Sie ermorden die Kinder und schänden die Frauen; sie ermorden die Greise und stecken die Häuser in Brand. Wölfe und Füchse, Tiger und Hyänen, mästen sie sich im Blut. Sie haben uns zeigen wollen, daß sie noch die wilden Thiere von 1792 und 1814 sind. Wir werden ihnen zeigen, daß wir noch die Tapferen von 1792 und 1806 sind. Sie schlafen in diesem Augenblick ihren Rausch von Blut und Metzelei aus. Wir haben uns nicht um eine Niederlage zu kümmern, wir müssen rächen Frauen und Kinder, rächen Frauen und Greise. Ja, Rache ohne Mitleiden, ohne Gnade! Rache im Namen der geschändeten Menschheit! Rache im Namen des verletzten Völkerrechts! Rache im Namen von allem, was heilig ist! Im Namen der Unschuld! Im Namen der Schwäche! Rache im Namen der in Thränen schwimmenden Familien! Gott stehe den Rächern bei!" — Ueber die Haltung der Pariser äußerte ein Deutscher in Paris in einem Briefe: „Die Lage der Dinge übertrifft doch unsere kühnsten Erwartungen. Daß es faul, sehr faul war im Kaiserreich, wir wußten es; daß der Kaiser, von unserer Armee geschlagen, schwerlich würde nach Paris zurückkommen können, wir waren davon überzeugt; daß aber nach drei unglücklichen Schlachten, die Hauptarmee noch unberührt, ein solcher Zustand eintreten würde, wahrlich, das muß man sehen, um es zu glauben. Ein solcher panischer Schrecken, ein solches sauve qui peut, eine solche Auflösung ist wohl in der Weltgeschichte nicht dagewesen. Es erklärt sich das im

Allgemeinen aus dem Charakter der Franzosen; in diesem Falle mußte die entsetzliche Enttäuschung ganz natürlich diesen an Wahnsinn gränzenden Zustand herbeiführen. Die Regierung und dann vor allem die Journale tragen daran Schuld. Mit Ausnahme des „Temps“, des „Debats“, des „Siècle“ und einiger verdienter Blätter hatte die ganze Meute der corrumpirten französischen Presse diesem unwissenden, leichtgläubigen Volke seit dem Beginne der Krisis vorgeschrieen, daß die französische Armee unbesiegbar sei, daß die preußische Armee beim ersten Zusammenstoß auseinanderstäube, daß bis zum 15. August der Kaiser mit seinem Heere in Berlin einziehen würde. Und alle Welt glaubte es, und wer nur einen leisen Zweifel darüber laut werden ließ, wurde als Verräther gebrandmarkt. Und nun dieses Erwachen, diese schreckliche Wirklichkeit! Kein Wunder, daß mit ganz geringen Ausnahmen alle Welt den Kopf verloren, und daß in diesem Augenblick ganz Frankreich einem großen Narrenhause gleicht. Vaterlandsliebe ist gewiß die erste aller Tugenden, die heiligste aller Pflichten; wie diese aber jetzt hier sich ausläßt, ist sie eben nur Tollheit.“

Und mitten darin die Regierung, die wiederholt gelobt hatte, nicht zu lügen, und die nun doch an Lug und Trug Alles überbot, was bisher geleistet war! Beweis dafür ist folgende von Seiten der Regierung erfolgte Veröffentlichung:

„Ein Bericht von Dejean an die Kaiserin zählt die bereits ergriffenen oder projectirten Maßregeln auf, um die Vertheidigung von Paris zu sichern und die Lücken in der Bewaffnung auszufüllen. Die Forts und der Gürtel von Paris werden bald im Stande sein, eine regelmäßige Belagerung auszuhalten. Die Vertheidigung von Paris ist also gesichert. Die Lücken in der Armee können sofort ausgefüllt werden, indem man 150,000 Mann Angeworbene verschiedener Waffen ins Feld stellt; diese werden mit den Klassen von 1870, der Mobilgarde, der Nationalgarde und den freiwilligen Schützen zwei Millionen Vertheidiger ausmachen. Flinten

für alle sind bereit und eine Million wird dann noch in Reserve bleiben."

Aber „es schäumt der See und will sein Opfer haben." Die eben aufgeführten Lügen allein besänftigten die erregten Leidenschaften nicht. Da griff das Ministerium zu einem neuen Mittel, sich zu schützen. Es hatten feindselige Kundgebungen gegen die zu Paris wohnenden „Fremden", namentlich gegen die verhaßten „Prüssiens", stattgefunden. Nun geschah wieder etwas, was nur in Frankreich möglich ist: statt zur Vernunft und Menschlichkeit zu mahnen und die bedrohten Deutschen, von denen viele Paris längst als ihre zweite Heimath betrachteten, in Schutz zu nehmen, wurde von Seiten der Regierung das Mißtrauen gegen sie geschärft, der Haß geschürt. Man verdächtigte sie in Summa zunächst dadurch, daß man sie, wie eine Verordnung des Polizei-Präfecten Pietri erweist, unter polizeiliche Aufsicht stellte. Die Presse half, die offizielle wie private. Empfänglichkeit für einen noch schamloseren Gewaltact in der Bevölkerung Frankreichs vorzubereiten, war nicht nothwendig, da das heftige Verlangen danach ja vorhanden war; aber dem Auslande gegenüber meinte man sich doch den Anschein geben zu müssen, als stehe man bei seinem Vorgehen gegen die Deutschen unter dem Zwange erlaubter und unerläßlicher Nothwehr. Das „Journal offiziel" berichtete: „Die aus dem Großherzogthum Baden ausgewiesenen Franzosen sind bis zur schweizer Grenze, an welche sie gebunden geführt wurden, der unwürdigsten Behandlung ausgesetzt gewesen. Mehrere wurden ihrer Effecten beraubt und darauf genöthigt, 24 Kreuzer für die Miethe des Kerkers zu bezahlen, wo man sie, um sie gegen die Gewaltthätigkeiten der Bevölkerung zu schützen, in Gewahrsam gebracht hatte." Und das „Pays", auf jene Nachricht verweisend, sagte: „Es ist augenscheinlich, daß dieses nicht fortdauern darf. Es giebt hunderttausend Deutsche, Preußen, Bayern, Badenser, Würtemberger in Paris. Wir dulden diese Leute; wir haben ihnen gestattet, während

acht Tage „Vive la paix" zu rufen. Es sind eben so viele Spione, die jeden Tag Meldungen nach Berlin senden. Sie thun sogar mehr, und dieser Tage versichern sie, sich so viel baares Geld als nur möglich zu beschaffen, um es ihren Landsleuten zu senden. Wir haben die ritterliche und edelmüthige Thorheit zu weit getrieben. Wir haben das Recht, unsererseits ebenfalls Drohungen laut werden zu lassen... Möge die Regierung wohl Acht haben; sie ist es, welche uns auf das gehässige Auftreten der Deutschen aufmerksam macht; es ist an ihr, die nöthigen Schritte zu thun, um es zu verhindern, daß solche Infamie sich erneuere. Wenn es anders sein wird, so werden wir die pariser Bevölkerung bitten, die sofortige Ausweisung der Preußen und ihrer Verbündeten zu verlangen."

Ausweisung! Das war es, worauf es abgesehen war. Selbstverständlich handelte es sich bei der obigen offiziellen Mittheilung um eine krasse Lüge. Es kam der Regierung einzig und allein darauf an, der Bevölkerung in dieser Frage zu Willen zu sein, dabei jedoch nach außen hin den Schein zu retten. Aber, wenn nun schließlich die Wahrheit zu Tage trat? Ei, davor fürchtet sich ein echter Franzose nicht; hat heute eine Lüge über eine Schwierigkeit hinweggeholfen, nun, so wird sich morgen eine andre auftreiben lassen, die auch wieder hilft! Und was „später" erfolgt, wenn der Lügenlauf endlich vollendet ist? Ei was, denkt der Franzos, meinetwegen „die Sündfluth," wie die Pompadour einst sagte! — „Wir sind", schrieb ein Deutscher aus Paris, „hier unseres Lebens nicht mehr sicher. Wer es wagt, auf den Boulevards oder an einem öffentlichen Orte ein Wort Deutsch zu sprechen, wird sofort insultirt oder gar mißhandelt; wer französisch spricht und nur im geringsten einen deutschen Accent verräth, wird gezwungen, sich als Elsässer zu geberden."

Wo ist Aehnliches erhört worden in Deutschland? Wo sind offizielle oder private Aeußerungen in Deutschland laut

geworden, die einen ähnlichen Geist des Hasses und Mißtrauens bekundeten? Als Gegensatz sei nur an zwei Worte erinnert. In dem Armeebefehl des Königs Wilhelm an die die Grenze überschreitenden Truppen heißt es: „Ich erwarte, daß die Mannszucht, durch welche Ihr Euch bisher ausgezeichnet habt, sich auch besonders auf feindlichem Gebiet bewähren werde. Wir führen keinen Krieg gegen die friedlichen Bewohner des Landes, es ist vielmehr die Pflicht jedes ehrliebenden Soldaten, das Privateigenthum zu schützen und nicht zu dulden, daß der gute Ruf unsers Heeres auch nur durch einzelne Beispiele von Zuchtlosigkeit angetastet werde." Und ein deutscher Veteran rief den Soldaten zu: „Ihr Leute, seid menschlich und freundlich gegen die französischen Mitmenschen, gegen Eure Quartierwirthe. Zeige Dich, Du edles deutsches Volk, im Glanze Deiner Gesittung vor Frankreich und vor Europa. Wer Gift gegen den Nachbar im Herzen trägt — und dieser Nachbar hat es wohl verdient —, der lasse es bis auf den letzten Tropfen im Kampfe aus. Aber so wie der Kampf vorbei, leihe er sein Ohr jener ehrwürdigen Stimme, die durch Jahrhunderte zu uns herüber schallt: „Liebet eure Feinde, thut Gutes denen, die euch hassen!" —

Den gleichen Geist athmeten viele andre Kundgebungen, während in Paris und in andern Städten Frankreichs friedliche deutsche Einwohner mit jedem Tage mehr bedrängt wurden. In welcher Weise die Regierung gleichzeitig mit der Verfolgung anderer Zwecke den Haß gegen die deutschen Einwohner schürte, ergiebt eine neue Proclamation, die ebenfalls noch am 8. August angeschlagen wurde. Sie lautete: „Pariser! Unsere Armee ist concentrirt und schickt sich zu einer neuen Anstrengung an. Sie ist voll Energie und Vertrauen. In Paris Aufregung erhalten, hieße gegen unsere eigene Armee kämpfen und im entscheidenden Augenblicke die ihr zum Siege nothwendige Kraft beeinträchtigen. Bei einem in das Hauptquartier geführten preußischen Spion fand man folgende Worte; „Muth!

Paris erhebt sich; die französische Armee wird zwischen zwei Feuer genommen werden!" — Wir bereiten die Bewaffnung der Nation und die Vertheidigung von Paris vor. Morgen wird der gesetzgebende Körper seine Wirksamkeit mit der unsern vereinen. Mögen alle guten Bürger zusammenhalten, um die Aufläufe und Kundgebungen zu verhindern! Diejenigen welche dringend nach Waffen verlangen, brauchen sich nur in den Regierungsbureaux zu melden. Man wird ihnen sofort Waffen geben, daß sie an die Grenze ziehen."

Paris nahm indeß diese Proclamation übel auf. Nicht die in Bezug auf den „preußischen Spion" ausgesprochene Lüge an und für sich erregte den Ingrimm der Pariser, wohl aber die Plumpheit derselben. Die Pariser hatten sich jederzeit dazu bereit gefunden, alle Arten von Schandthaten, die von ihren Regierungen ausgeübt worden waren, mit Beifall zu begrüßen, sofern sie nur den täuschenden Schein des Rechts an sich trugen oder doch großen Vortheil boten. Für eine Lüge, der Eines oder das Andere oder gar Beides fehlte, war (auch ein Gewächs des „heiligen Bodens" Frankreichs) die Phrase aufgekommen: „Das ist mehr als ein Verbrechen, das ist ein Fehler." Einen solchen „Fehler" hatte sich nun die Regierung in ihrer Bedrängniß zu Schulden kommen lassen, und sofort sah sie sich heftigen Angriffen ausgesetzt. Das „Siècle" sagte: „Ist in der That ein preußischer Spion ergriffen und als Inhaber eines schändlichen Schriftstückes ins Hauptquartier gebracht worden, so fragen wir: Weshalb ist dieser Spion nicht vor ein Tribunal oder ein Kriegsgericht gestellt worden? Wer ist der Mensch? Woher ist er gebürtig? Welches sind seine Beziehungen? Wer hat das Schriftstück, dessen Inhaber er war, geschrieben? Wenn die Polizei wollte, würde sie es wissen. Die Minister, welche die Proclamation unterzeichnet haben, schulden uns die lautere Wahrheit. Wohlan, ihr Herren Minister, ans Werk!" — In ähnlichem Sinne äußerten sich andere Zeitungen. Die Lüge war den Parisern zu plump. Aber

noch ein Anderes hatte sie gereizt. Es war ihrerseits „Herstellung der Nationalgarde nach ihren früheren Rechten“ und außerdem die Einsetzung eines „Vertheidigungs-Ausschusses“ begehrt worden, Beides zu dem Doppelzweck, den auswärtigen Feind zu bekämpfen und die bonapartische Regierung zu stürzen, und nun sagte die Regierung: Wer Waffen zu haben begehrt, soll sie erhalten, um — nach der Grenze gesandt zu werden! —

Unter solchen Auspicien brach der 9. August an, an dem Ollivier durch Mitwirkung des gesetzgebenden Körpers seine wankende Macht gekräftigt zu sehen hoffte, der aber für ihn ein Tag des Gerichts werden sollte. Außerhalb des gesetzgebenden Körpers war die Opposition in dem Verlangen einig: das Ministerium Ollivier, das sich unfähig erwiesen hat, den Krieg mit dem erforderlichen Nachdruck zu beginnen, muß fallen! — Was werden die Deputirten dieser Frage gegenüber thun? Das war es, was die Gemüther erregte. Vom Senat hoffte man nichts. Er bestand aus gekauften Creaturen des Kaiserreichs, denen schon um deswillen Neigung zu einer Veränderung der Regierungsform nicht zuzutrauen war, weil die gegenwärtige Macht ihnen ihre hohen Gehälter sicherte. Im Senat hielt der Präsident des Staatsraths, Parieu, folgende Ansprache: „Der Kaiser hat versprochen, uns zu berufen, sobald die Umstände es erheischen würden. Die Kaiserin hat nicht zögern wollen, Sie einzuberufen, bis die Tage bedrohlich geworden. Wir haben Niederlagen erlitten, aber wir sind nicht besiegt, der größte Theil der Armee ist noch nicht in den Kampf gekommen, er ist da, uns den Sieg zu geben. Unsere Hülfsquellen sind noch unversehrt, wir verlangen von Ihnen eine Aushebung in Masse. Alles ist bereit. Paris ist in Vertheidigungszustand gesetzt, um eine lange Belagerung auszuhalten. Wir sehen von allen Formalitäten bei der Einstellung von Freiwilligen ab, wir verlangen eine allgemeine Organisation der Nationalgarde, die Einverleibung eines Theils der Mobilgarde in die active Armee, die Einziehung der Altersklasse von 1871.

Die Preußen hoffen Nutzen zu ziehen von unseren inneren Spaltungen. Diese Hoffnung wird eine trügerische sein. Wenn die Ordnung gestört werden sollte, werden wir uns der Macht bedienen, welche der Belagerungszustand uns überträgt.“ Als in Erwiederung darauf Rouher gemahnt hatte, der Regierung zu vertrauen, und es als die einzige des Senates würdige Handlung hingestellt hatte, „von den Mittheilungen der Regierung einfach Act zu nehmen und der heldenmüthigen Armee für ihre Anstrengungen und ihren Muth zu danken,“ brach der ganze Chorus der reichdotirten Senatoren in den Ruf aus: „Es lebe der Kaiser!“ —

Ganz anders gestalteten sich die Vorgänge im gesetzgebenden Körper. Schon die außerordentliche Bewegung der vor Beginn der Sitzung auf dem Concordienplatze sich sammelnden Menge ließ ahnen, daß es im Schooße der Versammlung zu stürmischen Auftritten kommen würde. Anfänglich vernimmt man von Zeit zu Zeit den Ruf: „A bas la Prusse! Vive la France!“ Der Abgeordnete Ferry wird mit Bravo's begrüßt, der Marschall Baraguay d'Hilliers mit dem Ruf: „Vive Changarnier! Vive la France!“ Aus verschiedenen Gruppen hört man rufen: „Vive Rochefort!“ Als zustimmende Antwort sieht man Nationalgarden, die auf der Terrasse stehen, ihre Kopfbedeckung schwenken. Eine Schwadron Gardes de Paris wird mit dem Ruf empfangen: „A la frontière!“ Die Cavallerie formirt sich vor dem Sitzungshause zu einem Carré. Die Brücke wird abgesperrt; unter Trommelwirbel richtet ein Polizei-Commissär an die Menge drei Aufforderungen, zurückzuweichen; dann säubert die Cavallerie den Platz und die nächsten Straßen, wobei einzelne Personen niedergeworfen und von den Stadtsergeanten mit Fußtritten bedient werden.

Im Sitzungssaal herrscht eine unbeschreibliche Aufregung. Vor Beginn der Verhandlungen schon hätte Ollivier aus der Haltung bisheriger Anhänger entnehmen können, daß es mit seiner Herrlichkeit zu Ende sei. Die Einen gingen an ihm

kalt und stumm vorüber, Andere riethen ihm, freiwillig sein Amt niederzulegen. Vor innerer Erregung war er bleicher als sonst. Als der Präsident Schneider die Worte des Einberufungs-Decrets „Wir Napoleon von Gottes Gnaden" verlas, ward er von der Linken stürmisch unterbrochen. Die Rechte schwieg. Nachdem der Tumult sich gelegt hatte, ergriff Ollivier das Wort. „Meine Herren", sagte er, „der Kaiser hat in seiner Proclamation erklärt, daß, sowie schwierige Umstände eintreten, die Kaiserin Sie einberufen sollte. Wir haben nicht gewartet, bis die Lage des Vaterlandes in Gefahr gerathen wäre" (Stürmische Unterbrechung. Jules Favre: „Das ist frech." Piré: „Das Vaterland ist niemals in Gefahr!") Ollivier (fortfahrend): „Wir haben Sie gleich bei den ersten Schwierigkeiten herbeigerufen. Der größte Theil der Armee ist weder besiegt, noch selbst im Kampf gewesen. Die Corps, welche zurückgedrängt wurden, hatten gegen vier- und fünffach überlegene Kräfte zu kämpfen und entwickelten eine bewundernswerthe Tapferkeit! (Anhaltender Beifall.) Unsere Soldaten sind noch immer von dem gleichen Patriotismus beseelt und erwarten die Stunde der Revanche. Keine unserer Citadellen und Festungen ist in Feindeshand; unsere Vorräthe sind unangetastet. Paris setzt sich in Vertheidigung. Die Nationalgarde wird überall organisirt; wir können 450,000 Mann ausrüsten. Preußen rechnet auf unsere inneren Zwiste (Tumult). Diese gottlosen Hoffnungen werden sich nicht erfüllen. Die ungeheure Mehrheit von Paris will die Ordnung, und wir werden für die Aufrechterhaltung derselben um so eifriger wirken, als in der Ordnung die Rettung liegt." Jules Favre verlangt ohne weitere Umschweife, daß die Nationalgarde in ganz Frankreich nach dem Gesetze von 1831 organisirt und die Armee von einem Soldaten und nicht vom Kaiser befehligt werde. Präsident Schneider: „Der Antrag ist inconstitutionell." Eine Stimme: „Die Invasion, welche Sie über das Land gebracht haben, ist inconstitutionell!" — Als darauf Ollivier von Opfern sprach, die gebracht werden müß-

ten, rief Arago mit Stentorstimme: „Alle Opfer; aber ohne Euch, ohne Euch!“ Die Rechte blieb unbeweglich. Da betrat Granier de Cassagnac die Rednerbühne und sagte: „Wenn ich die Ehre hätte, auf der Ministerbank zu sitzen, so würde ich damit beginnen, Euch insgesammt (die Linke bezeichnend) heute noch vor ein Kriegsgericht zu stellen.“ Unbeschreiblicher Tumult folgte diesen Worten. „Thut es!“ ward gerufen. „Stellt uns vor ein Kriegsgericht! Wir sind dazu bereit!“ Das spöttische Lächeln, das Gramont zur Schau trug, hatte die Linke nur noch mehr aufgereizt. Estancelin rief ihm zu, daß dies unschicklich sei in solchen Zeiten und ging mit drohend erhobener Hand auf ihn zu, andere Abgeordnete folgten ihm in gleicher Aufregung. Der Präsident bedeckte sich mit dem Hute. Als nach einer Viertelstunde die Ruhe wieder hergestellt war, nahm Picard noch einmal das Wort. Er bedrohete die Regierung: verweigere sie dem Volke Waffen, so werde man das Geeignete zu thun wissen. — Neuer Tumult. Der Minister Jerome David verschaffte sich damit Gehör, daß er dem Heldenmuth der Soldaten eine Lobrede hielt. Dazwischen ward aber gerufen: „Ja, Löwen, geführt von Eseln!“ Jerome David wurde aufs Neue heftig unterbrochen, als er sagte: „Preußen war seit lange zum Kampf vorbereitet, Frankreich war nicht bereit.“ Ein Abgeordneter rief der Rechten zu: „Setzt Ihr noch Vertrauen in dieses Cabinet?“ Die Rechte schwieg. Graf Kératry rief: „Der Kaiser muß abdanken!“ Er ward zur Ordnung gerufen. Nach Berathung und Verwerfung mehrerer Anträge schlug Clement Duvernois folgende Tagesordnung vor: „Die Kammer, entschlossen, ein Cabinet zu unterstützen, welches fähig ist, für die Landesvertheidigung zu sorgen, geht zur Tagesordnung über.“

Ollivier erklärt, diese Tagesordnung nicht annehmen zu können.

Die Kammer nahm sie dessenungeachtet mit großer Majorität an, und es war damit von Seiten der Kammer über Ollivier der Stab gebrochen.

Ollivier verlangte, daß die Sitzung auf eine Viertelstunde unterbrochen werde. Es ward seinem Verlangen gemäß beschlossen, worauf er und die übrigen Minister sich entfernten.

Als Ollivier zurückkehrte, erklärte er, das Ministerium habe in Folge der Abstimmung der Kaiserin seine Entlassung eingegeben, dieselbe sei angenommen worden, und die Kaiserin habe den Grafen Palikao mit der Bildung eines neuen Ministeriums betraut.

Das Ministerium Palikao.

Cousin de Montauban, Graf Palikao, einer der sogenannten „Afrikaner", die oben characterisirt wurden, hatte sich in Algier den Generalsrang erworben. Im Jahre 1847 war es ihm gelungen, Abd-el-Kader gefangen zu nehmen. Im Jahre 1860 wurde er zum Chef der chinesischen Expedition ernannt. Er schlug ein chinesisches Heer bei Palikao, plünderte den Sommerpalast des Kaisers von China und erzwang darauf einen für Frankreich höchst günstigen Frieden. Daß er bei der Plünderung sich reichlich bedacht hatte, ließen die Franzosen gelten; versah er doch die Pariser Sammlungen mit kostbaren Beutestücken! Auch das Großkreuz der Ehrenlegion, den Grafentitel (Palikao — nach dem Siege in China) und die Erhebung zur Senatorwürde gönnte man ihm; als aber der Kaiser dem gesetzgebenden Körper noch zumuthete, dem General auch noch eine hohe Dotation zu bewilligen, fand er den entschiedensten Widerstand. Für die Dotation, hieß es, habe der General schon genugsam in China selbst gesorgt, und überdies beziehe er neben seinem Generals-Gehalt nun auch noch als Senator ein hohes Gehalt. Auch die Aeußerung des Kaisers: „Nur verfallende Nationen markten über die Belohnung ihrer Heerführer" brachte nicht den gewünschten Umschwung in der Mei-

nung der Deputirten hervor, und so mußte sich der Kaiser dazu entschließen, die auf die Dotation sich beziehende Vorlage zurückzuziehen. Graf Palikao, früher ein eifriger Orleanist, war nach dem gelungenen Staatsstreiche Napoleon's ein eben so eifriger Bonapartist geworden. „Er wechselt noch zehnmal die Farbe", sagten die Franzosen, „wenn — es ihm Vortheil bringt!" —

Dennoch wurde er von der Kammer günstig aufgenommen, was einen zweifachen Grund hatte. Einmal lebte man noch in dem Behagen, das Cabinet Ollivier gestürzt zu haben, für's Andre ging der nächste Wunsch darauf hin, irgend wen an der Spitze der Regierung zu haben, der sich als fähig erwiesen hatte, Siege zu erfechten und Beute zu erringen. Zu Paaren hatte Palikao die Araber getrieben, zu Paaren hatte er die Chinesen getrieben; ha, der wird die Anordnungen zu treffen wissen, die geeignet sind, die verhaßten „Prüssiens" zu zermalmen!

So dachte und empfand die Majorität der Kammer, als Palikao und die von ihm erwählten Minister am 10. August vor derselben erschienen. Daß die gute Stimmung nicht lange vorhalten würde, war nicht zu bezweifeln. Die ersten Maßnahmen Palikao's freilich fanden allgemein Zustimmung. Der Armee wurde ein Dank votirt, das Recruten-Gesetz in dem Sinne geändert, daß die Loosziehung wegfiel und sämmtliche unverheirathete oder verwittwete Franzosen vom 25. bis zum 35. Jahre, die nicht schon zur Mobilgarde gehörten, sofort eingezogen werden sollten, die bereits bewilligte Kriegsanleihe von 500 Millionen Francs wurde auf 1000 Millionen erhöht. Aber schon am nächsten Tage ließ die Opposition sich in der Kammer und in der Presse vernehmen. Graf Kératry stellte den Antrag, den Marschall Leboeuf vor eine Untersuchungscommission zu stellen. Da Kératry zwei Tage zuvor in der Kammer gerufen hatte, Napoleon müsse abgesetzt werden, so war er gar nicht zweifelhaft, auf wen der Antrag eigentlich zielte. Aber auch gegen Leboeuf selbst herrschte allgemein die größte Erbitterung. „Wen will man täuschen?" sagte das „Siècle". „Vor drei Tagen ver-

sicherte die Regierung, sie sei im Besitze von drei Millionen Gewehren. Gestern soll der neue Chef des Ministeriums, Herr von Palikao, in der Commission der Kammer gesagt haben: „Wir haben keine Gewehre!“ Diese Frage ist so wichtig, daß auf der Stelle Klarheit darüber werden muß.“ Das „Siècle“ fragt sodann, was aus dem Spion geworden, den man im Hauptquartier verhaftet, und der „eine infame Schrift“ bei sich gehabt habe, worin „die Preußen nach Paris gerufen und gesagt sei, daß die französische Armee zwischen zwei Feuer gebracht werden solle.“ Auf die Bemerkung eines Regierungsblattes, daß die augenblicklich in Paris stehende Truppenmacht 36,000 Mann zähle, entgegnete das „Siècle“: „Es wäre schwer, gegen die Regierung eine furchtbarere Anklage als diese zu erheben; der Platz dieser 36,000 Mann ist nicht Paris, es ist die Grenze vor dem Feinde! Welche Verantwortlichkeit würde die Regierung tragen, wenn uns eine neue Niederlage träfe! Wer weiß, ob diese 36,000 Mann nicht den Sieg entscheiden würden!“ Eine solche Sprache innerhalb und außerhalb der Kammer war der Beweis dafür, daß man erkannte, die Regierung sei vielleicht mehr noch darauf bedacht, ihren innern Feind niederzuhalten als den äußern zu bekämpfen. Ein Blatt charakterisirte die sich aus diesem Zwiespalt ergebende Situation folgendermaßen: „Die Regierung beschäftigt sich zu viel mit der Opposition, die Opposition hat zu sehr die Regierung im Auge.“ Die Opposition rief der Regierung zu: „Nicht in Paris, an der Grenze brauchen wir Soldaten!“ Die Regierung entgegnete: „Ihr zwingt uns, in Paris Soldaten zu halten.“ Auf den Ruf der Masse nach Waffen antwortete die Regierung: „Wir werden Euch Waffen geben, um an die Grenze zu rücken, nicht aber, um sie gegen uns zu kehren.“ — „Die Regierung nehme es uns nicht übel,“ sagt das „Siècle“, „wenn wir sagen, sie ist im Unrecht. Frankreich vor Allem! Wenn das Ministerium zuerst an sich und nachher erst an Frankreich denkt, so wäre das ein Verbrechen.“ — Immer mehr begann sich zu

bewähren, was vielfach vorausgesagt worden war: „Von dem Geschick des Krieges hängt das Geschick der napoleonischen Herrschaft ab!“ Dies schon um deswillen, weil man von oben den revolutionären Geist von 1792 als Bundesgenossen aufgerufen hatte. Die Regierung hatte gemeint stark genug zu sein, diesen Geist, indem sie ihn in Dienst nahm, in Schranken zu halten, aber siehe, die Lohe züngelte schon nach dem Throne hin, und dem Ministerium Ollivier war der Boden bereits zu heiß geworden. Waffenglück allein konnte den Brand mindern. Für den Augenblick mußte auch Palikao die Miene annehmen, als sei ihm jener Geist ein willkommener Bundesgenosse, zumal derselbe seine Hauptkraft in der Schärfung des Hasses gegen den Landesfeind entwickelte. Aber auch dabei verrieth dieser Geist in jeder Aeußerung seine innerste Feindschaft gegen das kaiserliche Regiment. Das „Siècle“ brachte einen „Aufruf an die Bauern“, in dem es heißt: „Eure Häuser, Eure Güter, Eure Weiber, Eure Töchter, Euer Vieh, Alles, was Euch Vergnügen machte und Eure Hoffnung war, ist in Gefahr. Nicht mit Angstthränen, nicht mit Verzweiflungsgebeten rettet man Land und Dorf, Hütte, Geld und Getreide, sondern mit Kühnheit, mit Pulver und Blei. Die Sturmglocke ist die Sprache der Bauern in den Zeiten des Krieges, in den Zeiten großen Zornes. Enkel der Riesen von 92, stehet auf!“ Und nun folgen hochbeinige Tiraden wie folgende: „1792 ... Wort voll Wunder, die weder Homer noch Ossian zu beschreiben vermöchte, Flammenwort, unermeßlicher Leuchthurm, der glänzt über Frankreich und selbst die Furchtsamen in Helden verwandelt! ... Zurück denn, Despoten! Wir sind da, wir erheben uns für Gerechtigkeit, Freiheit, Wahrheit ...!“ — Verwunderung erregte es im In- und Auslande, daß Napoleon sich zur Zeit fast gänzlich passiv verhielt. Schon seine Aeußerung „Es kann noch Alles wieder in das rechte Geleise kommen“ hatte nichts weniger als einen Kriegshelden verrathen. Nun vernahm man seit mehreren Tagen gar nichts von ihm. Telegramme von ihm, die man später in St. Cloud

vorfand und außerdem eine auf Wilhelmshöhe von ihm verfaßte Broschüre geben Aufklärung über sein Verhalten in der bezeichneten Zeit. Nach der ersten Niederlage beabsichtigte der Kaiser die Armee nach Chalons zu führen, um sie dort zu kräftigem Widerstande zu organisiren. Das Ministerium Ollivier billigte anfänglich diesen Plan, jedoch wirkte die Haltung der Pariser während der nächsten zwei Tage derartig auf dasselbe, daß Ollivier dem Kaiser schrieb, der Ministerrath bereue jenen übereilten Beschluß, „weil das Verlassen Lothringens einen bitterbösen Eindruck auf die öffentliche Meinung hervorbringen müßte." Die Minister fürchteten den „bitterbösen Eindruck" mehr für ihre Personen als für die Sache des Landes, und deshalb kreuzten sie den Plan des Kaisers im Felde. Napoleon gab nach. Auch weiterhin machte sich Napoleon in seinen Entschlüssen von dem abhängig, was ihm von dem Ministerrath als unumgängliche Forderung der öffentlichen Meinung dargestellt wurde, während er, wenn er ein Feldherr echter Art gewesen wäre, seinen Eingebungen vertraut und sich höchstens auf seinen Kriegsrath im Felde gestützt haben würde. So war er nun nicht mehr die leitende Kraft der Ereignisse, sondern die Ereignisse, die ihren Anstoß aus entgegengesetzten Anschauungen empfingen, trieben ihn dem Verhängniß entgegen. Die Aufklärungen über sein Verhalten in der bezeichneten Zeit haben zu der Annahme geführt, daß er sich auch überhaupt habe in den Krieg hineintreiben lassen. Ist dem so, so wäscht ihn das von der Schuld, die auf seinem Haupte ruht, nicht rein. Denn wollte man die Dränger anklagen, so könnten diese sagen: Napoleon war es, der den Krieg vorbereitete; wir schufen nicht neue Anschauungen in ihm, sondern schärften nur seinen in letzterer Zeit schwach gewordenen Willen! —

Was in Bezug auf die Ausweisung der Deutschen unter dem Ministerium Ollivier eingeleitet worden war, gelangte unter dem Ministerium Palikao zur Ausführung. Im gesetzgebenden Körper fand am 11. August eine Beleuchtung dieser Frage statt.

Der Minister des Innern Chevreau äußerte, man habe anfänglich die Abreise der Deutschen verhindert, um dem Feinde nicht Streitkräfte zuzuwenden, nunmehr habe es sich jedoch als nothwendig erwiesen mit einer massenhaften Ausweisung vorzuschreiten. Der Marquis de Pienne wünscht eine Erläuterung des Wortes „Ausweisung". Vom Gesichtspunkte der Civilisation und Humanität aus betrachtet, habe es jedenfalls seine bedenklichen Seiten, alle Personen zu verjagen, die der Nation angehören, mit welcher Frankreich im Kriege sei. (Tumult auf der Rechten. Rufe: Tagesordnung.) Pelletan: „Es geht aus den Worten des Ministers hervor, daß die Regierung zwei Fehler begangen hat. (Ausrufe.) Der erste war, die Deutschen an der Abreise gehindert zu haben als sie fort wollten; es war dies eine Verletzung des Völkerrechts. Der zweite Fehler würde sein, sie unter den gegenwärtigen Umständen auszuweisen. (Oho! Oho!) Wenn die Fremden unter dem Schutz der amerikanischen und englischen Gesandtschaft gestellt sind, so haben wir das Völkerrecht zu achten." (Genug! genug!) Der Minister Duvernois: „Die Preußen haben unsere Landsleute ausgewiesen." Pelletan: „Wenn Sie Deutsche haben, die zur Stunde conspiriren, so haben Sie etwas Besseres zu thun, als sie auszuweisen. Sie haben sie vor das Kriegsgericht zu stellen. (Zustimmung auf der Linken.) Das ist, was die Gerechtigkeit erheischt, und ich sage mehr ... (Tumult zur Rechten.) Ich stelle an den Herrn Minister des Innern eine andere Frage. An allen Mauern von Paris und in allen Gemeinden Frankreichs ist eine Depesche angeheftet worden, die man bei einem Spion gefunden hat." Der Redner begehrt nun zu wissen, was man mit dem Spion gemacht habe. Marquis de Pienne: „Die Regierung hat das Recht, sie hat sogar die Pflicht, die Fremden zu überwachen, welche die Gastfreundschaft, die sie bei uns gefunden haben, mißbrauchen. (Lärm.) Ihre Umtriebe müssen streng bestraft werden. Allein die Humanität und die Civilisation würden Maßregeln zurückweisen, welche ohne Unterschied Deutsche träfen, welche

seit langer Zeit in Frankreich leben, und welche durch ihre Industrie und ihre Arbeit zur Größe und zur Wohlfahrt unseres Landes beigetragen haben." (Mitglieder zur Linken: „Der Herr Minister antwortet darauf nicht!") Minister Chevreau: „Es ist selbstverständlich ohne Zweifel, daß eine Maßregel wie diejenige, um die es sich handelt, Mittelwege zuläßt." Die Rechte gab durch Zurufe ihre Befriedigung zu erkennen, und die Linke ließ sich durch jene Phrase abfinden, durch die in Bezug auf die Sache so gut wie nichts gewonnen war. Noch einmal wegen des angeblichen preußischen Spions befragt, antwortete der frühere Minister Chevandier: „Durch die Civilbehörden ist ein Spion nicht ergriffen worden, so lange ich Minister war. Ich habe die Depeschen veröffentlicht, welche die Militärbehörden mir gesandt; das war meine Pflicht, und mehr habe ich nicht gethan." (Lärm.)

So war es doch nun zu Tage gekommen, daß der „eingefangene preußische Spion" und die von den Deutschen in Paris zu dem Zweck angezettelte „Verschwörung, das französische Heer zwischen zwei Feuer zu nehmen", Erdichtungen waren, denen man die amtliche Bestätigung und die weiteste Verbreitung gegeben hatte, um das beschlossene Werk der Ausweisung der Deutschen zu beschleunigen und zugleich die Abgeordneten der Linken in den Verdacht zu bringen, als conspirirten sie mit dem Landesfeinde. Daß die Enthüllung einflußlos auf das gegen die Deutschen beschlossene Verfahren blieb, darf um so weniger verwundern, als ja die Linke auf die Phrase hin, „die Maßregel lasse Mittelwege zu," die Sache hatte fallen lassen. Den Ausdruck aufflackernden Edelsinns bemerkte man auch in der Presse; jedoch die Brutalität behielt die Oberhand. Ließ man sich Appellationen an den Edelsinn allenfalls gefallen, so entsprach doch der herrschenden Empfindung jede neue Verdächtigung, jede Schmähung und Bedrohung der Deutschen. Wie hätte sonst Cassagnac im „Paris-Journal" Folgendes schreiben dürfen: „Unsere Pflicht gebietet uns nur, die feindlichen Ver-

wundeten an den Rand des Weges zu schaffen, damit ihnen die Pferde nicht über den Leib schreiten. Wenn der Blessirte zu stark verwundet ist, um ihn transportiren zu können, so ist es Sache der Brüderlichkeit (fraternité), ihm mit dem Gewehrkolben den Kopf zu spalten." Wo ungescheut solche Infamien gedruckt werden dürfen, kann es nicht verwundern, daß von der Mehrheit die im großen Maßstabe erfolgenden Ausweisungen der Deutschen gutgeheißen wurden. Mit welcher Härte man die Ausführung der beschlossenen Maßregel betrieb, ergiebt sich schon daraus, daß nicht einmal Schwerkranken eine Frist bewilligt wurde; einzelne derselben starben, ehe die Züge, die sie hinwegführten, die Grenze erreicht hatten. „Seit vorgestern," ward dem „Frankf.-Journal" aus Gießen geschrieben, „kommen hier fast mit jedem Zuge von Köln ganze Haufen (theils Familien, theils noch junge Männer) flüchtiger Deutscher aus Paris an, Arbeiter, die, wie sie sagen, bisher guten Verdienst dort gehabt. Die Leute erzählen Folgendes: Gleich nach der Kriegserklärung habe sich der Pöbel in Paris sehr feindselig gezeigt, sie oft genug förmlich insultirt, und die Polizei sei zu schwach, sie zu schützen. Nach den deutschen Siegen sei das noch viel schlimmer geworden und nun Folgendes geschehen: sie seien aufgefordert worden, sich überall auf den betreffenden Bureaux zu melden, und Aller, Männer, Frauen, Kinder, auch der Unverheiratheten Wohnung sei genau verzeichnet worden. Dann sei ihnen eine Schrift zum Unterschreiben vorgelegt worden mit der Frage, ob sie Franzosen werden wollten. Sie hätten nun ihrerseits die Schrift dem amerikanischen Gesandten vorgelegt, der jetzt die Deutschen vertrete, und der habe ihnen gesagt, wenn sie unterschrieben, so müßten sie mit unter die französischen Regimenter, oder mit schanzen; zu den Schanzarbeiten würden auch ältere Leute herangezogen werden. Da hätten sie vorgezogen, um nicht auf die Deutschen zu schießen, nach Deutschland abzureisen und zwar, weil sie auf anderen Routen nicht gedurft, über Belgien (Route nach Köln). Und zwar wären sie massen-

weise abgefahren, auf einmal zwei große Züge, jeder mit zwei Locomotiven, mit Zurücklassung ihrer Außenstände, bei Einzelnen 100, 200, 400 Francs, so wie mit Zurücklassung ihrer Möbel. Nur die Betten und Kleider führten sie in großen Ballen bei sich, die, wie sie freudig rühmten, auf der deutschen Bahn frei befördert wären. Das Merkwürdigste sei, daß an der Grenze die französischen Beamten sie nicht hätten herüber lassen wollen (ob auf Befehl von Paris, wüßten sie nicht); die Frauen und Kinder könnten passiren, die Männer aber, namentlich die jüngeren, müßten zurück. Sie hätten sich aber zuletzt den Uebergang über die belgische Grenze erzwungen.

Ludwig Bamberger, der um jene Zeit in Paris war, erzählt in der „Allg. Z.": „Um nur ein Beispiel von der boshaften Verrücktheit zu geben, mit welcher die Hetze gegen die Deutschen betrieben wurde, sei hier ein Actenstück vorgeführt, welches von einem der bekanntesten pariser Schriftsteller, Alfred Assolant, herrührt. Auf Antrag des Bürgers Assolant wurde in einer General-Versammlung seiner Landsleute (der aus dem Creuse-Departement Gebürtigen) folgende Adresse angenommen:

„Siebenmalhunderttausend Deutsche, die man seit 1815 darauf dressirt hat, uns zu hassen und uns auszuspioniren, rücken über die Grenze. Bei der Avantgarde marschiren als Plänkler 30,000 jener Spione, die wir unter den Namen von Arbeitern, Handlungsgehülfen oder Werkführern wie Brüder aufgenommen hatten. Heute nun dienen sie ihren Landsleuten als Führer. Rücken sie in eine Stadt ein, sofort gehen sie, ohne sich zu besinnen, auf die Stelle zu, wo man die Schlüssel aufbewahrt, zur Kasse oder zum Keller. In den Dörfern wissen sie, wo die Vorräthe liegen, wie viel Ochsen Jeder besitzt, wie viel Schafe, Geflügel, wie viel Säcke Getreide. Will der Eigenthümer, arm oder reich, etwas davon für sich behalten, so lassen sie ihm Prügel aufzählen; widersteht er, ihn erschießen und sein Haus niederbrennen. Was die Frauen

angeht, so möge Gott die, welche wir ehren, davor bewahren, daß sie je mit diesen Barbarenhorden zusammentreffen."

„Beiläufig zu letzterer Anklage sei bemerkt", fährt Ludwig Bamberger fort, „daß die doch nicht zaghafte Lügenkunst unserer Feinde im Laufe des ganzen Feldzuges nicht einen einzigen Vorwand fand, um nur die Erdichtung eines Excesses gegen Frauen darauf zu bauen. — Wiederholt hatte man für Alle, die sich genügend zu rechtfertigen vermochten, Aufenthaltskarten gewährt. Aber der Verlauf dieser Maßregel war, daß nach wenigen Tagen dem Begünstigten vom Commissär seines Viertels insinuirt wurde: formell habe er zwar die Ermächtigung zum Bleiben, aber thatsächlich müsse man ihn doch auffordern zu gehen, denn man könne ihm nicht verbürgen, ihn vor der Volkswuth zu schützen. Leute, die zehn Jahr friedlich mit denselben Nachbaren auf demselben Flur gewohnt hatten, wurden alsbald mißtrauisch von diesen angeschielt und bedroht. Die harmlosesten, ruhigsten Familien konnten nicht aus- und eingehen, ohne von dem Gesinde des Hauses mit unheimlichen Reden und Schimpfwörtern bedacht zu werden. Auf dem Lande und in Provinzialstädten trieb der bösartige Unsinn sein Wesen natürlich noch krasser. Ein in Frankreich naturalisirter deutscher Gelehrter wurde in der Stadt seines langjährigen Wirkens auf der Straße mißhandelt, weil er einen Brief nach Deutschland zur Post geben wollte, und entkam nur mit knapper Noth. Um den Aberwitz in seinem ganzen Umfange zu ermessen, muß man in Frankreich und zwar mit den daselbst angesiedelten Deutschen gelebt haben. Begeisterte sich der Deutsche früher überhaupt leicht für die Fremde, in der er lebte, ward er draußen bald strenger Anglomane, übermüthiger Yankee, so wirkte die französische Umgebung noch mit ganz besonderem Zauber auf diese seine Neigung. Es gab keine dankbareren, anhänglicheren, anerkennenderen Ansiedler als die Deutschen in Frankreich. Sie trieben es vielfach ins Komische, und mancher ist unter schnöden Mißhandlungen ausgetrieben

worden, dessen alte Neigung die harte Prüfung überlebt hat. Von solchen Leuten befürchteten die Franzosen verrathen zu werden! Wie sie die deutsche Einheit machten, so machten sie auch bei dieser Gelegenheit viele deutsche Patrioten, die sie erst mit Gewalt hinaus und zu dem lebhaften Anschluß an die Heimath trieben."

Möchte es die nachhaltigste Beachtung finden, was Alexis Schmidt in der „Spen. Ztg." über den barbarischen Ausweisungs-Act sagte: „Paris, welches die hohe Schule der Kultur sein will, trieb die friedlichen Deutschen aus, die Männer, deren Fleiß, Geschick und Nüchternheit den französischen Gewerben einen großen Theil ihres Werthes verlieh! Denn leider gingen viele Deutsche, die den guten Unterricht in Gewerbe-, in Zeichnen-, polytechnischen Schulen und Akademien ihres Vaterlandes genossen hatten, anstatt diesem nützlich zu werden, in die französischen Städte, und unzählige von den soliden und geschmackvollen Arbeiten, mit denen Frankreich, als tonangebend in der Mode, den Weltmarkt beschickte, sind von unsern deutschen Landsleuten ausgegangen. „Wenn Paris das deutsche Element seiner Bevölkerung verlöre, gegen 40,000," sagt der bedeutendste National-ökonom Frankreichs, Michael Chevalier, „so brauchte es zehn und zwanzig Jahre, um für diesen Verlust Ersatz zu gewinnen." Paris und die anderen Städte, welche die Deutschen ausweisen, schädigen sich also am meisten selbst. Das Uebel, das die Franzosen in ihrer Rohheit sich anthun, wird hoffentlich für uns das Gute haben, daß wir uns überhaupt abwenden von den elenden pariser Raffinements, daß unsere deutsche gewerbliche Jugend, die in unseren Schulen Tüchtiges gelernt, nach den vorliegenden Erfahrungen nicht mehr nach jenem Babel zieht, sondern ihre Leistungen einer mehr und mehr selbstständig werdenden deutschen Industrie widmet."

Die entfesselte Presse trug die revolutionären Funken über das Land, und wie in Paris fanden in Lyon, Marseille und anderen größeren Städten republikanische Kundgebungen

statt. Anders gestalteten sich die Verhältnisse auf dem Lande. Die Anhänglichkeit des Bauernstandes an den Kaiser hatte ihren Grund nicht etwa in der Achtung vor der Persönlichkeit desselben, oder in der Pietät vor dem bestehenden Gesetz. Der französische Bauernstand hängt dem an, der ihm — gleichviel, durch welche Mittel! — Ruhe verschafft, seinen Acker zu bauen, und grimmig haßt er jede Person, von der er meint, ihre Handlungen seien geignet, Schwankungen des politischen Lebens hervorzubringen. Ueber die Natur des Hasses giebt ein Vorgang Zeugniß, der sich am 16. August ereignete. In Hautefeye im Departement der Dordogne ward ein Jahrmarkt abgehalten. Auf demselben erschien um die Mittagszeit der Gutsbesitzer und beigeordnete Bürgermeister von Beaussac, Herr de Moneys, und begann eben mit einem Bekannten über Wahlangelegenheiten zu sprechen, als sich in der Nähe ein großer Tumult erhob. Man sagte, daß Herr de Maillard, ein Vetter des Herrn de Moneys, ausgerufen habe: „Nieder mit Napoleon! Es lebe die Republik!" Mit einem gewissen Brethenoux näherte Moneys sich der aufgeregten Menge, und Brethenoux rief derselben zu: „Diejenigen, welche gehört haben, daß Herr von Maillard gerufen hat: „Es lebe die Republik! Nieder mit Napoleon!" werden gebeten, die Hand aufzuheben!" Mehr als zwanzig Hände erhoben sich; aber zugleich stürzte die Menge sich auf Herrn von Moneys (welcher als Orleanist bekannt gewesen und außerdem wegen seines Reichthums viele Neider gehabt zu haben scheint) und schlug mit Stöcken auf ihn los. Vergebens suchte der Angegriffene, schon blutend, seine Gegner durch den Ruf: „Es lebe Napoleon!" zu entwaffnen; aber wie ein Zeuge sich ausdrückt, einer Armee gleich stürzte das Gesindel von Neuem auf ihn los, mit dem Geschrei: „Schlagt ihn todt!" Einige muthige Freunde drängten sich zu ihm durch, um ihn in die Wohnung des Bürgermeisters zu führen, welch letzterer, mit seiner Schärpe umgürtet, herausgetreten, jedoch zu bange war, sich einzumischen. Aber die Menge schleppte ihr Opfer

an dem Hause vorbei, zu einem Kirschbaume, an dem sie es aufhängen wollte. Der Pfarrer, der, einen Revolver in der Hand, zum Schutze des Unglücklichen erschien, wurde mit Stockschlägen vertrieben. Vor einer dem Bürgermeister gehörigen Schmiede schlugen zwei Brüder Campot und ein gewisser Leonard unter dem Geschrei: „Er hat gerufen: Es lebe Preußen! Es lebe die Republik! Schlagt den Hund todt!" den Armen mit eisenbeschlagenen Stöcken zu Boden und schleppten ihn in einen Schafstall. „Er ist ein Preuße! Verbrennt den Kerl!" und „Warte, du hast in schönen gebohnten Zimmern gespeist, jetzt sollst du einmal hier den Stall kennen lernen!" riefen sie aus.

Ein Theil der Meute zog von hier vor das Pfarrhaus, unter Todesdrohungen gegen den Geistlichen, der sie von der Gräuelthat hatte abhalten wollen. Der Pfarrer beschwichtigte die Kerle mit einem Faß Wein und trank mit ihnen auf das Wohl des Kaisers. Die Zurückgebliebenen stießen den halbtodten Moneys unter unablässigen Mißhandlungen aus dem Stalle in eine Scheune, wo sich die ganze Bande bald wieder zusammenfand. Die Wirthshäuser waren dicht voll Menschen. Einige Männer, entrüstet über die Schandthat, versuchten eine Schaar zur Befreiung des Armen zu sammeln; aber vergebens, Niemand folgte der Aufforderung.

Unterdessen schlugen und stachen Campot, Morguet, Feyton, Léchelle, Liquoine, Sarlat, Mazière und wie die Ungeheuer alle heißen, auf Moneys los, schleppten ihn an den Beinen über einen steinigen Weg, so daß der Kopf, eine Blutmasse, fortwährend aufprallte, bis an das Ufer eines ausgetrockneten Teiches und häuften dort Holz und Stroh über ihn zusammen. Der Gemarterte lebte noch! Zu sprechen vermochte er nicht mehr, aber die Brust athmete noch schwer auf. Chambort und Campot sprangen auf den Holzstoß und „Es lebe der Kaiser!" schreiend stießen sie ihr Opfer mit Füßen. Campot gab einen Sou, damit man Zündhölzer kaufe. „Legt das Feuer an, meine

Kinder!" rief er den anwesenden Knaben zu, „die Jüngsten müssen es sein, die ihn verbrennen." Und so geschah es. Zwei Jungen von 12 bis 16 Jahren zündeten den Scheiterhaufen an; die Rauchwolke stieg hoch auf. Als die Flamme den Körper erfaßte, zuckte derselbe in der letzten Bewegung zusammen; das Opfer der teuflischsten Bosheit hatte geendet. Um die Brandstätte gab sich eine wilde Freude kund; die Einen schürten das Feuer; Andere zündeten sich Cigaretten daran an. „Seht wie schön das brät!" bemerkte Einer; ein Anderer bedauerte, daß „all das schöne Fett" verloren sei. Als die Flamme erlosch, räumten die Unmenschen die Asche fort und weideten sich an dem Anblicke des verkohlten Körpers.

Man fühlt sich versucht, zur Ehre der Menschheit den Aussagen selbst der Augenzeugen zu mißtrauen; aber der Befund des an Ort und Stelle gesandten Gerichtsarztes sagt mit schrecklicher Klarheit: „Der Leichnam lag fast ganz verkohlt auf dem Rücken; das Gesicht gen Himmel gewandt, die Züge in Schmerz verzerrt."

Die Urheber der kannibalischen That gingen nach Hause zurück und rühmten sich laut des Antheils, den sie daran genommen. „Wir haben in Hautefeye ein famoses Schwein gebraten," sagten Einige. Sarlat behauptete, daß sie Anspruch auf eine Belohnung von Seiten der Regierung hätten. Chambord erzählte, wie er den Holzstoß errichtet habe und bedauerte nur, daß er einem Bauer für fortgeschlepptes Stroh dreizehn Sous habe zahlen müssen; und das Schrecklichste, die Kinder stritten sich zornig darum, wer von ihnen die meiste Hülfe geleistet habe. „Es giebt keine Gesetze mehr; jetzt kann man einen Adeligen tödten wie eine Fliege, oder wie man ein Huhn abschlachtet!" „Wir werden noch Viele umbringen!" das waren die Gesinnungen, welche man am Abend im Dorfe laut werden ließ. — Der Gerichtshof, vor dem die Uebelthäter nachher zur Verantwortung gezogen wurden, verurtheilte einen derselben zum Tode, sechszehn zu lebenslänglicher Zwangsarbeit.

Die „Köln. Ztg.“ hat den Vorgang nach den Berichten erzählt, die über die öffentlichen Verhandlungen des Falles von französischen Zeitungen gebracht worden sind, und sie behauptet mit Recht, daß denn doch in einer Nation, in der sich eine Gemeinde an einer solchen Unthat betheilige, ein „sehr dunkler Punkt“ vorhanden sein müsse.

Vorgänge solcher Art regten in der Hauptstadt Entsetzen an, aber nicht blos aus Beweggründen, die in der Sittlichkeit, in einer geläuterten Empfindungsweise wurzelten, sondern indem man die Consequenzen in Betracht zog, die eintreten mußten, wenn Napoleon siegte. Die Bewegungsmänner mußten sich sagen: Kehrt Napoleon als Sieger heim, dann wehe uns, die wir inzwischen seine Macht antasteten, dann wehe namentlich den Nichtbonapartisten in bäuerlichen Kreisen! Hing die gräßliche That in Hautefeye nicht zu einem Theile mit der Verdächtigung der Feinde des Kaisers zusammen, als ob diese, wie die „Papiere eines preußischen Spions“ ergeben haben sollten, mit dem auswärtigen Feinde landesverrätherische Verbindungen angeknüpft hätten? Und dabei ausgesuchte Bonapartisten, voran ein Palikao, an der Spitze der Regierung! — Die Situation wurde noch verwickelter, nahm einen noch verhängnißvolleren Character dadurch an, daß sich der gefangen gehaltene Rochefort in einem Schreiben der Kammer in Erinnerung brachte und die Prinzen von Orleans dem Ministerium ihre Degen zur Verfügung stellten. Einer der Prinzen des vertriebenen Königshauses, der Prinz von Joinville, meinte sich dadurch der Sympathie seiner Landsleute zu versichern, daß er in einem zur Veröffentlichung bestimmten Briefe sagte: „Ich habe gelesen, daß Bürger von Weißenburg während der Schlacht auf den Feind geschossen haben. Die braven Leute, wenn es doch alle Welt eben so gemacht hätte!“ — So that auch dieser Mann das Seinige dazu, dem Kriege ein Gepräge zu geben, das er nach dem Wunsch und Wollen der Deutschen nicht gewinnen sollte: das eines Racenkampfes.

Aus allen diesen Vorgängen leuchtet unverkennbar Eines hervor: die Personen betrachteten den Sieg über den Landesfeind nicht als Zweck, sondern als Mittel. Die Bonapartisten strebten danach, sich durch denselben in ihrer Herrschaft zu befestigen, die gemäßigten Republikaner, die Socialisten und die Orleanisten, sich der Herrschaft zu bemächtigen. Daher der Doppelkampf, daher zum Theil die Maßlosigkeit in den Kundgebungen. Jede Partei wollte dem Lande sich so bemerklich machen wie möglich. Es blieb nicht einmal dabei. Die gleiche Gier nach dem Hauptheil der Beute, die doch erst errungen werden sollte, trieb wiederum aus den Parteien einzelne Personen hervor, die sich in Exaltationen ergingen, um gehört zu werden. Welch' Schauspiel voll mahnender Lehren für alle Völker, die noch nicht die gerühmte „Höhe der französischen Civilisation" erreicht haben! Nirgends mehr „die Bande frommer Scheu", weder oben, noch unten! — Wie hätte in diesem Jagen und Gieren, die Augen auf sich zu ziehen und unter allen Umständen die Situation zu eigenem Vortheil auszubeuten, ein Emile de Girardin fehlen dürfen! Hören wir ihn, denn seine Stimme zu damaliger Zeit drückte genau die Stimmung der Mehrzahl seiner Landsleute aus. Mehr noch als sein Vaterland brauchte er persönlich gerade jetzt Siege der französischen Waffen, denn seine Kriegszeitschrift „Victoire" war angekündigt, und ihre erste Einrichtung hatte bereits ein gutes Stück Geld gekostet. „Nach Berlin! nach Berlin!" schrieb er. „Es ist keine Frage mehr von dem Rhein. Sie ist entschieden. Es ist klar wie der Tag, daß Frankreich nicht der Willkür Deutschlands überlassen bleiben darf, das die Schlüssel aller gegen uns armirten Festungen in seinen Händen hält. Ach, Napoleon I. hatte wohl Recht, als er am 15. Januar 1814 an Caulaincourt schrieb: „Frankreich ohne die Rheindepartements, ohne Belgien, ohne Ostende, ohne Antwerpen würde nichts sein." Ach, Chateaubriand hatte wohl Recht, als er von 1815 bis 1830 diesen bangen patriotischen Ruf, den Ausdruck

seines beständigen Gedankens hören ließ: „Landau von Frankreich losgerissen, Hüningen rasirt, eröffnet an unserer Grenze eine große Bresche. Ein für unsere Waffen unglücklicher Kampf würde genügen, um den Feind unter die Mauern von Paris zu führen. Ist Paris gefallen, so zeigt die Erfahrung, daß Frankreich gefallen ist. So kann man in der That sagen, daß unsere nationale Unabhängigkeit dem Ausfall einer einzigen Schlacht und einem Kriege von acht Tagen überlassen ist.“ Frankreich bedarf, vorausgesetzt, daß es im eigenen Hause nicht Gefangener des Königs von Preußen sein will, das ganze linke Rheinufer, das von preußischen, bayerischen, badischen, hessischen nur momentan siegreichen Armeen besetzt ist und von Kanonen strotzt, die uns niederkartätscht haben. Die Preußen sind bei uns. Wie sollen wir sie verjagen? Indem wir zu ihnen gehen. Laßt uns ihrer Armee unsere Armee entgegenstellen. Sie hat eine Revanche, eine glänzende Revanche zu nehmen. Mögen 500,000 Freiwillige, mobile Garden, Nationalgarden, von dem tapferen Palikao geführt, den Rhein überschreiten und auf Berlin marschiren! Mit einem Corps von 6000 Mann hat der General Palikao 6000 Stunden von seinem Vaterlande einer Nation von 350 Millionen die Stirn geboten und sie besiegt. Wie, sollte er nicht mit 500,000 Mann, die von dem heißesten Patriotismus belebt sind, 37 Millionen Deutscher gewachsen sein; wie, sollte er in Berlin weniger triumphiren als in Peking, wenn der Ruf, den diese 500,000 Vertheidiger des überfallenen Vaterlandes wahnsinnig ausstoßen werden, lautet: „Das linke Rheinufer für Frankreich, dem es durch das Recht der Natur und durch das Recht der Eroberung gehört, aber Bayern den Bayern, Baden den Badensern, Hannover den Hannoveranern, Hessen den Hessen, Nassau den Nassauern, Sachsen den Sachsen, Würtemberg den Würtembergern, die freien Städte ihren freien Bewohnern! Nieder mit der Souveränität Preußens! Nieder mit der Vasallenschaft Deutschlands!“ Wir wollen keine Phrasen, sondern

Handlungen. Jeder mannhafte Franzose, der eine Flinte tragen kann, soll nur einen Gedanken, nur einen Ruf haben: Nach Berlin, nach Berlin! Denn Friede kann und darf nur in Berlin unterzeichnet werden!"

Stimmen dieser Art aufmerksam in Betracht zu ziehen, ist unerläßlich, will man anders nicht bei den weiteren Ereignissen, namentlich in Bezug auf die Haltung des Volkes, vor einem undurchdringlichen Räthsel stehen. Wie die Hetzereien und Verdächtigungen der bonapartistischen Presse in Hautefeye zu blutigen Ausschreitungen geführt hatten, so werden wir den Paroxismus Girardin's ebenso wie den Cassagnac's zu Verkörperungen gelangen sehen.

Ollivier und Gramont waren seit mehreren Tagen für die pariser Welt unsichtbar geworden. Ollivier tauchte später in Italien, Gramont in England auf.

Ihr Herr und Meister Napoleon saß inzwischen rathlos in Metz, in seiner dermaligen Lage an den Zauberlehrling erinnernd, der die Geister, die er gerufen, nicht zu beschwören vermochte. Seine Feldherrnherrlichkeit, mit der seine Schmeichler ihn umkleidet hatten, war schnell erblichen, er hatte sich dazu verstehen müssen, den Oberbefehl über das Heer an Bazaine abzutreten. Wäre es nicht nach Niederlegung des Commandos seine Pflicht gewesen, seinen Platz in Paris an der Spitze der Regierung einzunehmen? Mochte er sich deshalb in Paris jetzt nicht zeigen wollen, weil er die Ausbrüche der Volksleidenschaft fürchtete? Man wußte nicht: hatte er sich im Hauptquartier als Stabsoffizier attachirt, oder spielte er die Rolle eines Freiwilligen. Alle seine Kundgebungen in diesen Tagen trugen den Stempel der Unsicherheit an sich: das Gericht über ihn hatte bereits seinen Anfang genommen.

Aber auch für das französische Volk, dessen Erwählter und dessen Tyrann Napoleon war, hatte die Vergeltung begonnen, und die Deutschen rückten zum großen Entscheidungskampfe herzu, heldenmüthigen Sinnes, Gott vertrauend, mächtig

gehoben durch die bereits gewonnenen Erfolge, während die pariser Stimmführer alle Künste der Lüge aufboten, um in den französischen Kriegern den erschütterten Glauben an ihre Unbesiegbarkeit wieder herzustellen, ja in ihnen wegen der erlittenen „Unfälle", in Betreff derer zu Gunsten der Besiegten Beschönigungen erfunden wurden, „wahnsinnige Wuth" zu erzeugen. Treffende Wahrheit sprach das Wort eines deutschen Dichters (F. Bäßler) in jenen Tagen aus:

„Trink aus deinem Taumelbecher einmal noch dich toll:
Vor der Thüre steht der Rächer und dein Maß ist voll.
Große Nation der Spötter, selber nun ein Spott:
Dich verließen deine Götter und mit uns ist Gott."

Kampf bei Metz.

„Wie der Sturm losbricht, wenn nach langer Schwüle
Sich des Blitzes Strahl unter Donners Tosen
Niederstürzt, weithin durch die Fluren wälzt mit
Segen Vernichtung:
So jetzt Deutschlands Wehr, die von Ost nach Westen
Stürmend wogt, um schnell den schon bleichen Cäsar
Mit gewalt'gem Schlag zu vernichten, Frankreich
Niederzuschmettern." (F. Richter.)

Als der König Wilhelm am 11. August die französische Grenze überschritt, erließ er folgende Proclamation an das französische Volk in deutscher und französischer Sprache:

„Wir, Wilhelm, König von Preußen, thun den Bewohnern der durch die deutschen Armeen besetzten Gebietstheile zu wissen, was folgt: Nachdem der Kaiser Napoleon die deutsche Nation, welche wünschte und noch wünscht, mit dem französischen Volke im Frieden zu leben, zu Wasser und zu Lande angegriffen hatte, habe ich den Oberbefehl über die deutschen Armeen übernommen, um diesen Angriff zurückzuweisen; ich bin durch die militärischen Ereignisse dahin gekommen, die

Grenzen Frankreichs zu überschreiten. Ich führe Krieg mit den französischen Soldaten und nicht mit den Bürgern Frankreichs. Diese werden demnach fortfahren, einer vollkommenen Sicherheit ihrer Personen und ihres Eigenthums zu genießen, und zwar so lange, als sie mich nicht selbst durch feindliche Unternehmungen gegen die deutschen Truppen des Rechts berauben werden, ihnen meinen Schutz angedeihen zu lassen. Die Generale, welche die einzelnen Corps commandiren, werden durch besondere Bestimmungen, welche zur Kenntniß des Publikums gebracht werden, die Maßregeln festsetzen, welche gegen die Gemeinden oder gegen einzelne Personen, die sich in Widerspruch mit den Kriegsgebräuchen setzen, zu ergreifen sind; sie werden in gleicher Weise Alles, was sich auf die Requisitionen bezieht, festsetzen, welche durch die Bedürfnisse der Truppen als nöthig erachtet werden; sie werden auch die Coursdifferenz zwischen deutscher und französischer Währung feststellen, um so den Einzelverkehr zwischen den Truppen und den Einwohnern zu erleichtern."

Wie stach diese Sprache von der ab, die man um dieselbe Zeit in dem gesetzgebenden Körper Frankreichs und in der französischen Presse vernahm! Die „Daily News" bezeichnete die Proclamation als „ein männliches und humanes Actenstück", als „des alten Soldatenkönigs würdig." Ebenso urtheilten die übrigen englischen Zeitungen über das königliche Wort. Den gleichen Geist der Kernhaftigkeit und des Edelsinnes athmeten die Armeebefehle der deutschen Heerführer. „Denkt stets daran," heißt es in dem Armeebefehl des Prinzen Friedrich Karl, „wie Eure Eltern in der Heimath empfinden würden, wenn der Feind, was Gott verhüte, unsere Provinzen überschwemmte. Zeigt den Franzosen, daß das deutsche Volk nicht nur groß und tapfer, sondern auch gesittet und edelmüthig dem Feinde gegenüber ist." — „Für gutes Verhalten in dem uns bevorstehenden Kampfe mit einer uns ebenbürtigen Armee", redete der General v. Steinmetz die Truppen an, „bürgt mir Eure Vater-

landsliebe, Euer Muth und Euer gerechter Stolz, die Euch verbieten, die Beleidigung, welche ein anmaßender Gegner uns zugefügt hat, ungeahndet auf Euch sitzen zu lassen. Der friedliche Bürger und Landmann aber, das werdet Ihr Euch selbst sagen, steht unter dem Schutze der Humanität, unter preußischer Disciplin. Ich vertraue Euch, daß Ihr weder die eine noch die andere durch Ausschreitungen, die nie von Euren Vorgesetzten gebilligt werden könnten, verleugnen werdet."

Des Kronprinzen unter dem 11. August erlassener Tagesbefehl aus Petersbach am Fuße der Vogesen gab zugleich Kenntniß von der Bewegung der von ihm geführten dritten Armee. „Nachdem wir", heißt es in demselben, „mit dem siegreichen Gefecht von Weißenburg die französische Grenze überschritten und darauf durch den herrlichen Sieg bei Wörth den Feind gezwungen haben, das Elsaß zu räumen, sind wir heut bereits über die Grenze der Vogesen hinaus weit in Frankreich hineingedrungen und haben die Verbindung mit der ersten und zweiten Armee erreicht, vor deren Erfolg der Feind ebenfalls weichen mußte. Eurer bewunderungswürdigen Tapferkeit und Hingebung, Eurer Ausdauer im Ertragen aller Schwierigkeiten und Anstrengungen verdanken wir die bedeutungsvollen Ereignisse."

Unvergeßlich wird es den Angehörigen der deutschen Krieger sein, mit welch athemloser Spannung sie den Ereignissen der nächsten Tage entgegensahen. Die drei deutschen Armeen, deren Führer wir soeben vernommen, hatten ihre Verbindung hergestellt, der Feind sammelte in und um Metz, was er an Kräften zusammenzubringen vermochte; jeder mußte sich sagen, daß, so Großes auch schon geschehen war, die Stunden und Tage durchgreifender Entscheidungen sich nun erst naheten. Sinn und Gedanken Hunderttausender von Deutschen waren den Bergen des alten Lothringen zugewendet, dessen sie mehr, als es je in ihrem Leben geschehen war, gedachten. Dort befand sich ja die Blüthe und Kraft der Nation in rüstigem

Vormarsch! Das Auge verweilte auf den Punkten der Karte, an denen man die theuren Angehörigen vermuthete, die Blicke durchschweiften aber auch das Bild des ganzen Landes, das einst durch Gewalt und List vom deutschen Reiche getrennt ward. Jene verhängnißvollen Augusttage neu durchlebend, wollen auch wir, ehe wir des Donners und des Schwertgeklirrs der Entscheidungskämpfe gedenken, zunächst das Bild Lothringens an unserem Auge vorüberziehen lassen.

Lothringen, das Gebiet der oberen Mosel und oberen Maas, bildet auf dem linken Ufer des Rheins die Absenkung der Vogesen, wie gegenüber auf dem rechten das schwäbische Stufenland — als das Gebiet des Neckars — die Absenkung des Schwarzwaldes umfaßt. Lothringen ist ein Stufenland von einer Mittelhöhe von 7 — 800 Fuß über dem Meeresspiegel. Wie im Osten des Wasgaues das schwäbische Stufenland, so schließt sich im Westen des Wasgaues das lothringische Stufenland an, welches seine Abdachung hat von Süd nach Nord. Wer gedenkt bei dem Namen „Wasgau" nicht der Helden aus der Nibelungenzeit, die hier „den wilden Wisent" jagten! Was nach der Zeit der alten Nibelungen verloren gegangen war, sollte in der Zeit der neuen Nibelungen wieder erstritten werden! Jene angegebene Mittelhöhe von 7—800 Fuß über dem Meere bezieht sich nur auf die ebneren Theile des Landes und somit selbstverständlich nicht auf die tieferen Thäler und die höheren Rücken. Ebene, Thäler und Rücken, die vielfach den Eindruck eines Berglandes hervorrufen, erweisen sich für den Marsch von Heeren als Hindernisse, wenngleich dieselben nicht gerade als besonders schwierige zu bezeichnen sind.

Die Mosel und die Maas bilden die Hauptwasserstraßen Lothringens und ziehen den größeren Theil seines Verkehrs zum Rhein und nach dem niederländischen Norden. Die Mosel trennt das Plateau in zwei Theile und bildet die tiefste Furche des lothringischen Beckens. Sie entspringt aus drei Quellbächen im Innern des Winkels, welcher von dem höchsten Theile

der Vogesen und einem von diesem in Nordwestrichtung ausgehenden Landrücken gebildet wird; an ihrer Quelle 2232 Fuß hoch, fließt sie bei Remiremont noch 1218, bei Epinal 978 Fuß über dem Meeresspiegel; bei letzterem Orte tritt sie aus dem Berglande des Wasgau, fließt dann über Toul, Metz und Sierk, und bei Perl ins preußische Gebiet, auf welchem sie das Becken von Trier bildet. Bis Toul ist die Richtung des Flusses eine nordwestliche; von hier jedoch nimmt er nach einer scharfen Biegung eine nordöstliche Richtung. Die Mosel ist 69 Meilen lang, von denen 36 französisches Gebiet durchfließen; sie trägt von Charmes abwärts kleinere, von Pont à Mousson, 570 Fuß hoch, mittlere, von Metz, 456 Fuß hoch, wo sie 200 Fuß breit ist, große Fahrzeuge. Das Moselgebiet ist zur Linken durch die nahe Maas zu sehr beengt, um Zuflüsse von Bedeutung aufzunehmen; rechts fließen ihr aus den Vogesen bedeutende Gewässer zu, die Murte (Meurthe) unterhalb Nancy, die Seille bei Metz, und die 34 Meilen lange Saar, welche ihr besonderes Flußgebiet bildet.

Die Maas (Meuse) fließt zuerst über einen zerklüfteten Felsboden zwischen abwechselnd 1000—1500 Fuß hohen Rändern hin. Bei Neufchâteau, kaum in Lothringen eingetreten, verschwindet sie plötzlich in unterirdischen Klüften (perte de la Meuse), um erst ¾ Meile später wieder an die Oberfläche zu treten. Die Maas zeigt während ihres ganzen oberen Laufes eine seltene Magerkeit und Schmalheit des Flußgebietes, so daß von Zuflüssen höchstens der kleine, stark gewundene Chiers zu nennen ist, der bei Sédan in sie mündet. Die das Thal der Maas umschließenden Höhen werden unterhalb Commercy breiter und bilden von da ab eine Hochebene, die durch das Maas- und Aire-Thal in drei Rücken zerlegt wird, deren westlicher von der Aire, deren mittlerer von der zur Maas gehenden Bar, deren östlicher vom Chiers durchbrochen wird.

Diese Fluß- und Höhenverhältnisse characterisiren darnach

Lothringen als ein durch die Natur selbst in verschiedene Terrainabschnitte getheiltes Land.

Hinter der elsasser Linie, den Befestigungen von Breisach, Schlettstatt, Straßburg, Hagenau, Lauterburg, Weißenburg, stellen Bitsch und Pfalzburg und die hinter diesen fließende Saar den ersten Terrain-Abschnitt dar. Der Lauf der Mosel bestimmt den zweiten wichtigeren Abschnitt, der durch Lüneville, Nancy, Metz, Thionville und Sierk befestigt ist und auf dem südlichen (rechten) Flügel Toul, auf dem nördlichen (linken) Longwy zu Stützpunkten hat. Der dritte Abschnitt wird durch die Maaslinie mit Verdun im Centrum, mit Stenay, Montmedy und Sédan im Norden, das Schlachtfeld von Châlons im Süden gebildet.

Die große Zahl der hier genannten, theilweise wenigstens sehr stark befestigten Punkte zeigt, wie sehr Frankreich der natürlichen Vertheidigung durch Mosel, Maas und jene drei Bergrücken gedacht hat.

So das Bild des Kriegstheaters, auf dem die nächsten Kämpfe zu schlagen waren.

Die französischen Armee-Corps, die sich auf dem fluchtähnlichen Rückzuge befanden, waren außer Stande, Halt zu machen, um aus eigener Kraft dem nachfolgenden Feinde die Stirn zu bieten; sie mußten vielmehr darnach trachten, rückwärtsstehende Corps zu erreichen, um an ihnen Halt zu gewinnen und unter ihrem Schutze sich formiren zu können. Ein Theil der Truppen ging bis in das Lager von Chalons zurück, andre Theile wurden von dem Corps Bazaine's in der Nähe von Metz aufgenommen. Metz und Chalons sollten die Hauptpunkte der Vertheidigung werden, in und um Metz unter unmittelbarer Leitung des Oberbefehlshabers der gesammten französischen Streitkräfte, Marschalls Bazaine, in Chalons unter Führung des Marschalls Mac Mahon. Die schleunigste Armirung der pariser Forts auszuführen, war dem General Trochu übertragen worden. In Hast wurden von

den Marschällen neue Truppen herzugezogen. Die Zahl der geschlagenen französischen Divisionen betrug acht, dagegen waren noch 15 Divisionen völlig intact. Unter den neu eintreffenden Truppen befand sich auch das Corps, das als Stütze der weltlichen Macht des Papstes in Rom gestanden hatte, und dessen Abberufung den päpstlichen Hof in Schrecken, die Ultramontanen Frankreichs in Wuth versetzt hatte. Das Jesuitenblatt „Univers" rief Wehe über einen solchen Entschluß der französischen Regierung aus, und Napoleon mußte es sehen, daß die geistliche schwarze Garde des Ultramontanismus, der bekanntlich ganz etwas Anderes ist, als Katholicismus, ihn gerade in der Stunde der Noth verließ, die ihn doch zwang, alle seine Heereskräfte zusammen zu halten. „Es ist nicht möglich", rief das „Univers" „daß der Kaiser, während er unter dem Zuruf des ganzen Volkes Frankreichs Ehre zu wahren hat, es wollen könne, daß die Regierung sich an den Ufern der Tiber entehre." Die päpstliche Presse in Rom schwor ihm Tod und Verderben. Daß es die Pflicht des „allerchristlichsten" Kaisers sei, in erster Linie für Sicherung der weltlichen Macht des Papstes Sorge zu tragen und dann erst auf Frankreichs Sicherheit Bedacht zu nehmen, stand für die Ultramontanen fest.

Die herzurückenden Divisionen, die mit jedem Tage stärker werdenden beiden Heerlager begannen inzwischen den gesunkenen Muth der Franzosen wiederum zu heben; aber es überschlug sich derselbe auch gleich wieder, und man vernahm von der Presse Worte, die, was Ueberhebung und frivolen Hochmuth, gesellt mit Haß, betrifft, in der ganzen Kriegsgeschichte ihres Gleichen suchen. Das „Pays" rief: „Erhebe dich, Frankreich, schwinge alle deine Standarten, die Oriflamme von St. Denis, die rothe Fahne, die Tricolore. Laß den gallischen Hahn los und den kaiserlichen Adler, pflanze das Lilienbanner auf oder die phrygische Mütze; nur vorwärts! Sie sind nach Frankreich gekommen; sie werden da bleiben. Nicht Einer wird zurückkehren, um in den Dörfern zu erzählen, daß sein Fuß den Boden

der französischen Nation besudelt hat. Und die, welche nicht in den Ebenen der Champagne den ewigen Schlaf schlafen werden, sollen in den Rhein hinabkollern, um den Völkern des Nordens die große nationale Rache zu verkünden."

Bazaine erwartete mit seiner aus Garde (Bourbaki), drei vollständigen Corps (l'Admirault, Frossard, Decaen) und Theilen des Corps Canrobert zusammengesetzten Armee den Feind in sehr starker Stellung hinter der französischen Nied, einem in breitem Wiesengrunde fließenden und daher schwer zu überschreitenden Flüßchen. Die Stellung der Bazaine'schen Armee war namentlich um deswillen eine starke zu nennen, weil die Armee hinter sich die Hauptfestung Metz hatte, die ihr im Fall einer Niederlage einen sicheren Zufluchtsort gewährte.

Es ist von Kriegskundigen behauptet worden, Bazaine habe sich mit der Hoffnung getragen, schlimmsten Falls (nämlich nach einer Niederlage) die Gesammtmacht des Gegners vor Metz festzuhalten, damit für das Lager von Chalons und für Paris die nöthige Zeit gewonnen werde, um an dem ersteren Orte die Ansammlung eines gewaltigen Heereskörpers und für Paris die Vervollständigung der Armirung unter des wohlerfahrenen Trochu Leitung zu ermöglichen. Andere Militärschriftsteller behaupten, er habe ursprünglich den Plan gehabt, mit Zurücklassung einer kleinen Besatzung in Metz, die genüge, die Festung längere Zeit zu halten, ohne Verzug ebenfalls sich auf Chalons zurückzuziehen, um sich mit Mac Mahon zu vereinen, neue Heerestheile aus den östlichen und südlichen Theilen des Landes herbeizuziehen und darnach mit einer Gesammtmacht von mehr als dreihunderttausend Mann dem Gegner in der Champagne eine Hauptschlacht zu bieten. Die Ausführung dieses Planes soll Palikao hintertrieben haben. Wie dem auch sein mag: gewiß ist, daß der Plan, der darauf berechnet war, vor Metz die gesammte deutsche Heeresmacht auf längere Zeit festzuhalten, ein verfehlter war. Von den drei deutschen Armeen, die sich in Lothringen befanden, rückten zwei (Prinz Friedrich Karl und

v. Steinmetz) gegen Bazaine vor und zwar dies zu dem Zweck, ihn entweder außerhalb der Festung anzugreifen oder ihn in Metz einzuschließen, während die dritte Armee (Kronprinz von Preußen) südlich von Metz den Weg auf Chalons einschlug, um sich auf Mac Mahon zu werfen.

Auf dem Vormarsche hatten inzwischen die Deutschen durch die Besetzung fester Plätze neue Vortheile gewonnen. Die kleine Festung Lützelstein in den Vogesen war von den Franzosen mit Zurücklassung von Geschützen und Vorräthen geräumt worden, die Vogesenfeste Lichtenberg hatte nach kurzer Beschießung capitulirt. Kleinere und größere Städte, so auch Nancy, waren, ohne daß der geringste Widerstand gewagt worden wäre, besetzt worden.

Die Reiterabtheilungen, die den Armeen voranschwärmten, hüllten dieselben dem Feinde gegenüber gleichsam in eine Wolke, so daß über die Stärke und die Bewegung der Heere der Gegner meist im Dunkel blieb, um dann plötzlich überrascht zu werden. Aber die Reiterei gewann auch durch Schnelligkeit und Kühnheit unmittelbare Kriegserfolge. So war Hagenau von einem Zuge badischer Dragoner, die zum Vortrupp der gegen Straßburg anrückenden Division Beyer gehörten, genommen worden. Die in der großen Kaserne der Stadt befindlichen 200 Franzosen mit 130 Pferden hatten vor einer Handvoll Leute, die ihnen erklärten, sie seien gefangen, die Waffen gestreckt. Keine Reitertruppe aber zeichnete sich in dem Grade aus wie die preußischen Ulanen, die ein Schrecken der Feinde wurden. Sofort war der französische Lügengeist zur Hand und machte aus den Ulanen und darauf aus jeder deutschen Reitergattung, die sich auszeichnete, — „Korsaren zu Lande, angeworben für die Zeit des Krieges, jedoch ohne Sold, darauf angewiesen von der Beute zu leben.“ — Dies wurde von pariser Zeitungen dem französischen Volke wiederholentlich versichert — ein neuer Anlaß zur Steigerung des Hasses gegen die Deutschen. Während in Deutschland selbst

die Thaten der Armeen in maßvoller Weise geschildert wurden, brachten ausländische Zeitungen, namentlich englische, den deutschen Kriegern den Zoll hoher Bewunderung dar. „Stetig und sicher", schrieb der militärische Berichterstatter der „Times" kurz vor der Schlacht bei Metz, „sind die blauen Heeressäulen in Frankreich vorgerückt. Schritt vor Schritt haben sie die östlichen Departements in ihre Gewalt gebracht und ihren Pfad in das Herz des Landes hinein verfolgt. Die ganze Armee bewegt sich mit der Einheit eines einzigen Wesens. Ohne Lärm, ohne Hast, aber auch ohne einen selbst nur augenblicklichen Aufenthalt zieht sie dahin, augenscheinlich entschlossen, einen wohlüberlegten Plan zur Ausführung zu bringen. Wir sehen in der Art und Weise des Vorrückens die Anzeichen der auch aus manchen andern Dingen an's Licht tretenden Thatsache, daß der Feldzugsplan bestimmt war, ehe noch eine Heereskolonne französischen Boden betreten hatte, denn derselbe trägt in jedem Stadium der Entwickelung den Stempel eines einzigen Geistes. Seit dem Anfange des Feldzuges waren die Bewegungen der Franzosen zusammenhangslos, ihre Versuche zwecklos und ihre Anstrengungen daher ohne Erfolg. . Kein schrecklicheres Zerstörungswerkzeug als das deutsche Heer hat je seine blutige Bestimmung erfüllt. Es ist die physische Kraft einer gesammten Nation, die geübt und discipliniert mit so allgemeiner und bereitwilliger Mitwirkung des Einzelnen gegen den Feind arbeitet, daß sie durchbricht wie ein einzelner Mann unter dem Antriebe von Kopf und Herz. Wenn Könige und Minister die Mühsale und Entbehrungen sowohl als den Ruhm des Krieges theilen, so kann man die Ehrlichkeit ihrer Beweggründe zum Beginn desselben als feststehend betrachten. Der König von Preußen ist ein Greis, aber er begleitet seine Krieger ins Feld und opfert in allen Dingen, selbst in verhältnißmäßig geringen Punkten, wie seine Reise ins Lager, die eigene Bequemlichkeit den Anforderungen des Lagers. Sein Sohn theilt das Geschick des Heeres, welches er von Sieg zu Sieg

führt. Sein Neffe ist der Heerführer der mittleren Armee. Wir hören, daß fünf Cabinetsmitglieder zusammen elf Söhne hinaus in den Krieg gesandt haben, von denen sechs Gemeine oder Unteroffiziere sind. Vor dem militärischen Gesetze sind alle Preußen gleich, den König nicht ausgenommen, und in dem Kriege, der jetzt tobt, ist das deutsche Heer das deutsche Volk in Waffen."

Ob nicht in diesem sicheren und majestätischen Vorrücken der Deutschen der Hauptgrund des Schwankens und Zögerns Bazaine's zu suchen sein mag? Er hatte mit Erfolg gegen Afrikaner und gegen Chinesen gekämpft: jetzt trat ihm eine Macht entgegen, der er sich, wie es scheint, mit jeder ihm neue Nachricht bringenden Stunde weniger gewachsen fühlte. Jedenfalls griff er zu spät zu dem Mittel, durch Abmarsch eine Vereinigung mit der Armee Mac Mahon's zu Stande zu bringen.

Dies zu verhindern, lag im Plane der deutschen Heerführung, und so kam es zunächst zur Schlacht bei Metz (14. August).

Von vorn herein sei bemerkt, daß der Kampf bei Metz (14. August) und die ihr folgenden blutigen Schlachten bei Mars la Tour (Vionville und Doncourt, 16. August) und Gravelotte (Rezonville oder Jaumont, 18. August) in einem engen innern Zusammenhange stehen.

Am 14. August Vormittags bereiteten sich Bewegungen seitens der französischen Armee vor, die darauf schließen ließen, daß Bazaine auf den Rückzug denke. Nun schritt, Nachmittags 2 Uhr, General von Steinmetz zum Angriff auf ihn, der zunächst mit Truppen der 13., dann der 14. Division, also des VII. Armee-Corps (General von Zastrow) erfolgte. Die vorrückenden preußischen Truppen, die freies Feld zu überschreiten hatten, wurden aus tiefen Schützengräben, die hinter einander aufgeworfen worden waren, von einem mörderischen Hagel von Kugeln begrüßt. Es mußten nun zunächst stark besetzte Gräben dieser Art bei Ars, Laquenery, Grigny, Borny, Colombey und einigen Weilern, deren Lage in Gebüschen für die Vertheidigung besonders günstig war, erstürmt werden. Das

Gefecht war eben so heftig in seinen einzelnen Momenten wie hartnäckig in seiner Dauer, die Verluste waren bedeutend. Bei den Franzosen waren die Verwundungen fast durchgehends tödlicher Art, da die preußischen Kugeln zumeist den Kopf des Feindes trafen. Es war dies eine natürliche Folge der neuen Kampfart der Franzosen, welche sich überall auf die Defensive beschränken und den Angriff hinter Erdaufwürfen erwarten. Läßt sich dann ein Kopf über der Brustwehr sehen, so ist er das Ziel der feindlichen Kugeln. Von leicht verwundeten Franzosen fielen nur wenige in die Hände der Preußen; sie wurden, da der Kampf unmittelbar vor den Thoren von Metz stattfand, von ihren Kameraden mit in die Festung genommen. Todte lagen in großer Anzahl auf den Feldern, besonders hinter den Schützengräben, beispielsweise hinter einem derselben 781. Auch auf preußischer Seite waren die Verluste bedeutend, da der Kampf erst spät Abends endete, aber er endete auf dem Glacis der Außenwerke von Metz, also vollkommen siegreich. Der Feind war in ungeheurer Verwirrung in Metz hineingegangen, so daß er vom Schlachtfelde vollständig verschwunden war. Die deutschen Truppen blieben bis 10 Uhr Abends auf dem Schlachtfelde stehen, das VII. Armee-Corps bivouakirte auf demselben die Nacht hindurch.

Aus diesem Bivouak schrieb einer der Kämpfer in der anbrechenden Morgenzeit: „Der Zweck unseres gestern ausgeführten Angriffs ist ersichtlich. Der Feind sollte aufgehalten, beschäftigt werden, um die Operationen im Süden zu erleichtern, und dieser Zweck ist über die ursprüngliche Absicht hinaus glänzend erreicht worden. Auf der ganzen Linie entwickelte sich ein wüthendes Gefecht. Ohne Unterbrechung das furchtbarste Gewehrfeuer und der Donner der Kanonen und Mitrailleusen. Die Avantgarde und das Gros hatte Gelegenheit, links mit den Batterien der 13. Division und rechts mit denen der 2. Division eine concentrische Stellung auf den Abhängen nordwestlich Montoy zu nehmen. Von hier aus wurde

aus 14 Batterien dem Feinde bedeutender Schaden zugefügt, während die französische Artillerie uns wenig Verluste verursachte. Und noch weit mehr würde unsere Artillerie gewirkt haben, wenn sie nicht mit zwei Uebelständen zu kämpfen gehabt hätte, mit der Richtung des Windes, der die feindlichen Positionen vor ihr in dichte Wolken hüllte, und mit der sinkenden Sonne, die mit grellem Feuerschein uns gegenüber stand und das genaue Richten der Geschütze hinderte. Es war kaum möglich, minutenlang hinüber zu blicken, ohne von dem Sonnenschein geblendet zu werden, und dies machte denn auch eine genaue Beobachtung und ein sicheres Urtheil über die Batterien und Reserven des Feindes zur Unmöglichkeit. Das Gefecht war, wie ich es schon nannte, ein wüthendes. Ich erinnere mich namentlich eines Moments (etwa gegen 7 Uhr), in welchem unser linkes Centrum, da, wo sich die 1. Division mit der 2. vereinigte, fast aller Offiziere beraubt war. Der Divisions-General v. Bentheim erfaßt den Moment. Er sieht einen Soldaten, der mitten in dem heißen Gefecht kaltblütig seine Cigarre raucht. Auf den Soldaten zueilend, ruft er ihm zu: „Gebt mir auch Feuer!“ zündet sich eine Cigarre an, sammelt die führerlosen Bataillone, und die Cigarre im Munde, mit geschwungenem Säbel, führt er die decimirten Bataillone wieder gegen den Feind vor.“ Da Lüneville von dem Kronprinzen genommen, Pont à Mousson bereits besetzt und Bazaine auf Metz zurückgedrängt worden war, so hatte sich damit die Lage für die deutschen Armeen sehr günstig gestaltet.

Die Armee Bazaine's hatte zwar einen sicheren Schutz in Metz gefunden, aber erreicht war der beabsichtigte Zweck des Angriffs: der Feind war zunächst auf einen Tag festgehalten worden. Mehr noch! Die feindliche Armee war nach dem Kampfestage des 14. August so erschüttert, daß an einen Abzug am 15. nicht gedacht werden konnte.

Schlacht bei Mars la Tour (Vionville).

Die gewonnene Zeit wurde von deutscher Seite entsprechend ausgebeutet.

Von Metz führen zwei Straßen auf Verdun — die Richtung, welche die französische Armee zu nehmen hatte, wollte sie ihren Abmarsch von Metz und weiter nach Chalons antreten.

Es wurden nun sofort die im Ueberschreiten der Mosel begriffenen Corps der II. Armee (Prinz Friedrich Karl) gegen die zunächst zu erreichende südliche Straße dirigirt, um, falls der Aufbruch des Feindes erfolge, demselben in die Flanke zu fallen.

Auch diesem Plane folgte das Gelingen auf dem Fuße. Die I. Armee (v. Steinmetz), die östlich von Metz stand, war nicht in der Lage, zu verhindern, daß die Bazaine'sche Armee am 16. August Morgens auf der westlichen Seite von Metz abzog, und es kam nun darauf an, ob es der Armee des Prinzen Friedrich Karl gelingen würde, den schwierigen Marsch durch das bergige Moselland bis zur Straße auf Verdun in erforderlicher Zeitkürze auszuführen. Es gelang, wenn auch zunächst nur die Spitzen der II. Armee im Angesichte der abziehenden Franzosen erschienen. Sofort ward deutscherseits zum Kampf geschritten, zu dem Zweck, den Feind zum Stehen zu bringen. Die Inangriffnahme des Weiteren und Wesentlichen, dahin gehend, die Franzosen wieder auf Metz zurückzuwerfen, blieb der Zeit vorbehalten, in der die Hauptmacht der Armee des Prinzen Friedrich Karl herzugekommen sein würde. Eröffnet wurde der Kampf von der 5. (Brandenb.) Division; diese griff den Feind mit unvergleichlicher Tapferkeit an und bestand fast sechs Stunden lang allein den fürchterlichen Kampf, ehe der erwartete Beistand das Schlachtfeld erreichte. Diese Waffenthat wird den tapfern Brandenburgern

(dem 8. und 48., dem 12. und 42. Infanterie-Regiment, dem 2. und 12. Dragoner-Regiment und dem 3. Ulanen-Regiment) für alle Zeit zum unverwelklichen Ruhme gereichen. Zur Unterstützung derselben war vom Prinzen Friedrich Karl zuerst die Garde-Kavallerie-Division vorausgesandt, welche mit gleichem Opfermuth in den Kampf eingriff. In ungleichem und ungewöhnlichem Kampfe gegen die feindliche Infanterie und Angesichts der Feuerschlünde der Artillerie sprengten die Schwadronen dem fast sicheren Untergange entgegen, und ein sehr großer Theil der tapferen Offiziere und Reiter fand in der That den Heldentod oder schwere Verwundung. Aber der Zweck ihrer Aufopferung wurde erreicht. Nach langen schweren Stunden des Kampfes konnten endlich größere Truppenmassen, zunächst die 6. (Brandenburgische) Division, sodann das 10. (Hannoversche) und Theile des 9. (Schleswig-Holsteinischen und Hessen-Darmstädtischen) so wie des 8. (Rheinischen) Armee-Corps herbeirücken und den Feind schließlich aus seinen Stellungen in der Richtung auf Metz zurückdrängen. Bei anbrechendem Abend war der erstrebte Zweck erreicht, die Straße nach Verdun war dem Heere Bazaine's verlegt.

Die Bedeutung dieses Vorganges lag für jeden Kriegskundigen auf der Hand. Die „Independance" urtheilte über die Schlacht von Mars la Tour, in der die Franzosen 2 Adler, 7 Geschütze und 2000 Gefangene verloren hatten, folgendermaßen: „Von ihrer Verbindung mit Chalons ist die Armee Bazaine's definitiv nach Metz zurückgeworfen. Die Schlacht hat neun Stunden gewährt und muß außerordentlich mörderisch gewesen sein. Die Folgen dieses neuen und glänzenden Sieges der preußischen Truppen, die mit einer Energie und einem militärischen Talent, ihrer Tapferkeit würdig, geführt werden, sind leicht anzugeben. Dicht an Metz zurückgedrängt, ist die zweimal geschlagene französische Armee bereits wie von einem eisernen Ringe umgeben. Der durch die Wuth der Verzweiflung angespornte Bazaine kann kaum versuchen, diese Kette

zu zersprengen. Wenn es ihm aber auch gelänge, würde er nicht weit kommen. Sein Heer muß sehr demoralisirt sein. Während sich diese Thaten in Lothringen ereignen, was denkt jetzt Paris, und was können die Streitkräfte, über welche Mac Mahon, de Failly, Palikao und Trochu noch verfügen, für die Vertheidigung von Paris thun? Paris kennt die Ereignisse noch nicht."

Daß es dieselben noch nicht kennen lernte, dafür sorgten Bazaine und der Kriegsminister Palikao. Letzterer sagte den Parisern dasselbe, was er ihnen in Bezug auf die zwei Tage vorher stattgehabte Schlacht auf der östlichen Seite von Metz gesagt hatte: „Bazaine hat den Feind, der ihn angriff, zurückgewiesen!" —

Schlacht von Gravelotte.

Die Hauptstraße nach Verdun, Chalons und Paris war der Bazaine'schen Armee verlegt, aber es blieb derselben noch die Möglichkeit, einen Flankenmarsch auf der nördlichen Straße oder noch weiter nördlich auf größeren Umwegen ausbiegend auszuführen. Ein solches Unternehmen war gefahrvoll, aber es bot sich als einziges noch mögliches Rettungsmittel dar, um aus einer höchst ungünstigen Lage sich zu befreien.

Bazaine beschloß, das Wagestück zu unternehmen. Auf deutscher Seite war und wurde das Nöthige ins Werk gesetzt, den Feind gebührend zu empfangen. Der 17. August verging indeß, ohne daß die Franzosen Miene machten, ihren befestigten Lagerplatz dicht vor Metz zu verlassen. Nach dem Schlage, den sie Tags zuvor empfangen, waren sie unvermögend dazu.

In athemloser Spannung sahen die Deutschen in der Heimath neuen Nachrichten vom Kriegsschauplatz entgegen.

Am 18. August kam es zu der erwarteten neuen Schlacht,

über die der König noch am Abend desselben Tages folgende Siegesnachricht an die Königin gelangen ließ:

„Die französische Armee in sehr starker Stellung westlich von Metz heute unter meiner Führung angegriffen, in neunstündiger Schlacht vollständig geschlagen, von ihren Verbindungen mit Paris abgeschnitten und gegen Metz zurückgeworfen.“

Dieser telegraphischen Nachricht folgte am 19. August folgendes Schreiben des Königs an die Königin, das ebenfalls sofort zur Veröffentlichung gelangte:

„Das war ein neuer Siegestag gestern, dessen Folgen noch nicht zu ermessen sind.

„Gestern früh gingen das 12., das Garde- und das 9. Corps gegen die nördliche Straße Metz-Verdun bis St. Marcel und Doncourt vor, gefolgt vom 3. und 10. Corps, während das 7. und 8., sodann auch das 2. bei Rezonville gegen Metz stehen blieben.

„Als jene Corps rechts schwenkten, in sehr waldigem Terrain, gegen Verneville und St. Privat, begannen diese Corps den Angriff gegen Gravelotte, nicht heftig, um die große Umgehung gegen die starke Position Amanvillers-Chatel bis zur Metzer Chaussee abzuwarten. Diese weite Umgehung trat erst gegen 4 Uhr ins Gefecht, mit dem Pivot-Corps, dem 9., um 12 Uhr. Der Feind setzte in den Wäldern heftigen Widerstand entgegen, so daß nur langsam Terrain gewonnen wurde. St. Privat wurde vom Garde-Corps, Verneville vom 9. Corps genommen, das 12. Corps und Artillerie des 3. griffen nun in das Gefecht ein.

„Gravelotte wurde von Truppen des 7. und 8. Corps und die Wälder zu beiden Seiten genommen und behauptet, mit großen Verlusten.

„Um die durch die Umgehung zurückgedrängten feind-

lichen Truppen nochmals anzugreifen, wurde ein Vorstoß über Gravelotte bei einbrechender Dunkelheit unternommen, der auf ein so enormes Feuer hinter Schützengräben en étage und Geschützfeuer stieß, daß das eben eintreffende 2. Corps den Feind mit dem Bayonnet angreifen mußte und die feste Position vollständig nahm und behauptete.

„Es war 8½ Uhr, als das Feuer auf allen Punkten nach und nach schwieg. Bei jenem letzten Vorstoß fehlten die historischen Granaten von Königgrätz für mich nicht, aus denen mich diesmal Minister von Roon entfernte. Alle Truppen, die ich sah, begrüßten mich mit enthusiastischen Hurrahs. Sie thaten Wunder der Tapferkeit gegen einen gleich braven Feind, der jeden Schritt vertheidigte und oft Offensivstöße unternahm, die jedes Mal zurückgeschlagen wurden.

„Was nun das Schicksal des Feindes sein wird, der in dem verschanzten, sehr festen Lager der Festung Metz zusammengedrängt steht, ist noch nicht zu berechnen.

„Ich scheue mich, nach den Verlusten zu fragen und Namen zu nennen, da mir so viele Bekannte genannt werden, oft unverbürgt. Dein Regiment soll sich brillant geschlagen haben, Waldersee ist verwundet, ernst, aber nicht tödlich, wie man sagt. Ich wollte hier bivouakiren, fand aber nach einigen Stunden eine Stube, wo ich auf dem mitgeführten königlichen Krankenwagen ruhte und, da ich nicht ein Stück meiner Equipage von Pont à Mousson bei mir habe, völlig angezogen seit 30 Stunden bin.

„Ich danke Gott, daß er uns den Sieg verlieh.

Wilhelm.“

Im „Staats-Anzeiger“ ward einige Tage später folgende näher eingehende Uebersicht des Kampfes von Gravelotte veröffentlicht:

„Am Morgen des 18. August standen die I. Armee mit dem 7. Corps südlich von Gravelotte, dem 8. Corps und der

1. Kavallerie-Division südlich von Rezonville. (Das 1. Corps und die 3. Kavallerie-Division verblieben auf dem rechten Moselufer vor Metz.)

Diese Armee erhielt zunächst den Auftrag, im Bois de Vaux und bei Gravelotte die Deckung der Bewegung der II. Armee gegen einen etwaigen Vorstoß des Feindes vor Metz zu übernehmen.

Die II. Armee rückte am Morgen mit Echelons vom linken Flügel gegen die nördliche Straße vor, rechts die Verbindung mit der I. Armee unterhaltend.

Das 12. Corps erhielt die Direction von Mars la Tour auf Jarny, das Garde-Corps, zwischen Mars la Tour und Vionville vorgehend, auf Doncourt, das 9. Corps westlich Rezonville die Chaussee überschreitend auf Caulre Ferm (nördlich St. Marcel).

Diese drei Corps bildeten die erste Linie; waren die angegebenen Punkte erreicht, so befand man sich im Besitz der nördlichen Hauptstraße. Sächsische und preußische Cavallerie gingen zur Aufklärung den Kolonnen voraus.

Sobald es sich hierbei ergab, daß der Feind nicht im Abmarsch begriffen war, konnte derselbe nur vor Metz noch halten. Alsdann mußte mit diesen drei Corps eine große Rechtsschwenkung ausgeführt und mit beiden Armeen zum Angriff des Feindes geschritten werden.

In zweiter Linie folgten das 10. und 3. Corps, und als letzte Reserve das von Pont à Mousson seit 2 Uhr früh im Anmarsch auf Buriéres befindliche 2. Armee-Corps.

Um 10½ Uhr war man darüber im Klaren, daß der Feind den Abmarsch aufgegeben und auf dem letzten Höhenzuge vor Metz Position genommen habe.

Die II. Armee wurde angewiesen, die Rechtsschwenkung auszuführen und, rechts Verbindung mit der I. Armee haltend, ihr Centrum und den linken Flügel auf Verneville und Amanvillers zu dirigiren. — Der allgemeine Angriff sollte nicht

eher beginnen, als bis die Bewegung völlig durchgeführt war und die Front der starken Position gleichzeitig in der rechten Flanke angegriffen werden konnte.

Das 9. Corps stieß zunächst auf vorgeschobene Abtheilungen des Feindes. Gegen 12 Uhr zeigte Geschützfeuer aus der Gegend von Verneville an, daß das Corps daselbst im Gefecht sei.

In Folge dessen wurde die I. Armee angewiesen, durch Artilleriefeuer den vor ihrer Front auf den Höhen befindlichen Gegner einstweilen zu beschäftigen. Um ³/₄ 1 Uhr eröffnete sie eine langsame und gut gezielte Kanonade gegen die Höhen von Le Point du jour, welche der Feind aus zahlreichen Batterien erwiederte.

Der Donner der Geschütze wurde übertönt durch das seltsame Geräusch der Mitrailleusen.

Zwischen 2 und 3 Uhr begann der Infanteriekampf. Es stellte sich heraus, daß der Feind mit allen seinen Kräften auf dem Höhenzug, welcher sich von St. Marie aux Chênes, St. Ail, über das Bois de la Cusse nach dem Straßenknoten von Point du jour erstreckt, Stellung genommen hatte.

Die Position war eine außerordentlich starke, ihre Haltbarkeit noch durch fortifikatorische Werke und etagenweise aufgeworfene Schützengräben vermehrt; an einzelnen Stellen hatte sie ein vollständig festungsähnliches Aussehen.

Der Angriff auf dieselbe konnte nicht früher erfolgen, da die Armeeführung die schwierige Aufgabe hatte, ihre Maßregeln so einzurichten, daß die gesammten Truppen sowohl zur Schlacht gegen Norden, wie gegen Osten bereit waren, und der Angriff in letzterer Direktion erst beginnen konnte, nachdem es sich herausgestellt, daß der Feind den Abmarsch aufgegeben habe.

So war es auch nicht ausführbar, die Bewegung zur Umfassung des feindlichen rechten Flügels völlig durchzuführen, und blieb nichts anderes übrig, als die Front der formidablen Position anzugreifen.

Lang und schwer wogte der Kampf an den verschiedenen Punkten. Auf dem linken Flügel kämpften die Sachsen und das Gardecorps um St. Marie aux Chênes, dann um den dahinter sich erhebenden steilen Hang von St. Privat la Montagne und um dieses Dorf, wie um Doncourt; rechts davon bei St. Ail und weiter über Habonville, das Bois de la Cusse und Verneville bis über die nördlich von Metz nach Verdun führende Straße theils Garde, theils 9. Armee-Corps. Bei Gravelotte, im Bois de Vaux bis zur Mosel hin das 8. und 7. Corps, und auch vom jenseitigen Mosel-Ufer her griff eine Brigade des 1. Armee-Corps in das Gefecht ein. Ebenso betheiligten sich noch einzelne Abtheilungen des 3. und 10. Corps (vorzugsweise Artillerie).

Feindlicherseits war die gesammte französische Hauptarmee engagirt, selbst die anfänglich zu See-Expeditionen bestimmten Truppen, mit Ausnahme der bei Metz nicht befindlichen Abtheilungen Mac Mahon's und des größeren Theils des Corps Failly.

Der unübertrefflichen Bravour unserer Truppen gelang es bei einbrechender Dunkelheit, die Höhen-Positionen zu erstürmen und den Feind aus der ganzen Linie zu werfen, wobei auf dem rechten Flügel noch das seit 2 Uhr früh im Marsch befindliche 2. Armee-Corps in entscheidender Weise eingriff.

Die Schlacht endete gegen ½ 9 Uhr bei völliger Dunkelheit. Im Laufe der Nacht zogen sich die geworfenen feindlichen Truppen in das verschanzte Lager von Metz zurück; zahllose Verwundete und abgekommene Abtheilungen desselben irrten noch in der Nähe des Schlachtfeldes umher.

Seine Majestät der König, welcher die Schlacht zuletzt von der Höhe von Gravelotte geleitet hatte, nahm sein Hauptquartier in Rezonville.

Die Verluste — wie bei einem derartigen Kampf nicht anders möglich — mußten sehr bedeutend sein; bis jetzt lassen sich dieselben noch nicht annähernd beziffern, ebensowenig die Zahl der gemachten Gefangenen und sonstigen Trophäen.

In Bezug auf letztere steht, wie bei allen Kämpfen um Metz, eine größere Ausbeute nicht in Aussicht, da bei der Nähe der Festung eine Verfolgung nicht möglich war.

So bildete die Schlacht den Abschluß der bisher um Metz erfolgten strategischen Bewegungen. Das Resultat ist: daß die feindliche Hauptarmee zur Zeit von allen ihren Verbindungen mit Paris abgeschnitten ist.

Erfreulich ist, daß an diesem erfolgreichen Tage gleichzeitig die Waffenbrüderschaft der preußischen, sächsischen und hessischen Truppen blutig besiegelt worden ist."

Einige Privatberichte mögen das Bild der Schlacht vervollständigen. „Von dem Hügel auf dem ich stand", schrieb der Berichterstatter der „Daily News", übersah man das großartige Schlachtfeld. Links von mir lag, mit Pappeln besetzt, mit seinen Dörfern, der Weg nach Verdun und Paris, rechts hinter mir Gorze. Die großen Repräsentanten Preußens standen auf demselben Felde mit mir, der König, Bismarck, Moltke, Prinz Karl, Prinz Friedrich Karl, Prinz Adalbert und Oberst Krenski, auch Sheridan. Als ich kam, wurden die Franzosen gerade aus dem Theil von Gravelotte, der Malmaison heißt, trotz verzweifelter Gegenwehr vertrieben und zogen sich auf eine neue Position jenseits Gravelotte zurück. Die Felder vor dem Dorfe waren von preußischen Reserven gänzlich bedeckt, und es marschirten endlose Kolonnen fortwährend vorwärts, verschwanden im Dorfe und erschienen auf der andern Seite mit flammenden Salven. Dieses zweite Schlachtfeld war weniger ausgedehnt und brachte die Combattanten in furchtbar nahes Handgemenge. Seine Eigenthümlichkeit liegt darin, daß es aus zwei Höhen mit einem Einschnitt dazwischen besteht. Diese holzbewachsene Schlucht ist über 100 Fuß tief und oben 6—900 Fuß breit. Die Seite der Schlucht nach Gravelotte zu, wo die Preußen standen, ist viel niedriger als die andere, welche allmählich hoch ansteigt. Von dieser ihrer beherrschenden Höhe aus hatten die Franzosen

ihre Feinde bequem unter sich, und unterhielten auf sie ein furchtbares Feuer. Ihre Artillerie stand weit hinten auf der Metzer Chaussee zwischen den Pappeln; ihr Gebrüll hörte keinen Augenblick auf, und dazwischen klang der seltsam knarrende Laut der Mitrailleusen. Die preußische Artillerie stand nördlich und südlich vom Dorfe; und warf ihre Feuergeschosse aufwärts. Die Franzosen hielten Stand und starben; die Preußen stürmten vorwärts und starben — beide zu Hunderten, ja fast Tausenden. Die preußischen Verstärkungen kamen auf dem rechten Flügel aus dem Walde des Ognons, in ununterbrochenem Zuge, 4 Stunden lang. Endlich feuerten die Franzosen zwischen 4 und 5 Uhr mit Granaten auf das Gehölz, und von da an kamen die Colonnen weniger dicht aus jener Gegend. Gegen 5 Uhr jedoch kam eine preußische Brigade von derselben Stelle her. Sofort marschirte sie im Sturmschritt dahin, wo ihre Dienste nöthig waren. Sie ließ einen langen dunkeln Streifen zurück — Gefallene! Ich sah den Verwundeten durchs Fernrohr zu, viele liefen vorwärts, um ihre Compagnie wieder zu erreichen, manche fielen nieder, rückwärts kein einziger! Welche Bewegungen hinter dem Gehölz (hinter mir) stattfanden, weiß ich nicht, aber eine halbe Stunde nachher marschirten gewaltige Truppenmassen über das südliche Schlachtfeld, vermuthlich v. Göben's Mannschaften, die einen weniger gefährlichen Weg suchten. Der Kampf auf dem preußischen linken Flügel war so wild, daß er vor Rauch fast nicht zu übersehen war. Zuweilen verzog sich die Wolke ein wenig, und wir sahen die Franzosen dann schwer im Gefecht, aber Stand haltend. Um diesen Theil des Kampfes besser zu sehen, ging ich 10 Minuten vorwärts; es schien mir, daß hier, nahe bei Malmaison, die Franzosen überlegen waren; es kann aber auch sein, daß sie nur besser sichtbar waren. Doch an dieser nördlichen Stelle kamen jetzt auch neue Streitkräfte, und von weit hinter ihnen, wie es schien aus der Richtung von Vionville, kamen gewaltige Bomben, die mit schrecklicher

Gewalt in die französischen Linien schlugen. Das waren die Mannschaften und Geschütze von Steinmetz, der hier und zu dieser Zeit seine Verbindung mit Prinz Friedrich Karl's Armee hergestellt und damit die Einschließung von Metz vollendet hatte. Die Schlacht wüthete hier unbeschreiblich; die Franzosen müssen die Bedeutung dieser Kanonen erkannt oder gewußt haben, daß der Rückzug ihres rechten Flügels ihre Niederlage bedeutete. Doch allmählich ging ihre Artillerie zurück, und die Dampfwolke von Norden kam entsprechend näher; aber die letzten Schüsse am Abend fielen an jener Stelle gegen 9 Uhr."

Ein preußischer Mitkämpfer sandte am nächsten Tage folgenden Bericht an den „Pesther Lloyd": „Nach der Schlacht bei Metz (14. August) sagte Moltke zu dem Könige: „Wenn es noch gelingt, Bazaine zwölf Stunden in Metz aufzuhalten, daß wir mit unseren Truppen die steilen Moseluferhöhen und die hohen Felsenplateauwände passirt und uns darauf der Heerstraße bemächtigt haben, dann möchte ich für einen sichern glänzenden Sieg der Armee garantiren." — „Der Sieg ist in den Beinen unserer braven Soldaten", antwortete der König lächelnd; „wir werden Ihre Pläne nicht zu Schanden machen, Moltke, sondern, so es Gottes Wille ist, zeigen, daß wir mit Kopf, Herz und Muth doch voraus sind, und wo dies Alles ist, müssen auch die Beine sein." Der König nahm am 17. August Nachmittags von Mars la Tour aus gegen Etain hin eine Recognoscirung vor. — Am 18. August früh 9 Uhr ging das 4. Ulanenregiment vor und griff den Feind an. Anfangs wollte der Feind offenbar einem Gefecht ausweichen, denn seine Avantgarde zog sich langsam wieder zurück. Unsrerseits wurde jedoch mit solcher Heftigkeit angegriffen, daß der Feind sich entschließen mußte, das Gefecht anzunehmen. — Der König hatte Theile vom dritten, vom achten und vom zehnten Armee-Corps zusammengezogen. — Um 11 Uhr war das Gefecht vollständig im Gange, unsere 63er und 11er Jäger stürmten ungestüm auf Rezonville (Straße Mars la Tour) und nahmen dies im

Sturme. Nach einem lebhaften Artilleriekampfe, welcher dem Feinde den größten Schaden zugefügt, begann man gegen die Franzosen, die gegen 1 Uhr einen kurzen vergeblichen Offensivstoß versuchten, mit dem Bayonnet zu stürmen; das 74. französische Linienregiment wehrte sich so tapfer, wie nie die Franzosen fochten, gleich einer Mauer so fest standen sie da. Endlich gelang es dennoch, das Regiment zum Weichen zu bringen. Aber immer neue Verstärkungen erhielt der Feind von Metz und unsere Truppen sahen immer frische Truppen sich ablösen. Die Mitrailleusen waren diesmal mehr als sonst im Gefecht — fortwährendes Kanoniren, Schritt für Schritt gehen wir vor, und über unsern Köpfen sausen und in unserer Mitte platzen die Granaten, doch wie rasend stürmen die Unsern eine Höhe hinter St. Marie. Der Sturm gelingt, endlich weicht der Feind auf allen Punkten zurück gegen Metz, nicht ohne von uns verfolgt zu werden. Um 8 Uhr schweigen die Geschütze beiderseits. Auch in diesem Kampfe wurde wie wüthend Mann gegen Mann gefochten. Bazaine mit seinen Truppen ist vollständig geschlagen und lahm gelegt.“

Ein anderer Mitkämpfer giebt uns ein Bild des Schlachtfeldes, aus dem zu ersehen ist, mit wie unerhörten Schwierigkeiten die Deutschen zu kämpfen hatten. „Die Straße von Mars la Tour nach Gravelotte“, heißt es in diesem Bericht, „führt jenseits des letzteren Dorfes durch eine muldenartige Abdachung in einem Bogen über einen Höhenzug, der fast noch einmal so hoch ist, als der von Spicheren bei Saarbrücken, und wendet sich dann in südöstlicher Richtung nach Metz, das von Gravelotte etwa 2 Stunden entfernt ist. Auf dem Höhenzuge hatten die Franzosen Stellung genommen: die Front der Gefechtslinie mochte etwa 2 bis 3 Stunden, die Tiefe eine Stunde betragen. Die Höhen, welche ähnlich wie bei Spicheren und Wörth, aus verschiedenen wellenförmig aufsteigenden Terrassen bestehen, waren von den Franzosen stark verschanzt und mit einer Unzahl von Geschützen und Mitrail-

leusen besetzt worden. Auf dem Höhenzuge lagerte die ganze französische Armee unter Bazaine." — „Der König", schreibt ein Berichterstatter der „Voss. Ztg.", „der mit seinem Gefolge in ein heftiges feindliches Feuer gerathen war, befand sich gegen Abend neben einer Gartenmauer diesseits Rezonville. Unmittelbar an seiner Seite brannte eine große Wollspinnerei, die nächste Umgebung mit ihrem unheimlichen Lichte erhellend. Man hatte eine Leiter von einem Bauerwagen als Sitz für ihn eingerichtet und zwar so, daß das eine Ende derselben auf eine Decimalwage, das andere Ende auf einen crepirten französischen Grauschimmel gelegt war; an seiner Seite befanden sich Prinz Karl, der Großherzog von Weimar, der Erbgroßherzog von Mecklenburg, Graf Bismarck, v. Roon und Graf Dönhoff. Letzterer hielt zu Pferde in der Nähe. Graf Bismarck suchte sich französische Briefe zum Lesen — er mochte an ganz etwas Anderes denken —; man war sehr schweigsam, und Jeder fühlte mit unserem Könige, daß das um diese Zeit seinen Höhepunkt erreichende Schlachtgetümmel die Entscheidung bringen mußte. Da tritt Moltke zum Könige — er ist erhitzt, denn der Tag sah ihn im dichtesten Gewühl. „Majestät, wir haben gesiegt, der Feind ist aus allen Positionen geworfen." Ein kräftiges Hurrah der Umstehenden antwortete."

Julius von Wickede, der die Schlachtfelder von Mars la Tour und Gravelotte kurze Zeit nach den stattgehabten Kämpfen in Begleitung eines Hauptmanns besuchte, welcher den Kampf von Gravelotte mitgemacht hatte, schilderte jene in einem Berichte, den die „Köln. Z." brachte. „Noch sieht man", heißt es in demselben, „viele Spuren der fürchterlichen Kämpfe, die hier am 16. und 18. August tobten. Größere und kleinere Leichenhügel, die viele Tausend gefallene Krieger Deutschlands und Frankreichs bedecken, erheben sich überall, und in den Büschen findet man leider noch manche in Fäulniß übergegangene Cadaver todter Pferde umher liegen. Auch sonst liegen noch viele einzelne zerbrochene Waffen, Czakos, blutgetränkte Uniformstücke

überall umher, die Felder sind größtentheils zerstampft, in den Dörfern, die theilweise halb zerstört sind, findet man nur vereinzelte Bewohner. Wie stark die Positionen der Franzosen waren, und welche furchtbare Blutarbeit es für unsere Truppen sein mußte, diese steilen Höhen, auf deren Kuppen die Feinde größtentheils in gedeckter Stellung sich befanden, zu erstürmen, konnten wir jetzt beim ruhigen Durchreiten der Gegend so recht erkennen. Dazu waren unsere Truppen am 16. August bei Mars la Tour anfänglich in entschiedener Minderheit, während wir freilich am 18. August eine bedeutende Ueberzahl auf unserer Seite hatten. Der Kampf der 5. (brandenburgischen) Division am 16. August (Regimenter Nr. 8, 12, 48, 52; 2. und 12. Dragoner), welche allein an fünf Stunden den Sturm von drei französischen Armeecorps aushielt und nicht wich und wankte, gehört entschieden mit zu den glänzendsten Beispielen einer ausdauernden Tapferkeit, welche die Geschichte aller Zeiten und Völker uns aufzuweisen hat. Es sind gar prächtige Regimenter, diese Brandenburger, zähe, fest und von unermüdlicher Ausdauer, das alte preußische Soldatenblut rollt so recht in ihren Adern, und sie zeigen auch in diesem Kriege wieder, daß sie die echten Söhne jener Männer sind, welche von Fehrbellin bis zu Leuthen und Torgau und später wieder 1813 — 15 mit ihrem Blute den stolzen Bau des preußischen Staates fest zusammenkitteten. Aber auch die preußische Garde, dieser Verein der Blüthe der Jugend Preußens von der Ostsee bis zum Rhein, hat hier am 18. August sich ihres alten Ruhmes wieder so recht würdig gezeigt. Freilich ungeheuer sind auch die Verluste, welche diese beiden Tage dem Heere Preußens kosteten, und man kann für den 16. August über 17,000 und für den 18. August an 15,000 Mann rechnen, welche todt oder verwundet zusammensanken. Das Gardeschützen-Bataillon hatte nur noch drei unverwundete Offiziere und die beiden Garde-Dragoner-Regimenter mußten in ein Regiment zusammengezogen werden, so sehr waren sie verringert. Besonders die

Offiziere, die vermöge ihrer Stellung vorzugsweise den feindlichen Geschossen exponirt wurden, haben furchtbare Verluste erlitten, so z. B. das 2. Garde-Dragoner-Regiment seine beiden Stabsoffiziere und drei Rittmeister todt, so daß nur ein Rittmeister übrig blieb. — Die französische Armee (man muß auch dem Feinde volle Gerechtigkeit widerfahren lassen!) kämpft vortrefflich und verdient als Gegner die vollste Achtung. Aber unsere Führung, die stets die Truppen an der richtigen Stelle zu concentriren weiß, ist so vorzüglich, und der Wille unserer Soldaten so unbeugsam, daß den Franzosen alle ihre trefflichen Positionen, ihre Mitrailleusen, ihre vorzüglichen Chassepotgewehre und der Muth ihrer Offiziere und Soldaten nichts helfen, und sie immer und immer wieder als vollständig Besiegte die blutigen Schlachtfelder räumen müssen.

„Von Gravelotte ritt ich nach Ars sur la Moselle, um von den Höhen hier mir die Umgebung von Metz nahe zu betrachten. Wahrlich, das Moselthal bei Metz ist ein gar wunderliebliches, von der Natur überreich gesegnetes Stücklein Erde, und es muß Einen tief schmerzen, wenn man sieht, wie schonungslos gerade hier der Krieg jetzt wüthet. Alles, was eine Gegend nur verschönern kann, malerisch geformte Hügel, üppige Weinberge, reiche Felder, hübsche Dörfer, zierliche Landhäuser, dazu die vielgekrümmte, klare Mosel, ist hier vereint. Hierzu spendet selbst das graue Alterthum noch seine großartigen Ruinen, denn dicht neben Ars sur la Moselle erheben sich die wohlerhaltenen sieben hohen Bogen der berühmten römischen Wasserleitung, die, von Drusus erbaut, in der Länge von 3400 und der Höhe von 57 Fuß der Römerstadt Divodurum, dem heutigen Metz, das Wasser zuführen sollte. Le pont du Diable nennt das Volk jetzt noch dieses großartige Bauwerk und soll eine abergläubische Furcht haben, es zu zerstören.

„Auf der Kuppe eines mäßig hohen Hügels, dem äußersten französischen Fort St. Quentin ziemlich nahe gegenüber, saß ich mit meinem Gefährten wohl über zwei Stunden, und wir

konnten uns gar nicht an dem reizenden Panorama, das zu unseren Füßen ausgebreitet dalag, müde sehen. Vor uns in seiner grünenden und blühenden Ebene lag das schöne, stattliche Metz mit der stolzen Kuppel seiner Kathedrale, die zu den berühmtesten Kirchen Frankreichs gezählt wird. In dem hellen Sonnenscheine und der lachenden, reichen Gegend bot die Stadt mit ihrer üppigen Umgebung an der vielarmigen Mosel den Anblick der Ruhe, des Friedens und Glückes dar — und doch, welche entsetzliche Täuschung war dies! In ihrem Innern wimmern jetzt schon über 25,000 Verwundete auf ihren Schmerzenslagern! — Wahrlich, man mußte auf Augenblicke zu vergessen suchen, was in diesem so schön und malerisch dicht vor uns liegenden Metz alles zusammengedrängt war, wenn man sich an dem Genusse dieses reizenden landschaftlichen Gemäldes erfreuen wollte! Und doch ward man stets wieder an den Krieg mit seiner wilden Zerstörungswuth gar zu sehr erinnert, denn unmittelbar neben uns war eine Batterie von vier gezogenen Zwölfpfündern hinter hohen Brustwehren errichtet. Wir konnten bei der sehr günstigen Beleuchtung an diesem Morgen übrigens mit dem Opernglase sehr gut die einzelnen französischen Kompagnien, die in der Ebene bei den Außenforts exerzirten, erkennen. Auch Heerden von weidenden Pferden und Rindern auf den Wiesen an der Mosel waren deutlich erkennbar, wie auch oben auf dem Walle des Forts St. Quentin eine Truppe Soldaten zu sehen war.

„Ungern trennten wir uns von dieser entzückenden Aussicht und gingen dann zu den großartigen Hüttenwerken von Ars sur la Moselle, die jetzt freilich still stehen, und deren Räume theils zu Lazarethen dienen, theils auch von den hier kantonirenden hessen-darmstädtischen Truppen als Quartiere benutzt werden. In Begleitung eines hessen-darmstädtischen Hauptmannes, der die Feldwachen und Vorposten inspizirte, wanderten wir jetzt zu den äußersten deutschen Posten, die auf der Chaussee, welche nach Metz führt, ausgestellt sind. Wir wollten das Ter-

rain noch weiter besichtigen und gingen wohl an die 200 Schritte über die letzten Vorposten hinweg, so daß wir einem Dorfe, welches noch von den Franzosen besetzt war, auf 1000—1100 Schritte nahe gekommen sein mochten. Ein halbes Dutzend Kugeln aus Chassepotgewehren, die plötzlich über unsere Köpfe pfiffen und in die Zweige der Pappelallee, welche hier die Straße einfaßt, einschlugen, erinnerte uns an die gefährliche Nähe des Feindes und bewog uns zur Umkehr. Alle Straßen sind hier übrigens mit Verhauen gesperrt, tief aufgeworfene Gräben zur verdeckten Aufstellung der Schützen ziehen sich durch die ganze Gegend, in einzelnen Häusern sind Schießscharten in die Mauern gebrochen, spanische Reiter sind überall aufgestellt und die auf günstigen Positionen aufgefahrenen schweren zwölfpfündigen Geschütze bestreichen alle Straßen; kurz, ein Durchbruch der Franzosen, selbst wenn solcher mit dem Muthe der Verzweiflung versucht werden sollte, ist kaum denkbar. Auch die Eisenbahnbrücke, die hier über die Mosel führt, besahen wir. Hier sind ebenfalls hohe Verschanzungen aufgeführt, zu deren Bau man die Schienen der Eisenbahn mit benutzte, so daß Reihen von zwei bis drei Schienen, hinter einander gelegt, sich über Manneshöhe erheben, und man mit voller Wahrheit sagen kann, daß Metz hier mit einem eisernen Walle von der übrigen Welt abgeschnitten wurde. Wir gingen auch hier einige Hundert Schritte über unsere äußersten Vorposten, ohne weiter etwas vom Feinde zu gewahren oder von ihm mit Kugeln belästigt zu werden."

Mehr noch als die früheren Siege wurde der Sieg von Gravelotte in der Heimath gefeiert. Aber in die Freude über den entscheidenden Preis dieses Tages mischte sich auch tiefe Trauer um die gefallenen Söhne des Vaterlandes. Diesem Schmerz gab Freiligrath in einem Gedichte „Die Trompete von Gravelotte" einen sinnigen Ausdruck. Den Impuls zu dem Gedicht empfing Freiligrath aus einem Bericht des Grafen von Schmettau, Befehlshaber des 7. Kürassier-Regiments, das von

den Franzosen „das Regiment der weißen Kürassiere des Herrn von Bismarck“ genannt wurde. Er berichtet über die ihm gestellte Aufgabe, die französische Infanterie in einer dichten Waldstelle zu durchbrechen, und über die glänzende Durchführung dieser Aufgabe, die seinem Regiment 206 Mann und dem an derselben betheiligten, von dem Oberst-Lieutenant von der Dollen geführten Ulanen-Regiment fast eben so viele Mannschaften kostete. „Oberst von Voigt-Rhetz“, heißt es in dem Bericht, „kam zu unserm hochverehrten Brigade-Commandeur v. Bredow, den wir bei jeder Gelegenheit vorangesehen, und sagte: „Der commandirende General hat mit dem General von Rheinbaben (Commandirender der Cavallerie-Division) verabredet, daß Sie am Walde durchbrechen müssen, und Sie stehen noch ruhig hier?“. General v. Bredow antwortete: „Ich soll hier im Walde die Infanterie durchbrechen?“ „Ja wohl“, war die Antwort, „wir können nicht an den Wald heran kommen, das Schicksal der Schlacht hängt davon ab, daß Alles aufgeräumt werde, was längs des Waldes steht. Sie müssen attaquiren und zwar auf das Energischste.“ Wir formirten zwei Treffen, das Kürassier-Regiment auf dem linken Flügel am Waldessaum entlang, das Ulanen-Regiment auf dem rechten Flügel, 100 Schritt zurück. Unser braver General mit seinem Stabe (vier Offiziere, von denen er drei verlor) ungefähr mit den Kürassieren in gleicher Höhe. Die erste feindliche Batterie wurde nur mit zwei Geschützen fertig zum Feuern, und wir waren drin. Die Ehre, den Commandeur zu holen, konnte ich keinem Andern überlassen, und ich glaube, ich habe ihn gefunden. Es war mir sehr klar, daß es sich bei diesem Todesritt nicht darum handelte, Trophäen heimzubringen, sondern Alles nieder zu werfen, was noch zwischen Wald und Chaussee sich stehend befand. In der Batterie war Alles niedergehauen, und so ging es in rasendem Jagen auf eine Infanteriecolonne, die niedergeritten und niedergehauen wurde, nachdem sie durchbrochen, uns Schüsse nachschickte. Jetzt war das Regiment

schon mit den Ulanen zusammengeschlossen. Eine zweite Batterie wurde attaquirt, herunter gehauen, was nicht floh, und mit diesem fliehenden Theile ging es auf eine zweite Infanteriecolonne. Kurz ehe sie erreicht, schwenkten aus einer Waldlücke zwei Escadrons französischer Kürassiere in die Lücken des nur noch kleinen Häufleins, und nachdem die letzte Colonne Infanterie übergeritten, schwenkte das Häuflein nun pêle mêle mit den französischen Kürassieren und den Ulanen rechts ab und jagte zurück. Vor der Batterie erhielt ich zwei Schuß, die den Helm durchbohrten, ohne mich ernstlich zu berühren. Der Adjutant, von zwei Kugeln getroffen, stürzte vom Pferde; der eine Trompeter herunter geschossen, das Pferd des andern verwundet, sprach ich noch eine Weile mit dem Rittmeister Heißler, bis auch er fiel. Eine Weile war Lieutenant Campbell an meiner Seite, bis man ihm übel mitspielte beim Versuche, die Standarte den französischen Kürassieren zu entreißen, die er mit der linken Hand erfaßt hatte. Einige Kürassiere hieben ihn wieder heraus. Nie werde ich es vergessen, wie ich, ungefähr an der Stelle, von der wir ausgeritten — ein Ritt von einer viertel deutschen Meile — dem ersten Trompeter, den ich fand, das Regimentssignal zu blasen befahl. Die Trompete war durchschossen, und es kam ein Ton heraus, der mir durch Mark und Bein ging. Auf meinen Ruf fanden sich von 11 Zügen (5 waren detachirt gewesen) noch 3 zusammen. Ein traurig ernstes Bivouak, was folgte."

Das Freiligrathsche Gedicht lautet:

„Sie haben Tod und Verderben gespie'n;
Wir haben es nicht gelitten.
Zwei Kolonnen Fußvolk, zwei Batterien,
Wir haben sie niedergeritten.

Die Säbel geschwungen, die Zäume verhängt,
Tief die Lanzen und hoch die Fahnen,
So haben wir sie zusammen gesprengt, —
Kürassiere wir und Ulanen.

Doch ein Blutritt war es, ein Todesritt;
Wohl wichen sie unsern Hieben,
Doch von zwei Regimentern, was ritt und was stritt,
Unser zweiter Mann ist geblieben.

Die Brust durchschossen, die Stirn zerklafft,
So lagen sie bleich auf dem Rasen,
In der Kraft, in der Jugend dahingerafft —
Nun, Trompeter, zum Sammeln geblasen!

Und er nahm' die Trompet', und er hauchte hinein;
Da — die muthig mit schmetterndem Grimme
Uns geführt in den herrlichen Kampf hinein —
Der Trompete versagte die Stimme!

Nur ein klanglos Wimmern, ein Schrei voll Schmerz
Entquoll dem metallenen Munde;
Eine Kugel hatte durchlöchert ihr Erz —
Um die Todten klagte die wunde!

Um die Tapfern, die Treuen, die Wacht am Rhein,
Um die Brüder, die heute gefallen, —
Um sie alle, es ging uns durch Mark und Bein,
Erhub sie gebrochenes Lallen.

Und nun kam die Nacht, und wir ritten hindann;
Rundum die Wachtfeuer lohten;
Die Rosse schnoben, der Regen rann —
Und wir dachten der Todten, der Todten! —"

Ja, auch das Vaterland wird der Helden nicht vergessen, die so Ruhmreiches und Entscheidendes vollbringen halfen! Der halben französischen Armee war jetzt der Weg nach Chalons unwiderruflich verlegt. Es war nun abzuwarten, ob Bazaine Versuche machen würde, den Gürtel, den eine Streitmacht von 180,000 Deutschen um Metz gelegt hatte und der mit jedem Tage fester ward, zu durchbrechen. Das Obercommando über das Cernirungsheer (bestehend aus der I. Armee und aus Theilen der II. Armee) führte der Prinz Friedrich Karl. Bazaine's Heer ward nach Abzug der Verluste, die er in den drei heißen Tagen erlitten, und die stärker waren als die Verluste der Deutschen, noch auf 100,000 Mann geschätzt; es war aber auch bekannt, daß sich eine starke Besatzung in

den Forts befand. Später stellte sich heraus, daß die Gesammtstärke der Feindesmacht, die sich in den Forts und in dem von den Forts gedeckten Lager vor Metz befand, bedeutender war, als man vermuthet hatte.

Die Ursachen der französischen Niederlagen.

Sechs Schlachten — sechs Siege für das deutsche Heer in einem Zeitraum von zwei Wochen! — So weit von den Franzosen zugegeben wurde, daß sie geschlagen worden seien, ward die Ursach in der Ueberzahl der Deutschen gesucht, und man stellte für diese Behauptung Zahlenangaben auf, wie sie der Wirklichkeit nicht entsprachen. Ueber die Stärke der gegnerischen Heere in der Schlacht von Wörth ist oben Näheres schon gesagt worden. Wie bei Wörth, bei Weißenburg und auf dem Spicherer Berge das numerische Uebergewicht der Deutschen durch die außerordentlich günstige Stellung der Franzosen doppelt und dreifach aufgewogen wurde, so war es auch in den drei Schlachten vor Metz. Aus den vortrefflichsten Stellungen vertrieben, suchte Bazaine mit seinem Heere schließlich jedesmal Schutz unter den Kanonen von Metz, um dann sagen zu können, „der Feind sei von ihm ernstlich zurückgewiesen worden!“ — In der Schlacht bei Gravelotte zählte das deutsche Heer (die I. und II. Armee) 270,000, das französische Heer 210,000 Mann. Die Stellung der Franzosen auf dem Höhenzuge bei Gravelotte war aber eine der günstigsten, die je ein Heer inne gehabt hat! Solcher Art mochten die Stellungen gewesen sein, die Fabius einst dem gefürchteten Hannibal gegenüber mehrmals eingenommen hatte, und gegen die Hannibal nicht einmal einen Angriff wagte. Die Deutschen aber wagten unter den für sie schwierigsten Verhältnissen den Angriff und siegten! Und wie kam es denn, daß das bei Mars la Tour kämpfende

gegen 200,000 Mann starke französische Heer acht Stunden lang sich vergebens mühte, die nur 45,000 Mann zählende deutsche Heeresmacht zu überwältigen?

Der Grund der Niederlagen, dies stellte sich jetzt schon heraus, liegt nicht da, wo französische Eitelkeit ihn sucht. Um den Kampfesmuth anzustacheln, hatte Ollivier gesagt, es gebe Zeiten, in denen sich des Volkes innerstes Wesen enthülle. Nun, die Kriegsführung sollte das Ihre dazu beitragen, vorläufig anderen Völkern Gelegenheit zu geben, tiefere Blicke in die Zustände des französischen Staatslebens zu thun, als dies seit längerer Zeit möglich gewesen war; ein großer Theil künstlichen Scheines, der über verkommenes Wesen ausgebreitet worden war, sollte als solcher erkannt werden! —

In einem seiner in der „Allg. Ztg." unter dem Titel „Material zur Völkerpsychologie" veröffentlichten Artikel sagt Ludwig Bamberger: „Es heißt, der Krieg sei (französischerseits) begonnen worden ohne genügende Vorbereitung, und Niemand erklärt sich das Räthsel, wieso gerade diejenige Voraussetzung, welche nothwendig Jeder für die bestimmende Triebfeder zum französischen Angriff hielt, die endlich vollendete Kriegsbereitschaft nämlich, sich als nichtig erweisen konnte. Aber auch diese Frage braucht nur richtig gestellt zu werden, um ihre richtige Beantwortung zu finden. Es ist ein Irrthum, daß die Rüstungen nicht vollendet gewesen seien. Sie waren so weit gediehen, wie sie bei dem obwaltenden Schlendrian und Leichtsinn oben und unten überhaupt gedeihen konnten. Es war nicht die Zeit, die gefehlt hatte. Ein Jahr und zwei später hätte man sich wahrscheinlich bei fortdauernden Kriegsabsichten nicht besser gerüstet gefunden als im Juli 1870. Es waren gezogene Kanonen und Chassepots genug für die ganze Armee vorhanden, Mitrailleusen in großer Zahl, die Truppen, welche bei Ausbruch des Krieges ins Feld rückten, und die wir nach Gefangenen und Todten auf wenigstens 500,000 Mann berechnen können, erreichten das Effectiv von

allen früher für diesen Fall aufgestellten Ziffern, die für das erste Kriegsaufgebot nie mehr als 635,000 Mann auf dem Papier ergaben. Die Mobilgarde war nicht vorbereitet, weil der ganze Plan überhaupt ins Wasser gefallen und vor dem Massenaufgebot nie wieder zu beleben war. Nicht Mangel an Zeit, sondern Mangel an Ernst, Arbeit und Gewissenhaftigkeit in der Ausführung waren die organischen Gebrechen, an welchen die ganze Heeresleitung laborirte. Der frivole Leichtsinn, mit welchem die herrschenden Klassen in den Krieg gingen, zog sich durch die Reihen aller Betheiligten, vom obersten Generalstabschef bis zum lumpigsten Börsenspeculanten, welcher in die Marseillaise mit einstimmte. Was die preußische Kriegsführung so über die Maßen auszeichnet, das ruhelose Verfolgen jeder Aufgabe in ihre geringste Einzelheit, das Zuendedenken jedes Vorhabens bis in den letzten Stift der dazu nöthigen Anstalten, das gewissenhafte Nachsehen und Selbstsorgen, mit dem Hoch und Niedrig sich Tag und Nacht abquält, wobei jeder nur auf sich zählt und darum so felsenfest auf den andern zählen kann, mit einem Wort, das Mark und Bein durchdringende Pflichtgefühl war dort ungefähr in sein Gegentheil umgekehrt. Der Leichtsinn, die Lebsucht, die Unwissenheit und besonders die Verachtung des Feindes im Bunde mit der Selbstverherrlichung bettete Groß wie Klein auch bei halber Arbeit auf bequeme Ruhepolster. Der Kaiser, ein phlegmatischer, ermatteter Lebemann, verließ sich auf seinen Kriegsminister, dieser auf seine Bureauchefs und so fort herab bis zum Unterintendanten jedes Regiments. Nicht das Material fehlte, sondern die richtige Handhabung; nicht von unten fehlte es, sondern von oben. Und auch dieser Umstand verdient mit in Betracht gezogen zu werden, wenn die Frage nach der Verantwortlichkeit für den Angriff gestellt wird. Aus allem, was wir bereits gesammelt haben, wie aus dem, was wir noch sammeln werden, ergibt sich nach und nach, daß es vorzugsweise die oberen und mittleren Schichten der Gesellschaft waren, welche

das Unselige verschuldet haben. Nicht das Volk der Massen war vom Wahn der nationalen Eifer- und Ruhmsucht ergriffen. Es folgte nur dem Impuls, der ihm von oben gegeben wurde. Vor allen Dingen dem göttlichen Paris, das ist: den geräuschvollen, schreienden, ruhmredigen, eitlen, emotionsbedürftigen und tonangebenden Schaaren seines zeitungschreibenden und zeitunglesenden Publikums. Diese schlossen aus dem Auftreten der Regierung: man sei fertig, „qu'on était prêt," wie die Formel lautete, und freuten sich auf die großen Illuminationen, die siegreichen Einzüge der von Berlin heimkehrenden Soldaten. Die Provinzialstädte folgten Paris, und was der Bauer denken soll, muß erst der Präfect ihm sagen. Gerade in der Armee war verhältnißmäßig der Glaube an den leichten Sieg am wenigsten vertreten. General Trochu, zu seiner Ehre sei es gesagt, war außer sich über die Kriegserklärung; er schrie so zu sagen auf offener Straße: dieser Krieg sei ein wahnsinniges Verbrechen! Und noch manche Stimme lautete bang und mißbilligend in den Reihen der Offiziere. Die Masse der Soldaten war nicht begeistert bei ihrem Auszuge. In den Straßen, namentlich an den Bahnhöfen, sah man sie matt und müde herumlungern und lagern, und die Völlerei, welche seitdem eine so auffallende Erscheinung in den Reihen der Armee dieses sonst so mäßigen Volkes ward, zeigte sich von der ersten Stunde an. Karl Vogt ist nicht verdächtig, den Franzosen zu nahe zu treten, sein Zeugniß also, wenn es gegen die Franzosen geht, ist classisch. Und auch er sagt uns, daß die Berichte über massenhafte Völlerei in ihrer Armee ihm von allen Seiten zu Ohren gekommen. Auch mag er recht haben, wenn er dies als einen Beweis anführt, daß der gemeine Soldat nicht willig ins Feld zog. Man mußte, meint er, denselben erst betrunken machen. Jedenfalls ist ihm in beiden Punkten beizustimmen, daß Völlerei und Kriegsunlust in diesen Reihen vielfach vorkamen, ob in dem Zusammenhang, den er angibt, stehe dahin. Ueberall in den östlichen Provinzen erzählen die

Bewohner von dem maßlosen Saufen, dem sich der französische Troupier beim Auszug hingab, und zu dem ihn die wohlhabende Bevölkerung durch endlose Spenden stimulirte. Im Elsaß hört' ich aus unverdächtigem Munde, daß namentlich die Pfarrer sich an solchen berauschenden Liebesgaben überboten. Und auch in Paris ist durch mehrere strenge Tagesbefehle die Thatsache der rottenweise vorkommenden Betrunkenheit im Dienste constatirt. Sonderbarer, aber bezeichnender Weise war von dem Laster, dem sonst die Germanen so viel mehr ergeben sind, den ganzen Krieg hindurch im deutschen Heere nichts zu entdecken, und zwar obgleich unsere vielfach nur an Bier oder höchstens an sauren weißen Wein gewöhnten Soldaten in das Land kamen, wo die Keller, angefüllt mit den edelsten Gewächsen aus Burgund und Bordeaux, oft gewaltsam erbrochen werden mußten. Ich habe während des Krieges, mit Ausnahme eines einzigen Mannes, niemals einen betrunkenen deutschen Soldaten gesehen.

„Und für die zweite Annahme, daß der gemeine Mann nicht mit Leib und Seele für den Kampf war, spricht der Gang des Feldzugs Anfangs August. Die Franzosen kämpften tapfer bei Weißenburg, Wörth, Spichern. Aber die Schnelligkeit, Auflösung und Unaufhaltsamkeit der Rückzüge bis Metz und Châlons waren ohne eine gewisse Demoralisation in den Massen nicht erklärlich, standen nicht im Verhältniß zur erlittenen Einbuße und Verfolgung. Man versteht sie nur, wenn man von Augenzeugen die Beschreibung der Flucht nach dem Treffen bei Wörth vernimmt; wie die Regimenter im bunten Knäuel, den blassen Schrecken auf den Gesichtern, durch die Straßen von Hagenau sich zurückwälzten, und der Ruf: „les Prussiens, les Prussiens!“ gleich flammenden Geißelhieben ihnen vor- und nachjagte.“

Eine in Brüssel erschienene, von einem Belgier verfaßte Broschüre über den deutsch-französischen Krieg berührt ausschließlich nur die militärische Seite dieser Frage.

„Woher“, heißt es in derselben in Bezug auf die französischen Niederlagen, „woher kommt dieser plötzliche Bruch eines Militärgebäudes, welches so fest gegründet schien? — Die Idee der gezogenen Geschütze und Mitrailleusen entstammt der französischen Armee; ihr gehört das Chassepotgewehr an, dessen Ueberlegenheit die preußische Armee anerkennt; die französische Armee besaß eine ritterliche und anscheinend unerschöpfliche Cavallerie; die französische Marine erfand das Panzerschiff mit Sporn — und doch ist die französische Marine zur Unthätigkeit verdammt. Wo liegt der organische Fehler? — In der Routine.

„Man hat nicht genügend beachtet, daß der Gebrauch der neuen Waffen eine vollständige Umformung der Strategie und Taktik bedinge, und man hat nach dieser Richtung hin in Frankreich nicht consequent gearbeitet. Die französische Armee hat selbst zu ihren Schicksalsschlägen beigetragen, weil sie ihre gezogenen Geschütze, ihr Chassepotgewehr, ihre Cavallerie nicht zweckmäßig zu gebrauchen verstand. Hat man sich mit der Vervollkommnung der früheren Schöpfungen beschäftigt? Hat man sich z. B. gefragt, ob sich die Fortifikation, mehr noch als der Feldkrieg, der neuen Artillerie accommodiren müsse? Der Zustand der Befestigungen von Straßburg und Paris beweist, daß Nichts vorhergesehen worden.

„Die schöne französische Armee befand sich 1870 gegenüber der preußischen Armee, wie letztere sich 1806 gegenüber der Napoleon's I. befand, wie sich die Armeen Ludwig's XV. gegenüber den Armeen Friedrich's des Großen befanden. Alles, was Napoleon an militärischen Lehren hinterlassen, wird heutzutage von den Preußen ins Werk gesetzt unter Berücksichtigung des Fortschritts der Bewaffnung. Die französische Routine hat an dem reinen und unveränderten Systeme Vauban's festgehalten, ohne sich die Frage vorzulegen, was der große Ingenieur gethan haben würde, hätte er sich gegen gezogene Geschütze vertheidigen müssen. Höchstens haben in den letzten Jahren

einige Männer einzelne tactische Gegenstände theoretisch behandelt — über die Strategie, die Organisation der Armee verbreitete man sich so gut wie gar nicht.

„Man rechnete auf die Tapferkeit der Soldaten, die Unerschrockenheit der Offiziere; die Routine sollte Alles ausgleichen. Der absolute Mangel an ernster Arbeit, die Ungeeignetheit des Generalstabes als organisatorisches Element und als strategischer Leiter, die Ungeschicklichkeit einzelner Chefs, das Alles bestand seit Jahren.

„Die Organisation der preußischen Armee hat gesiegt und mußte siegen, weil man mittelst anhaltender und gründlicher Arbeit sich über vulgäre Betrachtungen erhoben, und weil man mittelst der Arbeiten über Strategie und Taktik den wahrhaftigen neuen Gebrauch der verschiedenen Waffen gefunden und zur Anwendung gebracht. Die deutsche Armee hat studirt, sie denkt, sie trifft Fürsorge. Die Gefechtstage sind nicht der Gegenstand der ausschließlichen Fürsorge, sie bilden nur Theile eines Ganzen. In die Zeit zwischen den einzelnen Schlachten fallen die wichtigen Tage. Die deutsche Armee verdankt ihre Ueberlegenheit der vollkommenen Bildung ihres Generalstabes. Die gute Benutzung strategischer Combinationen überragt alle taktischen Combinationen, und der Feldzug von 1870 hat gezeigt, daß die sichersten Garantien des Erfolges in der freien Action eines tüchtigen und machtvollen Generalstabes ruhen. Der Cavallerie gebührt die hauptsächlichste Rolle an den Tagen, welche die Schlachten von einander scheiden. Diese Rolle ist wesentlich strategischer Natur und steht in engster Beziehung mit der Arbeitsthätigkeit, welche die Chefs der Armeen umgiebt. Der preußischen Armee, welche alles beherzigte, was in dieser Hinsicht die brillantesten Campagnen des Kaiserreichs aufzuweisen haben, gebührt die Ehre, unter den Bedingungen der neuen Bewaffnung das vortrefflichste Mittel für den Gebrauch großer Massen von Cavallerie in Scene gesetzt zu haben, denn es handelt sich hier nicht um kleine Detachements von Eclaireurs,

die Zahl derselben entscheidet. — Einige Cavallerie-Offiziere waren von der Wichtigkeit ihrer Waffe trotz der Heftigkeit des neueren Feuergefechts überzeugt, es handelte sich nur um das System, dieselbe in Praxis hervortreten zu lassen. Alle Ehre hierfür gebührt dem preußischen Generalstabe und der deutschen Cavallerie."

Wie schon diese Urtheile wohlerfahrener Männer es erweisen, sollte das obenbezeichnete Wort Ollivier's in anderer Weise, als er es gemeint, Bedeutung gewinnen.

Aus den blutigen Furchen der Schlachttage stieg der Segen ernster Völkerlehre auf.

Doch waren die Franzosen noch weit davon entfernt, die ihnen vom Geschick dargebotenen Lehren willig aufzunehmen. Hochmuth und Verblendung hatten sie in den Kampf hineingetrieben, Hochmuth und Verblendung hielten ihren Blick umfangen, ihr Ohr der Stimme der Belehrung verschlossen, so daß für sie das Wort zutraf: Sie haben Augen und sehen nicht, sie haben Ohren und hören nicht! —

So mußte das Geschick, das über sie hereingebrochen war, sich weiter vollziehen.

Wollte Deutschland dem Volke der Franzosen gegenüber die Rolle eines Richters, eines Rächers begangener Uebelthaten spielen? Wahrlich nicht! — Es stand nur im Kampfe der Abwehr; aber die Ergebnisse dieses Kampfes gestalteten sich erkennbar mit jedem Tage mehr in der Hand der Vorsehung zu Vollstreckungen eines Gerichts über ein Volk, dessen Maß der Schuld gerüttelt und geschüttelt voll war.

Das ist das Erschütternde in dem Riesenkampfe, bei dessen Eröffnung Napoleon vermessen auf „das Auge des Weltalls" hingewiesen hatte, und dessen Fortgang alle Völker der Erde mit steigender Spannung begleiteten, daß hier klarer denn jemals in Völkergeschicken das Walten einer höheren Hand wahrzunehmen ist, und wiederum erregt auch der Hinblick auf dieses erkennbare Walten die Hoffnung, daß aus der Saat von

Blut und Thränen, die der von der einen Seite freventlich aufgedrungene, von der andern Seite aus bitterer Nothwendigkeit angenommene Krieg über einen großen Theil der Menschheit gebracht hat, schließlich eine geläuterte, in ihrer Anwendung die Wunden heilende und den Deutschen wie den Franzosen Segen bringende Erkenntniß über die wahren Grundlagen der Volkswohlfahrt aufsteigen werde.

Paris nach den Tagen von Metz.

Ein bedeutungsvolles, aus dem grauesten Alterthum bis in die Gegenwart hineintönendes Wort lautet: „Der Teufel ist der Lügner von Anbeginn." Wem das bisher ein leerer Schall gewesen wäre, dem könnten die Vorgänge in Paris während der Schlachten bei Metz und gleich nach denselben Stoff zu fruchtbaren Betrachtungen über den tiefen Sinn jenes Wortes bieten, zumal wenn er zugleich die eine bedeutungsvolle physiologische Wahrheit als Kern in sich bergende und uns ebenfalls von der Weisheit des Alterthums überlieferte Sage vom Satanas mit in Betracht zöge, nach der derselbe ein hochbegabter Engel gewesen, den frecher Hochmuth gestürzt, und der seitdem alle seine Gaben und Kräfte in den Dienst der Zerstörung gestellt habe. Die Erkenntniß der Natur der Einzelnen leitet über zur Erkenntniß der Natur der Völker, die Einzelvorgänge der Gegenwart in der Völkergeschichte geben sowohl Licht über Vorgänge der Vergangenheit, als auch diese wiederum Licht auf gegenwärtige Erscheinungen des Völkerlebens werfen und ihre Bedeutung dem Blick erschließen. Was Anderes wollen Ausspruch und Sage ausdrücken als die Wahrheit: „Nichts verwüstet der Menschen Seelen mehr als Lüge und Hochmuth!" — In dem Maße die Seele durch Lüge und Hochmuth getrübt ist, in dem Maße spiegeln sich in ihr alle Dinge

und Vorgänge in falschen Bildern ab, und in gleichem Maße wiederum nimmt sie in ihren Handlungen und Aeußerungen eine mit den Wesenheiten in Widerspruch stehende falsche Stellung zu ihnen. Hat ein derartiger Seelenzustand in einem Volke einen gewissen Höhengrad erreicht, so ist Rettung nicht mehr möglich — der Vollendung des innern Ruins folgt der äußere Verfall.

Und gerade die Pariser Vorgänge in jenen Tagen zeigen es deutlicher als alles bisher Vorgeführte, auf welch' einer abschüssigen Bahn Frankreich sich bereits befindet. Allen Völkern Europas war es gar nicht mehr zweifelhaft, daß Bazaine hintereinander drei Schlachten verloren hatte, daß er in Metz eingeschlossen war — in dem nahen und an der Sache doch zumeist betheiligten Paris galt es noch immer als unzweifelhaft, daß Bazaine's Verluste Siege, daß den Deutschen vernichtende Niederlagen beigebracht seien.

Unerhörter Zustand! Doch sehen wir uns die Vorgänge an, die da zeigen werden, wie die Einen absichtlich logen, die Andern belogen sein wollten, die Dritten endlich den offiziellen Lug und Trug wohl als solchen erkannten, aber nicht mit dem erleuchteten Blicke des Wahrheitssinnes, vielmehr nur mit dem geschärften Blicke des Hasses gegen die Regierenden.

In einem Bericht über die Sitzung des gesetzgebenden Körpers am 16. August heißt es: „Herr Keller beantragt, daß die Kammer sich in Permanenz erkläre und jede andere Berathung suspendire, bis Nachrichten von der Armee eingetroffen sind. „Wir wären Byzantiner, wenn wir in diesem Augenblick den Muth hätten, Debatten zu führen." — Kriegsminister Palikao: „Es hat nicht eine eigentliche Schlacht, sondern es haben nur partielle Kämpfe stattgefunden. Die Preußen haben keine große Schlappe erlitten; aber sie sind gezwungen worden, die Rückzugslinie der französischen Armee frei zu lassen. Es geht das aus den Berichten der Gensd'armerie hervor, welche zuverlässig sind, wenn sie auch keinen offiziellen Character

tragen. Ich bitte die Kammern, Vertrauen in das Heer zu setzen; wir stellen in diesem Augenblicke eine neue und furchtbare Armee her, welche dem Marschall Bazaine, der der wahre und einzige Obergeneral der Rheinarmee ist, zu mächtiger Verstärkung dienen wird.“ (Beifall).

Im Senat verliest Herr Rouher den von dem Kriegsminister in dem andern Hause citirten Rapport der Gensd'armerie, dem zufolge die Preußen nach einem ziemlich lebhaften Kampfe gewungen worden wären, sich nach Commercy zurückzuziehen und den Versuch, die Verbindung der französischen Armeecorps zu durchstechen, aufzugeben.“

In einem Bericht vom 16. August giebt die „France“ das rasche Vorgehen der Preußen zu, versichert aber, daß das Vertrauen in militärischen Kreisen steige, und fügt hinzu: „Man billigt es, daß der Marschall Bazaine die Zeit zu Hülfe nimmt, und während er seine Actionsmittel anhäuft, den Feind täglich weiter von der Basis seiner Operationen und Verpflegung engagirt. In der That scheinen die Eindringlinge bereits große Schwierigkeiten auf ihrem Marsche zu finden, und Krankheiten verbreiten sich in ihren Reihen. Unter diesen Verhältnissen würde eine Schlappe mehr als eine Schlappe, sie würde eine Auflösung werden. Beklagen wir es daher nicht, daß der Schlag verzögert wird, wenn dieser Verzug denselben zu einem entscheidenden macht.“ Diesen Schlag sieht der „Gaulois“ mit „Sicherheit“ voraus: „drei Tage, zwei Tage, vielleicht ein einziger Tag, und die Champagne wird wieder für Frankreich wie für Preußen das Schlachtfeld von 1792 sein, ruhmreichen Angedenkens, nur mit dem Unterschiede, daß die Niederlage des Feindes diesmal viel schrecklicher sein wird!“ —

Der Tag der Rache ist nahe! Aber wie, wenn die Regierung sich etwa dazu verleiten ließe, einen „übereilten“ Frieden zu schließen! Das wäre entsetzlich! Doch es ist schon Einer da, der schleunigst das Erforderliche thun wird, damit das Land vor einer solchen Schmach bewahrt bleibe. Die Zeitungen bringen

die Nachricht, der Abgeordnete Buffet werde das Cabinet interpelliren und von demselben verlangen, daß es niemals verhandeln wolle, so lange noch ein Feind auf französischem Boden stehe! — Das ist die Tonart, die den Franzosen am besten behagt, und wenn diese erklingt, wird es nie an Stimmen fehlen, „die noch weiter gehen!“ — Eine solche Stimme ließ sich sofort in „Le Peuple Français“ vernehmen, also lautend: „Diese Zusage ist im Voraus gewiß; ein Ministerium, das an Friedensverhandlungen dächte, so lange die Preußen noch nicht von französischem Gebiete verjagt sind, würde öffentlich gebrandmarkt und in Anklagezustand versetzt werden. Das Cabinet Palikao ist vor Verdacht solcher Art gesichert. Wir gehen aber noch weiter als Herr Buffet und dessen Freunde, wir erklären nicht blos, daß Frankreich mit den Eindringlingen nicht verhandeln wird, sondern noch mehr, daß es nur als Sieger verhandeln und den Frieden nur in Deutschland unterzeichnen kann. Nachdem der Preuße vertrieben, muß er verfolgt, klein gemacht und zu Entschädigungen für die Vergangenheit, zu Bürgschaften für die Zukunft gezwungen werden. Wie? Unsere Festungen Straßburg, Metz, Pfalzburg, Thionville sollten den Feind vor ihren Mauern gesehen haben, und wir sollten den Besuch nicht in Mainz erwiedern, dieser preußischen Frechheit, die ein französisches Thal beherrscht? Der König von Preußen sollte sich erlaubt haben, dem Elsaß und Lothringen Gouverneurs ernannt zu haben, und wir sollten nicht hingehen und unsere Präfecten in Aachen und Koblenz einsetzen? Die entscheidende Schlacht wird nicht bei Chalons, nicht bei Paris, sondern zwischen Rhein und Spree geschlagen, dort wird die französische Nation den Frieden, den glorreichen Frieden suchen, der uns das Centrum der Gravitation Europas zurückgeben wird, das einen Augenblick zu Gunsten der eroberungslustigen Barbaren abgeirrt hat.“

Es ist offenbar: die Noth der Deutschen wächst. Der „Gaulois“ erzählt, Graf Bismarck habe „die Hülfe Abdelkaders gegen Frankreich verlangt!“ Und er fügt schadenfroh

hinzu, Abdelkader habe geantwortet, eher würden die arabischen Stuten ihre Mähnen und Schwänze verlieren, als daß er dem Kaiser undankbar werden würde. —

Von dem „Figaro“ ist bereits eine Nationalsubscription ausgeschrieben worden, um — Mac Mahon einen Ehrendegen zu verehren; das Blatt kündigt am 19. August an, daß bis zu diesem Tage 10,096 Francs gezeichnet worden seien.

In den Tagen vom 16. bis 20. August wurde von mehreren Zeitungen das Thema variirt: Da Bazaine den Deutschen ernstliche Niederlagen beigebracht, er sich dennoch aber, wie es nun wohl der Fall zu sein scheint, wieder auf Metz zurückgezogen hat, so muß er doch dazu seine wohlüberlegten Gründe haben! — Durch die „Patrie“ ließ die Regierung dem Volke geheimnißvoll zuraunen: „Wie, könnte es nicht gar mit unserm Kriegsplane zusammenhängen, den Feind bis vor Paris kommen zu lassen?“ — —

Der „Gaulois“ vom 19. August verkündete mit mächtiger Schrift an der Spitze dieser Nummer zwei große Siege, die Schlacht von Doncourt und die Schlacht von Gravelotte, beide an einem und demselben Tage erfochten! Dieselbe Nummer ist reich an characteristischen Mittheilungen, aus denen wir einige herausheben:

„Die Depeschen, welche man so eben gelesen hat, bestätigen das, was wir seit einigen Tagen voraussagten, und Gott weiß es, daß unser Herz voller Freude darüber ist, daß wir uns nicht getäuscht haben. Wir nehmen also jetzt Revanche für die ersten Niederlagen. Das mußte geschehen.

„Das Corps des Prinzen Friedrich Karl ist dasjenige, welches die Preußen die 2. Rheinarmee nennen. Diese Armee zählt wenigstens 250,000 Mann und besteht aus den vier ersten Armee-Corps (Ostpreußen, Pommern, Brandenburg, Thüringen), dem neunten (Schleswig-Holstein), dem 12. (Sachsen), der Division von Hessen-Darmstadt, der Infanterie-Division des General Kummer, welche in Friedenszeiten die

Garnison von Mainz bildet, und der ersten, zweiten, vierten, zehnten und zwölften Cavallerie-Division. Sie zählt 197 Bataillone, 152 Escadrons und 110 Batterien mit 660 Kanonen.

„Der General Steinmetz führt die erste oder Saar-Armee. Diese Armee besteht aus dem 7. und 8. Corps (Westphalen und Rheinprovinz), aus der 4. Cavallerie-Division (Brandenburg). Im Ganzen 50 Bataillone und 48 Schwadronen, ferner 31 Batterien Feld-Artillerie mit 186 Kanonen. Ihr Bestand ist 70,000 Mann.

„Mehrere nicht officielle Depeschen melden, daß die beiden feindlichen Armeen vollzählig waren. Wir haben also gegen 320,000 Mann gekämpft, und wir haben gesiegt, während wir im Begriff waren, unsern Rückzug zu bewerkstelligen!

„Eine andere Depesche theilt mit, daß der Prinz Friedrich Karl ziemlich schwer verwundet sei; eine Amputation wäre für nöthig erachtet.

„Jetzt können wir dreist sagen, Frankreich hat einen großen Feldherrn an der Spitze seiner Armeen. Und einer der größten Beweise, welchen wir dafür geben können, mehr noch als die siegreichen Kämpfe, ist die Ruhe des Siegers. Es ist zu bemerken, daß der Marschall Bazaine einen ganzen Tag darüber hat vergehen lassen, bevor er seinen großen Erfolg telegraphirte. Er hat sich nicht hinreißen lassen, eine gute Nachricht zu geben, sondern hat gewollt, daß bei der Bekanntmachung nichts dieselbe trüben könne. Dieser so einfache Stil im Vergleich zu dem, welcher die Einnahme von Saarbrück uns meldete, giebt uns Grund zu glauben, daß das Geschick Frankreichs sich geändert hat.

„Es bleiben noch große Schwierigkeiten zu überwinden, aber jetzt haben wir das Vertrauen zu unserem Anführer: mögen vor uns Berge von Preußen sein, wir werden wissen, sie zu beseitigen.

„Der Kampf bei Longeville ist außerordentlich mörderisch gewesen. Die preußische Armee, von unseren Truppen zurück-

geworfen, hat 16 bis 18,000 Mann verloren. Fast alle Kanonen des Feindes sind in unsere Hände gefallen. Das Feuer vom Fort Saint-Quentin hat eine große Rolle in diesem furchtbar blutigen Treffen gespielt.“

Es heiße, sagt der „Gaulois“ weiter, daß die Preußen Verstärkungen nach sich zögen. „Die preußischen commandirenden Generäle haben den Befehl gegeben, von Mainz, Köln, Koblenz, Trier und Landau und anderen befestigten Plätzen im Innern Deutschlands die in diesen Städten eingezogenen älteren Truppen zur Rheinarmee zu schicken. Dies geschieht mit einer Geschwindigkeit, welche die Preußen characterisirt, und welche gegenwärtig nur von der unsrigen übertroffen wird.“ Aber möge der Feind auch seine Heere wieder verstärken — Frankreich habe außer den Siegen um Metz einen bedeutenden moralischen Sieg errungen, da England nunmehr für die Sache Frankreichs Partei genommen habe. Dafür seien die deutlichsten Anzeichen vorhanden. Selbst die „Times“ komme zur Besinnung. „Sie erkennt an, daß das glücklichste Ereigniß für Europa jetzt ein großer Sieg (Frankreichs) sein würde, und zugleich das einzige Mittel, den Frieden zu ermöglichen! — Auch Italien rüstet 200,000 Mann!“ —

Es steht Alles vortrefflich für Frankreich. Um so mehr muß ein Schmerzensschrei an Oesterreich Verwunderung erregen, welcher lautet: „Den Fehler, welchen wir im Jahre 1866 begangen haben, als wir die Vertheidigung der deutschen Freiheit weder in die Hand zu nehmen verstanden, noch wollten, ist das wiener Cabinet seinerseits jetzt im Begriff in viel unverbesserlicherer und plumperer Weise zu begehen; denn während wir noch streiten und eine Umkehr des Glückes, welche nahe sein kann, erwarten, bleibt Oesterreich in Unthätigkeit, es ist todt und erhebt sich nicht wieder. Der Kaiser Franz Joseph wird auf diese Weise zwei große Gelegenheiten versäumen, um seinen Namen in der Geschichte Oesterreichs an die Seite seiner Ahnin Maria Theresia zu setzen. Die erste im Jahre

1866, als er nicht die Kühnheit hatte, zu Pferde zu steigen, um die zersprengten Soldaten Benedek's wieder um seine Krone zu versammeln; die zweite jetzt, wo der Weg nach Berlin frei ist, und wo 100,000 Mann, in Schlesien und Brandenburg hineingeworfen, den König Wilhelm nach seiner Hauptstadt zurückrufen und ihm einen demüthigenden Frieden auferlegen können."

Jedem Einsichtigen wird die Bedeutsamkeit des Sagenhaften in der Geschichte einleuchtend sein. Die Sage rankt sich tausendfach an der Geschichte empor; bisweilen ist die Verbindung beider eine so innige, daß die Lösung des Sagenhaften eine Entstellung des Geschichtskernes bewirkt. Der Epheu an Bäumen und Burgruinen verschönt dieselben nicht nur, er läßt auch immer noch die Grundformen der Gegenstände, denen er sich anschmiegt, erkennen. Ferner ist in Betracht zu ziehen, daß in den Sagen Gesinnung und Denkweise der Zeiten sich abspiegeln, über die sie berichten. Kein Werk der Literatur bietet uns Wahreres über den Character und die Denkweise der Griechen in ihrer ältesten Zeit als Homer's „Iliade" und „Odyssee". Unter den deutschen Sagen ragt die von Barbarossa hervor. Sie bekundet den unsterblichen Glauben des deutschen Volkes, daß seine Größe und Kraft nur zeitweise ruhe, daß sie — in dem rechten Manne — wiederkehren, daß seine Sehnsucht Befriedigung finden werde.

Aber nur bei normalen Verhältnissen entwickelt sich auf dem Boden der Wirklichkeit jenes geheimnißvolle Wundergewächs der Sage, dessen reiner und kräftigender Hauch für die jungen Geschlechter des Volkes nicht hoch genug anzuschlagen ist. Anders ist's, wo das Gleichgewicht der Kräfte in der Seele eines Volkes gestört ist, wo Unwahrhaftigkeit das Mark eines Volkes zerfressen hat. Dort tritt das Aftergewächs des Nachgemachten an die Stelle des Naturgemäßen und Naturwüchsigen. Die heut ihren Dienst verrichtende französische Feder, die sich dem Gelderwerb und dem Lügendienst geweiht hat, erfindet —

Sagen! — Sie sind plötzlich da, um einem bestimmten Tageszwecke zu dienen; sie sind mit nichten entsprungen dem heiligen Boden des unbefangenen Volksgemüths. Und wiederum sind andere der Weihe ebenfalls baare Federn da, die solche Erzeugnisse des Raffinements in die — Geschichtsannalen aufnehmen! — Wie in allen Dingen, ist auch auf diesem Gebiete Schuld und Strafe solidarisch. Das Volk **will** also belogen sein. Wer nun gelesen sein, wer namentlich in erster Linie durch seine Feder Geld gewinnen will, während ihm die sittlichen Folgen seiner Thätigkeit völlig gleichgültig sind, der **muß** lügen, ja er muß sich mühen, in der Kunst des Lügens es zu einer möglichsten Virtuosität zu bringen. Fern sei es uns, behaupten zu wollen, es seien nicht auch Federn in Frankreich vorhanden, die der Wahrheit und der Reinheit der Gesinnung huldigten. Aber sicher ist es, daß deren Erzeugnisse vom Volke in den Winkel geschoben und dem Staube überantwortet werden, daß sie also ohne Einwirkung bleiben. So gehen denn die mit Virtuosität vorgetragenen Lügen auch in die Lehrbücher über, mit denen die anwachsenden Geschlechter genährt werden. In dieser Weise wurde dem französischen Volke über das erste Kaiserreich ein glanzvolles Lügenbild vorgeführt, das zum großen Theile dazu mitwirkte, die Franzosen in steigender Hast auf falscher Bahn vorwärts zu treiben.

Ein Beispiel derartig eingeführter Lügen führt uns Ludwig Bamberger vor: „Um die Zeit, in der die Schlachten um Metz geschlagen wurden," erzählt er, „verbreitete sich eines Morgens in Paris die Nachricht: eine große preußische Truppenmasse sei von Bazaine absichtlich auf ein Terrain gelockt worden, das sich rückwärts von den Steinbrüchen von Chaumont ausdehne. Der Marschall nun habe jenes Erdreich künstlich aushöhlen und mit Balken stützen lassen. Wie nun die Preußen, nichts Arges ahnend, aufmarschirt waren, fingen die französischen Kanonen an, auf die stützenden Balken zu feuern, und im Moment stürzte die ganze preußische Truppenmasse in den Abgrund,

wo sie durch den Fall und die Kanonen zu Brei zermalmt wurden. Die Angaben der Geopferten schwanken zwischen der bescheidenen Ziffer von 20,000 und dem etwas angezweifelten Maximum von 100,000. Aber daß die Blüthe der deutschen Jugend da kläglich zu Grunde ging, ist gewiß. Die Nachricht war durch große Placate mit allen Einzelnheiten in Paris angeschlagen, und sie wird ohne Zweifel in viele historische Lehrbücher übergehen." — Selbst eine der geachtetsten der pariser Zeitungen, das „Journal des Debats", zeigte sich empfänglich für Annahme der Fabel von der Niederlage der Preußen bei Chaumont; sie brachte sie am 21. August in folgender veränderter Gestalt: „Es hat sich gestern das Gerücht verbreitet, daß bei Chaumont ein glänzender Kampf geliefert worden ist. Ein Regiment soll ganz allein drei preußischen Divisionen in Sainte Marie aux Chênes Stand gehalten haben, während die Armee des Marschall Bazaine eine Umgehung bewerkstelligte, welche es ermöglicht hat, daß der Feind mit beträchtlichem Verlust in die Steinbrüche zurückgeworfen wurde." — Und Palikao? Weshalb sollte der die sich darbietende Fährte nicht sogleich benutzen, da er Besseres nicht zu sagen wußte? Am 22. August gab er in der Kammer folgende Erklärung ab: „Die Preußen haben Gerüchte verbreitet, welche zu dem Glauben verleiten könnten, daß sie am 18. über unsere Truppen einen großen Erfolg errungen haben. Ich werde die Thatsache berichtigen. Auf Einzelnheiten kann ich leider nicht eingehen, und Sie werden meine Zurückhaltung würdigen. (Rufe: Ja wohl, ja wohl! Sehr gut!) Mehreren Mitgliedern der Kammer habe ich die Depeschen mitgetheilt, welche bestätigen, daß drei preußische Armeecorps, anstatt, wie sie sagen, einen Sieg errungen zu haben, in ihrem Kampfe gegen Marschall Bazaine nach glaubwürdigen Mittheilungen in die Steinbrüche von Chaumont zurückgeworfen worden sind." — Die Menge zog es nicht in Betracht, daß die Nachrichten, die ihr durch die Kammerberichte und durch die Presse aufgetischt wurden, voller

Widersprüche waren; sie war befriedigt, wenn ihr gesagt ward, die Feinde seien geschlagen worden, oder sie würden unfehlbar in nächster Zeit geschlagen werden. Noch am 21. August schrieb ein pariser Blatt: „Nach zuverlässigen Nachrichten gelingt es der französischen Armee ohne große Schwierigkeiten, die Rückwärtsconcentrirung auf Paris zu bewerkstelligen. Die Pläne des Generals von Moltke sind ganz und gar compromittirt, und die Preußen befinden sich in einer äußerst schwierigen Position. Die Preußen wünschen sobald als möglich eine Schlacht herbeizuführen; denn sie müssen den Feldzug in 14 Tagen zu Ende bringen. Deswegen vermehrt auch jeder Tag, welcher ohne Schlacht vorübergeht, die Wahrscheinlichkeit des Sieges für die Franzosen und vermindert die Chancen der Preußen. Währt der Krieg nur noch wenige Wochen, so sind die Preußen unfehlbar verloren. Die Nachrichten, welche uns aus Preußen zugehen, bestätigen dies vollkommen. Schon hat man Alles genommen, was überhaupt waffenfähig ist. Alle Männer bis zu vierzig Jahren sind eingezogen und nach Frankreich geworfen. In Schlesien sind die Felder verwaist, kein Mann, kein Pferd ist mehr da, Alles ist ausgehoben. Die Ernte kann nicht geschnitten werden. Niemals hat man in der Geschichte eine so entsetzliche Anspannung aller Kräfte gesehen. Eine solche übermenschliche Anstrengung kann allerdings erfolgreich sein, wenn es sich um 14 Tage handelt; dauert aber der Krieg auch nur zwei Monate, so ist eine ungeheure Niederlage das unausbleibliche Loos der Preußen." Wie übel es in Berlin bereits zugehe, bewies die „Patrie" durch folgende Nachricht: „Ein Reisender, der aus Deutschland kommt, erzählt uns folgende Geschichte, deren Augenzeuge er gewesen ist. Am Abend des 21. d. M. hatte sich eine beträchtliche Menschenmenge, Männer, Weiber und Kinder vor das Hotel des Herrn v. Bismarck in Berlin, Wilhelmstraße Nr. 44 begeben. Dort riefen diese vor Noth völlig verzweifelten Leute länger als eine Stunde beständig: „Brot! Brot!" Die Hausbeamten, welche im

Hotel wohnen, zeigten sich an den Fenstern und antworteten: „Brot? Ihr wollt Brot haben? Geht nach Paris und holt euch dort welches!“ Bei diesen unmenschlichen Worten stürzte sich die Menge gegen das Haus und zertrümmerte alle Fensterscheiben mit Steinwürfen. Es bedurfte großer Anstrengung der Polizei, um das Haus und die Straße frei zu machen. Da haben wir einen Beweis für die Annehmlichkeiten, welche der Krieg für Berlin bietet.“ Auch in München, erzählte das Blatt, seien bereits Aufstände ausgebrochen; der König, der seines Lebens kaum noch sicher sei, bedaure schon, die Interessen seines Landes mit denen Preußens verknüpft zu haben.

Aber den Parisern kamen doch die preußischen Depeschen zu Gesichte! Wohl, aber: „die Preußen lügen, um die drohenden Ausbrüche der Bevölkerung in der Heimath niederzuhalten!“ — In kleinster Schrift — unter den vermischten Nachrichten — wurden von einzelnen Zeitungen auch die preußischen Telegramme, die durch englische Blätter nach Frankreich kamen, abgedruckt. Schon dies genügte in den Augen der Bevölkerung, ihnen jeglichen Werth zu nehmen. Eine Zeitung wies darauf hin, daß in den letzten preußischen Depeschen nicht ein einziges Mal das Wort „Sieg“ vorkomme. Da sehe man, wie es stehe! — Das „Journal des Debats“ schrieb: „Wenn wir die Besiegten von Wörth und Forbach sind, so sind die Preußen, das dürfen sie nicht vergessen, die Besiegten von Gravelotte und Metz! Der Proceß schwebt noch, und wir haben zu Advokaten zwei ausgezeichnete Marschälle, die uns den Prozeß gewinnen lassen werden.“ Ein angeblich aus Berlin angelangtes Telegramm, das die pariser Zeitungen brachten, lautete: „Das für die Nahrung des Volkes bestimmte Schwarzbrot, welches früher 8 Silbergroschen kostete, kostet jetzt einen Thaler. Unruhen sind bevorstehend. Im Heere sind epidemische Krankheiten ausgebrochen.“

Und welche Haltung beobachteten denn nun die kirchlichen Blätter, die doch das Kreuz auf ihre Fahne gepflanzt hatten?

Der clericale „Monde“ hielt der Regierung eine scharfe Strafpredigt. Und doch war die Regierung stets dafür geliebkost worden, daß dem heiligen Vater eine französische Kriegsmacht zur Verfügung gestellt war! Jetzt sagte das Blatt: Statt die Vertheidigungsmittel des Landes zu vermehren und alle Finanzmittel auf dieselbe zu verwenden, habe man das Geld des Landes in der Agiotage und in kostspieligen Expeditionen vergeudet: kein einziger Minister aus den letzten zwanzig Jahren habe sich die Mühe gegeben, sich um die Aufgaben seines Ministeriums zu kümmern, und da habe man denn im entscheidenden Momente nur Dummköpfe und Schwächlinge gefunden. Der „Monde“ erblickte nun plötzlich in der Centralisation die Wurzel des Uebels; aber er verschwieg die ungeheure Mitschuld, welche gerade die ultramontane Partei an der dermaligen Lage hatte. Sie war es gewesen, welche durch die Kaiserin in Italien für legitimistische Interessen gewirkt und Frankreich um die Früchte des italienischen Krieges gebracht hatte; sie war es gewesen, welche die Franzosen in Rom „festnagelte“, wie ein ultramontaner Senator sich ausdrückte; sie war es gewesen, welche den mexikanischen Krieg als „Sühne für Italien“ eingefädelt und die Männer dazu ausgesucht hatte; sie hatte Bazaine's schandbare Thaten bemäntelt; sie hatte das „Niemals“ des Staatsministers Rouher der Welt zurufen lassen, wie sie — und der „Monde“ voran — den Krieg gegen Preußen geschürt hatte. Diese Leute — wer kann von Ultramontanen Anderes erwarten? — redeten jetzt verächtlich von ihren bisherigen Beschützern, weil sie deren Macht wanken sahen. Ganz in der Ordnung! Liebe war nicht im Spiel bei dem Bündniß, sondern nur gemeines Interesse. Der „Monde“ rief jetzt sogar das Landvolk auf, eine Vendee aus Frankreich zu machen und sich die absolute Staatsmaschine nicht mehr gefallen zu lassen. Die Ratten verließen das Schiff! — Der Schlußsatz in dem Artikel, der sich wunderbarlich in dem „frommen“ Blatte ausnahm, lautete: „Einige Jahre des

Krieges sind nichts, um eine Nation zu erschrecken, die schon so viele Blutbäder durchgemacht und ihre ganze Ueberlegenheit nur noch in der Kriegskunst bewahrt hat." — Ein französisches „kirchliches" Blatt! — —

So sah die Kaiserin sich nun auch von der Partei verlassen, die sich bis dahin ihr so devot gezeigt, und die ihr damit geschmeichelt hatte, den Schein der Heiligkeit um sie zu breiten. Die übrige Gesellschaft nahm von der Kaiserin, der doch die Regentschaft übertragen worden war, ganz und gar nicht Notiz.

„Die Lage der kaiserlichen Regierung", schrieb die preußische „Prov. Corr.", „ist in diesem Augenblicke schwer zu bezeichnen: man vermag nicht zu sagen, ob der Kaiser (oder die seine Stelle vertretende Kaiserin Eugenie) noch regiert oder nicht. Wenn trotzdem die kaiserliche Regierung noch bestehen bleibt, so mag es vornehmlich daran liegen, daß keine Partei, weder die republikanische, noch die orleanistische, die jetzige Erbschaft des Kaiserthums anzutreten geneigt ist." — „Die Kaiserin", schrieb man aus Paris, „ist jetzt von Allen verlassen. Es besucht sie fast Niemand mehr. Im Augenblicke ist sie hauptsächlich mit dem Fortschaffen ihrer Kostbarkeiten beschäftigt. Wie es heißt, verlassen in jeder Nacht mehrere Wagen die Tuilerien, die mit der Eisenbahn nach Boulogne und von dort nach England geschafft werden. Im Publikum fragt man sich schon vielfach, was geschehen sei, um die Kronjuwelen, die bekanntlich einen enormen Werth haben, sicher zu stellen." —

Trotz aller Großsprechereien in der Kammer und in der Presse traten aber doch auch Zeichen zu Tage, die es verriethen, daß Palikao, der, um die freiwillige Anleihe zu fördern, wenige Tage zuvor die Worte hingeworfen hatte: „Wenn die Pariser wüßten, was ich weiß, sie würden illuminiren!" etwas von dem in sich verspürte, was Rouher seiner Zeit „patriotische Beklemmungen" genannt hatte. Es gab sich das unter der Form kund, in der das ministerielle Blatt, die „France", Er-

muthigung predigte. „Täglich, um nicht zu sagen stündlich“, hieß es in dem Blatte, „sieht man gewisse Theile der Bevölkerung von der Exaltirung zur Entmuthigung, dann von der Verzweiflung ohne Grund zu einem noch übertriebeneren Optimismus übergehen, das Ausbleiben von Neuigkeiten wird sofort Gegenstand von Aengsten und Anklagen, die Bekanntmachung von unvollständigen Depeschen ruft Zweifel und Vorwürfe hervor. Die Regierung mag schweigen oder reden, sie wird angeklagt. Bleibt die Regierung unbeweglich oder verbirgt sie ihre Bewegungen, so wird man bitter; erlangt sie einen theilweisen Erfolg, den die Verhältnisse weiter zu verfolgen nicht gestatten, so ist man nahe an Entmuthigung. Und nicht der große Haufe wird immer fieberhaft allein; es geht eben so in den Klassen, welche sich verpflichtet halten sollten, sich zu überwinden, zu mäßigen und den öffentlichen Geist zu heben; ja, diese fieberhaften Bewegungen brechen selbst im Kreise der Volksvertreter los. Hüten wir uns, daß die Welt diese Inconsequenzen unseres äußeren Benehmens nicht für ein Zeichen der Schwäche halte, und daß der Feind die krankhafte Beweglichkeit unseres Temperaments nicht dazu benutze, unsere Entschlossenheit zu entnerven.“

Nun, die Regierung sollte bald Entschlossenheit, ja mehr als diese, sie sollte Verwegenheit wahrzunehmen haben, gerichtet — gegen sie selbst. Der Haß eines Theils der Bevölkerung gegen die kaiserliche Regierung steigerte sich immer mehr, und es fand derselbe in einem tumultuarischen Ausbruche in der Kammer Ausdruck. Der Abgeordnete Gambetta war es, der die Scene herbeiführte. In der Sitzung am 23. August war die Regierung über verschiedene Angelegenheiten in einer ihr wenig behagenden Weise interpellirt worden, und es war von dem Minister Duvernois die herausfordernde Bemerkung gefallen, man würde, falls es wirklich zu einer Belagerung von Paris kommen sollte, rechtzeitig „auch die unnützen Mäuler entfernen,“ worauf der Minister Magne Schluß der Sitzung

beantragt hatte. Da eilte Gambetta auf die Tribüne und sagte: „Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß, wenn ein Land wie Frankreich die schmerzlichsten Stunden seiner Geschichte durchzumachen hat, ein Zeitpunkt vorhanden sein kann, in welchem geschwiegen werden muß; daß es aber auch einen Zeitpunkt giebt, in welchem gesprochen werden muß. Nun, meine Herren, glauben Sie, daß der vom Minister beantragte Schluß der Sitzung, den wir seit einigen Tagen immer geduldig hingenommen haben, glauben Sie, daß dies eine Antwort sei, welche des von schwerer Angst und schwerer Sorge bewegten Landes würdig sei? (Stürmische Unterbrechung.) Gambetta wendet sich zur Rechten: „Wenn Sie keine Angst haben, Sie, die den Fremdling auf den Boden des Vaterlandes gebracht ....“ (Lebhafte Zustimmung links, stürmischer Aufschrei rechts, Rufe: Zur Ordnung, zur Ordnung!) Der Präsident: „Herr Gambetta hört, welche Proteste seine Worte hervorrufen.“ Girault, Mitglied der Linken: „Auch wir wollen protestiren, unser Schweigen hat schon zu lange gewährt.“ Ein Mitglied der Rechten: „Das ist der Bürgerkrieg.“ Gambetta fährt fort: „Bürgerkrieg sagt Ihr? Ich habe stets die ungesetzlichen Mittel verurtheilt.“ Jubinal: „Sie übernehmen die Rolle einer preußischen Flinte, Sie schießen auf Frankreich.“ Gambetta: „Ich bleibe dabei, daß, als ich unterbrochen wurde, und als man meinen Gedanken und meinen Worten eine aufrührerische Farbe, einen zur Emeute aufstachelnden Charakter gab, ich vollständig berechtigt war, diese Verläumdung mit Entschiedenheit zurückzuweisen, daran zu erinnern, daß dieselbe Kammer, welche heut die ministeriellen Worte nicht diskutiren lassen will, sich noch einer nicht gar zu fern liegenden Zeit erinnern möchte, wo sie den Ministern Beifall zujauchzte, welche schamlos logen. (Sehr gut! links.) Diese Erinnerung an die Ursache aller unserer Uebel sollte Ihren Gedanken immer gegenwärtig sein und sollte uns wenigstens einige Ruhe erwirken. (Lärm.) Ich sage also: Seit acht Tagen besteigt man jeden Tag diese Tribüne, um uns Nachrichten

vom Kriegsschauplatz zu geben, mit einer Discretion, welche begreiflich erscheint, aber auch mit einem sonderbaren Charakter, welcher etwas Beunruhigendes hat. (Unterbrechung.) Wir befinden uns in einer Lage, wo man uns nicht mit schönen Worten abspeisen darf. Nicht darin beruht der Patriotismus, daß man die Bevölkerung einschläfert und mit Illusionen füttert; der Patriotismus besteht im Gegentheil darin, dem Feinde entgegen zu treten, oder unter den Trümmern zu Grunde zu gehen. Wir haben lange genug geschwiegen, und dieses Schweigen ist ein Schleier gewesen auf Ereignisse, die sich überstürzen. Ich bin überzeugt, daß das Land, ohne es zu sehen, in den Abgrund stürzt. (Stürmische Unterbrechung.) Wir müssen Nachrichten haben, es giebt jetzt keine nützlichere Debatte, als diejenige, welche uns die Wahrheit über die Sachlage verschafft.“ Ein Mitglied der Rechten: „Jawohl, damit die Feinde dieselben erfahren!“ — Gambetta: „Die Feinde wissen sie längst, wir allein wissen sie nicht. Ich habe das Gefühl meiner Verantwortlichkeit, und mein Gewissen sagt mir, daß die Bevölkerung von Paris der Aufklärung über die Sachlage bedarf. Und was ich will, ist, diese Aufklärung herbeizuführen.“ Der Präsident: „Ich glaube, der Zwischenfall ist erledigt. (Stimmen links: Nein!) Ist es denn möglich, die Regierung zu befragen, wenn die meisten Minister abwesend sind?“ Gambetta: „Die Regierung hat Vertreter in unserer Mitte, diese müssen antworten.“ (Langdauernder Lärm. Rufe: Schluß!) Der Präsident befragt die Kammer, der Schluß wird angenommen. Große Aufregung. Gambetta verschafft sich dessenungeachtet noch einmal das Wort. „Meine Herren,“ schreit er, „es ist ja ganz unmöglich, daß wir uns trennen, ohne von der Regierung Nachricht erhalten zu haben gegenüber einer Situation, welche alle Welt beunruhigt. (Stürmische Unterbrechung.) Es ist sonderbar, daß, wenn man hier von einer patriotischen Bewegung seiner Seele spricht, unbegreifliche Empfindlichkeiten aufplatzen. Ja, meine Herren, ich bin unruhig, ich bin besorgt,

und wenn Sie es nicht sind, so thun Sie mir leid, und ich denuncire Sie dem Vaterlande!" (Lang dauernder Lärm.) Jules Favre: „Ich begreife nicht, daß die Regierung uns keine Aufklärung giebt; deswegen sind wir hierhergekommen." Chevreau, Minister des Innern: „Das Cabinet hat seit gestern keine officielle Depesche erhalten, und da es keine Nachricht hat, kann es auch keine mittheilen." Der Präsident, von Granier de Cassagnac heftig dazu aufgefordert, schloß hierauf die Sitzung.

In der Sitzung am 24. August stellte Pelletan den Antrag, aus allen mit Jagdscheinen versehenen Jägern Freicorps zu bilden. Der Antrag ward angenommen. Jules Favre griff die Politik des Kaiserreichs heftig an, das für die gegenwärtige Lage verantwortlich sei. Die kaiserliche Politik habe das Land, er wolle nicht geradezu sagen zu Grunde gerichtet, aber doch zu schweren Schmerzen verurtheilt. Daher habe auch derjenige, welcher die politischen Angelegenheiten geleitet, die Schuld dafür zu tragen. (Stürmische Unterbrechung.) „Wenn Sie", fuhr Favre fort, „Vertrauen zu den jetzigen Institutionen haben, so sagen Sie es! (Rufe: Ja, ja!) Nun gut, so erhebe doch der gesetzgebende Körper seine Stimme, und wenn er Vertrauen zu der gegenwärtigen Politik hat, so wende er sich doch an das französische Volk und sage ihm, daß er beschlossen habe, das Kaiserreich und die Dynastie aufrecht zu erhalten!" (Stürmische Unterbrechung. Der Redner wird zur Ordnung gerufen.) Buffet: „Jetzt gilt es nur der Frage: die Fremden fortzujagen!" (Beifall.) Gambetta verlangt Nachricht über den Kampf vom 18. August. „An jenem Tage", sagt er, „ist eine ungeheure, elf Stunden währende Schlacht geliefert worden. Die bestunterrichteten auswärtigen Blätter, welche nach Frankreich kommen, geben die präcisesten Einzelheiten über die Corps, welche engagirt waren, über die Stellungen, welche sie inne hatten, erobert oder verloren haben, über alle Wechselfälle des Kampfes, über die glorreichen und schmerzlichen Einzelkämpfe unserer Armee. Glaubt nun die Regierung, daß sechs Tage nach einer so denk-

würdigen Schlacht, wenn ganz Europa schon über die Vorgänge unterrichtet ist, wir darauf angewiesen sein könnten, uns die Nachrichten aus der auswärtigen Presse zu holen? Es ist ganz unmöglich, daß die Regierung noch länger bei ihrem Schweigen beharrt. Wir müssen die Wahrheit erfahren. Und im Namen des Landes fordere ich (Murren.), ja im Namen der schmerzlichen Pflichten, die uns umschlingen, befehle ich Euch, die Wahrheit zu sagen!" (Lärm.) Chevreau, der Minister des Innern: „Der ehrenwerthe Herr Gambetta kann versichert sein, daß die Regierung, wenn sie Nachrichten besäße, dieselben auch geben würde. (Lärm links.) Alle Welt weiß, wie die Situation unserer Armee ist, und weiß, daß Bazaine sich darauf beschränkt hat, an uns das eine Telegramm zu senden, welches der Herr Minister des Krieges Ihnen vor zwei Tagen mitgetheilt hat. Seitdem hat Marschall Bazaine, welcher von so beträchtlichen Arbeiten in Anspruch genommen ist, der Regierung keinen schriftlichen Bericht erstattet. Von der Armee haben wir nur Nachrichten über die Bewegungen der Truppen, und darüber darf ich nicht sprechen."

Welch eine Situation! Was alle Welt weiß — der Hauptstadt des Landes wird es verborgen gehalten! In welch einem Lande Europas wäre Aehnliches möglich gewesen! Und jetzt noch brachte es eine pariser Zeitung, das „Paris-Journal", über sich, die freche Herausforderung in die Welt zu rufen: „Den Frieden schließen wir nur in Preußen ab. Besonders verlangen wir, daß Europa schweige und sich hüte!" — Ein in Paris seßhafter Engländer schrieb der „Daily News": „Die Franzosen bleiben dabei: die Preußen seien in Verzweiflung und außer Stande, sich mit ihren 15,000 Verwundeten zu rühren. Bei ihnen steht es noch als Glaubensartikel fest, daß eine französische Armee, falls sie nur gut geführt werde, unmöglich geschlagen werden könne. Sie wissen absolut nichts von dem, was seit 1815 außer ihren Grenzen vorgegangen ist. Ihre Ansichten von den Deutschen und deutschen Soldaten sind

das, was ihre Geschichtsschreiber über Napoleon's Feldzüge gesagt haben. Sie haben sich mit großen Phrasen so lange herumgeschlagen, bis sie selbst daran glauben, und wenn eine Zeitung sagt, daß der französische Boden die Eindringlinge verschlingen werde, so sehen sie nichts Lächerliches darin, sondern glauben es, ohne zu fragen, wie denn das möglich sein könne." Gerade diese Vorgänge zeigen anschaulicher als alles Andere, in welchem Grade Lug und Trug sich eingenistet hatte in Frankreich. Im Hinblick auf diesen Zustand sagte ein preußisches Blatt: „Leichtsinn, Uebermuth — Verzweiflung, das ist eine allezeit beobachtete Aufeinanderfolge. Aber auch diese Beobachtung reicht nicht aus, um das entwürdigende Schauspiel zu erklären, welches Frankreich unmittelbar nach seinen ersten Niederlagen darbietet. Zu seiner Erklärung müssen wir das Geständniß zur Hilfe nehmen, daß wir selbst uns haben täuschen lassen durch die Großsprecherei der Franzosen. Wir haben das Beispiel einer von oben ausgehenden Corruption vor Augen gehabt — und haben unserem sittlichen Urtheil nicht glauben wollen, daß ein solcher Zustand so grenzenloser Verwilderung auch die Lebenskraft des Staates anfressen und in Fäulniß bringen müsse. Wir haben die Zeugnisse für eine gänzliche Abgestorbenheit gegen ideale Eindrücke, das frivole Spiel mit dem Heiligsten und die verruchten Experimente, dem Häßlichen und schlechthin Bösen den Anspruch auf Huldigung zu geben, vor Augen gehabt — und wir haben uns doch nicht klar gemacht, daß bei einer solchen Entleerung der Geister von allem sittlichen Inhalt von einem „civilisatorischen Beruf" gar keine Rede sein könne. Wir haben das Schauspiel einer nur nach Genuß jagenden und im Genusse sich erschöpfenden Nation, in welcher jeder Einzelne nur nach dem Umfange der in seinem Besitze befindlichen Genußmittel geschätzt wird, vor Augen gehabt — und wir haben doch nicht zu sagen gewagt, daß diese Nation der Barbarei verfallen ist. Frivolität und Barbarei reichen sich in Frankreich die Hand — das sind die Ele-

mente, aus welchen sich die französische „Civilisation" zusammensetzt." —

Welch ein Zustand! Wie regt er zu den ernstesten Betrachtungen an! Auf tauchen nun die Stimmen der längst heimgegangenen Weisen unseres Volkes, die uns warnten vor den von Paris aus colportirten Civilisationsgiften, und deren Warnungen viele von uns und wohl wir alle zu leicht nahmen! Wir sehen, bis zu welchem Abgrunde ein Volk von dem Geiste der Verlogenheit und des Hochmuths geführt werden kann.

Doch die Scene ist offen, das große Völker-Drama nimmt seinen Fortgang, und so Erschütterndes wir sahen, Erschütternderes noch wird sich unseren Blicken eröffnen.

Bis zur Schlacht von Beaumont.

„In die Lüfte nun schwing' dich voll Jubel, mein Lied!
Nun schmettert, ihr Siegesfanfaren!
Denn der frevelnde Feind ist geschlagen und flieht
Vor den todesverachtenden Schaaren.
Laßt flammen die Feuer! Die Fahnen laßt wehn!
Du Traum uns'rer Väter, nun sollst du erstehn
Unter Donnerhall, unter Glockenlaut:
Hoch Deutschland! Herrliche Siegesbraut!

„Sie wähnten, es schliefen die Hüter dein,
Und wollten mit Lug dich umnachten;
Aber Norden und Süden hielt Wacht am Rhein,
Und stürmte ins Wetter der Schlachten.
Hurrah! In dem klirrenden Waffentanz
Ward erbeutet der blutige Hochzeitskranz!
Auf dem Felde der Ehre da sind wir getraut —
Hoch Deutschland! Herrliche Siegesbraut!

„Mit dem ehernen Panzer umgürtet den Leib,
In der Rechten die blitzende Wehre;
Doch es ziert dich so menschlich, du göttliches Weib,
In dem leuchtenden Auge die Zähre!

So schreitest du über den trennenden Strom
Im Triumph in den freien, den einigen Dom;
Und ein brüderlich Volk es umjauchzet dich laut;
Hoch Deutschland! Herrliche Siegesbraut!"

Ernst Scherenberg.

Wie an einem heißen Sommertage, dessen glühende Sonnenstrahlen erstickende Dämpfe ausgebrütet haben, ein aufsteigendes Gewitter froh begrüßt wird, so der Donner des Krieges, der Blitz des Schwertes einem Zustande gegenüber, wie er eben geschildert wurde. „Der Krieg ist eine Geißel der Menschheit." Wohl! Aber es giebt einen Zustand, der schlimmer noch ist als eine wundenreißende Geißel. Es ist die Verwesung und der Brand, wenn sie bei lebendigem Leibe an einem Staatskörper auftreten. Und wenn nun der nachbarliche Körper in die Gefahr gebracht wird, ein Opfer der Ansteckung zu werden, so ist es für ihn Recht und Pflicht, weil einziges Mittel der Rettung, zur Kriegsgeißel zu greifen, um sich der Gefahr zu erwehren!

Der Plan der deutschen Kriegsführung, so weit er nach dem Geschehenen erkennbar ward, war der: Bazaine wird mit seiner Armee in Metz festgehalten; Mac Mahon, der sich in dem Lager von Chalons, wohin er sich nach seiner Niederlage von Wörth rettete, mit der Neugestaltung und Verstärkung seines Heeres beschäftigt, wird unverzüglich aufgesucht und zu einer neuen Schlacht gezwungen.

Begreiflich regte die Situation, in der die beiden Marschälle sich befanden, zu mancherlei Fragen an. Wird Mac Mahon den Feind in dem befestigten Lager von Chalons, das ihm eine sehr starke Stellung bietet, erwarten? oder wird er einen Marsch zu dem Versuche unternehmen, Bazaine's dreimal kurz hinter einander geschlagene Heermacht, um die so eben ein starker Cernirungsgürtel sich legte, zu entsetzen? oder endlich: wird Mac Mahon auf Paris zurückgehen? Ferner: wird nicht auch Bazaine Versuche machen, den eben im Werden begriffenen Cernirungsgürtel zu durchbrechen?

Wo war der große Kriegsheld Napoleon, der Sieger von Saarbrücken? Er war in aller Stille schon am 14. August aus Metz abgereist, und erst nach seinem erfolgten Aufbruch wurde eine Proclamation von ihm, die seine Abreise ankündigte, in Metz angeschlagen. Sie war an die Bürgerschaft gerichtet und lautete:

„In dem Augenblicke, wo ich Euch verlasse, um den eindringenden Feind zu bekämpfen, vertraue ich Eurem Patriotismus die Vertheidigung dieser großen Stadt an. Ihr werdet nicht dulden, daß der Fremdling sich dieses Bollwerks Frankreichs bemächtige, und Ihr werdet an patriotischer Hingabe und an Muth mit der Armee wetteifern. An den Empfang, welchen ich in Euren Mauern gefunden habe, werde ich eine dankbare Erinnerung bewahren, und ich hoffe, daß ich zu glücklicheren Zeiten die Gelegenheit haben werde, mich in Eure Mitte zu begeben, um Euch für Euer edles Verhalten meinen Dank auszusprechen."

Sein Plan, „den vordringenden Feind zu bekämpfen," ging dahinaus, daß er sich unter die Flügel Mac Mahon's zu retten suchte. Zunächst begab er sich nach Verdun, und nur mit knapper Noth entging er unterweges der Gefangenschaft. Er befand sich in einem Hause zu Longeville in der Nähe von Metz, als plötzlich die Preußen anrückten und zu schießen begannen. Eine Granate platzte neben dem Hause und verwundete mehrere Personen. Der Kaiser ergriff hastig die Flucht. In der Nacht vom 15. zum 16. übernachtete er bei einem Bauer in Gravelotte. Des Morgens um vier Uhr stieg er mit dem Prinzen in den Wagen und mußte auf derjenigen der zwei Straßen nach Verdun abreisen, die am weitesten von der Mosel lag, da sich bereits preußische Artillerie zeigte. Um die Straßen zu decken, wurden Grenadiere der Garde und drei Regimenter Cavallerie — afrikanische Jäger, Lanciers und Dragoner — abgeschickt. Der Kaiser passirte Conflans, frühstückte in Etain und gelangte glücklich nach Verdun. Gleich hinter

ihm erschien bereits die Avantgarde des Generals Steinmetz und rückte auf derselben Straße vor, die der Kaiser eingeschlagen hatte, und die Offiziere nahmen ihr Mahl in derselben Restauration ein, wo der Kaiser gefrühstückt hatte.

Wie man in Paris über die Gefahr einer Gefangennahme des Kaisers dachte, gab zum Theil schon der „Temps“ durch die Bemerkung zu erkennen: die drei Bedeckungsregimenter hätten füglich besser bei der Armee Bazaine's verwandt werden können. Deutlicher noch sprach sich der „Centre Gauche“, ein bis kurze Zeit vorher ministerielles Blatt, aus. Anschließend an ein Telegramm vom 16. August äußerte er: „Ist dies vielleicht ein Sieg, weil der Kaiser nicht gefangen wurde? sie mögen sich diesen Souverain nehmen; gewiß, Frankreich überläßt denselben ihnen gerne, er wird nicht ein Atom unseres Genius, unserer nationalen Ehre forttragen. Seine Frau und sein Sohn mögen ihm folgen, ihn pflegen und mit ihm die Süßigkeiten eines behaglichen, bereits reichlich vorbedachten Exils theilen. Aber dieselbe Hand, die heute an die Bewohner von Metz schrieb: „Lebt wohl, vertheidigt euch, ich gehe“, nachdem sie von Frankreich die größten Opfer zur Erhaltung dieser Festung gefordert, diese Hand darf Tags darauf nicht mehr Bülletins über „die große Armee an der Mosel“ redigiren. Denn dies ist eine zu unheilvolle Komik.“ Das Blatt fordert weiter, daß jeder andere Ruf, als: „Vive la France“ verboten werde, die Kaiserin mit dem Kaiserlichen Prinzen sich aus Paris entfernen und die Tuilerien geschlossen werden sollen. Durch diese Thatsache allein werde die Nation wissen, was sie zu thun und auch der Feind sehen, daß er nunmehr nur mit der Nation zu rechnen habe. Die Folge dieses Artikels war freilich die Unterdrückung des „Centre Gauche“, aber das Wort war einmal öffentlich ausgesprochen und characterisirte am ungeschminktesten die Situation.

Ueber des Kaisers Aufenthalt in Verdun und seine Abreise von dort giebt ein Berichterstatter folgende Mittheilung:

„Den Napoleonstag (15. August) brachte der Kaiser in stiller Abgeschiedenheit in Verdun zu. Welch ein Napoleonstag! In den früheren Jahren Gottesdienst mit Te deum und Salvum fac regem in allen Kirchen, Empfang des diplomatischen Corps, Massenverleihung von Orden an die Armee, Festspiele auf den öffentlichen Plätzen, freies Theater am Abend, feenhafte Illumination, allgemeiner Volksjubel, überall der Schrei: „Es lebe der Kaiser!“ Und jetzt! — Allein, ohne Umgebung, in dem stillen, von Kriegsfurcht erfüllten Verdun, kein Glückwunsch, kein Fest, in tiefer Trauer, dem Blick der Vorübergehenden scheu ausweichend. Man spricht nicht mehr vom Sieger von Solferino, man kennt nur noch den Geschlagenen von Wörth und Saarbrücken! — Der Maire nnd der Präfect von Verdun machten dem geschlagenen Kaiser ihre Aufwartung. Er sprach ihnen einige Worte des Trostes zu. „Es kann noch Alles wieder gut werden.“ Wie hatte sich das Blatt in vierzehn Tagen gewendet! Wo waren die Zeiten geblieben, da er seinen Truppen versprochen hatte, sie in ein Land zu führen, in welchem sie überall die glorreichen Spuren ihrer Väter finden würden? — Noch an demselben Tage setzte Napoleon seine Reise fort. Mit seinem Sohne begab er sich auf die Eisenbahnstation, fast ohne alle Begleitung. Er befahl, daß sofort ein Extrazug in Bereitschaft gesetzt werde. „Sire,“ entgegnete der Stationschef, „ich habe auf dem ganzen Bahnhofe nur einen Waggon dritter Klasse.“ „Nun, so geben Sie mir diesen,“ sagte der Kaiser. Man wollte auf die Holzbänke Kissen legen, aber der Kaiser verbat sich diese Auszeichnung. Er ließ sich ein Glas reichen, der Prinz, der sehr ermattet war, erbat sich ein Glas Wasser, um sich die Hände und das Gesicht zu waschen. Aber selbst an diesen einfachen Bedürfnissen war völlig Mangel. Der Stationschef hatte nur ein Glas; er wusch es aus, und der Kaiser trank daraus seinen Wein. Darauf wurde das Glas mit Wasser gefüllt, und es diente dem kaiserlichen Prinzen als Waschbecken; ein Taschentuch mußte

die Stelle des Handtuchs vertreten. Inzwischen war der Zug in Bereitschaft gesetzt worden, und es erfolgte die Abreise des Kaisers."

Am 19. sah der Berichterstatter der „Daily News" den Kaiser im Lager zu Chalons und fand ihn in einem Grade verändert, wie er es nie für möglich gehalten hätte. Er sah aufgedunsen und geschwollen im Gesicht aus, und dabei erschien er vollkommen hülflos. „Ein Herr," erzählt der Berichterstatter des Weiteren, „der bei mir stand, bemerkte die Veränderung ebenfalls und sagte: er ist gebrochen, und sein Zusammenbrechen hat das Zusammenbrechen des Reiches veranlaßt. Was den kaiserlichen Prinzen anbetrifft, so weiß er nichts Anderes, als nach dem Papa zu fragen. Er kam zu einem Offizier der Hundertgarden, mit dem ich sprach, und erkundigte sich, ob wir seinen Papa nicht gesehen hätten, und man erzählt, wenn er den Kaiser auf zehn Minuten aus den Augen verliere, so beginne das Fragen nach dem Papa schon. Im Lager zu Chalons war man übrigens so erbittert auf den Kaiser, daß er sich mehrere Tage gar nicht sehen lassen durfte."

Auch hier sollte nicht lange seines Bleibens sein. Ohne Zweifel lag es in seinem Wunsche, mit Mac Mahon nach Paris zurückzukehren. Auch Mac Mahon scheint anfänglich den Plan gehabt zu haben, sich auf Paris zurückzuziehen, einmal, um seine Heermacht hinter den mächtigen Befestigungen der Hauptstadt zu sichern, fürs Andere, um mit seinem Heere, das er durch Heranziehung neuer Truppentheile bereits bis auf etwa 150,000 Mann gebracht hatte, der Hauptstadt einen festen Heereskern zu geben. Aber wie hätte Palikao es den Parisern bieten dürfen, solchen Plan zur Ausführung gelangen zu lassen! Die Hälfte der Elitetruppen Frankreichs in der gegenwärtigen Lage auf Paris zurück! Das durfte nicht geschehen! Einige Aufklärung geben die zwischen den Marschällen und dem Kaiser während jener Zeit gewechselten Depeschen, die später in die Hände der Preußen fielen. Eine Depesche Palikao's an den

Kaiser nach Chalons vom 22. August lautete: „Wenn Sie Bazaine im Stich lassen, ist die Revolution in Paris, und Sie selbst werden von allen Kräften des Feindes angegriffen werden. Nach außen wird Paris sich vertheidigen. Die Befestigungen sind vollendet. Es erscheint dringend, daß Sie schleunigst bis zu Bazaine durchdringen." Mac Mahon gelobte denn auch in einer Depesche an Palikao, daß er „Alles thun werde", um seine „Vereinigung mit Bazaine herzustellen." Die Unfähigkeit des für einen Krieg in China allenfalls befähigten Palikao opferte den Marschall Mac Mahon durch den Befehl, den er in seiner Eigenschaft als Kriegsminister ihm gab.

Zwar wußte man im preußischen Hauptquartier noch nicht, welchen abenteuerlichen Plan in Ausführung zu nehmen Mac Mahon sich anschickte, aber daran war nicht zu zweifeln, daß, mochte er unternehmen, was er wollte, er die entsprechende Begegnung finden würde.

Dem Prinzen Friedrich Karl war die Aufgabe zugefallen, Metz einzuschließen — wahrlich kein leichtes Werk, da es sich um eine Cernirungslinie von nicht weniger als sieben Meilen Länge handelte! Er befehligte die I. (bisher von Steinmetz geführte) und die II. Armee.

Der Kronprinz hatte bei Beginn der Kämpfe um Metz auf seinem Marsche, der zunächst dem Lager von Chalons galt, inne gehalten, um, falls es sich erforderlich erweise, mit in die Action gegen Bazaine treten zu können. Nunmehr setzte er seinen Vormarsch gegen Chalons fort.

Gleich nach den Schlachten um Metz war eine vierte Armee, die Maasarmee, gebildet und der Oberbefehl über dieselbe dem Kronprinzen Albert von Sachsen anvertraut worden. Sie bestand aus Theilen der II. Armee. Das Commando des 12. Corps, das der Kronprinz Albert bis dahin geführt hatte, erhielt der Bruder desselben, der Prinz Georg.

Durch diese Veränderungen war der General v. Steinmetz in seiner Machtvollkommenheit bedeutend beschränkt worden,

was zu den Vermuthungen Anlaß gab, er habe sich bei seiner Betheiligung an den stattgehabten Kämpfen als tapfrer Haudegen zu wenig an die Gesammtpläne gehalten, wodurch die Zahl der Opfer auf deutscher Seite ohne Noth erhöht worden sei. In wie weit diese Vermuthung festen Grund hat, muß der militärischen Beurtheilung überlassen bleiben. Der tapfre Feldherr wurde bald darauf zum Generalgouverneur von Posen ernannt.

Die V. Armee (v. Werder) war vor Straßburg engagirt, dessen Belagerung begonnen hatte.

Demnach standen — um es kurz zusammen zu fassen — drei Armeen, die I. und II. (Friedrich Karl) und die V. (Werder), vor den Festungen Metz und Straßburg, während die beiden andern Armeen, die III. oder Südarmee (Kronprinz von Preußen) und die IV. oder Maasarmee (Kronprinz von Sachsen), den Vormarsch nach Westen fortsetzten.

Ueber den zwischen dem Tage von Wörth und den Tagen von Metz erfolgten Marsch der Armee des Kronprinzen brachte Gustav Freytag, der sich bei der Armee befand, eine sehr beredte Schilderung: „Nach der Schlacht von Wörth", erzählt er, „durchschnitt die Armee des Kronprinzen in sieben Colonnen die Thäler und Defiléen der Vogesen. Von den Schanzen und Forts, welche den Durchgang sperren sollten, leistete nur die verhältnißmäßig stärkste Festung Pfalzburg mit etwa 1000 Mann Besatzung erwähnenswerthen Widerstand. Sie wurde von Truppen des 6. Corps eingeschlossen und erhält täglich ihr Quantum Schüsse. Auf den Höhen des Gebirges lagerte am 11. und 12. August das Hauptquartier in Petersbach über breiter Hochebene, hinter sich auf der linken Seite die Schanze Petitpierre, welche einst Lützelstein hieß, und unvertheidigt den Deutschen überlassen wurde, vor den Augen des Beschauers die sanftgeschwungenen Linien der Berge, welche in die Ebene Frankreichs abfallen. Gerade gegenüber auf den Bergen erhob sich zuweilen eine kleine weiße Rauchwolke, wie Wasserdampf, der

um die Höhen schwebt, und der dumpfe Ton eines fernen Kanonenschusses bestätigte, daß dort Pfalzburg liege und mit den Geschützen der Schlesier blutige Grüße wechsele. Aber unmittelbar vor dem Beschauer schwang sich in sanfter Neigung eine grüne Wiesenfläche abwärts, eingefaßt von einem Waldesstreif, Kühe weideten darauf, und nach einem Regentage warf die Abendsonne ihr goldenes Licht über Halm und Blatt und über die blauen Höhen der Berglandschaft. Zwar längs der guten Bergstraße rasselten Geschütze und Proviantcolonnen, wer aber dem Kriegstreiben darauf den Rücken kehrte, konnte träumen, daß der Mensch so sicher im sonnigen Frieden ausruhe wie die Natur, welche ihn umgab. Allen Deutschen, welche damals im Kriegskleid um ihren Führer lagerten, haftete eine Reihe von Eindrücken fest im Sinn, die in den letzten Marschtagen gekommen waren, und sie verhandelten darüber in lebendigem Austausch der Gedanken. Sie waren hier auf der Grenze deutscher Sprache und Sitte. Sie waren bis hierher durch ein deutsches Land gezogen, so urdeutsch in Sprache und Landesgewohnheiten der Landleute, wie Schwaben und Bayern, hier deutsche Dorfhäuser, deutsche Wirthschaften, deutsch die Flachshaare und großen blauen Augen der Kinder, das Spinnrad, das Ehebett, das treuherzige, innige Wesen der Leute, wenn sie erst dem Fremden ihr Herz öffneten. Das war das Elsaß, ein verlorenes Gebiet, einst weitgefeierte kräftige Landschaft des deutschen Reiches, in jedem Jahrhundert unserer Geschichte werthvolle Heimath deutscher Kultur, die Heimath rühmlicher Minnesänger, das Hausgebiet des ersten Habsburgers, die Stätte kräftigen deutschen Bürgersinnes und kluger Erfindungen, das Vaterland hochgebildeter Reformatoren und Humanisten, beim Beginn des dreißigjährigen Krieges das Heimathland der höchsten und feinsten Bildung jener Zeit. Und seitdem verkommen, verloren, mit französischen Gesetzen und fremdem Firniß überdeckt, in den Städten zur Hälfte französisch, aber auf dem Lande, in den Bergen noch immer ein deutscher Volksstamm, der zäh an der

Sprache und dem Lebensbrauch der Väter festhält, ein Wesen still wie im Halbschlaf, in Vielem alterthümlich und naiv abseit der Zeitbildung wie kaum ein anderer deutscher Stamm. Seit sechs Generationen erfuhren die Landleute jetzt bei dem Einmarsch der Deutschen zum ersten Male, daß sie nicht zu Frankreich gehörten, sondern zu Deutschland, und man merkte es ihnen an, wie sehr sie über die Entdeckung staunten. Fast in jeder Wohnstube protestantischer Dörfer hing an der besten Wandstelle das Bild Luthers, daneben oft Käthe Bora. Als ein einquartierter Gast seinem Wirthe vor diesem Bilde sagte, er wohne nahe an dem Orte, wo Luther geboren ist, da sah der Elsässer wie betroffen drein und rief darauf fröhlich: „Da sind wir ja Landsleute!" — Wir Deutschen hatten im Heereszuge das Elsaß betreten mit den klugen Gedanken, welche unsere politische Lage nahe legte. Wir besitzen unsichres Grenzgebiet zur Genüge: Nordschleswig, Polen; wie kann wünschenswerth sein, den stillen Streit mit einer dritten Nationalität aufzunehmen, der anspruchvollsten und verhältnißmäßig stärksten? — Aber dieser Grund und ähnliche Gründe, welche gegen die Annexion des Elsaß sprechen, schwinden dahin und werden nichtig vor dem großen Gedanken: sie sind von unserem Stamm und Blut, und sie gehören zu uns! — Wie Brüder und Familiengenossen, die wir lange als Verlorene betrauert, finden wir sie wieder, und beide erkennen wir unsere Blutsverwandtschaft an gewissen geheimen Zeichen, die der Franzos nicht zu deuten weiß, auch wenn er sie einmal vernimmt. Nicht nur der Verstand, auch Gemüth und Leidenschaften haben hier mitzuthun, dieselben Gewalten, welche den Krieg gegen die Franzosen zu einem Volkskrieg fast des gesammten Deutschlands gemacht haben. Was wir mit dem Schwert erwarben, werden wir mit dem Herzen behaupten, im Nothfalle nochmals im Kampfe sichern. Diese Auffassung, die bei den Süddeutschen jetzt am heißesten verfochten wird, vielleicht weil sie die Gefahren weniger deutlich erkennen, dringt jetzt immer mehr in die Seelen auch der Nord-

deutschen. Sie ist auch in dem deutschen Heer, welches siegreich das Elsaß durchzog, die herrschende geworden; und in jenen Tagen der Rast auf der Höhe der Vogesen wurden viele Bedenken erhoben und widerlegt, und viele Möglichkeiten vorsichtig erwogen und berechnet, aber aus allen fröhlichen Beuteplänen, wie sie der siegbewußte Soldat am sonnigen Abend in der Quartierruhe zu machen pflegt, klang beim General und Gemeinen, im Stab und in den Compagnien die entschlossene Forderung: das Elsaß müssen wir behalten!"

Mit der Südarmee und der Maasarmee rückte auch das Hauptquartier des Königs vor. Darüber brachte die „Vossische Z." aus Bar le Duc folgende Privatmittheilung: „Nach kurzem Aufenthalt in Commercy brach das Hauptquartier schon gestern früh von dort nach hier auf. Es ist nicht gut möglich, die Stunde zu bestimmen, wann Aufbruch oder Ankunft erfolgen, da die Reise immer in einzelnen Staffeln gemacht wird, die Fouriere in ziemlich großem, mindestens mehrstündigem Abstand voran, der König fast zuletzt. So war es auch gestern wieder, und der König wird Commercy etwa um 1 Uhr verlassen haben. Gleich hinter diesem Orte beginnen die Forêts de Commercy, eine ausgedehnte prächtige Waldung. An mächtigen Eichen rankt der Epheu hinauf, und das Gebüsch zwischen den einzelnen starken Stämmen ist so undurchdringlich dicht, daß es fast unbegreiflich scheint, wie hier, wo eine Verfolgung fast unmöglich wäre, die Straße so still und sicher ist, wie in der Heimath. Die Gegend hinter Commercy ist ärmer, als die bisher durchschrittene zwischen der Mosel und der Maas, die Dörfer sind sehr dünn gesäet und weithin schweift der Blick, ohne ein Haus, eine menschliche Wohnung zu treffen, mit Ausnahme der jetzt freilich leer stehenden, aber hübsch gehaltenen Wächterhäuschen am Wege. Auf dieser Strecke begegnet man zuerst auf den Meilensteinen den Entfernungsweisungen nach Paris. In Saint-Aubin vereinigen sich die Straßen von Commercy und von Toul auf Ligny. Die

Entfernung nach Paris beträgt dort nur 240 Kilometer (= 31⁴/₅ Meilen). Man sieht auf der Straße (nicht etwa der Dörfer, sondern auf der Heerstraße) einzeln gehende Frauen und Kinder, ja sogar eine Diligence, die von Bar le Duc nach Nancy fährt. Der Hauptstationspunkt auf dem Wege von Commercy nach Bar le Duc, ungefähr der halbe Weg, ist Ligny, ein ansehnlicher, schöngebauter Ort, tief in einem Thalkessel liegend. Die Hügel ringsum sind reichlich mit Wein bepflanzt. Hier erst fängt es wieder an lebendig zu werden. Der Kronprinz hat hier sein Hauptquartier, und in den Straßen wimmelt es von Truppen. Rechts vom Marktplatz in der Straße, welche nach der Richtung von Bar le Duc führt, weht die große Fahne, welche das Hauptquartier des Kronprinzen, des Oberbefehlshabers der dritten Armee, kennzeichnet. Vor dem Hause stehen in dichten Gruppen die Offiziere des Stabes der dritten Armee und des kronprinzlichen Gefolges. Bayerische Truppen stehen längs des Trottoirs, als Ehrenwache für den Empfang des Königs. Endlich tritt auch der Kronprinz aus dem Hause heraus. Ein Theil des Hauptquartiers passirt allmählich; der Kronprinz unterhält sich namentlich sehr lange mit dem Kriegsminister v. Roon; dann kommt der König, der nach kurzer Begrüßung sogleich an die bayerische Ehrenwache herangeht und dann sich zu den Offizieren aus der kronprinzlichen Armee wendet. Besonders herzlich war die Begrüßung des jüngsten Prinzen von Hohenzollern. Dieser streckte dem König die Hand entgegen, der König trat mit dem Ausdruck des Erstaunens einen Schritt zurück und küßte den Prinzen, so recht aus dem Herzen kommend, auf beide Wangen. Sehr herzlich war auch die Begrüßung des Herzogs von Manchester, obgleich gewiß keiner der Offiziere Grund hatte, sich zu beklagen. Unter den Offizieren befand sich auch der sehr jugendliche Sohn des Prinzen Luitpold von Bayern, der mit dem Regiment, dem er angehört, rüstig zu Fuß marschirt. Der König blieb mit seinem

Gefolge etwa eine Stunde bei dem Kronprinzen, dann wurde die Fahrt hierher fortgesetzt. Die Entfernung beträgt nur 16 Kilometer, und Stockungen gab es unterwegs nicht, so daß die Ankunft hier noch in früher Abendstunde erfolgte. Bar le Duc ist die erste größere Stadt, welche wir berühren; sie zählt 15,000 Einwohner (gegenwärtig vielleicht noch mehr, da die französischen Angaben nicht immer neu sind) und hat ganz das Aussehen einer Provinzialhauptstadt. Die Stadt zerfällt in eine Ober- und eine Niederstadt, zugleich in Alt- und Neustadt. Jene liegt auf einem Berge, am linken Ufer des Ornain, und ihr ältestes Baudenkmal ist ein jetzt zum Glockenthurm umgewandelter Thurm des ehemaligen festen Schlosses von Bar; außerdem hat sie eine sehr alte Kirche mit einer merkwürdigen Statue und sehenswerthen Glasmalereien. Der Anblick der oberen Stadt von der unteren ist äußerst malerisch, doch werden die Erwartungen getäuscht, wenn man näher tritt, denn selbst die breite schöne Rue des ducs de Bar sieht in der Nähe recht armselig aus, und die engen Straßen, welche den Berg hinaufführen, sind Proletarier-Wohnungen. Dagegen ist die untere Stadt höchst elegant, voll von Läden, Hotels und Cafés. Die Straßen beschämen im Punkte der Kanalisation und des Trottoirs diejenigen der norddeutschen Hauptstadt aufs Tiefste. Die Bevölkerung ist ungemein höflich und entgegenkommend. An den Ecken war noch folgende characteristische Bekanntmachung des Maire angeschlagen (selbstverständlich französisch):

An die Einwohner von Bar le Duc!

Meine lieben Mitbürger!

Man kündigt die Annäherung preußischer Plänkler an.

Unsere Stadt ist vollkommen offen. Jeder Widerstand würde also unnütz sein: er könnte selbst gefährlich werden.

Was unsere braven Soldaten nicht sollten haben thun können, wer möchte wagen, es zu versuchen?

Was uns betrifft in dieser Stunde, schließen wir unsere Reihen zu-

sammen mit Vertrauen und Muth, um würdig das vorübergehende Unglück zu tragen.

Helfen wir uns, Einer dem Andern, als gute Bürger.

Halten wir das Herz hoch, aber vergessen wir nicht, daß das Interesse der Stadt Bar le Duc, die uns so theuer ist, gebieterisch Ruhe, Klugheit und männliche Resignation befiehlt.

Der Maire Henri Bompard."

Erklärlicher Weise war den Bewegungen der Südarmee und der Maasarmee die Hauptaufmerksamkeit zugewandt. Gustav Freytag läßt sich über die Führer derselben, den Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen und den Kronprinzen Albert von Sachsen, und über den von ihnen gepflegten Geist der Truppen in der neuen Wochenschrift „Im neuen Reich" in folgender Weise aus:

„Neben dem Könige hat der Kronprinz vollen Theil an der Liebe und Begeisterung des Heeres. Ihm war vergönnt, mit einer Armee, welche fast alle süddeutschen Truppen einschloß, die ersten Siege zu erkämpfen. In der schwierigen Stellung als Befehlshaber eines zum großen Theile nicht preußischen Heeres hat er eine vortreffliche Art bewährt, die verschiedenen Elemente zu verbrüdern. Er hat seine Süddeutschen keineswegs mit besonderer Huld bedacht, als ob er um ihre Zuneigung werbe. Im Gegentheil er hat ihnen zugemuthet, was sie irgend leisten konnten, er hat den Befehlshabern ein ernstes Feldherrnurtheil nicht erspart, und er hat den Bayern im Anfange mehr als einmal gezeigt, daß er sich bei schwerem Dienst am meisten auf die Preußen verlasse. Aber gerade durch die gemessene Haltung und Gerechtigkeit gewann er zuerst das Zutrauen; daß er überall zum Siege führte, steigerte die Wärme; die herzvolle und ehrliche Freundlichkeit gegen die Einzelnen that das Uebrige. Und ihm zumeist verdanken wir das brüderliche Verhältniß unter den Truppen, und daß der Bayer am liebsten mit dem Preußen Arm in Arm geht. Bei dem Kronprinzen vermag wohl selbst der Fernstehende zu beobachten, wie jenes persönliche Verhältniß

des fürstlichen Feldherrn zum Soldaten im Gemüthe des Fürsten sich darstellt. Auch die Gemeinen sind ihm Kameraden für Leben und Tod; er spricht zu ihnen nicht herablassend und gnädig, sondern mit einem so deutlichen Ausdruck von persönlichem Antheil und Anflug von guter Laune, daß den Leuten jedes Mal das Herz aufgeht. Eben so ihm selbst. Es begegnete ihm, als er einem Gemeinen eine seltene militärische Auszeichnung überreichte, daß er in seiner Freude den Tapfersten unter den Tapfern beim Kopfe nahm und ihn küßte. Es war durch einige Augenblicke lautlose Stille; den Leuten zitterten die Gewehre in der Hand. — Aber nicht nur als Führer hat sich der Fürst erprobt; auch für andere Interessen hämmert dieses eherne Jahr an dem reinen Metall seiner Seele; er ist ein beherzter Mann, und er hat durch die Ruhe und die muthige Zuversicht seines Wesens in dem Rathe der Aeltesten eine sichere Bedeutung gewonnen. Möge uns Allen einst zum Segen werden, was dieser Feldzug in ihm gereift hat! — Auch eines andern Kriegsfürsten wollen wir gedenken, der unter den Führern des deutschen Heeres schnell zu einer hervorragenden Stellung gelangte, des Kronprinzen Albert von Sachsen. Er gilt in dem engeren Rathe der Generale, welche den König umgeben, für eine der großen Hoffnungen des deutschen Heeres, bei weitem für das größte militärische Talent unter den nichtpreußischen Führern. Streng gegen seine Truppe, ein umsichtiger, fester Feldherr, der selbst arbeitet, zuverlässig, jeder Aufgabe gewachsen."

Die wesentliche Aufgabe, die der Armee des Kronprinzen von Sachsen zuertheilt war, bestand darin, die Operationen der Armee des Kronprinzen von Preußen gegen Mac Mahon zu unterstützen. Auf ihrem Marsche zur Rechten der Südarmee sollte die Maasarmee im Vorbeigehen den Versuch machen, die Festung Verdun zu überrumpeln. Dieser Versuch, der am 23. August unternommen ward, führte jedoch nicht zum Ziel, und die Maasarmee setzte ihren Vormarsch fort. Dagegen ergab

sich Tags darauf Vitry einer Division der Armee des Kronprinzen von Preußen.

Nun traf die Nachricht in dem Hauptquartier des Kronprinzen von Preußen ein, Mac Mahon habe das Lager von Chalons verlassen. Anfangs mißtraute man der Nachricht. Das Lager, an und für sich schon fest, war in der letzten Zeit noch bedeutend stärker befestigt worden und bot einen außerordentlich günstigen Platz zur Vertheidigung. Was Mac Mahon zu diesem Schritte bestimmt hatte, ist oben gesagt worden. Spielte dabei die militärische Unfähigkeit eine Rolle, so war das Entscheidende doch noch ein Anderes. Paris hätte es nicht gelitten, daß Mac Mahon mit der Hälfte der Streitmacht, über die Frankreich noch verfügte, sich weiter vor dem Feinde zurückzog, statt ihn (darüber, daß dies möglich sei, herrschte ja kein Zweifel!) in Gemeinschaft mit Bazaine zu vernichten! Der Glaube an die Unbesieglichkeit des Heeres, sobald es gut geführt werde, war durch Lug und Trug genährt und zum Dogma geworden, dem nun entgegen zu handeln geheißen hätte: ganz Paris in ein Flammenmeer der Wuth zu setzen. Die Führer mußten siegen, wenn sie nur wollten — das stand unzweifelhaft fest, und gerade diesen Glauben hatten zumeist die Führer selbst zu der jetzigen Höhe hinaufgeschraubt. Dieser Glaube ward ihnen nun zum Joch und Zwange — sie mußten an ihren eigenen Lügen ersticken.

Arge Ausschreitungen in Bezug auf Disciplin waren in den Tagen vor dem Aufbruch Mac Mahon's in seinem Lager vorgekommen. Es befanden sich daselbst 15,000 Mobilgarden aus Paris. „Sie waren", wurde der „Daily News" berichtet, „am 18. August in ihren Quartieren consignirt. Man hörte in den Morgenstunden im Lager aus der Ferne eine anhaltende Kanonade und unter den nur zum Theil und zwar mit schlechten Waffen — umgearbeiteten Percussionsgewehren — ausgerüsteten Mobilen brach ein panischer Schrecken aus. Die Leute sind nur zum geringen Theile einexercirt und

vollständig unbrauchbar, gegen die Preußen verwandt zu werden. Als die Panik um sich zu greifen begann, verlangten sie mit lautem Geschrei nach Paris zurückgeführt zu werden, und erklärten es für höchst ungerecht, daß man die pariser Regimenter hilflos als Kanonenfutter dem herannahenden Feinde überlasse, während die übrigen Bataillone aus anderen Departements zur Vertheidigung ihrer eigenen Städte benutzt würden. Schließlich drohten sie, wenn man sie nicht nach Paris führe, würden sie von selbst dahin ziehen. Die Offiziere, welche meist ihre Stellen durch Protection erhalten haben, und nach dem Kreuz der Ehrenlegion Verlangen tragen, gaben ihnen zur Antwort, wenn sie es versuchen sollten auszureißen, werde man sie durch Artillerie zurückhalten. Indessen weder Drohung noch Ueberredung richtete bei den „Enfants de Paris“ etwas aus, der Aufruhr wuchs und schließlich gaben die Offiziere nach, und vereinten sich mit den Leuten zu dem Gesuch, nach Paris zurückgeschickt zu werden. Mehrere Stunden lang standen die Verhältnisse so, bis endlich ein Stabsoffizier der Mobilgarde mit verhängtem Zügel durchs Lager sprengte, seine Mütze schwenkte und den Mannschaften zurief: „Wir marschiren morgen nach dem Lager von St. Maur (bei Paris), wir marschiren morgen!“ Augenblicklich war das ganze Lager eine Scene der Aufregung und des Jubels. Die Mobilen umarmten einander, tanzten umher und sangen wie eine Heerde losgelassener Schulbuben, und gingen dann sofort daran, ihre Tornister zu packen. Mit der letzteren Operation waren sie jedoch kaum fertig, so kam der Befehl, die Tornister zurückzulassen für Mac Mahons Corps, das keine mehr besitze, und die unglückseligen pariser Kinder sahen sich daher genöthigt, ihre Habe in die Decken zusammenzuschnüren und sie so zu schleppen so gut es gehen mochte.“

Der Aufbruch Mac Mahons erfolgte am 20. August. Ein Berichterstatter des „Monde“ kam am 24. gegen 6 Uhr Nachmittags im Lager an. Er fand die Zelte noch, aber überall Todesschweigen und Verwüstung. Die von den Soldaten früher

errichteten Statuen und Monumente waren zerschlagen, der Boden mit Trümmern aller Art bedeckt, denn die Soldaten hatten bei dem beschleunigten Abzuge ihre Tornister leichter gemacht: überall lagen Schuhe, Hemden, Gamaschen, Bürsten, Cigarrenbüchsen u. s. w. vor den Zelten, überall zeigten sich die Spuren der Eile und Entmuthigung. Nach einiger Zeit verließ der Berichterstatter das Feldlager und ging in das Dorf Mourmelon, wo er noch eine kleine Abtheilung Truppen und einige Dorfbewohner fand, die ihre Habe auf Karren brachten, um zu entfliehen. Auf der Post und im Telegraphenamte waren die Papiere und Register verbrannt worden. Die Truppen hatten das Lager des Morgens acht Uhr mit einem Gefolge von 4000 Bagagewagen verlassen. Es war fast Nacht, als er sich auf den Weg machte, um der Armee zu folgen. Plötzlich gegen 8½ Uhr erblickte er von einem Hügel aus, der die Ebene beherrscht, eine Feuersbrunst, die bald hoch über die Waldungen aufflammte — das ganze Lager stand in Brand. Schon am Tage vorher war den Telegraphenbeamten und mehreren im Dienst des Staates befindlichen Etablissements angezeigt worden, sie möchten schleunigst ihre Habseligkeiten in Sicherheit bringen, so daß der Befehl, das Lager anzustecken, außer Zweifel steht.

Mac Mahon war nach Rheims gegangen, und von da aus rückte er am 23. ab, um auf dem nächsten Wege durch die Argonnen nach Metz zu gelangen. Am 24. erreichte er Rethel und schlug nun die Straße auf Chêne le populeux und Stone ein.

Von dem Gelingen oder Nichtgelingen dieser eingeleiteten Operation hing das nächste Schicksal Frankreichs ab. Palikao that zuversichtlicher als je. Als Arago in der Sitzung des gesetzgebenden Körpers vom 27. ihn fragte, ob er, ohne eine gefährliche Indiscretion zu begehen, vielleicht mittheilen könne, wo sich die Armeen der Marschälle Bazaine und Mac Mahon befänden, bemerkte er nach der üblichen Versicherung, daß Alles „vortrefflich" stehe: „Ich kann darüber nichts sagen, und wenn

irgend ein Offizier sagte, was Sie von mir verlangen, so würde ich denselben noch heut Abend erschießen lassen." Das klang kräftig — die Versammlung war entzückt.

Die übrige Welt sah aber eine Katastrophe für Frankreich herannahen, wenn auch Niemand die Größe derselben ahnte. Die „Independance belge" von demselben Tage, an welchem Palikao obige Antwort gab, sagt: „Endlich fangen wir an, die strategischen Bewegungen der Armeen der kriegführenden Mächte, die seit den drei Schlachten vor Metz gemacht worden sind, etwas klarer zu sehen. Preußische Truppen, Ulanen und schwere Kavallerie, wurden nach französischen Depeschen in Stenay, Varennes, Saint Remy, Doulevant und Brienne signalisirt. Wenn wir damit die Berliner Nachricht verbinden, daß das Hauptquartier des Königs von Pont à Mousson nach Bar le Duc verlegt und die Corps der ersten und zweiten Armee dem Marschall Bazaine gegenüber geblieben sind, so können wir daraus schließen, daß, die Truppen abgerechnet, welche Metz und das verschanzte Lager zu bewachen haben, das ganze deutsche Heer auf einer Linie, die sich von der belgischen Grenze in der Nähe von Longwy bis in die Thäler der Marne und der Aube ausdehnt, auf dem Marsche nach Paris ist. Was den Marschall Mac Mahon betrifft, so hat er, nachdem er das Lager von Chalons verlassen hatte, sich gegen Rethel und Mezières gewandt. Er bedroht daher den rechten feindlichen Flügel, aber eine Vereinigung mit Bazaine scheint wegen der Streitkräfte, durch die sie brechen müßten, unwahrscheinlich. Noch unwahrscheinlicher ist der Feldzugsplan, den einige französische Blätter den beiden Marschällen zuschreiben, sich in dem Viereck von Montmedy, Thionville, Verdun und Metz festsetzen zu wollen. Diese ganze Gegend ist bereits im Besitz des Feindes."

Schon am 24. August waren die Spitzen der Armee des Kronprinzen von Preußen in Chalons. Dem „Monde" ward an demselben Tage aus Rheims darüber geschrieben: „Um

12 Uhr Mittags brachen die zwei noch in der Stadt Chalons kasernirten Regimenter plötzlich auf und ließen die Stadt gänzlich ohne Vertheidigung. Um 2 Uhr erschienen 80, sage achtzig Ulanen in Chalons und zeigten ein kleines Corps an, das um 3½ Uhr folgen werde. Die Preußen zogen ins Hotel der Militärdivision, wo ihr Chef sich festsetzte. Die Eisenbahnverwaltung ließ eilends ihr Material, das mit dem der Armee beladen ist, auf Mourmelon, das noch unser ist, schaffen. Indeß 88 beladene Waggons konnten aus Mangel an Locomotiven nicht fortgebracht werden, und die erste Sorge der Preußen war nun, die Eisenbahn vor dem Ausgange aus dem Bahnhofe zu zerstören, um sich das Material zu sichern. Die angesagten Truppen trafen um 5 Uhr ein." Derartige Nachrichten, die ihnen ihre eigenen Zeitungen brachten, weheten bisweilen den Vorhang der Verblendung, der vor den Augen der Pariser hing, auf Augenblicke hinweg, so daß eine Ahnung der Größe der Gefahr, die sich über sie zusammen zog, sie überkam. Aber nur auf Augenblicke! Und was in diesen Augenblicken aus ihnen zu Tage trat, war wiederum nichts als Verblendung und Wahnwitz. Gesetzt, Mac Mahon erleidet eine neue Niederlage — was dann? — O, wir sind dennoch unüberwindlich! „Dann, dann" — so rief in jenen Tagen der „Gaulois," „dann soll es gelten, eine Jagd auf die Preußen anzustellen, und die ganze Nation soll der Jäger sein. Es fehlt in der Hauptstadt nicht an jenen verlorenen Söhnen, die durch einen Flintenschuß enthusiasmirt werden. Was sie fürchten, diese von Natur Unabhängigen, ist einzig und allein die Disciplin, der absolute Gehorsam. Diese Jagd ist für sie wie gemacht. Jeder für sich und keine Kugel verloren, das ist ihr Losungswort. Auf, ihr pariser Kinder, verlaßt eure Werkstätten und reiht euch unter die Freischaaren, unter die Zigeuner des Krieges ein. Fällt Einer von Euch und läßt eine Wittwe oder Mutter zurück, die Werkstätte wird sich ihrer annehmen, deren Stützen ihr bis dahin gewesen seid. Heute habt ihr nur

Eine Mutter, und die ist das Vaterland!" Rolle und Aufgabe der Freischaaren, entwickelte das Blatt weiter, solle sein: in der Nacht sich erheben und mit Aufgang der Sonne verschwinden, für die Armee recognosciren, sich gelegentlich in Massen zusammendrängen, die französischen Soldaten decken, den Feind necken, seinen Marsch und Rückzug, sein Mahl und seinen Schlaf stören, ihn beunruhigen, täuschen, mit unsichtbaren Kugeln treffen, fliehen, um wieder zu erscheinen, stets da sein, klug und entschlossen, verwegen und verschmitzt, hinter Baum und Gesträuch, in Gras und Wasser, unbeweglich wie ein Stein und rasch wie der Blitz Vorposten anfallen und überraschen, Munitionswagen wegkapern und Brücken in die Luft sprengen!" — Solche Schulbuben- und Romanpolitik wurde von der großen Nation mit Beifall aufgenommen!

Mac Mahon's Absicht war es, als er auf dem bezeichneten Marsche Stone erreicht hatte, sich nach Stenay zu wenden, um daselbst die Maas zu überschreiten; doch verhinderten die deutschen Heere, die ihm nahe waren, die Ausführung dieses Planes.

Es ward am 30. August die Schlacht bei Beaumont geschlagen. Eine französische Division war um die Mittagszeit in ihrem Lager eben mit dem Abkochen beschäftigt, als sie plötzlich aus dem nahen Walde feindlicherseits mit Granaten beschossen ward. Von den Franzosen, die es für unmöglich gehalten hatten, daß der Feind ihnen jetzt schon so nahe kommen könne, waren nicht einmal Vorposten ausgestellt worden! Die Ueberraschung erzeugte die gräulichste Verwirrung im Lager, Alles floh, das ganze Lager fiel in die Gewalt der Deutschen. Dieser Erfolg war von Theilen der Maasarmee errungen worden. Ueber das Lager berichtete der Militärarzt Bauer: „Verweichlichung, Raffinement und unsinniger Luxus characterisirten das ganze wüste Lager. Die Herren Offiziere schienen in eingemachten Sardinen ein besonderes Moment ihres Luxus gefunden zu haben, denn viele Büchsen dieser Delicatesse be-

deckten den Boden. Der Kronprinz von Sachsen weilte lange im Lager; ihm, wie uns Allen, trat hier so recht deutlich und frappant der Unterschied zwischen deutschen und französischen Verwundeten entgegen. Die Unsern ertrugen still, gefaßt und geduldig die oft unerhörten Qualen und Schmerzen; das Bewußtsein, einen Antheil gehabt zu haben an dem großen Werke, lindert, tröstet und kräftigt auch in den schwersten und letzten Augenblicken; der weichlichere Franzmann wimmert, schreit und macht dem verbindenden Arzte durch thörichtes Gebahren oft mehr Noth, als die Wunden, an denen er darniederliegt." In einiger Entfernung von dem Lagerplatze war es den französischen Führern gelungen, die Flüchtigen festzuhalten; aber kaum war die Formirung der Division vollendet, so wurde sie von zwei preußischen Divisionen angegriffen und über den Haufen geworfen. Die Trümmer flohen auf ihr Corps zurück, das hinter Beaumont stand. Beaumont ward genommen und darauf eine französische Division, die auf den Höhen neben der Stadt eine vortreffliche Stellung inne hatte, vertrieben. Das ganze feindliche Heer befand sich bei einbrechender Dunkelheit auf dem Rückzuge, dem Sieger 3000 Gefangene und außerdem als Siegesbeute 19 Geschütze, 8 Mitrailleusen und viele Wagen mit Kriegsmaterial aller Art überlassend. Der Kaiser, der den Erfolg der Schlacht in dem nahen Carignan abgewartet hatte, war gegen Abend zu Pferde geflohen. Der Rückzug des ganzen Heeres war ebenfalls ein fluchtartiger. Dies zeigte sich den Deutschen, als sie am nächsten Tage den Franzosen folgten. „Umgestürzte Wagen", schreibt der oben genannte Arzt, „lagen in großer Anzahl in und neben den Wegen. Ihr Inhalt war nicht ohne Interesse. Von der feinen Pelzdecke und Sackflasche bis zur Perrücke und zum Zahngebiß — Alles war characteristisch, vor Allem aber die Arzneimittel der sonderbarsten und bedenklichsten Art." — Zur Vervollständigung des in den letzten Augusttagen auf dem Kriegsschauplatz Geschehenen diene noch die 34. Depesche aus dem Hauptquartier:

„Der Versuch Mac Mahon's, Metz zu entsetzen, ist durch die Operationen der letzten Tage und die Schlacht am 30. völlig vereitelt. In der Schlacht mehr als 20 Geschütze genommen. Verlust des Feindes außerordentlich groß, der unsrige verhältnißmäßig gering. Früher haben preußische Ulanen und Husaren, letztere zu Fuß, zwei von stärkerer feindlicher Infanterie besetzte Dörfer in der Nähe von Sedan genommen."

Durch die Schlacht bei Beaumont war der Feind hinter die Maas zurückgeworfen, und es kam nun darauf an, ihn am 31. westlich und östlich zu umgehen, sowohl seinen Rückzug auf Mezières, als seinen Uebertritt auf belgisches Gebiet zu verhindern, um dann den letzten entscheidenden Schlag zu führen.

Mac Mahon telegraphirte am 31. August an Palikao: „Mac Mahon läßt den Kriegsminister wissen, daß er gezwungen ist, nach Sedan zu marschiren." Das war Alles; der verlorenen Schlacht wurde mit keiner Silbe Erwähnung gethan. —

Von dem strategischen Netz, in dem er sich befand, und dessen eiserne Maschen sich mit jeder Stunde enger zusammenzogen, schien der Marschall keine Ahnung zu haben.

In Paris ahnte man von der Lage noch viel weniger. Der „Constitutionel" brachte einen Bericht aus Rheims vom 30. August Abends 8 Uhr, in dem es hieß: „Unsere Armee ist prächtig, voll Energie. König Wilhelm spielt ein großes Spiel; wenn wir die Schlacht gewinnen, so ist Preußen verloren für immer (perdue à jamais); wenn wir sie verlieren, so wird der Fremdling unter den Mauern von Paris zermalmt werden. Graf Palikao hat die Armee Mac Mahon's in solchen Verhältnissen verstärkt, daß sie jetzt im Stande ist zu siegen, und sie wird siegen."

Sedan.

Erste Kunde.

Ein Kampf tritt nunmehr vor unser Auge, wie die Geschichte aller Jahrhunderte keinen zweiten kennt.

Die ersten Nachrichten vom Kampfesfelde bei Sedan wurden der in höchster Spannung harrenden Bevölkerung Deutschlands durch einige Depeschen und durch ein Schreiben des Königs an seine Gemahlin gegeben.

Die Depeschen berichteten:

An die Königin Augusta in Berlin.

Auf dem Schlachtfelde von Sedan, den 1. Septbr. 3¼ Uhr Nachmittags. Seit halb 8 Uhr siegreich fortschreitende Schlacht rund um Sedan. — Garde, viertes, fünftes, elftes, zwölftes Corps und Bayern. Feind fast ganz in die Stadt zurückgeworfen. Wilhelm.

An die Königin Augusta in Berlin.

Vor Sedan, den 2. Septbr., ½2 Uhr Nachmittags. Die Capitulation, wodurch die ganze Armee in Sedan kriegsgefangen, ist soeben mit dem General Wimpffen geschlossen, der an Stelle des verwundeten Marschalls Mac Mahon das Commando führte. Der Kaiser hat nur sich selbst Mir übergeben, da er das Commando nicht führt und Alles der Regentschaft in Paris überläßt. Seinen Aufenthaltsort werde ich bestimmen, nachdem ich ihn gesprochen habe in einem Rendezvous, das sofort stattfindet.

Welch' eine Wendung durch Gottes Führung!

Wilhelm.

Das Schreiben des Königs lautet:

„Der Königin Augusta in Berlin.

„Vendresse, südlich Sedan, 3. Septbr. 1870. Du kennst nun durch meine Telegramme den ganzen Umfang des großen geschichtlichen Ereignisses, das sich zugetragen hat. Es ist wie ein Traum, selbst wenn man es Stunde für Stunde hat abrollen sehen.

„Wenn ich mir denke, daß nach einem großen glücklichen Kriege ich während meiner Regierung nichts Ruhmreicheres mehr erwarten konnte, und ich nun diesen weltgeschichtlichen Act erfolgen sehe, so beuge ich mich vor Gott, der allein mich, mein Heer und meine Mitverbündeten ausersehen hat, das Geschehene zu vollbringen und uns zu Werkzeugen Seines Willens bestellt hat. Nur in diesem Sinne vermag ich das Werk aufzufassen, um in Demuth Gottes Führung und seine Gnade zu preisen.

„Nun folge ein Bild der Schlacht und deren Folgen in gedrängter Kürze:

„Die Armee war am Abend des 31. und am 1. früh in den vorgeschriebenen Stellungen angelangt, rund um Sedan. Die Bayern hatten den linken Flügel bei Bazeilles an der Maas, daneben die Sachsen gegen Moncelle und Daigny, die Garde gegen Givonne noch im Anmarsch, das 5. und 11. Corps gegen St. Menges und Fleigneux; da hier die Maas einen scharfen Bogen macht, so war von St. Menges bis Donchery kein Corps aufgestellt, in diesem Orte aber Württemberger, die zugleich den Rücken gegen Ausfälle von Mezières deckten. Cavalerie-Division Graf Stolberg in der Ebene von Donchery als rechter Flügel. In der Front gegen Sedan der Rest der Bayern.

„Der Kampf begann trotz dichten Nebels bei Bazeilles schon früh am Morgen, und es entspann sich nach und nach ein sehr heftiges Gefecht, wobei Haus für Haus genommen werden mußte, was fast den ganzen Tag dauerte, und in welches die Erfurter Division Schöler (aus der Reserve, 4. Corps) eingreifen mußte. Als ich um 8 Uhr auf der Front vor Sedan

eintraf, begann die große Batterie gerade ihr Feuer gegen die Festungswerke. Auf allen Punkten entspann sich nun ein gewaltiger Geschützkampf, der stundenlang währte, und während dessen von unserer Seite nach und nach Terrain gewonnen wurde. Die genannten Dörfer wurden genommen.

„Sehr tief eingeschnittene Schluchten mit Wäldern erschwerten das Vordringen der Infanterie und begünstigten die Vertheidigung. Die Dörfer Illy und Floing wurden genommen, und zog sich allmälig der Feuerkreis immer enger um Sedan zusammen. Es war ein grandioser Anblick von unserer Stellung auf einer dominirenden Höhe hinter jener Batterie, rechts vom Dorfe Frénois vorwärts, oberhalb St. Torey. Der heftige Widerstand des Feindes fing allmälig an, nachzulassen, was wir an den aufgelösten Bataillonen erkennen konnten, die eiligst aus den Wäldern und Dörfern zurückliefen. Die Cavalerie suchte einige Bataillone unseres 5. Corps anzugreifen, die vortreffliche Haltung bewahrten; die Cavalerie jagte durch die Bataillons-Intervallen durch, kehrte dann um und auf demselben Wege zurück, was sich dreimal von verschiedenen Regimentern wiederholte, so daß das Feld mit Leichen und Pferden besäet war, was wir Alles von unserem Standpunkte genau mit ansehen konnten. Ich habe die Nummer dieses braven Regiments noch nicht erfahren können.

„Da sich der Rückzug des Feindes auf vielen Stellen in Flucht auflöste und Alles, Infanterie, Cavalerie und Artillerie in die Stadt und nächste Umgebungen sich zusammendrängte, aber noch immer keine Andeutung sich zeigte, daß der Feind sich durch Capitulation aus dieser verzweifelten Lage zu ziehen beabsichtige, so blieb nichts übrig, als durch die genannte Batterie die Stadt bombardiren zu lassen; da es nach zwanzig Minuten ungefähr an mehreren Stellen bereits brannte, was mit den vielen brennenden Dörfern in dem ganzen Schlachtkreise einen erschütternden Eindruck machte — so ließ ich das Feuer schweigen und sendete den Oberst-Lieutenant v. Bronsart vom

Generalstabe als Parlamentär mit weißer Fahne ab, der Armee und Festung die Capitulation antragend. Ihm begegnete bereits ein bayerischer Offizier, der mir meldete, daß ein französischer Parlamentär mit weißer Fahne am Thor sich gemeldet habe. Der Oberst-Lieutenant v. Bronsart wurde eingelassen, und auf seine Frage nach dem General en chef ward er unerwartet vor den Kaiser geführt, der ihm sofort einen Brief an mich übergeben wollte. Da der Kaiser fragte, was für Aufträge er habe, und zur Antwort erhielt: „Armee und Festung zur Uebergabe aufzufordern", erwiederte er, daß er sich dieserhalb an den General v. Wimpffen zu wenden habe, der für den blessirten Mac Mahon soeben das Commando übernommen habe, und daß er nunmehr seinen General-Adjutanten Reille mit dem Briefe an mich absenden werde. Es war 7 Uhr, als Reille und Bronsart zu mir kamen; letzterer kam etwas voraus, und durch ihn erfuhren wir erst mit Bestimmtheit, daß der Kaiser anwesend sei. Du kannst Dir den Eindruck denken, den es auf mich vor Allem und auf Alle machte! Reille sprang vom Pferde und übergab mir den Brief seines Kaisers, hinzufügend, daß er sonst keine Aufträge habe. Noch ehe ich den Brief öffnete, sagte ich ihm: „Aber ich verlange als erste Bedingung, daß die Armee die Waffen niederlege." Der Brief fängt so an: „N'ayant pas pu mourir à la tête de mes troupes je dépose mon épée à Votre Majesté", Alles Weitere mir anheimstellend.

„Meine Antwort war, daß ich die Art unserer Begegnung beklage und um Sendung eines Bevollmächtigten ersuche, mit dem die Capitulation abzuschließen sei. Nachdem ich dem General Reille den Brief übergeben hatte, sprach ich einige Worte mit ihm als altem Bekannten, und so endigte dieser Act. — Ich bevollmächtigte Moltke zum Unterhändler und gab Bismarck auf, zurück zu bleiben, falls politische Fragen zur Sprache kämen; ritt dann zu meinem Wagen und fuhr hierher, auf der Straße überall von stürmischen Hurrahs der heranziehenden Trains be-

grüßt, die überall die Volkshymne anstimmten. Es war ergreifend! Alles hatte Lichter angezündet, so daß man zeitweise in einer improvisirten Illumination fuhr. Um 11 Uhr war ich hier und trank mit meiner Umgebung auf das Wohl der Armee, die solches Ereigniß erkämpfte.

„Da ich am Morgen des 2. noch keine Meldung von Moltke über die Capitulationsverhandlungen erhalten hatte, die in Donchery stattfinden sollten, so fuhr ich verabredetermaßen nach dem Schlachtfelde um 8 Uhr früh und begegnete Moltke, der mir entgegen kam, um meine Einwilligung zur vorgeschlagenen Capitulation zu erhalten, und mir zugleich anzeigte, daß der Kaiser früh 5 Uhr Sedan verlassen habe und auch nach Donchery gekommen sei. Da derselbe mich zu sprechen wünschte, und sich in der Nähe ein Schlößchen mit Park befand, so wählte ich dies zur Begegnung. Um 10 Uhr kam ich auf der Höhe von Sedan an; um 12 Uhr erschienen Moltke und Bismarck mit der vollzogenen Capitulations-Urkunde; um 1 Uhr setzte ich mich mit Fritz in Bewegung, von der Cavalerie-Stabswache begleitet. Ich stieg vor dem Schlößchen ab, wo der Kaiser mir entgegen kam. Der Besuch währte eine Viertelstunde; wir waren Beide sehr bewegt über dieses Wiedersehen. — Was ich Alles empfand, nachdem ich noch vor 3 Jahren Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht gesehen hatte, kann ich nicht beschreiben.

„Nach dieser Begegnung beritt ich von ½ 3 bis ½ 8 Uhr die ganze Armee vor Sedan.

„Der Empfang der Truppen, das Wiedersehen des decimirten Garde-Corps, das Alles kann ich Dir heut nicht beschreiben; ich war tief ergriffen von so vielen Beweisen der Liebe und Hingebung.

„Nun lebe wohl mit bewegtem Herzen am Schlusse eines solchen Briefes.

Wilhelm."

Zwei amtliche Depeschen (die 41. und 43.) lauteten:

Varennes, den 4. Septbr., 9 Uhr 45 Min. Vorm.

Die feindliche Armee, welche bei Sedan capitulirt hat, zählte 14 Infanterie-, 5 1/2 Cavalerie-Divisionen nebst zugehöriger Artillerie und Train. Während der Schlacht am 1. wurden allein an 30,000 Gefangene gemacht, mehrere Adler und viele Geschütze genommen. Mac Mahon schwer blessirt. Diesseits Oberst von Scherbening todt, General von Gersdorf, Oberst von Bessel verwundet. Unsere Verluste verhältnißmäßig gering. — Kaiser Napoleon heut früh nach Kassel abgereist. v. Podbielski.

Rheims, den 9. Septbr., 1 Uhr 20 Min. Mittags.

Außer 25,000 in der Schlacht von Sedan Gefangenen sind durch Capitulation vom 2. Septbr. 83,000 Mann inclusive Offiziere in Gefangenschaft gefallen, ferner 14,000 Verwundete vorgefunden. Ueber 400 Feldgeschütze einschließlich 70 Mitrailleusen, 150 Festungsgeschütze, 10,000 Pferde, überaus zahlreiches Armee-Material befindet sich in unsern Händen.

Hierzu die Verluste in der Schlacht von Beaumont, sowie circa 3000 nach Belgien Versprengte, ergiebt eine Gesammtstärke der Armee Mac Mahon's vor dieser Schlacht von nahe an 150,000 Mann. v. Podbielski.

Die Schlacht.

Die Einleitungen zur Schlacht waren Tages zuvor (31. August) getroffen worden. Die Armee Mac Mahon's stand um Sedan. „Die ganze Stellung bildete einen Kreis oder richtiger eine Ellipse, deren Endpunkte im Norden durch das Dorf Illy und im Süden durch Bazeilles bezeichnet wurden, während die Seiten derselben ungefähr der Maas und einem kleinen östlich davon fließenden Wasser folgten. Auf der Westseite der Ellipse waren Balan, Sedan und Floing, auf der Ostseite Monville, la Moncelle, Daigny und Givonne, so wie die diese Orte umgebenden Höhen besetzt; und wie die Maas einerseits ein

sehr bedeutendes Annäherungshinderniß bildete, so boten die an dem gedachten Wasserlauf sich hinziehenden Höhen, sowie die daran liegenden Ortschaften, ganz vorzügliche Stützpunkte für die Vertheidigung dar. Im Auffinden und in der Benutzung solcher Oertlichkeiten sind die Franzosen bekanntlich Meister." Von einer Höhe westlich von Sedan gesehen gewährt diese Stadt und ihre engere und weitere Umgebung ein anmuthiges Bild. Zur Linken führt eine Straße nach Sedan zu einer zerstörten Brücke, von welcher auf beiden Ufern noch einige Bogen stehen. Von dieser Brücke geht die Straße, von Pappeln auf beiden Seiten umsäumt, nach Sedan hinein. Die Stadt selbst (eine Festung vierter Klasse) bietet den freundlichsten Anblick. Vorn steht eine hübsche, gelblich leuchtende Kirche, dahinter sieht man lange Steinmauern mit Schießscharten, Bastionen, mehrere Kasernen, Fabriken, eine Art Schloß. An beiden Endpunkten stößt die Stadt an Dörfer, im Nordwesten Cazel, von wo aus eine Schlucht nordwärts läuft. Eben so sind im Osten Dörfer. Solcher Schluchten laufen mehrere von der Stadt aufwärts gegen die Wälder, welche die hinterliegenden Höhen bedecken, hinter denen sich weiterhin verblauende, dickbewaldete Bergrücken erheben. Diese Bergrücken begrenzen den Horizont nach Norden, während nach West und Ost der Blick weithin über fruchtbare Gefilde schweift. Das Terrain ist überaus coupirt. Besonders in die Augen fällt hinter dem Dorfe Glaine ein Stein- oder Sandbruch am Rande einer nackten Hochebene, welche sich bis zu einem Walde erstreckt, hinter welchem noch ein Wald durch eine breite Lichtung besonders augenfällig gemacht wird. Aecker nehmen den nicht bewaldeten Raum ein, überall sind kleine Gebüsche, einzelne Bäume zerstreut.

Der Armee des Kronprinzen von Sachsen war von dem Könige die Aufgabe gestellt worden, ein Ausweichen des feindlichen linken Flügels nach Osten zu, zwischen der belgischen Grenze und der Maas hindurch, um jeden Preis

zu verhindern. Die Armee des Kronprinzen von Preußen dagegen sollte den Vormarsch fortsetzen, den Feind, falls er sich diesseit der Maas stelle, angreifen und gleichzeitig gegen Front und rechte Flanke derartig operiren, daß die französische Armee auf den engen Raum zwischen der Maas und der belgischen Grenze zusammengedrängt würde. Von Remilly aus hatte die Artillerie des 1. bayerischen Armeecorps am 31. August Gelegenheit gehabt, die nach Sedan zurückgehenden französischen Colonnen wirksam zu beschießen. Dieser Rückzug war fortgesetzt hastiger geworden. Schließlich waren größere Massen unter Zurücklassung allen Gepäcks in voller Auflösung davon geeilt. Unter solchen Umständen mußte in Betracht gezogen werden, daß der Feind zu dem Versuche schreiten könne, sich mittelst eines starken Nachtmarsches der ihm zugedachten Umzingelung zu entziehen. Um dies zu verhindern, befahl der König, daß noch in der Nacht vom 31. August zum 1. September die Maas von 1½ Corps bei Donchery und Dom le Meslin zu überschreiten sei, womit zugleich die Möglichkeit gewonnen ward, bei Tagesanbruch in entwickelter Front den Angriff gegen die Straße Sedan-Mezières auszuführen. Gemäß dem Befehle führte die württembergische Division noch in der Nacht den Brückenbau und den Uebergang bei Dom le Meslin aus.

Mit Tagesanbruch (1. September) begab sich der König von Vendresse nach Frénois, westlich von Sedan, und nahm als Standpunkt die Höhe südlich dieses Dorfes, von der aus man den oben gegebenen Ueberblick hat. Bereits um 6 Uhr früh war Kanonendonner in östlicher Richtung bei Bazeilles zu vernehmen. Das 1. bayerische Corps hatte hier zur Festhaltung des Feindes das Gefecht frühzeitig begonnen. Das 11. Corps auf dem äußersten linken Flügel war zu dieser Zeit bei Vrigne aux Bois noch nicht auf den Feind gestoßen. Hierdurch wurde schon jetzt klar, daß der Feind den Entschluß gefaßt hatte, den Marsch auf Mezières aufzugeben und bei Sedan die Schlacht anzunehmen. Allerdings schien jener Marsch zur Zeit überhaupt nicht mehr

durchführbar. Noch war es für den Feind vielleicht möglich, in Auflösung über die belgische Grenze zu entkommen. Die französische Armeeführung faßte jedoch den Entschluß, zu diesem äußersten Auswege noch nicht zu schreiten, sondern es auf einen Kampf ankommen zu lassen. So bereitete sich für den Feind eine unerhörte Katastrophe vor.

Der Kronprinz von Preußen war früh 4 Uhr aufgebrochen. Nach einem Marsch von 1½ Meilen erreichte er den nördlichen Ausläufer eines langen Waldflügels, welcher ziemlich steil gegenüber Donchery zur Maas abfällt. Dort — etwa 1000 Schritt von dem Vorsprung, auf dem der König seinen Standpunkt genommen hatte — nahm er auf einem Plateau Stellung, um von dort aus seinen Theil der Schlacht zu leiten. Wer von diesen Höhen nordwärts umschaute, der fand sich vor dem anmuthigen Bilde einer cultivirten Hügellandschaft; im milden grauen Morgenlicht lag sie da, mit ihren Flußkrümmungen, sanft geschwungenen Höhenzügen, Gehölz und Wiesenflächen, wie eine fröhliche Malerarbeit. Vorn unten die Maas, welche gerade vor dem Beschauer in einem langgezogenen parabolischen Bogen nach Norden ausbiegt, nach Süden zurückkehrt, um westwärts weiter zu fließen, dahinter fast vor den Füßen des Beschauers die Schieferdächer, der spitze Thurm und einige Fabrikgebäude des Städtchens Donchery und zur Seite rechts die kleine alte Festung Sedan, beide Orte durch den Wiesengrund einer langen Landzunge geschieden, welche durch jene Einbuchtung der Maas gebildet wird. Hinter Sedan hebt sich der Ardennerwald in mehreren Höhenzügen bis zu der belgischen Grenze. Oestlich von Sedan streichen die Höhen weiter nach Süden bis zur Maas herab, welche von Südosten her auf Sedan zufließt. Die Sachsen hatten den längsten Weg und harten Kampf, auch die Bayern verloren viel, weil sie zu früh den Feind ernsthaft anpackten. Die Hauptstellung der Franzosen war nördlich von Sedan in dem waldigen Hügelterrain, welches, durch die Dörfer Floing, Illy, La Chapelle

und Villers begrenzt, in seiner Mitte durch die Thalsenkung des Dorfes Givonne geschnitten wird. Die Kämme und Abhänge dieses Bergreviers waren durch furchtbare Batterien besetzt. Während Sachsen, Garden und Bayern den linken Flügel dieser Stellung angriffen, Batterien gegen Batterien setzten und nach überlegener Feuerwirkung den Feind im Infanteriegefecht drängten und sich langsam in harter Arbeit und, wie sie selbst meinten, lange mit unsicherem Erfolge in den Thälern vorwärts schoben, waren das elfte und fünfte Corps und die Württemberger westlich von Donchery über die Maas gegangen und zogen ihre langen Linien um die rechte Seite der französischen Stellung, das elfte zunächst am Feinde, das fünfte im weiteren Bogen, um von hinten zu umfassen. Der Nebel deckte günstig ihre Bewegungen. Die Absicht dieses großen Manövers war: die rechte wie die linke Flanke der feindlichen Stellung einzudrücken und die Franzosen südwärts nach Sedan zu treiben und dort einzusperren, d. h. in dem unhaltbaren Platz zur Capitulation zu zwingen.

Die Sonne hatte den Nebelschleier verdünnt, aber er lag bis gegen Mittag wie ein leichter Dunst über dem Schlachtfeld. Von der Höhe von Donchery folgte man mit Spannung, welche fast den Athem benahm, den Bewegungen der preußischen Colonnen in der Tiefe, welche wie verschleiert hinter Hügeln und Häusergruppen dahineilten, um die Feinde tödtlich zu umschließen. Unterdeß hallte und dröhnte ostwärts der Kanonendonner unaufhörlich, weiße Dampfballen zeigten den Standort der Batterien, knatterndes Gewehrfeuer, bald näher, bald ferner, den Angriff der Bataillone; aus den Thälern stieg der Rauch; und sein langsamer Fortschritt nach Norden zu, oder sein Stillstand auf denselben Stellen der Höhe, ließen erkennen, ob der Feind wich, oder ob er Stand hielt. Von Zeit zu Zeit nahte ein Offizier mit Meldungen über die Ereignisse und die Fortschritte der einzelnen Corps, dann lauschte, wer in Hör-Nähe stand, angestrengt nach dem Inhalt seines athemlosen Berichts, um gleich

darauf wieder, das Fernglas am Auge, nach den entfernten Höhen zu spähen.

Es war gegen 9 Uhr, als das 11. Corps bei St. Monges an dem nördlichsten Punkt jener Flußkrümmung mit dem Feinde zusammenstieß. Von hier aus begann der Kampf in seiner entscheidenden Gewalt; mächtiger dröhnte der Geschützdonner, ganze Reihen von Batterien krachten, der eigenthümlich vibrirende Ton der Granaten, die weißen Rauchwölkchen der platzenden französischen, die Qualmwolke am Boden, wo eine eingeschlagen, das fünfundzwanzigfache Knattern des Mitrailleusenschusses, dazwischen ein dumpfes Dröhnen von anfahrenden Massen, fernes wildes Rufen, aufsteigende Rauchwolken brennender Dörfer und der lodernde Feuerschein, der sich zwischen den Häusern und über die Bäume erhob, dies schreckvolle Beiwerk des Kampfes, beschäftigte Auge und Ohr, doch nicht die Gedanken; denn über Allem flog befreiend die stille Hoffnung auf Sieg, die Freude und Begeisterung über die Kraft, welche zum Siege durchdrang. Wo der Deutsche hintrat, durfte der Franzmann nicht stehen.

Bis über Mittag krachte die Schlacht mit unverminderter Gewalt. Der Nebel war gefallen, die Landschaft lag hell im heißen Licht der Sonne. Hinter dem 11. Corps hatte sich unterdeß das 5. vorgeschoben, schon gegen 11 Uhr krachten die Geschütze fast in dem Rücken des Feindes; von der andern Seite drang das Gardecorps zur Vereinigung. Um 2 Uhr berührten sich hinter den Franzosen die Spitzen der beiden preußischen Corps. Das Wild war umstellt, der Ausweg nach Norden abgeschnitten. In dem dunkeln Bergwald drängte sich die französische Infanterie zusammen und versuchte in verzweifelten Vorstößen den stählernen Reif zu durchbrechen. Schnellfeuer begegnete dem Vorsturm, auch rechts im Vordergrund fuhren preußische und bayerische Batterien auf und feuerten in die engen Aufstellungen der Franzosen. Da die Franzosen überwiegend Artilleriefeuer zu bestehen hatten, überließen sie die

schwierigste Aufgabe dieses Tages ihrer Reiterei. Die französische Cavalerie ging in zwei Attaken mit glänzender Tapferkeit vor, einige Regimenter, wie die Chasseurs d'Afrique, mit der heldenhaftesten Todesverachtung. Die französische Infanterie versagte, da stürmten Chasseurs d'Afrique, eine Brigade auf Schimmeln, wider preußische Infanterie und Geschütze, um nach Westen einen Ausweg zu bahnen. Vergebens! Reihenweise sanken die Reiter, wieder und wieder stürmten sie an, der lichte Fleck vor dem Walde war bedeckt mit den Leibern der Männer und Pferde. Aus den Waldhügeln hinter Sedan begann der Rückzug auf die Stadt. In hellen Haufen kam das Fußvolk heraus, viele schon ohne Waffen. Mac Mahon war schwer verwundet; an seiner Stelle übernahm General v. Wimpffen das Commando; er war erst zwei Tage vorher aus Afrika gekommen. Von 10 Uhr bis zu dieser Stunde, etwa zwei Uhr, hielt Napoleon inmitten seiner Truppen, gegen die Sachsen und Garde im Granatfeuer; jetzt ritt er langsam nach Sedan zu. Auf der Brücke vor der Stadt traf er den Obersten Stoffel, der als Adjutant beim commandirenden General fungirte. Während der Kaiser den Obersten anredete, schlug wenige Schritte von ihm eine Granate ein und zerriß zwei Pferde neben dem seinigen, er hielt einige Augenblicke still, dann ritt er im Schritt in die Stadt hinein.

Und jetzt schwieg, fast urplötzlich, der Geschützdonner. Es war als ob die heiße Sonnenglut auch den Kämpfenden die Kraft nehme. Aber es handelte sich nur um die Vorbereitung zu neuen Gefechtstellungen der Truppen und Geschütze. Enger wurde jetzt jener waldige Hügelrücken, um welchen die Feinde gedrängt waren, von drei Seiten umstellt. Dann begann plötzlich wieder die Todesarbeit: Donner der Geschütze, Geknatter der Tirailleurlinien, Massenfeuer, auffliegende Munitionswagen; die deutschen Infanterie-Colonnen drangen in den Wald und auf die Hochebene der französischen Stellung und trieben die Franzosen der Stadt zu; in Massen, in flüchtigem Stoßlauf kamen sie

herab, Fußvolk, Reiter, Wagencolonnen. Lange Haufen von Gefangenen wurden hinter die Fronten geführt. Nach etwa einer Stunde, gegen 4 Uhr, war die Schlacht beendet. Das Terrain außerhalb Sedan in den Händen der Deutschen, das ganze Heer der Franzosen, soweit es nicht auf dem Schlachtfelde lag oder gefangen fortgetrieben wurde, innerhalb des Geschützbereiches von Sedan zusammengedrängt. Ueber 10,000 Franzosen lagen todt oder verwundet, weit mehr (am nächsten Tage zählte man über 20,000) waren unverwundet gefangen, etwa 80,000 drückten sich um die Festung. Ein kleiner Theil floh zersprengt in die Wälder oder zog der belgischen Grenze zu. Um 5 Uhr kam den Bayern (Division Bothmer) und den Württembergern der Befehl, mit ihrer gesammten Artillerie die Stadt zu beschießen. Bald zündete eine Brandgranate. Mit gewaltigem, tiefschwarzem Qualm schlug die Flamme empor: ein mit Stroh gefülltes Magazin war in Brand gerathen. Die dunkle Wolke stand unbeweglich über den Häusern und warf ihren dunklen Schatten weithin auf das Leichenfeld. Eine halbe Stunde darauf wurde eine weiße Fahne aufgesteckt. Die Bayern waren der Festung so nahe gekommen, daß ihre Infanterie bereits an den Pallisaden riß. Ein Parlamentär erschien und erklärte, der Kaiser wünsche mit dem Oberbefehlshaber zu unterhandeln.

An den Fragen der Soldaten, die über den Ausgang bis in das Einzelnste unterrichtet sein wollten, konnte man erkennen, daß sie die tiefe Bedeutung dieses weltgeschichtlichen Tages sehr wohl erfaßt hatten. Das eine Gefühl beseligte Alle, — der Stolz, mitgewirkt zu haben an einem Siege, der durch seine entscheidende Wirkung auf die Weltverhältnisse in der deutschen Geschichte kaum seines Gleichen hat.

Dem vorstehenden Gesammtbilde mögen sich ergänzende Einzelberichte anschließen.

Sehen wir zunächst, welchen Antheil das preußische Gardecorps unter Führung des Prinzen August von Württemberg an dem Tage von Sedan hatte. Der erste Zusammenstoß des-

selben mit dem Feinde fand bei Villers-Cernay statt. Dort vertrieb die Avantgarde der 1. Garde-Infanterie-Division die französischen Tirailleurs aus dem nahe gelegenen Gehölz und erklomm schnell und entschlossen die steilen Höhen zwischen Villers-Cernay und Givonne. Das Gros der Division folgte, unter dem Schutze der Avantgarde gelang es der Divisions-Artillerie, Givonne gegenüber aufzufahren. Gleich darauf erschien dort auch die Corps-Artillerie. Trotz des in diesem Moment überlegenen feindlichen Feuers fuhren die Batterien ruhig auf und eröffneten das Feuer sofort mit großer Präcision. Oberst von Scherbening, der hier die Corps-Artillerie commandirte, fand bei dieser Gelegenheit den Heldentod. Die Division Budritzki hatte mittlerweile die Höhe östlich von Givonne erstiegen, und die Garde-Cavalerie-Division stand bereit, auf dem äußersten Flügel die Straße nach Belgien zu sperren und die Vereinigung mit dem Kronprinzen herzustellen. Alle Anordnungen gingen trotz des wüthenden Kampfes mit einer Umsicht, Ruhe und Sicherheit vor sich, die von diesem Moment an den Sieg fast zur Gewißheit machten. Um halb zehn Uhr nahmen die Infanterietruppen der Avantgarde der 1. Division (unter Führung des Majors von Buddenbrock) das Dorf Givonne, behaupteten sich trotz des heftigsten Feuers und eroberten mit stürmender Hand eine feindliche Batterie mit sieben Geschützen und drei Mitrailleusen. Noch zeigten die Franzosen keine Spur von Entmuthigung, und obgleich fürchterlich leidend, stellten sie sich den Angreifenden überall brav und trotzig entgegen. Sie waren aus Givonne vertrieben; aber ihre Waffenbrüder fochten bei La Moncelle und Daigny mit verzweifeltem Muthe gegen das sächsische und bei Bazeilles gegen das bayerische Corps (v. d. Tann). Die französische Artillerie besonders entwickelte dort ein mörderisches Feuer. Der Commandeur des Garde-Corps Prinz August von Württemberg hielt es demnach für gerathen, dort einzugreifen, und die 2. Garde-Infanterie-Division erhielt Befehl, zur Unterstützung des 12. Armeecorps auf Daigny vor-

zugehen. Um 11 Uhr fühlte Jedermann, daß die Entscheidung nahe. Aus der Ferne, der Garde-Aufstellung gegenüber, hörte man dumpfen und ununterbrochenen Kanonendonner, und bald darauf zeigten sich nordwestlich in der Nähe von Fleigneux und St. Monges Batterien, welche das Bois de la Garenne und die vor demselben gelegenen Höhen als Ziel zu nehmen schienen, und die von den Truppen mit lautem Jubel als die Batterien des Kronprinzen begrüßt wurden. Die Garde-Cavalerie-Division eilte den Kampfgenossen die Hand zu reichen und dadurch das letzte Glied des eisernen Ringes zu bilden, in den die französische Armee eingeschnürt werden sollte. Der Commandeur des Garde-Corps befand sich in diesem Augenblicke auf einer Anhöhe, von der aus das ganze Schlachtfeld übersehen werden konnte. Es war ein großartiges, ein furchtbares Bild, wie es wohl kaum je einem menschlichen Auge geboten worden ist. Auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume über dreimal hundertundfünfzigtausend Mann; sie kämpften muthig und wüthend, den Tod verachtend: die Deutschen siegesgewiß heranstürmend, die Franzosen hoffnungslos, trotzend, jeden Fuß Terrain bis auf das Aeußerste vertheidigend. Der Feind, zwischen Sedan und Givonne auf den Höhen und in den Schluchten des Bois de la Garenne zusammengedrängt, hatte nach allen Seiten Front zu machen. Im Norden und Westen stürmte der Kronprinz von Preußen, im Süden v. d. Tann mit den Bayern auf ihn ein, von Südosten drangen die Sachsen, von Nord und Ost die preußischen Garden unaufhaltsam vor. Hinter diesem Ringe kämpfender Massen lag eine weiße Wolke, aus der es unaufhörlich blitzte und donnerte. Fürchterlich war die Verwüstung, welche die deutsche Artillerie anrichtete. Einem umstellten Löwen gleich, versuchten die Franzosen bald hier bald dort den Ring zu sprengen, aber überall brachen sich ihre decimirten Colonnen gegen die deutschen Truppen, die sich ihnen auf allen Wegen entgegenstellten und sie in den Kessel zurücktrieben, in welchem Tod

und Verwüstung unbarmherzig wütheten. Die Garde-Artillerie unter Führung des Prinzen Hohenlohe, der, von Batterie zu Batterie eilend, einer jeden ihr fortwährend wechselndes Zielobject bezeichnete, wirkte Erstaunliches. Die Granaten trafen mit der Präcision genau gezielter Büchsenkugeln. Vereinzelte Tirailleurschwärme wurden durch sie auf Distancen von 2500 bis 3000 Schritt erreicht und zur Umkehr gezwungen; größere Massen zerstoben vor ihnen, wie hülflose Heerden von Wölfen zerrissen.

Die feindlichen Batterien verstummten mehr und mehr. Das unheimliche Rollen der Mitrailleusen, welches zu Anfang des Gefechts so laut im furchtbaren Schlachtenlärm vernehmlich gewesen war, ließ sich nur noch in langen Zwischenräumen hören; und da die Zielobjecte für die südlich des Gehölzes placirten Batterien der Garde mehr und mehr schwanden, befahl der commandirende General, elf Batterien östlich von Givonne am Abhange der dort gelegenen Höhen zu vereinigen. Die Artillerie beherrschte von diesem Punkt aus das Bois de la Garenne und ganz besonders eine ungefähr 200 Schritt breite Lichtung, auf der viele Franzosen ihren Tod finden sollten. Von der kronprinzlichen Armee hart gedrängt, erschienen tiefe feindliche Colonnen auf den gegenüber den Garde-Aufstellungen gelegenen Höhen. Ein verheerender Regen von Geschossen empfing sie dort und trieb sie in das Gehölz. Aber auch dort war keine Sicherheit für sie. Vergeblich einen Ausweg aus der schrecklichen Lage suchend, wandten sie sich bald rechts bald links, die obengenannte Lichtung an verschiedenen Stellen passirend. Ueberall erreichten sie die Granaten der Garde-Artillerie und jagten sie in wilder Flucht in den Wald zurück. Jetzt erschien auf diesen Punkt auch Infanterie, ungeduldig, am Gefecht theilzunehmen und den Sieg vollständig zu machen. Truppentheile der 1. Division, namentlich der Avantgarde, erklommen von Givonne aus die von den feindlichen Truppen noch besetzten Höhen; Abtheilungen der Gardejäger gelang es,

sich den Franzosen bis auf kurze Entfernungen ungesehen zu nähern. Diese, als fühlten sie sich durch den Anblick eines sichtbaren Feindes ermuthigt — gegen die Artillerie, von der sie so lange und schwer gelitten, waren sie ohnmächtig gewesen —, stürzten der Infanterie wüthend entgegen. Aber wenige Minuten genügten um zu zeigen, was die feste Ruhe deutscher Schützen vermag. Wie hingemäht sanken die Franzosen unter dem auf sie gerichteten mörderischen Feuer. Die Ueberlebenden verschwanden wieder im Dunkel des Bois de la Garenne, und das Gefecht durfte auf diesem Punkte als beendet betrachtet werden. Nachdem der Prinz August von Württemberg in Erfahrung gebracht, daß auch die 2. Garde-Infanterie-Division im Verein mit dem 12. Armeecorps über Daigny hinaus Terrain gewonnen habe, wurde demnach gegen halb 3 Uhr ein allgemeines Vorrücken beschlossen. Zweck dieser Bewegung war, den Feind aus seinem letzten Halt, dem Bois de la Garenne, zu vertreiben. Den commandirenden General mit lautem Hurrah begrüßend, bereitete sich die Garde-Artillerie, die an diesem Tage so Bedeutendes gewirkt, zum Vormarsch vor. Aber schon auf halbem Wege wurde es klar, daß das Werk des Tages vollendet sei. In dem Thale zwischen dem Bois de la Garenne und den soeben von der Garde verlassenen Positionen wimmelte es von französischen Uniformen; aber nicht mehr gefechtsfähige Männer, wie sie dem deutschen Heere seit frühem Morgen gegenüber gestanden — es waren arme, kampfesmüde, entwaffnete Gefangene. Der Premier-Lieutenant v. Trotha, der sie führte, stellte sie dem commandirenden General vor. An der Spitze des unübersehbar langen Zuges standen Offiziere, darunter viele hohen Ranges. Es war ein ergreifender Anblick, die tapferen Männer so gänzlich niedergeschlagen und elend zu sehen. Der Prinz August richtete einige Worte des Trostes an sie, wie sie der Moment seinem edlen Herzen eingab; dann ritt er grüßend an den Besiegten vorüber. Die Anzahl der an dieser einen Stelle von der Garde Gefangenen wurde auf 4000 geschätzt. Sie füllten

den ganzen Weg, und der Stab des commandirenden Generals mußte sich an ihnen buchstäblich vorbeidrängen, um zu den Höhen zu gelangen, auf denen sich der Feind bis zum letzten Augenblicke gehalten hatte. Dort sah es entsetzlich aus: Todte und Verwundete bedeckten das weite Feld, ein furchtbares Zeugniß von der Wirkung der deutschen Waffen. Wohl tönte noch Kanonendonner aus der Richtung von Sedan, wohl hörte man noch in geringerer oder größerer Entfernung das Knattern des Infanterie-Feuers, aber der Tag war beendet.

Obgleich auch von der Garde noch Truppen bis spät in den Abend hinein gegen den sich heldenmüthig vertheidigenden Feind kämpften, so hob doch jetzt schon stolzes, freudiges Siegesbewußtsein jede deutsche Brust. Die Truppen, bestäubt, erhitzt, die Helme zerschlagen, die Uniformen zerrissen, zogen mit klingendem Spiel, leichten schnellen Schritts vorüber, als gelte es, das blutige Werk des Tages, das sie vollbracht, erst zu beginnen. Beim Anblick des commandirenden Generals, der, am Wege haltend, die defilirenden Truppen begrüßte, brachen sie in einen Jubel aus, der den Kanonendonner, das Gewehrfeuer und die Musik übertönte, und der erst mit dem letzten vorbeiziehenden Soldaten endete. Dann folgten von Neuem lange Züge von Gefangenen. Die Füsiliere der 1. Division brachten deren mehrere Tausend ein. Einer der preußischen Soldaten trug die eroberte Fahne des 17. französischen Linien-Regiments. Auf der gelben Seide standen die Namen Jena und Austerlitz. General v. Pape erzählte, daß man einen im Gehölz gefangenen Trompeter die französischen Signale „Gewehr in Ruh" und „Sammeln" habe blasen lassen, und daß darauf hin die Franzosen von allen Seiten herbeigeströmt seien, gleich Bienen, die dem Korbe zufliegen. Beim Anblick der preußischen Soldaten hatten sie ihre Gewehre fortgeworfen, und obgleich die Anzahl weit bedeutender gewesen war, als die ihrer momentanen Wächter, so hatten sie sich doch, ohne den geringsten Widerstand zu leisten, fortführen lassen. Eine größere Entmuthi-

gung, ein vollständigeres Unterwerfen starker, unverwundeter, bewaffneter Massen war nie zuvor gesehen worden. Die Garde allein, die an diesem Tage mit ungefähr 25000 Mann vertreten war, machte 9300 Gefangene, die Verwundeten nicht inbegriffen.

Der commandirende General zog sich mit seinem Stab nach dem nahe gelegenen verwüsteten Dorfe Illy zurück, wo er die Nacht zubrachte. Ringsumher bivouakirten die Truppen, die Lagerfeuer leuchteten, soweit das Auge reichte. Aber die Siegesfreude machte sich nicht geräuschvoll Luft. Der errungene Erfolg war erschütternd, ein überwältigend großer, und zwang zu stillem, ernstem Nachdenken. Und jetzt gab die Musik des nächstgelegenen Regiments der allgemeinen Stimmung den schönsten Ausdruck. Feierlich zogen durch die stille Nacht die Töne des hehren Chorals: „Nun danket alle Gott.“ Ja, deutsche Brüder vom Süden und vom Norden, vom Osten und vom Westen: Nun danket alle Gott! —

Der rühmlichen Kämpfe der Bayern ist schon mehrfach Erwähnung gethan worden. Einen gleichen Ruhm gewannen sich an dem Tage von Sedan die Sachsen. Das Gardecorps und das 12. Armeecorps unter Führung des Prinzen Georg von Sachsen kamen zuerst in's Gefecht. Das 8. Infanterie-Regiment Nr. 107 drang stürmend in la Moncelle ein und setzte sich darin fest. Die leichte Batterie faßte Posto auf der östlich von dem Orte gelegenen Höhe. Sie hatte anfangs gegen 5 französische Batterien einen schweren Stand; nach und nach erst langten Verstärkungen an, namentlich Artillerie. Im Rücken durch feindliches Artillerie- und Mitrailleusenfeuer westlich von la Moncelle, und in der Front durch Infanteriefeuer aus dem Thalgrunde leidend, hielten die Batterien der Divisions-Artillerie dennoch mit bewunderungswürdiger Festigkeit Stand. Auf dem rechten Flügel fochten das 6. Infanterie-Regiment Nr. 105 und das 1. Jägerbataillon Nr. 12 in der Richtung auf Daigny gegen Zuaven, und es fielen 3 Mitrailleusen

in ihre Gewalt. Nach 10 Uhr nahm die 46. Infanterie-Brigade unter persönlicher Führung des General-Majors von Monthé die bis dahin noch im feindlichen Besitz befindlichen Theile von la Moncelle und befestigte so den linken Flügel. Eine imposante Artillerielinie, bestehend aus sämmtlichen Batterien des Armeecorps und einigen bayerischen, entwickelte nun ihr furchtbar wirksames Feuer. Die in und bei la Moncelle nach und nach vereinigte 23. Division erhielt vom commandirenden General Prinzen Georg gegen 12 Uhr den Befehl, auf Daigny vorzugehen und weiterhin auf die Höhen zu debouchiren. Das Vorrücken im bewachsenen Thalgrunde kostete inzwischen der Division Opfer, da die Gehölze voll von Versprengten lagen, die auf die deutschen Truppen feuerten. Gegen 3 Uhr begann das Debouchiren der Avantgarde der 23. Division auf die Höhen westlich Daigny, welche von feindlicher Infanterie hartnäckig vertheidigt wurden. Der Widerstand wurde mit vielen Opfern überwunden und hierbei wurden mit stürmender Hand zwei Mitrailleusen genommen und gegen 1000 Mann zu Gefangenen gemacht. Die Franzosen scheueten, um aus dem Ring zu kommen, der sie jetzt umspannt hielt, vor keinem Mittel zurück. Unter Anderem näherten sich der sächsischen Linie einige Tausende. Da sie nicht feuerten und auch nicht in Gefechtsformation waren, so glaubte Prinz Georg, sie wollten sich ergeben und schickte ihnen Offiziere entgegen. Man rief den Franzosen Pardon! Pardon! zu. Sie näherten sich immer mehr, plötzlich begannen sie zu feuern. —

Auch eines rühmlichen Kampfes der Württemberger sei noch gedacht. Es ist oben bemerkt worden, daß von dem Könige den Württembergern der Befehl ertheilt worden war, in der Nacht vom 31. August bis 1. September eine Brücke über die Maas bei Dom le Meslin zu schlagen. Die württembergischen Truppen überschritten dieselbe und marschirten gegen Donchery. Als nun der Kampf am 1. September um Sedan begonnen hatte, kam die Nachricht, daß Franzosen aus dem nahen Me-

zières, Infanterie, Reiterei und Artillerie, gegen die Württemberger vorrückten und zunächst die Brücke bedroheten. Von den Württembergern wurde der Befehl, dem Feinde sich entgegen zu werfen, mit Jubel begrüßt. In der Nähe von Flix zeigte sich französische Infanterie auf einer Kuppe, welche die Festung Mezières beherrscht. Sofort fuhr die württembergische Artillerie auf, und bald wurden die feindlichen Plänkler durch das Granatfeuer vertrieben. Nun setzte sich die Infanterie zum Angriff in rascheren Marsch. Auf sie eröffnete die französische Artillerie ein sehr heftiges und rasches, jedoch trotz des Vortheils vollständig gedeckter Stellung sowie genauer Kenntniß der Entfernung schlecht gezieltes Feuer. Im Galopp ging die württembergische Artillerie weiter vor. Während die württembergische Artillerie und die Infanterie mit einem Hagel von Chassepotkugeln überschüttet wurden, bewegte sich letztere im Laufschritt mit größter Bravour vorwärts, kein Schuß fiel, daher auch kein Stocken in der ganzen Linie. Diese Energie und das vielstimmige deutsche Hurrah imponirten den Franzosen derartig, daß sie ihre vortreffliche Position in größter Hast verließen und den Thoren von Mezières wieder zueilten. So war auch der Versuch, von außen her den eisernen Ring um Sedan zu sprengen, glänzend abgeschlagen; er wurde nicht mehr erneuert.

Der mehrfach genannte Ort Bazeilles war während der Schlacht von den Bayern zerstört worden. Dies gab den Franzosenfreunden Anlaß, über die „entmenschten“ Deutschen Wehe zu rufen und sie vor der öffentlichen Meinung anzuklagen. Zugleich wurden die Deutschen grausamer Verbrechen aller möglichen Art bezüchtigt. Ein wohlhabender und gebildeter Belgier, Mitglied der freiwilligen Pflege Verwundeter, der mit Hingabe sich den Pflichten des Samariterdienstes gegen Franzosen und Deutsche unterzog, protestirte gegen die verleumderischen Angriffe und nahm die Deutschen in lebhaftester Weise in Schutz. In einem in den belgischen Zeitungen erschienenen Schreiben von ihm heißt es:

„Ich habe elegante Häuser gesehen, in denen verwundete deutsche Soldaten untergebracht wurden. Nicht die geringste Verwüstung war sichtbar. Soldaten hatten in den Salons und Schlafzimmern gelegen, wo Porzellangeschirr und Etagère-Sachen standen; sie waren gewissenhaft geschützt, und die Hausfrau, wenn sie heimkehrt, wird wahrscheinlich mit angenehmem Erstaunen finden, daß sie dieselben nur wieder zurechtzustellen hat. Ich wurde eingeladen, in einem dieser Häuser, in welchem eine Ambulanz war, zu essen. Der deutsche Arzt, mein Wirth, ließ das Essen auf einem gemeinsamen Tisch anrichten und hütete sich wohl, den Tischteppich des Salons zu benutzen, der sorglich zusammengefaltet beiseite gelegt war. Mitunter waren die Truppen, durch Hunger gezwungen, genöthigt, Kartoffeln auszunehmen, aber sie nahmen nicht das ganze Feld aus, nahmen nichts Ueberflüssiges, sondern nur was nöthig war. Diese Wahrheiten müssen wegen der gegen die Deutschen verbreiteten Vorurtheile betont werden. Es ist durchaus übertrieben, daß sie aus Zerstörungslust ganze Dörfer verwüstet hätten. Abgesehen von Bazeilles, wo kein Stein auf dem andern blieb, haben die Dörfer wenig gelitten. Wenn Bazeilles zerstört wurde, so geschah dieß zunächst, weil die Bayern hier in der Nähe den Stoß eines ganzen Armeecorps aushalten mußten; sie schlugen sich wie die Löwen. Aber nicht dieser Kampf allein hat Bazeilles vernichtet. Die Franctireurs setzten sich im Dorfe fest und schossen auf die Deutschen. Diese konnten weder den Platz räumen, noch das Feuern dulden, und zerstörten daher das Dorf durch Geschützfeuer. Die Feuersbrunst vernichtete, was die Geschosse noch verschont hatten. Dieß ist die nackte Wahrheit; falsch dagegen ist es, daß auf Frauen geschossen, und daß solche in die brennenden Häuser zurückgetrieben worden, wie man erzählt hat. Die albernen Geschichten von Frauen, welche von den Soldaten standrechtlich erschossen seien, verdienen keine Widerlegung. Ein Priester des Dorfes, der nach Bouillon floh und verrückt vor Furcht war,

ist die unabsichtliche Ursache einer Menge von Schreckgeschichten und Verleumdungen gegen die Deutschen gewesen. Der Priester kam außer sich an, und schrie, man habe ihn todtschießen wollen. Ich habe aber mich überzeugen können, daß die Deutschen ihn zu beruhigen gesucht hatten, doch es half nichts, er wollte nicht hören und sehen. Ich sah einen armen Einwohner von Bazeilles auf den Trümmern seines Hauses. Nachdem ich ihm gegeben, was ich an Geld bei mir hatte, fragte ich ihn, ob er Groll gegen die Deutschen habe; „ach nein", antwortete er, „sie wurden angegriffen, aber warum mußten auch die Franctireurs auf den unglücklichen Einfall kommen, sich im Dorfe festzusetzen und auf sie zu schießen! sie sind an Allem schuld." *) Der Dienst der deutschen Lazarethe ist trefflich organisirt und

*) Untersuchungen haben ergeben, daß auch die Bewohner selbst sich an dem Kampf betheiligten. Sie selbst und diejenigen Pariser, die den blinden Haß in ihnen durch Proclamationen, deren einzelne vorgeführt wurden, anschürten, sind in erster Linie für das Unglück von Bazeilles verantwortlich zu machen. Kein Haar wäre der Einwohnerschaft gekrümmt worden, hätte sie sich nicht auf hinterlistige und grausame Weise am Kampfe betheiligt. Die Bayern sahen sich im Fortgange des Kampfes mehrmals genöthigt, den Ort zu verlassen. Dabei wurde von den Einwohnern auf sie geschossen. Das war aber noch nicht das Uebelste. Bei ihrer Wiederkehr fanden die Bayern zurückgelassene Verwundete ermordet und gräßlich verstümmelt. Daß solche Vorkommnisse, ausgeübt von der Civilbevölkerung, mitten im schweren Kampfe, Wuth und Rache herausforderten, ist, wenn auch bedauernswürdig, so doch nur zu erklärlich.

Wie dürften sich die Franzosen und die Franzosenfreunde über solche Vorgänge wundern! Sind sie doch nicht entfernt mit einer ganzen Reihe blutiger Thaten zu vergleichen, die von den Franzosen im Laufe vergangener Tage gegen deutsche friedliche Bürger ausgeübt wurden! Nur an Speyer sei erinnert, in dem — und zwar mit kältester Ueberlegung und ohne daß die Bevölkerung sich hatte die mindeste Aufreizung zu Schulden kommen lassen — ungleich Schlimmeres ausgeübt ward, als in Bazeilles. Eine kurze Schilderung des Vorganges möchte hier an der Stelle sein. „Auf Befehl des „allerchristlichsten" Königs Ludwig XIV. eröffnete Monclar dem Magistrat von Speyer: „Binnen 6 Tagen muß die Stadt von allen Einwohnern mit Weib und Kind geräumt sein; 400 Wagen

ungleich besser als der in den französischen, wo es wie in allen übrigen Verwaltungszweigen hergeht. Die Hingebung, Milde und Freundlichkeit der deutschen Aerzte ist nicht genug zu loben. Die französischen Aerzte sind zwar sehr rührig, aber über die Dienstpflicht hinaus erstrecken sich selten ihre Leistungen. Die französischen Offiziere klagen nicht minder über die Unordnung in der Verpflegung. Während die Armee in Sedan Hunger litt, standen sechs Kilometer von dort, in Montmédy, ganze Trains voll Lebensmittel. Nachzügler bemächtigten sich eines Theils der Wagen, berauschten sich und ließen Wein und Branntwein zur Erde laufen."

Auch die „Daily News" erklärte sich mit großer Bestimmtheit gegen „die teuflischen Lügen, welche von erkauften Subjecten oder blödsinnigen Narren über die Uebelthaten der deut-

werden kommen, eure Habe fortzuschaffen. Der König befiehlt, daß jeder Speyerer sich im Ober-Elsaß, Burgund oder Lothringen häuslich niederlasse; wer sich oder das Seinige über den Rhein zu retten sucht, stirbt am Galgen oder unterm Gewehrfeuer." Ein Großprofoß mit 400 Mordbrennern zog ein, wahre Boten des Todes. Sie waren blau gekleidet, trugen statt der französischen Lilien Galgen und Rad auf ihren Wehrgehängen gestickt, auf den Achseln ein Bündel Stricke. Sogenannte Brandwürste, Feuerwerkskörper, wurden an den Häusern angeschlagen und von Dach zu Dach gezogen. Am Morgen des 3. Pfingsttages 1689 rasselte die Trommel durch die öde Stadt, Monclar gab hastig noch einige Befehle; nur die Mordbrenner blieben zurück, ihr Werk auszuführen. Drei Tage und drei Nächte währte der Brand, und die uralte und herrliche Stadt Speyer verging unter den französischen Brandfackeln. Auf der Brandstelle erschien darnach französisches Raubgesindel, um die Kaisergräber zu erbrechen, ihm folgten Mineurs mit Piken und Brecheisen, um die Keller unter den Hausplätzen zu sprengen und die 42 Brunnen der Stadt zu verschütten. So lag 10 Jahre lang Speyer mit seinem Dom darnieder, still und grauenvoll wie ein Ort, auf dem der Fluch ruht." Zur Ergänzung sei noch erwähnt, wie ein Jahrhundert später, als eine Republikaner-Armee unter Cüstine für die Zukunft „Freiheit und Gleichheit" versprach, für den Augenblick aber brandschatzte, die völlige Zerstörung des Doms beschlossen ward. Ein französischer Architect erschien und entwarf den Plan, aus den Ruinen einen Triumphbogen zu Ehren der großen Nation aufzuführen.

schen Heere auf französischem Boden verbreitet wurden." Sie sagte: „Zur Zeit, als der schleswig-holsteinsche Krieg ausbrach und das Gerede von einer Theilnahme Englands an demselben noch stark ging, herrschte unter dem britischen Philisterthum eine abgeschmackte, uns durchaus nicht zur Ehre gereichende Unwissenheit in Bezug auf das deutsche Heerwesen. Seit der Zeit haben Thatsachen, denen keine Philisterhaftigkeit des Schädels widerstehen kann, die öffentliche Achtung vor der deutschen Kriegstüchtigkeit beträchtlich geändert. Aber in Bezug auf die Stellung in der Civilisation und Freiheit, welche die Deutschen errungen zu haben mit Recht beanspruchen, scheint die öffentliche Meinung in England durchaus jetzt nicht besser als damals unterrichtet zu sein. Jeden Tag lesen wir in den öffentlichen Zeitungen Briefe von Engländern — englischen Liberalen, von denen Manche doch besser informirt sein sollten —, die den Beweis führen wollen, daß die Deutschen im Felde nicht besser seien als Attila's oder Alarich's Horden, und daß die Deutschen in ihrer Heimath in die Tiefen des barbarischsten Feudalismus gestürzt wären. Nun kann man wohl aufgeregten Franzosen, wie dem eminenten Journalisten, der kürzlich schrieb, daß die Deutschen wie die wilden Rothhäute die Bibliotheken, die sie nicht lesen könnten, vernichteten, solches Gewäsch verzeihen. Wenn man die Nationalität, die verzeihliche Aufregung und die characteristische Unwissenheit, die in Bezug auf fremde Länder allen Franzosen eigen ist, in Erwägung zieht, so findet man es begreiflich, daß ein Feind in Waffen derartig von einem Volke sprechen kann, welches durch seine Bildung jede andere europäische Völkerschaft weit überragt. Aber weniger zu entschuldigen ist es, wenn nüchterne, durch die Kriegsleidenschaft nicht beeinflußte Engländer umherlaufen und sich unter einander und Allen, die es hören wollen, erzählen, daß die Deutschen nur Sclaven feudaler Herrscher und Sitten sind, daß das Kastenwesen so streng wie in Hindostan ist, und daß Freiheit vom Rheine bis zur Weichsel durchaus

unbekannt ist. Ueber Deutschlands Beiträge zur Wissenschaft und Literatur ist es eigentlich überflüssig, auch nur ein Wort zu verlieren, außer vielleicht die Engländer darauf hinzuweisen, daß es die Deutschen waren, die England zuerst lehrten, ihren Shakespeare als einen großen und vollendeten Dichter, nicht als einen blos mit einem regel- und gesetzlosen Talente ausgestatteten Mann, wie er bis dahin von den klassischen Kritikern und Autoritäten unseres Landes bezeichnet wurde, zu würdigen. Es kann allerdings nur heilsam sein, militärische Ausschreitungen, wenn sie wirklich stattgefunden haben, zur öffentlichen Kenntniß zu bringen; denn auch der Krieg wird jetzt unter die heilsamen Restrictionen der Menschlichkeit und der öffentlichen Meinung gestellt; aber das Ausmalen von Vorgängen, für deren Wahrheit man nicht einmal einstehen kann, kann sicherlich von keinem Nutzen sein; im Gegentheil, das kann nur Schaden bringen, denn dadurch vermindert man den Glauben für wirklich stattgehabte Vorgänge. Eins jedoch sind wir mindestens in der Lage zu behaupten: daß der Kriegsgeist die Deutschen in sehr kurzer Zeit vollständig umgewandelt haben und sie zu ganz Anderen, als sie im 1866er Feldzuge und zu Anfange dieses Krieges waren, gemacht haben müßte, wenn ihr Betragen rücksichtlich ihrer Menschlichkeit und Mannszucht sich nicht zu ihren Gunsten mit dem anderer Truppen irgend welcher Armee, die je in Europa Krieg führte, vergleichen ließe."

Bevor wir uns zu den sich an den Riesenkampf unmittelbar anknüpfenden in dem Schreiben des Königs bereits in Kürze angedeuteten Vorgängen, der Capitulation und der Gefangennahme Napoleon's, wenden, muß noch an dieser Stelle einiger anderweitiger Aussprüche der auswärtigen Presse über das deutsche Heer — Kränze der Anerkennung, die demselben bald nach dem Tage von Sedan zuerkannt wurden — gedacht werden.

Um so bedeutsamer sind diese Urtheile, da sie aus der Schweiz, aus Amerika und aus Belgien kommen, demnach aus

Ländern, in denen das preußische Wehrsystem seit langer Zeit so vielfach den herbsten Kritiken unterzogen worden war. Vier Wochen Erprobung desselben im Felde hatten genügt, eine vollständige Umwandlung der Ansichten herbeizuführen.

Die „Berner Sonntagspost" brachte unter der Ueberschrift „Die Ursachen der preußischen Kriegserfolge" folgenden Artikel:

„Noch ist der Krieg nicht zu Ende, noch wurde das letzte Wort nicht gesprochen, aber schon ist so viel geschehen, daß ein jeder denkende Militär sich gestehen muß, er sehe hier kriegswissenschaftlich epochemachende Ereignisse, deren nicht nur politische, sondern auch fachwissenschaftliche Tragweite weit über den heutigen Kriegsschauplatz hinausreicht, so weit nämlich als man gesonnen ist, auf civilisirte Weise Krieg zu führen. Es ist daher die Aufgabe jeder Nation und die spezielle Pflicht jeden Militärs von Beruf, frei von allen politischen Vorurtheilen den Ursachen nachzuforschen, welche den erstaunlichen Erfolgen der preußischen und den ebenso überraschenden Niederlagen der französischen Waffen zu Grunde liegen konnten. Daß, nachdem 1866 die österreichische Monarchie und 1870 das zweite napoleonische Kaiserreich auf so eclatante Weise zu Boden gestreckt worden, von keinem blinden Kriegsglück mehr die Rede sein kann, sondern tiefere, constantere Ursachen diesen Erscheinungen zu Grunde liegen müssen, leuchtet wohl Jedem ein.

„Als im böhmischen Feldzug die Preußen so schnell mit den Oesterreichern fertig geworden waren, meinten Viele, die Hauptsache dabei habe das Hinterladungsgewehr mit seiner dem Vorderlader so ungleich überlegenen Feuerwirkung gethan. Es hat unstreitig Gewaltiges geleistet, und zwar so viel, daß gleich darauf alle europäischen Armee-Verwaltungen nichts Eiligeres und in der That nichts Nothwendigeres zu thun hatten, als ihre Infanteriebewaffnung nach gleichem Grundsatz umzugestalten. Gegenüber den Armeen Napoleon's III. fiel aber dieser Vortheil für die Preußen weg; während sie noch das Zündnadelgewehr

von 1866 in's Feld führten, waren die Franzosen mit dem Chassepot bewaffnet, von welchem man zum Voraus wußte, und der Krieg vollauf bestätigte, daß seine Flugbahn eine viel rasantere, seine Tragfähigkeit folglich eine weit größere ist, als die der preußischen Zündnadel. Bei der Infanteriebewaffnung also waren die Preußen in einem offenbaren Nachtheil, den sie freilich dadurch einigermaßen ausglichen, daß sie mit ihrer Waffe durch und durch vertraut waren und sie nur im richtigen Augenblick gebrauchten, während die französische Infanterie wohl weit schoß, aber schlecht zielte, schlecht traf und mit ihrer Munition so verschwenderisch umging, daß nicht selten im entscheidenden Augenblick ihre Patrontaschen leer waren. Die preußische Infanterie hatte die Instruction, sich durch das erste, jedesmal überlegene Feuer der Franzosen nicht stören zu lassen, sondern herzhaft drauf zu gehen bis zu der Distance, wo die Zündnadel ihre unfehlbare Wirkung üben mußte. So ist es gekommen, daß die preußische Infanterie ihre Siege stets theuer bezahlen mußte, aber am Ende doch immer siegte.

„Es ist bekannt, daß Napoleon I. einen wesentlichen Theil seiner Erfolge auf dem Schlachtfelde der Vorzüglichkeit seiner Artillerie verdankte. Von da her rührt der über unser ganzes Jahrhundert getragene Glaube an die Unübertrefflichkeit der französischen Artillerie, und zwar ein Glaube, dem Niemand mehr huldigte als die Franzosen selbst. Napoleon III. nährte ihn durch Einführung der gezogenen Kanonen, die in der That 1850 im italienischen Feldzuge ihre Wirkung thaten und sämmtliche übrigen Armeen zwangen, dem Beispiel zu folgen, gleichwie die preußische Zündnadel zur allgemeinen Einführung von Hinterladungsgewehren nöthigte. In neuester Zeit kamen nun noch die vielberufenen Mitrailleusen hinzu, die freilich weniger als eine Bereicherung der Artillerie denn als eine Verstärkung der Infanterie zu betrachten sind. Mit diesen Geschützen vermeinten die französischen Heerführer auf der Höhe der Zeit zu stehen. Sie hatten vergessen, daß Preußen unterdessen auch

nicht stille gestanden war. Es hatte hinterladende Kanonen construirt, welche in Tragweite und Trefffähigkeit weit Bedeutenderes leisten als die gezogenen Vorderlader der Franzosen; es verfertigte Granaten, welche viel richtiger platzten als die französischen; es gab seiner Feldartillerie eine Bespannung, welche sie zu den allerschnellsten und ausdauerndsten Bewegungen befähigte. So kam es, daß die Generale, welche bei Sedan die Waffen streckten, die Schuld ihrer Niederlage ganz wesentlich auf die Vorzüglichkeit der feindlichen und die Unzureichendheit der eigenen Artillerie schoben.

„So viel diese artilleristische Ueberlegenheit jedoch erklärt, so löst sie doch noch nicht das Räthsel, warum zwei so treffliche Feldarmeen, wie die Bazaine's und Mac Mahon's es waren, in so erstaunlich kurzer Zeit theils unschädlich gemacht, theils vernichtet werden konnten.

„Dieses Dritte ist gerade das Epochemachende in diesem Kriege: die geniale Heerführung, die Strategie des Generals von Moltke.

„Beim Kriege von 1866 führten die preußischen Generale in ihren Bewegungen das neue System der coordinirten Märsche ein, an der Stelle des hergebrachten Marsches in Kolonne, welcher raschen Bewegungen großer Truppenmassen hinderlich ist. Es war ein Hauptgrundsatz der alten Strategie, im Marsch vor dem Feinde sich nicht auf zu viele Straßen zu vertheilen, weil man sich so der Gefahr aussetze, daß einzelne Theile von einer überlegenen feindlichen Kraft überfallen und vernichtet werden könnten, ohne daß die andern Theile Zeit hätten, ihnen zu Hilfe zu kommen. Dieser altnapoleonische Satz behält auch heute noch seine Richtigkeit, soweit es sich um verhältnißmäßig kleinere Armeen von beispielsweise 50,000 Mann handelt; je größer aber die Theile einer Armee anwachsen und etwa je auf 100,000 Mann und mehr steigen, ändern sich die Verhältnisse. Eine Armee von 100,000 Mann läßt sich nicht überrumpeln, sie hat im freien Feld immer freie Hand,

sie kann eine Schlacht annehmen oder einer solchen ausweichen. Machte man es den preußischen Heerführern von 1866 zum Vorwurf, daß sie ihre beiden großen Armeen erst auf dem Schlachtfeld von Königgrätz und nicht schon früher vereinigten, weil ein unternehmender Gegner eine nach der andern hätte schlagen können, so antworteten die preußischen Generale: Erstens kannten wir unsere Pappenheimer und wußten, daß Benedek nichts allzu Verwegenes unternehmen werde; zweitens war eine jede unserer zwei Armeen stark genug, um bis zur Ankunft der andern den Choc des gesammten feindlichen Heeres zu ertragen und dieses dergestalt festzuhalten, daß die andere Armee es in Flanke und Rücken fassen konnte, worauf die Vernichtung des Feindes folgen mußte; wären wir anders marschirt, so wären wir weit langsamer gewesen, und man wüßte nichts von der „affenhaften Geschwindigkeit". Kurz, während verschiedene fremde, namentlich französische Militärs, darauf bestanden, die preußische Heerführung in Böhmen sei fehlerhaft und der Sieg von Sadowa mehr das Ergebniß des Glückes als der Geschicklichkeit gewesen, beharrten Moltke und seine Schule auf der Richtigkeit ihres Prinzipes und suchten nur seine Anwendung noch mehr zu vervollkommnen. Es handelt sich nach wie vor um die Frage: wie bewegt man große Truppenmassen rasch und bequem auf vielen Straßen zugleich und in breiter Front, ohne die Sicherheit der einzelnen Corps zu gefährden und ohne des Vortheils verlustig zu gehen, am entscheidenden Tag die Gesammtmacht in der Schlacht zu haben? Die Antwort: Man stellt eine zahlreiche, gut berittene und intelligent geführte leichte Cavalerie her, welche in weiten Kreisen die Armee umschwärmt, auf viele Meilen hinaus nach dem Feinde späht, inquirirt, fouragirt und eben so schnell in's Hauptquartier über den ganzen Zustand des feindlichen Landes berichtet. Dergestalt ist keine feindliche Ueberrumpelung möglich, wohl aber wird der eigene Heerführer in den Stand gesetzt, den Feind zu überraschen und diesen an die

Stelle hin zu manövriren, wo jener die Schlacht haben will und sie mit überlegenen Kräften schlagen kann. Glänzend hat sich dieses System bewährt beim Uebergang über die Mosel, der mit der Einschließung Bazaine's endete, und ganz besonders bei der Jagd auf die Armee von Chalons, die zur Catastrophe von Sedan führte. In diesen beiden Fällen wie überhaupt im ganzen diesjährigen Feldzug kann Niemand mehr von bloßem Glücke reden, sondern es waltet überall eine klare Berechnung, die zur Erreichung des mathematisch bestimmten Zieles die geeigneten Mittel in Thätigkeit setzt. Und darin eben liegt das Geheimniß der Strategie. Eine Folge dieser Kriegführung, heute noch mehr als 1866, ist die neue große Bedeutung, aber auch die total veränderte Verwendung, welche die Cavalerie erfährt. Die Zeit der Carréé sprengungen à la Murat und Ney ist vorüber und die schwere Cavalerie muß unter's alte Eisen geworfen werden. Die Oesterreicher in Böhmen, Mac Mahon's prächtige Kürassiere bei Wörth und die übrige französische Cavalerie bei Sedan haben diese Taktik wohl für immer in's Grab gesungen und vor dem Hinterlader der Infanterie die Waffen gestreckt. Alle Reiter müssen künftig „Ulanen" werden; womit freilich nicht gesagt ist, daß es gerade Lanzenträger zu sein brauchen, denn bekanntlich leisten die deutschen Husaren ganz den gleichen Dienst, wie ihre plötzlich so berühmt gewordenen Vettern; der „Ulan" ist heute nur der Inbegriff aller leichten Cavalerie. Es leuchtet aber auch ein, daß die Reiterei der Gegenwart und Zukunft nicht allein äußerst beweglich sein und in richtigem Stärkeverhältniß zur Armee stehen muß, sondern es hat ihr auch ein weit höherer Grad von Intelligenz und Bildung innezuwohnen, als man seither von der Cavalerie verlangte. Jeder Gemeine soll sich auf Geographie und Topographie verstehen, soll Karten lesen und skizziren können, und die militärische wie die allgemeine Bildung der Offiziere muß auf der Höhe derjenigen von Stabsoffizieren stehen. So gestaltet sich die früher Alles überstrahlende, dann

hinter Infanterie und Artillerie zurückgesetzte Waffe auf einmal wieder zu einer Elitetruppe.

„Aber noch sind wir nicht fertig mit der Aufzählung der Ursachen, welche den überraschenden günstigen Kriegsergebnissen zu Grunde liegen. Glänzende Erfolge kann auch der beste Feldherr nur da erzielen, wo der Feind große Fehler begeht, und Jener sie mit Scharfblick und Thatkraft ausbeutet. Drei strategische Fehler sind von der französischen Heerführung begangen und von Moltke augenblicklich benutzt worden. Der erste war die verzettelte erste Aufstellung der französischen Armee, welche zu den Niederlagen von Wörth und Forbach führte; man machte hierfür den Kaiser und den Marschall Leboeuf verantwortlich. Den zweiten Fehler beging Mac Mahon, oder vielmehr der Kaiser und Graf Palikao, die ihn hierzu kommandirten, durch den Flankenmarsch in die Ardennen, der nach Sedan führte. Allein alle diese Fehler werden überstrahlt durch die des kaiserlichen Regimes, welches wie durch das gesammte übrige Staatswesen so auch in die Armeeverwaltung eine förmliche Fäulniß pflanzte. Hören wir hierüber die Stimme eines französischen Offiziers, der sich kürzlich im Lyoner „Salut public“ vernehmen ließ: Seit 1866, so lesen wir, konnte jeder Verständige voraussehen, daß früher oder später ein Krieg mit Deutschland unvermeidlich war. Und wie standen sich auf dieses hin die beiden Völker? Jenseits des Rheins: eine neue Nation, ein heißer Patriotismus, eine von genialer Kühnheit geleitete Politik, hervorragende Heerführer, eine stark organisirte und bewunderungswürdig disciplinirte Armee, welche binnen wenigen Tagen eine ganze, in den Waffen geübte und zum militärischen Gehorsam erzogene Nation in sich aufnehmen konnte, endlich Vervollkommnung der Wissenschaft, angewandt auf einen riesenhaften Krieg im Auslande. Französischerseits: eine stolze, durch ihre Kriegsgeschichte und neuere theilweise und entfernte militärische Erfolge dünkelhaft gewordene Nation, große Reichthümer, Neigung zum Wohlleben und zum Luxus in allen

Klassen der Bevölkerung, eine übertriebene Centralisation mit endlosen Verschleppungen und Schwierigkeiten ohne das geringste Resultat, blasirte Beamte, die wohlhabenden Klassen nach Ruhe um jeden Preis verlangend, eine im Glück eingeschlummerte Regierung und unter ihr ein unruhiges Volk, das von unzufriedenen und anspruchsvollen Individuen wimmelte."

So das Berner Blatt. Hören wir nun, was die „New-Yorker Nation" über denselben Gegenstand sagt:

„Das Gefühl des Erstaunens", heißt es in dem betreffenden Artikel, „mit dem die Welt auf Preußens Feldzüge schaut, wird nicht sowohl erregt durch den ungeheuren Aufwand physischer Kraft, den sie uns vorführen, — wenn auch in diesem fast etwas Erschreckendes liegt — als durch das Bewußtsein, welches sich in Jedermann zu entwickeln beginnt, daß es einer neuen Art von bewegender Kraft bedurfte, um eine solche Zerstörungsmaschine, wie das deutsche Heer, in Gang zu setzen. Es ist für eine Regierung ein Leichtes, ihre ganze männliche Bevölkerung unter Waffen zu stellen, oder selbst sie bei Gelegenheit in's Feld zu führen. Aber daß ein Heer, das der Hauptsache nach aus Leuten besteht, die plötzlich aus der bürgerlichen Thätigkeit herausgeholt wurden, mit mehr Tüchtigkeit kämpft und marschirt, als irgend eine Veteranen-Armee, die die Welt je gesehen, wie das preußische Heer es thut, und daß das Räderwerk der Verwaltung, welches jenes Heer verpflegt, bewaffnet, von Ort zu Ort schafft, heilt, mit den Sakramenten versieht und begräbt, in Feindesland wie eine Uhr geht, und daß das ganze Volk nicht nur ohne Murren, sondern mit Begeisterung sich Opfern unterzieht, wie sie vordem nie einer Nation, außer im Ringen der Verzweiflung, auferlegt worden sind: dies Alles zeigt, daß in Preußen etwas weit Ernsteres stattgefunden hat, als die Umwandlung des Landes in ein Heerlager. Mit anderen Worten, wir sind nicht Zeugen einer einfachen Massenaushebung, noch auch der bloßen Aufrechterhaltung einer ungeheueren Heeresmacht durch eine militärische Monarchie, sondern

der Anwendung der ganzen Intelligenz eines Volkes von außerordentlicher geistiger und sittlicher Bildung auf militärische Zwecke. Das Besondere des preußischen Systems liegt nicht in der Größe seiner Heere oder der Vollkommenheit ihrer Rüstung, sondern in dem Character der Leute, aus denen jene zusammengesetzt sind.

„Alle Armeen der neueren Geschichte, mit Ausnahme von Cromwells „New Model Army“ und derjenigen der Vereinigten Staaten während der Rebellion, wurden fast ausschließlich aus unwissenden Bauern gebildet, die zum passiven Gehorsam gegen einen kleinen Körper von Berufssoldaten herangeexerzirt wurden.

„Das preußische Heer aber ist das erste, welches eine vollkommene Reproduction derjenigen Gesellschaft darstellt, von der es in den Kampf geschickt wird. Um es zu bilden, müssen alle Preußen das Handwerkszeug, die Feder oder das Buch bei Seite legen und das Gewehr zur Hand nehmen. Daher sind seine Trefflichkeiten und seine Mängel die der ganzen Gesellschaft, und da diese in außergewöhnlichem Maße gebildet ist, so haben wir zum ersten Male in der Weltgeschichte ein wirkliches Beispiel der Hingabe des Geistes und der Erziehung in großem Maßstabe an das Werk der Zerstörung.

„Natürlich haben die Eigenschaften des gemeinen Soldaten in allen Kriegen großen Einfluß auf das Glück oder Unglück der Befehlshaber; aber wir dürfen mit Sicherheit behaupten, daß nie Strategen dem Character ihrer Leute so viel zu verdanken hatten, wie die preußischen. Ihre vollkommene Handhabung der enormen Massen, die jetzt in Frankreich manövriren, ist in großem Maße durch die Intelligenz der Gemeinen ermöglicht worden.

„Dies hat sich bei zwei oder drei Gelegenheiten in schlagender Weise durch die Leichtigkeit gezeigt, mit der ganze Regimenter oder Brigaden beim Erstürmen einer einzigen Stellung geopfert wurden. Bei gewöhnlichen Truppen kann offen und

mit Vorbedacht nur eine bestimmte, mäßige Anzahl zu solchem Zweck von irgend einem Corps verlangt werden. Die höchsten Höhen der Hingabe sind oft außerhalb ihrer Befähigung. Aber wenn es ein preußischer Befehlshaber als nöthig für seinen Zweck erachtet, daß bei einem Sturme die ganze Gefahr auf Ein Regiment falle, so findet er, wie es scheint, nicht die mindeste Schwierigkeit, es zu veranlassen, daß es der sichern Vernichtung entgegen geht, und zwar nicht blindlings, wie Bauern, sondern wie unterrichtete Menschen, die die ganze Geschichte verstehen, aber, weil sie in dem gegebenen Moment das Sterben zu ihrem Zwecke gemacht haben, es wie jede andere Pflicht des Lebens erfüllen — nicht mit Jubel, oder enthusiastisch, oder tollkühn, sondern ruhig und nachdrücklich, wie sie studiren, oder ihr Handwerk betreiben, oder den Pflug führen. Sie lassen sich nicht einen Zoll mehr tödten als nöthig, aber auch nicht einen Zoll weniger.

„Schauen wir uns den preußischen Krieger an — wir von der Mäßigkeitsbewegung, von der Antitabaksbewegung, wir, die wir glauben, „daß die beste Erziehung, die der Mensch erlangen kann, die ist, die er kriegt, wenn er sich durchs Leben schlägt,“ daß Universitäten Blödsinn sind, und daß der Bürger aus populären Vorlesungen jederzeit so viel Belehrung über göttliche und menschliche Dinge schöpfen könne, als für ihn oder den Staat gut ist — schauen wir ihn uns an, wie er vorbeimarschirt.

„Vor allen Dingen bemerken wir, daß er ein starker Raucher ist. Nach der Ansicht von Einigen unter uns sollte der „Tabaksteufel“ ihn schon zum dünnen, schwächlichen, hohläugigen Burschen reducirt haben, mit schlotternden Knien, Herzklopfen und einem energielosen Gange, mit zitternden Händen und mit einem brennenden Bedürfniß nach gebrannten Wassern. Du bemerkst jedoch, daß du nie einen handfestern, breitschultrigeren Mann gesehen hast, von gesunderer Farbe, mit glänzenderen Augen und herzlicherem Ausdruck; und wie er so in Reih und Glied vorbeischreitet, mit seiner Büchse, mit Tornister,

70 Patronen, Mantel und Kochgeschirr, kannst du nicht anders als anerkennen, daß du irgend eine gleiche Anzahl von Männern in der Welt bedauerst, mit denen jene Kolonne „ein Hühnchen zu pflücken“ hat.

„Er trinkt auch, und trinkt viel, sowohl starkes Bier als starken Wein, hat es von jeher gethan, und alle seine Bekannten thun es, vom „Nichts als Thee Trinken“ hat er nur durch die Zeitungen gehört, und wenn du ihn aufforderteſt, sich auf Wasser zu beschränken, würde er dich als einen liebenswürdigen Idioten betrachten. Dennoch siehst du ihn nie betrunken, noch bringt das Bier bei ihm jene gänzlich verwirrende oder hirnlähmende Wirkung hervor, die unser Freund James Parton in so kräftigen Ausdrücken, als an ihm selbst durch Lagerbier erzeugt, in jener Untersuchung beschreibt, welche die Stellung des „zukünftigen Menschen“ zum Weine behandelt, und wovon er, wie wir sehen, einige Exemplare unter die Offiziere zu vertheilen sucht. Im Gegentheil, er ist im Ganzen sehr mäßig, ein kräftiger Denker und außerordentlich gelehrt. Es giebt kein Feld des menschlichen Wissens, das er nicht mit unter den Ersten erforscht hat, keine Höhen der Speculation, zu denen er nicht emporgeklommen, kein Problem in der Welt, an dem er sich nicht erfolgreich abmühte. Und obendrein ist seine Gründlichkeit wunderbar — der Neid und die Verzweiflung der Forscher anderer Länder — und sein Haß gegen Scheingelehrsamkeit und nachlässige Verallgemeinerungen ist so stark, daß wir hoffen, der „milde Kritiker“ werde sich außerhalb des Wurfbereichs seines Kochgeschirrs begeben, wenn er vor ihm vorbeigeht.

„Aber nach dem Tabak und dem Bier, der Gelehrsamkeit und der Universitätsbildung möchte man ganz natürlich schließen, daß er ein Salonsoldat und ein wenig zu fein, zu träumerisch und speculativ für die wirkliche Arbeit des Lebens sei. Gott bewahre! nie befandest du dich in einem größeren Irrthume. Hinter sich läßt er viele der schönsten Fabriken und

der bestbebauten Aecker in der Welt. Ueberdies ist er ein vortrefflicher Maler und, wie alle Welt weiß, ein Musiker fast ohne Gleichen; oder, wenn du eines Beweises für seine geschäftlichen Talente bedarfst, so sieh, mit welcher Schnelligkeit und Regelmäßigkeit er und seine Kameraden sich an den Rhein transportirt haben, und betrachte die Vollkommenheit aller Einrichtungen seines Regiments. Und nun, wenn du denkst, daß seine „schlechten Gewohnheiten", seine täglichen Verletzungen deiner Vorstellungen des Passenden seine Kraft geschmälert haben, ruhig dem Tode entgegen zu gehen — dieses edelste Ergebniß der Bildung —: so brauchst du ihm nur bis Sedan zu folgen und zuzusehn, ob er je wankt, und ob du je von einem Soldaten gehört oder gelesen hast, aus dem man mehr Marschiren, Kämpfen und Sterben — und kein Sterben in flüchtiger Erhitzung und Aufregung — bekommen konnte."

Schließlich noch das Urtheil des Berichterstatters einer belgischen Zeitung, der dem Kampfe beiwohnte. Er schrieb am Morgen nach der Schlacht: „Keine Spur der entsetzlichen Partie, welche die deutsche Armee so eben gespielt hatte. Soldaten stiegen zum nächsten Bach herab, um Wasser für ihre Pferde zu schöpfen. Feuer waren angezündet, an denen bereits die Suppe kochte. Hier und da ruhige Gruppen, Soldaten, die ihre Uniformen bürsteten, ihre Kleider ausbesserten und Knöpfe an dieselben annäheten. Es ist wunderbar! Diese friedliche Sorge um Regelmäßigkeit und Nettigkeit, diese häuslichen Kleinigkeiten am Morgen nach einem blutigen Drama, diese bürgerliche Ordnung nach der mörderischen Zügellosigkeit, dieses gute kleine Familienleben, das unmittelbar den entsetzlichen Schlägen des Krieges folgt: dieser mächtige Gegensatz hat uns tief bewegt. Das ist eben der preußische Character und das preußische Temperament. Diese Leute sind gewiß heldenmüthig, aber sie haben nicht die erregte Phantasie, die man bei diesem Heldenmuth voraussetzen könnte. Sie sind sehr stark und sie sind sehr gut verwaltet. Sie sind sehr muthig

und sehr ruhig. Gut geordnet und methodisch aufgestellt, erfüllen sie ihre Aufgabe mit sehr großer Umsicht, nachdem sie mit kaltem Blute ihr Leben in Gefahr gesetzt."

Die Capitulation.

Oben ist bemerkt worden, daß, als in Sedan die weiße Fahne erschien, die Deutschen sofort die Kanonade einstellten. Ueber den derzeitigen Aufenthalt Napoleon's herrschte auf deutscher Seite Ungewißheit. Man nahm an, er werde, wie er der Festung Metz sich entzogen, sich auch rechtzeitig von der Armee Mac Mahon's entfernt haben. Aber, ward auch gesagt, könne er nicht durch die Vorgänge derartig überrascht worden sein, daß ihm zur Ausführung solcher Absicht keine Möglichkeit mehr geblieben sei? Der Leser weiß es, daß Napoleon sich in Sedan befand; seinen Sohn hatte er einige Tage zuvor unter sichrer Begleitung nach Belgien gesandt.

Kurze Zeit nach dem Aufziehen der weißen Fahne erschienen von der Festung her drei Reiter. Es waren der französische General Reille, der Hauptmann vom Generalstabe v. Winterfeld und ein Ulanentrompeter mit der Parlamentärflagge. Sie ritten der Höhe zu, auf der der König seinen Standpunkt genommen hatte; bei dem Könige befand sich jetzt auch der Kronprinz. Hatte schon die ganze Lage darauf hingedeutet, so entnahmen nun die Truppen aus dem Aufzuge mit der Parlamentärflagge die Gewißheit, daß es sich um das Angebot einer Capitulation handelte. Ueber den Ausdruck, den diese Ueberzeugung sofort in dem nahestehenden Theile des Heeres fand, ließ sich die Times folgendermaßen aus: „Es erhob sich weithin ein Jubelgeschrei, wie es nur ein großes Heer in der Stunde des Triumphes erschallen läßt. Tausende von Helmen, Czakos und Feldmützen, Tausende von Bayonetten und Säbeln wurden zum Himmel erhoben, und selbst die Verwundeten und Verstümmelten mischten ihre schwache Stimme in den Jubelruf des Sieges. Ein Offizier erzählt, er sah

einen großen, mächtigen preußischen Soldaten, der, die Rechte in die Seite gepreßt, im Todeskampfe lag, plötzlich, als er die Ursache des Lärms begriff, kerzengerade in die Höhe fahren, mit einem lauten Hurrah. Dann fuhr er noch einen Augenblick mit den Händen in der Luft herum, bis das Blut wie ein Strom aus seiner Wunde schoß und er lautlos und todt über einen gefallenen Franzosen zu Boden rollte."

Der General Reille, der dem Könige und dem Kronprinzen persönlich bekannt war, brachte ein Schreiben von Napoleon. Er stieg vom Pferde und näherte sich unbedeckten Hauptes dem Könige, der wenige Schritte vorgetreten war. Der König nahm das Schreiben aus der Hand des kaiserlichen Boten und trat mit dem Kronprinzen, dem Grafen Bismarck und den Generalen v. Moltke und v. Roon zu einer kurzen Berathung zusammen. In dem Schreiben Napoleon's hieß es: „Da es mir nicht vergönnt war, an der Spitze meiner Truppen zu sterben, so lege ich meinen Degen in die Hand Eurer Majestät." Während der bezeichneten Berathung sprachen preußische Offiziere mit dem französischen General und sagten ihm, man erwarte bestimmt, daß das ganze französische Heer sich gefangen gebe, worauf der General erklärte, er für seinen Theil wolle eher zu Grunde gehen, als eine so schmähliche Capitulation unterzeichnen. Es waren Augenblicke der höchsten Spannung. Der Correspondent der „Pall-Mall-Gazette", der zugegen war, berichtete über den Fortgang: „Jetzt schrieb der König, der sich auf einen Stuhl niedergelassen hatte, auf einem andern von zwei Adjutanten gehaltenen Stuhle, der Tischdienste that, an den Kaiser, er ersuche ihn, sich am nächsten Morgen in dem Hauptquartier Vendresse einzufinden. Während dieser Brief geschrieben wurde, kam Bismarck auf die amerikanischen Generale Sheridan und Forsyth und auf mich zu und schüttelte unsere Hände recht herzlich. „Meinen aufrichtigen Glückwunsch, Graf," sagte General Sheridan, „ich kann die Uebergabe Napoleon's nur mit der des Generals Lee im Gerichtshause zu

Appomator vergleichen." Als die Reihe an mich gekommen war, dem Bundeskanzler die Hand zu drücken, konnte ich nicht umhin, nachdem ich ihn warm beglückwünscht hatte, zu bemerken: „Sie müssen sich stolz fühlen, Graf von Bismarck, so reichlich zu dem heutigen Siege beigetragen zu haben!" „O nein, lieber Herr," lautete die bescheidene Antwort, „ich bin kein Stratege und habe nichts mit Schlachtengewinnen zu thun. Aber ich bin stolz, daß die Bayern, die Sachsen und die Württemberger heute nicht nur auf unserer Seite standen, sondern auch einen so großen Antheil — den größten — an dem Ruhm des Tages hatten. Daß sie mit uns und nicht wider uns sind, das ist mein Werk. Die Franzosen werden nun wohl nicht mehr sagen können, daß die Süddeutschen nicht für unser gemeinsames Vaterland kämpfen würden." Als der König seinen Brief beendet, reichte er ihn dem General Reille, der ihn entblößten Hauptes entgegen nahm. Um 7 Uhr 40 Minuten begab sich der General, von Ulanen escortirt, nach der belagerten Stadt zurück. Jetzt entstand ein allgemeines Begehren nach Getränken. Graf Bismarck's Adjutant brachte zwei Flaschen belgisches Bier zum Vorschein; eine theilte Seine Excellenz mit den Generalen Sheridan, Forsyth und mir, und sagte, „er trinke auf die nähere Vereinigung der drei großen teutonischen Völker."

Der König begab sich nach Vendresse zurück, nachdem er den General von Moltke beauftragt hatte, die Bedingungen der Capitulation festzustellen und den Oberbefehlshaber der französischen Armee zur Unterzeichnung aufzufordern. Dem Grafen von Bismarck war von dem Könige aufgegeben worden, den Unterhandlungen als politischer Beirath beizuwohnen. Die vom General von Moltke entworfene Capitulationsurkunde lautete:

Art. 1. Die französische Armee, unter dem Oberbefehl des General Wimpffen, giebt sich, da sie gegenwärtig von überlegenen Truppen bei Sedan eingeschlossen ist, kriegsgefangen. Art. 2. In Rücksicht auf die tapfere Vertheidigung dieser

französischen Armee erhalten alle Generale, Offiziere und im Range von Offizieren stehende Beamte die Freiheit, sobald dieselben ihr Ehrenwort schriftlich abgeben, bis zur Beendigung des gegenwärtigen Krieges die Waffen nicht wieder zu ergreifen und in keiner Weise den Interessen Deutschlands zuwiderzuhandeln. Die Offiziere und Beamten, welche diese Bedingungen annehmen, behalten ihre Waffen und ihre ihnen persönlich gehörigen Effecten. Art. 3. Alle Waffen und Kriegsmaterial, bestehend in Fahnen, Adlern, Kanonen, Munition rc., werden in Sedan einer von dem französischen General eingesetzten militärischen Commission übergeben, die sie sofort den deutschen Commissären überantworten wird. Art. 4. Die Festung Sedan wird in ihrem gegenwärtigen Zustande und spätestens am 2. September zur Disposition Seiner Majestät des Königs von Preußen gestellt. Art. 5. Die Offiziere, welche nicht die im Art. 2. erwähnte Verpflichtung eingegangen sind, sowie die Truppen, werden entwaffnet und geordnet nach ihren Regimentern oder Corps in militärischer Ordnung übergeben. Diese Maßregel wird am 2. September anfangen und am 3. beendet sein. Es werden diese Detachements auf das Terrain geführt, welches durch die Maas bei Iges begrenzt ist, um den deutschen Commissären durch die Offiziere übergeben zu werden, welche dann ihr Commando ihren Unteroffizieren abtreten. Die Stabsärzte sollen ohne Ausnahme zur Pflege der Verwundeten zurückbleiben."

Der an Stelle des verwundeten Marschalls Mac Mahon commandirende französische General von Wimpffen hatte inzwischen die Aufforderung erhalten, sich im preußischen Lager einzufinden, um die Capitulation in Gemeinschaft mit Moltke zu unterzeichnen. Die Lage der französischen Armee war derartig, daß ein Entrinnen oder Durchschlagen als nicht ausführbar erscheinen mußte. Dennoch richtete man sich deutscherseits für alle Fälle ein. Die einzelnen Corps rückten der Stadt näher, und es ward der eiserne Gürtel, der sie umgab, auf

diese Art noch fester zusammengezogen. Als die Tausende von Wachtfeuern angezündet waren, erschien Sedan wie ein großer schwarzer Punkt in einem breiten Ringe von Feuern, die mit ihrem Widerschein den Himmel rötheten. Es war bestimmt, daß, wenn die Unterzeichnung der Capitulation in der Nacht nicht zu Stande komme, am nächsten Tage, den 2. September, Sedan bombardirt werden sollte.

Wimpffen erschien, sträubte sich aber mit Zähigkeit, die Bedingungen zu unterzeichnen; sie seien, erklärte er, zu hart. Von preußischer Seite dagegen ward das Geforderte als unerläßliche Nothwendigkeit hingestellt, von der nicht abgegangen werden könne. Der französische Oberbefehlshaber beklagte es, daß das Geschick ihn hierher gerufen, um seinen Namen an einen der traurigsten Acte der französischen Geschichte heften zu sollen. Es ward ihm vorgestellt, daß all das Blut, das, falls er widerstrebe, beim Bombardement von Sedan vergossen werde, auf sein Haupt komme. Ueberdies gab ihm der General von Moltke über die Stellung und Stärke der deutschen Truppen rings um Sedan entsprechende Aufschlüsse, aus denen er entnehmen mußte, daß jeder etwaige Widerstand absolut nutzlos sein würde. Diese Unterredung fand zu Donchery statt. Wimpffen begab sich nach Sedan zurück, versammelte einen Kriegsrath, dem er die Sachlage vorlegte, und es ward in einer leidenschaftlich geführten Berathung mit allen gegen zwei Stimmen beschlossen, sich den von deutscher Seite gestellten Bedingungen zu unterwerfen. Darauf kehrte der französische Obergeneral zu den Bevollmächtigten des preußischen Hauptquartiers, dem General von Moltke und dem Grafen von Bismarck, die ihn zu Frénois erwarteten, zurück, und hier erfolgte nunmehr am 2. September Vormittags 11 Uhr 30 Minuten die Unterzeichnung der Capitulationsurkunde, womit denn die gesammte in Sedan eingeschlossene Armee, als kriegsgefangen erklärt wurde.

Auf Grund der in der Capitulations-Urkunde enthaltenen

Bestimmungen erließ nun der General v. Moltke an demselben Tage folgende Verfügung:

„Die heute noch in und bei Sedan befindliche französische Armee hat capitulirt. Offiziere werden auf Ehrenwort entlassen, Unteroffiziere und Gemeine sind Kriegsgefangene. Waffen und Armee-Material werden ausgeliefert. Der Wortlaut der Capitulation liegt bei. Die kriegsgefangene Mannschaft, deren Stärke noch nicht zu übersehen ist, wird in dem Bogen der Maas bei Vilette und Iges versammelt und demnächst in Echelons abgeführt. Zur Bewachung werden das 10. und 11. bayerische Armeecorps unter gemeinsamem Oberbefehl des Generals v. d. Tann bestimmt. Die Verpflegung der Gefangenen, für welche nach dem Versprechen des commandirenden französischen Generals Vorräthe aus Mezières bis nahe Donchery per Bahn herangeführt werden sollen, ist gleichfalls durch General v. d. Tann zu regeln. Daß dem Heranführen jenes Bahnzuges keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden, ist sorgsam zu überwachen. Beim 11. Armeecorps ist ein Infanterie-Regiment im Laufe des morgenden Tages, nachdem Sedan von den französischen Truppen geräumt worden, in die Festung als Garnison zu verlegen. Im Uebrigen haben die dritte Armee und die Armee-Abtheilungen Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen von Sachsen sich morgen in westlicher und südlicher Richtung von Sedan zu entfernen, wobei die Straße Remilly-La Besace-Le Chene der Armee-Abtheilung Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen von Sachsen als westliche Grenze überwiesen wird. Trains des Königl. bayerischen Armeecorps haben dieselbe rechtzeitig zu räumen. — Die Abführung der Gefangenen in zwei Linien über Stenay, Etain, Gorze auf Remilly, beziehungsweise über Buzancy, Clermont, St. Mihiel auf Pont à Mousson ist durch die Armee-Abtheilung Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen von Sachsen, beziehungsweise des königlichen Obercommando der dritten Armee im Sinne des Befehls von heute früh einzuleiten. Um jedem Zweifel zu begegnen, wird bemerkt, daß die gestern im Gefecht und heute vor Abschluß der Capitulation bis 11 Uhr Vormittags gefangenen französischen Offiziere nach den bisher giltigen Grundsätzen zu behandeln sind.

„Die dritte Armee hat sogleich einen Commandanten von Sedan, sowie einen General zu bestimmen, welcher die innerhalb Sedan niederzulegenden Waffen zu übernehmen hat. Die ausreichende Zuweisung von Offizieren und Beamten wird anheimgestellt. Beide Offiziere haben sich baldmöglichst beim General-Quartiermeister der Armee zu melden. Die seitens der französischen Armee auszuliefernden Pferde sollen nach Bestimmung Sr. Majestät des Königs den gesammten mobilen deutschen Streitkräften zu Gute kommen und werden die Armeecommandos über die ihnen zuzuweisende Quote noch informirt werden. — Die Aufräumung des Schlachtfeldes ist Sache der

General-Etappen-Inspection der Armee-Abtheilung Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen von Sachsen. — Die Begrabung der Leichen ist vermittelst der Civilbehörden zu beschleunigen."

Die vollzogene Capitulations-Urkunde wurde dem Könige an demselben Tage auf der Höhe über Donchery überreicht. Eine Zahl fürstlicher Personen befand sich bei ihm, unter ihnen der Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha und der Prinz Wilhelm von Württemberg. Nachdem auf Befehl des Königs die Capitulations-Urkunde von dem General-Lieutenant v. Treskow vorgelesen worden war, richtete der König folgende Worte an die Anwesenden:

„Sie wissen nun, meine Herren, welch großes geschichtliches Ereigniß sich zugetragen hat. Ich verdanke dies den ausgezeichneten Thaten der vereinigten Armeen, denen ich mich gerade bei dieser Veranlassung gedrungen fühle meinen königlichen Dank auszusprechen, um so mehr als diese großen Erfolge wohl geeignet sind, den Kitt noch fester zu gestalten, der die Fürsten des norddeutschen Bundes und meine anderen Verbündeten — deren fürstliche Mitglieder ich in diesem großem Momente zahlreich um mich versammelt sehe — mit uns verbindet, so daß wir hoffen dürfen, einer glücklichen Zukunft entgegen zu gehen. Allerdings ist unsere Aufgabe mit dem, was sich unter unseren Augen vollzieht, noch nicht vollendet; denn wir wissen nicht, wie das übrige Frankreich es aufnehmen und beurtheilen wird. Darum müssen wir schlagfertig bleiben; aber schon jetzt meinen Dank Jedem, der ein Blatt zum Lorbeer- und Ruhmeskranze unseres Vaterlandes hinzugefügt."

Angeschlossen sei hier die Ansprache, die der König am 3. September zu Vendresse an die zur Tafel geladenen höheren Offiziere hielt. Sie lautete:

„Wir müssen heut aus Dankbarkeit auf das Wohl meiner braven Armee trinken. Sie, Kriegsminister von Roon, haben unser Schwert geschärft; Sie, General von Moltke, es geleitet, und Sie, Graf von Bismarck, haben seit Jahren durch die Lei-

tung der Politik Preußen auf seinen jetzigen Höhepunkt gebracht. Lassen Sie uns also auf das Wohl der Armee, der drei von mir Genannten und jedes Einzelnen unter den Anwesenden trinken, der nach seinen Kräften zu den bisherigen Erfolgen beigetragen hat."

Der gefangene Kaiser.

Nichts versinnlicht deutlicher die Art, in der Napoleon bisher seinen Zielen nach- und Gefahren aus dem Wege gegangen war, als der schleichende Gang der Viper. „Der Mensch ist sein Stil": selbst die schriftlichen Kundgebungen Napoleon's spiegeln diesen schleichenden Schlangengang ab. Der Leser wolle sich erinnern, wie Napoleon sich aus Metz wegbegeben hatte. Hinterher ward den in Metz eingeschlossenen Kriegern eine Proclamation mitgetheilt, in der Napoleon sagte, er sei gegangen, „um die feindliche Invasion zu bekämpfen!" — Er hing sich, da er jetzt nicht wagen durfte, in Paris zu erscheinen, dem Heere Mac Mahon's an, ließ letzterem den Oberbefehl, gab aber doch, (dies stellte sich erst später heraus) einzelne Befehle, um — je nach Umständen — sich als Privatperson oder als Oberbefehlshaber geriren zu können. Gewiß hätte er, wenn ihm nur die Möglichkeit geblieben wäre, sich auch dem Heere Mac Mahon's vor der Einschließung desselben entzogen, aber alle List und Verschlagenheit hatten bei der Blitzesschnelle und Mächtigkeit, mit der von Seiten der Deutschen der Kampf geführt wurde, nicht ausgereicht: er sah sich am 1. September mit in dem Kessel gefangen, in den das französische Heer hineingetrieben worden war. Daß er in Folge dessen eine Zeit lang in das feindliche Feuer gerieth, kann nicht verwundern, wie es andererseits seiner Natur entgegen gewesen wäre, wenn er daraus nicht hätte Capital schlagen sollen. „Da es mir nicht vergönnt war, an der Spitze meiner Truppen zu sterben, so ..." O, wäre es ihm wirklich darum zu thun gewesen, auf dem Schlachtfelde zu sterben und so doch zu einem Theil die unermeßliche Blut-

schuld, die er sich auf das Haupt geladen hatte, zu sühnen, — er hätte es leicht haben können. Er ist ja in der Geschichte nicht unbewandert, und da war es ihm ja nicht unbekannt, daß Viele, denen es in Lagen, die mehr oder weniger der seinen glichen, wirklich Ernst damit war, sterben zu wollen, auch ihren Zweck erreichten. Ueberdies veröffentlichte der General v. Wimpffen, dessen Ehrenhaftigkeit nicht angezweifelt zu werden verdient, eine Erklärung, die anzeigt, was von jener Versicherung Napoleon's zu halten ist. Es sei, sagte der General, von ihm beabsichtigt worden, noch einen energischen Versuch zu machen, um sich den Weg nach Belgien zu öffnen und inmitten einer Sturmcolonne den Kaiser hinwegzuführen. Dieser jedoch, welcher thatsächlich fortgesetzt das Obercommando geführt, habe ihn an der Ausführung jenes Planes verhindert, habe den Feind durch Aufsteckung der weißen Fahne heranrufen lassen und an den König Wilhelm ein Schreiben gesandt.

Es ist unzweifelhaft: Napoleon wollte sich mit nichten opfern; eben so entfernt war er davon, das Loos seiner Krieger theilen zu wollen: er brütete über einem Plane, sich für seine Person die unter den gegenwärtigen Umständen bestmöglichste Lage zu schaffen. Und er gelangte zum Ziele!

Er beschloß, sich als Privatperson dem Könige Wilhelm zu stellen und an die Großmuth des Siegers zu appelliren. Aber Bismarck! O, was mir der Mann Bismarck nicht gewähren möchte, wird mir der Staatsmann Bismarck nicht versagen! Er wird nicht rathen, mich anders als fürstlich zu behandeln. Er ist klug genug, zu erkennen, daß mit dem „gefangenen Kaiser" sich möglichen Situationen gegenüber ein wirksamer diplomatischer Zug machen läßt. Die Zügel sind meiner Hand entfallen, Verwirrung herrscht in Paris, Verwirrung in dem decimirten Heere: was kann es da für mich Besseres geben, als das friedliche Asyl einer Gefangenschaft, die Edelsinn sowohl als Klugheit ganz annehmlich für mich gestalten werden! Dann wollen wir weiter sehen! —

Graf Bismarck, der erst in später Nachtzeit zur Ruhe gekommen war, wurde am 2. September früh 6 Uhr geweckt und durch die Nachricht überrascht, der General Reille wünsche ihn im Auftrage des Kaisers zu sprechen. Schnell warf sich Graf Bismarck in seine Kleider und empfing den General, der ihm sagte, der Kaiser Napoleon begehre mit ihm in Unterhandlung zu treten, und es befinde sich derselbe bereits auf dem Wege nach Donchery. Wie drei Wochen früher aus Metz, hatte Napoleon sich nun auch aus Sedan so geräuschlos wie möglich in aller Frühe hinausgeschlichen. In einem verschlossenen Wagen war er zum Thor hinaus gefahren, und erst in einiger Entfernung von Sedan hatte er den Wagen aufschlagen lassen. Der General Reille war zum Kaiser zurückgeeilt, um diesem zu sagen, daß er den Grafen Bismarck angetroffen, und daß dieser ihm sogleich folgen werde. Kurze Zeit darauf kam der Graf Bismarck dem Kaiser entgegen geritten. Ueber die Zusammenkunft und die Unterredung, die zwischen dem Kaiser und dem Grafen Bismarck stattfand, erstattete Ersterer dem Könige Wilhelm noch an demselben Tage einen schriftlichen Bericht: „Kurze Zeit darauf", heißt es in demselben, „befand ich mich, etwa auf dem halben Wege zwischen Donchery und Sedan, in der Nähe von Frénois, dem Kaiser gegenüber. Se. Majestät befand sich in einem offenen Wagen mit drei höheren Offizieren und eben so vielen zu Pferde daneben. Persönlich bekannt waren mir von letztern die Generäle Castelnau, Reille und Moskowa, der am Fuße verwundet schien, und Vaubert. Am Wagen angekommen, stieg ich vom Pferde, trat an der Seite des Kaisers an den Schlag und fragte nach den Befehlen Sr. Majestät. Der Kaiser drückte zunächst den Wunsch aus, Eure Königliche Majestät zu sehen, anscheinend in der Meinung, daß Allerhöchstdieselben sich ebenfalls in Donchery befänden. Nachdem ich erwidert, daß Eurer Majestät Hauptquartier augenblicklich drei Meilen entfernt, in Vendresse sei, fragte der Kaiser, ob Eure Majestät einen Ort bestimmt hätten, wohin er sich zu-

nächst begeben solle, und eventuell, welches meine Meinung darüber sei. Ich entgegnete ihm, daß ich in vollständiger Dunkelheit hierhergekommen und die Gegend mir deshalb unbekannt sei, und stellte ihm das in DoncherY von mir bewohnte Haus zur Verfügung, welches ich sofort räumen würde. Der Kaiser nahm dies an und fuhr im Schritt gegen Donchery, hielt aber einige hundert Schritt von der in die Stadt führenden Maasbrücke vor einem einsam gelegenen Arbeiterhause an und fragte mich, ob er nicht dort absteigen könne. Ich ließ das Haus durch den Legationsrath Grafen Bismarck-Bohlen, der mir inzwischen gefolgt war, besichtigen; nachdem gemeldet, daß seine innere Beschaffenheit sehr dürftig und eng, das Haus aber von Verwundeten frei sei, stieg der Kaiser ab und forderte mich auf, ihm in das Innere zu folgen. Hier hatte ich in einem sehr kleinen, einen Tisch und zwei Stühle enthaltenden Zimmer eine Unterredung von etwa einer Stunde mit dem Kaiser. Se. Majestät betonte vorzugsweise den Wunsch, günstigere Capitulations-Bedingungen für die Armee zu erhalten. Ich lehnte von Haus aus ab, hierüber mit Sr. Majestät zu unterhandeln, indem diese rein militärische Frage zwischen dem General von Moltke und dem General von Wimpffen zu erledigen sei. Dagegen fragte ich den Kaiser, ob Se. Majestät zu Friedensunterhandlungen geneigt sei. Der Kaiser erwiederte, daß er jetzt als Gefangener nicht in der Lage sei, und auf mein weiteres Befragen, durch wen seiner Ansicht nach die Staatsgewalt Frankreichs gegenwärtig vertreten werde, verwies mich Se. Majestät auf das in Paris bestehende Gouvernement. Nach Aufklärung dieses aus dem gestrigen Schreiben des Kaisers an Eure Majestät nicht mit Sicherheit zu beurtheilenden Punktes erkannte ich, und verschwieg dies auch dem Kaiser nicht, daß die Situation noch heut wie gestern kein anderes praktisches Moment als das militärische darbiete, und betonte die daraus für uns hervorgehende Nothwendigkeit, durch die Capitulation Sedans vor allen Dingen ein materielles Pfand für die Be-

festigung der gewonnenen militärischen Resultate in die Hand zu bekommen. Ich hatte schon gestern Abend mit dem General von Moltke nach allen Seiten hin die Frage erwogen: ob es möglich sein würde, ohne Schädigung der deutschen Interessen dem militärischen Ehrgefühl einer Armee, die sich gut geschlagen hatte, günstigere Bedingungen als die festgestellten anzubieten. Nach pflichtmäßiger Erwägung mußten wir Beide in der Verneinung dieser Frage beharren. Wenn daher der General von Moltke, der inzwischen aus der Stadt hinzugekommen war, sich zu Eurer Majestät begab, um Allerhöchstdenenselben die Wünsche des Kaisers vorzulegen, so geschah dies, wie Eurer Majestät bekannt, nicht in der Absicht, dieselben zu befürworten. Der Kaiser begab sich demnächst ins Freie und lud mich ein, mich vor der Thür des Hauses neben ihn zu setzen. Se. Majestät stellte mir die Frage, ob es nicht thunlich sei, die französische Armee über die belgische Grenze gehen zu lassen, damit sie dort entwaffnet und internirt werde. Ich hatte auch diese Eventualität bereits am Abend zuvor mit General v. Moltke besprochen und ging unter Anführung der oben bereits angedeuteten Motive auch auf die Besprechung dieser Modalität nicht ein. In Berührung der politischen Situation nahm ich meinerseits keine Initiative, der Kaiser nur insoweit, daß er das Unglück des Krieges beklagte und erklärte, daß er selbst den Krieg nicht gewollt habe, durch den Druck der öffentlichen Meinung Frankreichs aber dazu genöthigt worden sei. Durch Erkundigungen in der Stadt und insbesondere durch Recognoscirungen der Offiziere vom Generalstabe war inzwischen, etwa zwischen 9 und 10 Uhr, festgestellt worden, daß das Schloß Bellevue bei Frénois zur Aufnahme des Kaisers geeignet und auch noch nicht mit Verwundeten belegt sei. Ich meldete dies Sr. Majestät in der Form, daß ich Frénois als den Ort bezeichnete, den ich Eurer Majestät zur Zusammenkunft in Vorschlag bringen würde, und deshalb dem Kaiser anheimstellte, ob Se. Majestät sich gleich dahin begehen wolle, da der Aufenthalt innerhalb

des kleinen Arbeiterhauses unbequem sei und der Kaiser vielleicht einiger Ruhe bedürfen würde. Se. Majestät ging hierauf bereitwillig ein, und geleitete ich den Kaiser, dem eine Ehren-Escorte von Eurer Majestät Leib-Kürassier-Regiment voranritt, nach dem Schlosse Bellevue, wo inzwischen das weitere Gefolge und die Equipagen des Kaisers, deren Ankunft aus der Stadt bis dahin für unsicher gehalten zu werden schien, von Sedan eingetroffen waren. Ebenso der General Wimpffen, mit welchem, in Erwartung der Rückkehr des Generals von Moltke, die Besprechung der gestern abgebrochenen Capitulations-Verhandlungen durch den General von Podbielski, im Beisein des Oberst-Lieutenants von Verdy und des Stabschefs des Generals von Wimpffen, welche beiden Offiziere das Protokoll führten, wieder aufgenommen wurde. Ich habe nur an der Einleitung desselben durch die Darlegung der politischen und rechtlichen Situation nach Maßgabe der mir vom Kaiser selbst gewordenen Aufschlüsse theilgenommen, indem ich unmittelbar darauf durch den Rittmeister Grafen von Nostiz im Auftrage des Generals von Moltke die Meldung erhielt, daß Eure Majestät den Kaiser erst nach Abschluß der Capitulation der Armee sehen wollten — eine Meldung, nach welcher gegnerischerseits die Hoffnung, andere Bedingungen als die abgeschlossenen zu erhalten, aufgegeben wurde. Ich ritt darauf in der Absicht, Eurer Majestät die Lage der Dinge zu melden, Allerhöchstdenenselben nach Chéhery entgegen, traf unterwegs den General v. Moltke mit dem von Eurer Majestät genehmigten Texte der Capitulation, welcher, nachdem wir mit ihm in Frénois eingetroffen, nunmehr ohne Widerspruch angenommen und unterzeichnet wurde. Das Verhalten des Generals v. Wimpffen war, ebenso wie das der übrigen französischen Generale in der Nacht vorher, ein sehr würdiges, und konnte dieser tapfere Offizier sich nicht enthalten, mir gegenüber seinem tiefen Schmerze darüber Ausdruck zu geben, daß gerade er berufen sein müsse, achtundvierzig Stunden nach seiner Ankunft aus Afrika und einen

halben Tag nach seiner Uebernahme des Commandos seinen Namen unter eine für die französischen Waffen so verhängnißvolle Capitulation zu setzen; indessen der Mangel an Lebensmitteln und Munition und die absolute Unmöglichkeit jeder weitern Vertheidigung lege ihm als General die Pflicht auf, seine persönlichen Gefühle schweigen zu lassen, da weiteres Blutvergießen die Situation nicht mehr ändern könne. Die Bewilligung der Entlassung der Offiziere auf Ehrenwort wurde mit lebhaftem Danke entgegengenommen als ein Ausdruck der Intentionen Eurer Majestät, den Gefühlen einer Truppe, welche sich tapfer geschlagen hatte, nicht über die Linie hinaus zu nahe zu treten, welche durch das Gebot unserer politisch-militärischen Interessen mit Nothwendigkeit gezogen war. Diesem Gefühle hat der General v. Wimpffen auch nachträglich in einem Schreiben Ausdruck gegeben, in welchem er dem General v. Moltke seinen Dank für die rücksichtsvollen Formen ausdrückt, in denen die Verhandlungen von Seiten desselben geführt worden sind."

Die Begegnung des Kaisers Napoleon mit dem Grafen Bismarck wurde von der „Daily News" zum Ausgangspunkt einer Parallele zwischen beiden Männern genommen. Das Blatt sagt, Graf Bismarck sei vor zehn Jahren ein eifriger Schüler Napoleon's und zugleich ein Bewunderer des Imperialismus gewesen; wie Napoleon habe er sich eifersüchtig gegen den Liberalismus und gleichgültig gegen die öffentliche Meinung gezeigt. Jedoch „die Verschiedenheiten zwischen ihm und dem Kaiser entwickelten sich klar und scharf im weitern Verlauf der Ereignisse, denn Graf Bismarck suchte seine Stütze auf der breiten Grundlage der nationalen Gefühle, indem seine Politik nicht nur die höchsten Bestrebungen, sondern auch die wahren Interessen Deutschlands treu wiederspiegelte und so eine sittliche Basis besaß. Da konnte diese Politik sich denn auch lebenskräftig entwickeln und die größten und unerwartetsten Triumphe erlangen. Die Politik des Kaiserreichs dagegen, überhaupt das Kaiserreich selber, hatte keine lebendige Wurzel.

Im Gegentheil, es drängte das politische Leben allenthalben zurück und suchte einen sittlichen Verfall hinter dem glitzernden Schimmer materieller Wohlfahrt zu bergen."

Eines war dem Kaiser von vorn herein abgeschnitten worden: zu Gunsten der Armee irgend etwas auszurichten, da Graf Bismarck Verhandlungen über diesen Gegenstand abgelehnt hatte, und dem Kaiser außerdem die Mittheilung geworden war, daß die von ihm gewünschte Unterredung mit dem Könige erst nach vollzogener Capitulation stattfinden könne. Aber ein anderer Vortheil war erreicht: er befand sich nicht mehr in der Festung, die, falls Wimpffen die ihm vorgelegten Bedingungen nicht unterzeichnete (was im Verlaufe des Vormittags dieses Tages noch nicht geschehen war) unzweifelhaft den Schrecknissen eines furchtbaren Bombardements verfiel. Nun blieb ihm noch die Hoffnung, daß seine Appellation an den Edelsinn des Königs von gutem Erfolge für ihn sein werde. Als darauf die Capitulation unterzeichnet war, fuhr der König nach der etwa auf dem halben Wege zwischen Donchery und Sedan liegenden kleinen Besitzung Bellevue, wohin sich Napoleon bereits begeben hatte. Die genannte Besitzung ist eine von einem Park umgebene reizende Villa. Sie besteht aus drei Thürmen, welche in ihrem Untertheile als Wohngebäude dienen und mit einander durch zwei Glassalons und Treppen, die man hinter diesen angebracht, verbunden sind, so daß sie ein Ganzes bilden. Zu den Glassalons führen vom Park aus hübsche bunte Freitreppen. Man tritt zunächst durch einen die Glassalons gegen den Zutritt des Windes schützenden Vorflur (ebenfalls mit Glaswänden) in den Salon selbst. An diesen schließt sich ein Mittelsalon, von dem aus eine Thür in ein elegantes Bibliothekzimmer führt.

In dem Mittelsalon nun fand die Unterredung des Königs Wilhelm mit Napoleon statt, während die Begleitung des Königs, zu der auch der Kronprinz gehörte, in den vorderen Glassalons ihren Aufenthalt genommen hatte. Demnach

hat kein Dritter vernommen, was im Mittelsalon gesprochen wurde. Nur aus einigen Aeußerungen des Königs in einem Telegramm an die Königin und aus einem Bericht des Correspondenten der „Times" Herrn Russel, der während der nur kurzwährenden Zusammenkunft des Königs Wilhelm mit dem Kaiser sich in dem bezeichneten Vordersalon befand, lassen sich einige Schlüsse ziehen. In dem Telegramm des Königs heißt es: „Welch ein ergreifender Augenblick, der der Begegnung mit Napoleon! Er war gebeugt, aber würdig in seiner Haltung und ergeben. Ich habe ihm Wilhelmshöhe bei Cassel zum Aufenthalte bestimmt." Eine andere Stelle aus demselben Telegramm lautet: „Wir waren Beide sehr bewegt über dieses Wiedersehen. — Was ich Alles empfand, nachdem ich noch vor drei Jahren Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht gesehen, kann ich nicht beschreiben." Und in dem Bericht des Herrn Russel in der „Times" heißt es: „Nach der Unterredung des Königs mit dem Kaiser sprach letzterer einige Augenblicke mit dem Kronprinzen, wobei er sich sehr bewegt über das freundliche Wesen des Königs zeigte. Sein Mund zuckte, und die Rührung überwältigte ihn während einiger Secunden; er wischte die hervorquellenden Thränen mit den Handschuhen ab, die er in der einen Hand hielt. Besonders schien es ihm übrigens darum zu thun, sich nicht mehr seinen eigenen Soldaten zeigen zu dürfen. Es blieb nichts übrig, als ihn durch die deutschen Linien passiren zu lassen. Am 3., kurz vor 9 Uhr Abends, bei strömendem Regen, fuhr der kaiserliche Wagenzug unter Escorte einer Schwadron schwarzer Husaren durch Donchery. Erst ein Zug Husaren, dann der Brougham des Kaisers. Napoleon III. trug Käppi und Interimsuniform eines Divisionsgenerals mit dem Stern der Ehrenlegion auf der Brust. Sein Gesicht sah müde und abgespannt aus und zeigte tiefe Linien unter den Augen, die übrigens Alles wahrnahmen, was um ihn her vorging, denn er erwiederte den Gruß eines Engländers, der bei einer Stockung des Zuges

herbeilief, ihn zu sehen. Neben ihm saß ein Offizier. Die Pferde waren des kaiserlichen Marstalles würdig, und die auf denselben sitzenden Kutscher so elegant, als kämen sie eben erst an einem nassen Tage aus dem Bois de Boulogne. Als der Wagen einen Augenblick anhielt, bekam mein Courier den Kaiser zu Gesicht. „Wie er sich verändert hat“, sagte er, „selbst wenn man von den Spuren des Alters absieht, seit der Zeit, wo er als Prinz Napoleon in meinem Hause wohnte, ehe er nach Ringstreet zog. Der Kaiser hatte die Hand am Schnurrbart, aber Gesicht und Hand waren ruhig.“ Hinter dem Brougham kam ein Char-à-banc mit Percheronpferden, in dem französische und preußische Offiziere, meist in wasserdichte Mäntel gehüllt, saßen. Unter den letzteren war General v. Boyen und Graf zu Lynar, die ernannt sind, in der Umgebung des Kaisers zu bleiben. Zehn bis elf kaiserliche Wagen, Char-à-bancs und Fourgons, von prächtigen Pferden gezogen und von Offizieren besetzt, folgten. Einige berittene französische Offiziere und einige 60 Sattel- und Vorspannpferde, von Grooms geritten, sowie ein Zug schwarzer Husaren schlossen diesen eigenthümlichen Zug, der sich durch Belgien nach Wilhelmshöhe bei Kassel begiebt.“

Der Eindruck, den die Nachricht, es sei dem Kaiser das Schloß Wilhelmshöhe bei Cassel zum Aufenthalt angewiesen, in Deutschland hervorrief, war ein warhaft betäubender. Der erste bittere Tropfen in den reinen Kelch der großen Zeit — das etwa war der Inhalt zahlreicher Kundgebungen. Auch die Besonnensten vermochten es im ersten Augenblicke nicht, sich in die Lage des Königs Wilhelm zu denken, dem der von der Höhe gestürzte Feind als tief Gedemüthigter entgegen tritt und den Edelsinn seines Herzens anruft. Noch viel weniger ward die rein staatsmännische Seite der Frage in Betracht gezogen und eben so wenig der überlieferte Kriegsgebrauch. Möge selbst anerkannt werden, hieß es, daß Napoleon nicht der Urheber des Krieges ist, sondern daß die schlechten Leidenschaften seiner Nation ihn dazu getrieben haben, indem sie ihn zu dem Glau-

ben brachten, er vermöge sich, falls er jene Leidenschaften nicht befriedige, nicht auf dem Throne zu behaupten: so haben wir uns doch zunächst an ihn, an seine Person zu halten, weil er jene Leidenschaften als Motiv seines Unternehmens bestätigte, ihnen sein Siegel, seinen Namen aufdrückte! Somit ist er uns der Schuldige, der Verantwortliche! Ist dieser Krieg ein Verbrechen: er ist der Verbrecher! —

Erst allgemach begann die Würdigung dessen, was oben angedeutet wurde. Die „Allg. Ztg." sagte: „Die rücksichtsvolle Courtoisie, welche dem Kaiser Napoleon in seiner Gefangenschaft zu Theil wird, hat bei vielen im Norden wie im Süden unseres Vaterlands Anstoß erregt, und nicht selten kann man bittere Bemerkungen darüber hören, daß der Mann, welcher den heillosen Krieg mit ernstem Vorbedacht heraufbeschworen und uns kalten Blutes die schlimmsten Leiden zugedacht hatte, jetzt so gemächlich auf der schönen Wilhelmshöhe leben soll, statt hinter Festungsmauern verwahrt zu werden. Rechten wir nicht darüber, ob der Vogel minder gefangen ist, wenn er an langer, als wenn er an kurzer Leine flattert; jedenfalls ist es schon eine furchtbare Demüthigung, wenn er, dessen Winken vor kurzem noch ein großes Reich gehorchte, dessen Worten eine Welt gespannt lauschte, jetzt dem Befehl sich fügen muß, der ihm den Wohnsitz — und sei er noch so schön — in fremdem Land, in enger Gränze anweist. Sodann bedenke man, daß er zu der Zeit, als er sich gefangen gab, noch Kaiser war, daß damals eine von ihm eingesetzte Regentschaft in seinem Namen zu Paris die Regierung führte, daß also die Möglichkeit ins Auge zu fassen war, er könnte nach dem Friedensschluß als Kaiser nach Frankreich zurückkehren; denn wenn ihn die Franzosen nicht abschüttelten, Aufgabe der Deutschen war es gewiß nicht, in diese innere Angelegenheit derselben sich einzumischen und seine Absetzung zu decretiren. Angesichts dieser Möglichkeit war es ein Gebot der Klugheit, den Gefangenen in fürstlicher Haft zu halten, und ihm eine Behandlung ange-

deihen zu lassen, die nicht ausschloß, anständiger Weise mit ihm wieder in diplomatischen Verkehr treten zu können."

Auch folgende Erwägungen machten sich geltend. Wer vermag in die Zukunft zu blicken? Können nicht die Verhältnisse sich derartig gestalten, daß es eines Tages dem Vortheile Deutschlands sehr entspräche, auf dem politischen Schachbrett mit der Kaiserfigur vorzurücken? Muß zugegeben werden, daß ein solcher Fall eintreten könnte, nun, so darf doch auch der Kaiser an seinem äußern Ansehen nicht angetastet werden! Oder sollte der König sein Richter sein, oder sollte er einen Gerichtshof über ihn zusammenrufen, der ihn seiner Sünden wegen strafte? Nun, dann hätte der Gerichtshof auch über die anderen Gefangenen sein Verfahren ausdehnen müssen, denn gesetzt auch, Napoleon sei der Schuldigste, so gab es doch unter den Gefangenen auch viele Schuldige und zwar Schuldige in dem Sinn, daß sie dazu gedrängt hatten, den mörderischen Krieg gegen Deutschland anzuheben. Weder Eines noch das Andere hätte der Sitte und dem Herkommen entsprochen. Von dem Augenblicke an, in dem der Feind sich ergiebt oder mit Gewalt zum Gefangenen gemacht wird, treten für den Sieger überlieferte Pflichten ein. Er hat sie zu beachten und zu üben, einerseits, weil das Gegentheil ihn mit Recht in den Ruf des Barbarenthums bringen würde, andrerseits, weil er in diesem Falle auch das Wohl und Weh der Seinen, die etwa in Gefangenschaft fielen, auf's Aeußerste gefährden würde. „Wer weiß es nicht," sagte Alexis Schmidt, „wie sehr es die Franzosen bis auf diesen Tag den Engländern und insbesondere dem Sir Hudson Lowe (Gouverneur der Insel St. Helena) zum schweren Vorwurf machen, daß sie Napoleon I. auf eine unfruchtbare Insel gebracht und dort unter harten Beschränkungen bis zu seinem Tode in Haft gehalten haben? Wer weiß es nicht, daß diese Vorwürfe unnöthiger Barbarei und Grausamkeit nachher fast von allen Völkern nachgesprochen worden sind, deren spätere Generationen nicht mehr wußten, was für eine Geißel jener

Eroberer für ganz Europa gewesen war? Wer solche Urtheile der Nachwelt in das Auge faßt, der wird nicht umhin können, zu sagen: es ist besser, wir thun dem unschädlich gemachten Feinde in Edelmuth und Milde zu viel, als in Härte und Vergeltung." Und Dr. Stein sagte in der „Bresl. Z.": „Das Verhalten gegen Napoleon erklärt sich vollkommen aus dem völkerrechtlichen Gebrauch; man hat keine Veranlassung, nach politischen Hintergedanken zu suchen, die der Staatskunst angehören. Napoleon war Kriegsgefangener, war unschädlich und war zwei Jahrzehnte hindurch ein von Frankreich und ganz Europa anerkannter Monarch gewesen. Diese Gesichtspunkte allein kamen für uns zur Sprache. Zu seinen Richtern waren wir nicht berufen, und wir fühlten keine Neigung, freiwillig dies Richteramt zu übernehmen. Die tausendfältige Blutschuld die auf ihm lastet, dadurch zu strafen, daß wir ihm den Küchenzettel kürzten, konnte doch nur Leuten in den Sinn kommen, die sich mit Politik und Geschichte noch nie ernstlich beschäftigt hatten."

Die gefangene Viper fand ihren ruhigen schönen Platz, ein herrliches Schloß in herrlicher Umgebung! Ob wohl das Gewissen sich dort in einsamen Stunden zu regen begann? Wir zweifeln! Ein Mann mit einem Gewissen in der Brust, das der Regungen überhaupt noch fähig war, hätte doch nimmermehr eine solche Reihe unerhörter Verbrechen begehen können, wie sie das Schuldbuch Napoleon's aufweist! Genug des Schmachvollen von den Franzosen hat schon gesagt werden müssen, und es wird in diesem Zeitgemälde noch auf manches Ueble zu verweisen sein; aber das Schmachvollste, dessen bezichtigt zu werden sie verdienen, ist offenbar dies, daß sie einen Louis Napoleon an ihre Spitze beriefen, daß sie diesen Menschen durch blutige Verbrechen zur absoluten Gewalt gelangen ließen, und daß sie, deren zweites Wort „Freiheit" ist, sich zwanzig Jahre unter diese gekrönte Viper knechtisch beugten!

Zweimal hatte Napoleon unter Louis Philipp Versuche

gemacht, die bestehende Regierung zu stürzen; bei einem der Versuche war von ihm lächerlicher Weise ein abgerichteter Adler mit in Scene gesetzt worden. Nach seiner ersten Gefangennahme begnadigte ihn Louis Philipp. Napoleon äußerte darauf: „Unstreitig sind wir Alle strafbar, die Waffen gegen den König ergriffen zu haben, aber der Schuldigste von Allen bin ich; ich bin vor Allen strafbar, denn die Regierung war großmüthig gegen mich, und ich habe ihr mit Undank vergolten.“ — Da hieß es denn: „Zu den vielen Fehlern Napoleon's kann man wenigstens die Undankbarkeit nicht rechnen!“ — Vier Jahre später wiederholte er den Aufstandsversuch. Wieder gerieth er in Gefangenschaft. In seiner Vertheidigungsrede sagte er: „Ich vertrete eine Sache, die des Kaiserreichs, ein Princip, das der Volkssouveränität, eine Niederlage, Waterloo!“ Das war die Adresse für künftige Fälle an die bethörte Nation! Im Jahre 1848 ward er in die Nationalversammlung gewählt. Er führte sich mit folgenden Worten ein: „Nach dreißig Jahren der Verbannung finde ich endlich mein Vaterland und meine Bürgerrechte wieder. Ich werde alle meine Kräfte aufbieten, um an der Befestigung der Republik zu arbeiten.“ Als es an die Präsidentenwahl ging, erschien von ihm ein Programm, in dem es hieß: „Ich bin kein Ehrgeiziger, welcher von Kaiserthum und Krieg träumt. Ich würde meine Ehre darein setzen, nach Ablauf von vier Jahren meinem Nachfolger die Staatsgewalt gekräftigt, die Freiheit unversehrt zu hinterlassen. Mit dem Kriege kommt uns keine Linderung unserer Uebel; der Friede muß daher der theuerste unserer Wünsche sein.“ Er wurde zum Präsidenten gewählt und leistete vor den versammelten Abgeordneten den heiligen Eid: der einen, untheilbaren Republik treu zu bleiben und alle Pflichten, die ihm die Verfassung auferlege, gewissenhaft erfüllen zu wollen. Demgemäß wolle er handeln, so wahr ihm Gott helfe! — Diesem vorgeschriebenen Amtseide setzte er aus freiem Antriebe noch das Gelöbniß hinzu: „Ich werde als Feinde des Vaterlandes alle Diejenigen be-

trachten, welche darauf ausgehen, durch ungesetzliche Mittel abzuändern, was Frankreich angeordnet!" — Als im Jahre 1849 die Gerüchte auftauchten, daß er einen Staatsstreich zu machen gesonnen sei, versicherte er bei einer Gelegenheit öffentlich, daß diese Gerüchte von den Feinden des Landes erfunden und verbreitet würden, und daß er einzig nur nach einem Titel, dem eines ehrlichen Mannes, geize. Im Jahre 1851 ward dennoch der Staatsstreich von ihm ausgeführt, und der anfänglich auf vier Jahre gewählte Präsident ließ sich auf zehn Jahre wählen und sich von da ab Prinz-Präsident nennen. Und er log weiter, und die Nation ließ sich den Lügner weiter gefallen. Bei Eröffnung der Sitzungen des Senats sagte er: „Ich werde Ihnen, meine Herren, freimüthig mein künftiges Verhalten darlegen. Als man mich die Einrichtungen und Erinnerungen des Kaiserreichs wieder aufrichten sah, hat man oft wiederholt, daß ich das Kaiserthum selbst zurückführen wolle. Wäre dies mein Wille, so würde diese Umwandlung längst geschehen sein; weder die Mittel, noch die Gelegenheiten dazu haben mir gefehlt. Bleiben wir also der Republik treu." Das geschah im Mai. Im November war ein Deputirter bei ihm zur Tafel. Dieser sprach: „Nun, Prinz?" — „Was denn?" sagte Jener. — „Man spricht immer ..." — „Wovon denn?" — „Von dem Staatsstreich." — „Glaubt die Versammlung daran?" sagte der Prinz-Präsident. — „Ein wenig, Prinz," antwortete er. — „Und Sie?" — „Ich keineswegs." Louis Napoleon ergriff lebhaft die beiden Hände des Herrn und sagte ihm mit bewegter Stimme: „Herr F., ich danke Ihnen, daß Sie mich nicht für einen Schurken halten." Im Monat darauf, am 2. December, machte er dennoch den Staatsstreich, bei welcher Gelegenheit er die Menschen in Masse niederschießen und einige dreißigtausend von der Geheimpolizei als verdächtig bezeichnete Unglückliche, ohne daß der Spruch eines Gerichts gegen sie angerufen ward, nach Cayenne schleppen ließ. Dann errichtete er das Kaiserthum. Bald darauf sprach er öffentlich und feierlich aus:

„Aus Mißtrauen sagen gewisse Leute, das Kaiserthum ist der Krieg; ich aber sage: das Kaiserthum ist der Friede; denn Frankreich wünscht ihn, und wenn Frankreich zufrieden ist, ist die Welt ruhig." Es währte nicht lange, so folgte der Krimkrieg, dann folgte der italienische, dann der chinesische, dann der mexikanische Krieg, und nun war auch noch der deutsche Krieg gefolgt! — Bei Beginn des italienischen Krieges hatte Napoleon in einer Proclamation gesagt: „Ich will keine Eroberungen. Frankreich kämpft für eine Idee!" Darauf nahm er Nizza und Savoyen.

Ist es nicht erniedrigend ohne Gleichen für Frankreich, einen solchen Lügner und Mörder so lange an seiner Spitze gehabt zu haben? Ja, ist es nicht auch beschämend für Europa, daß ein solcher Mensch in die Reihe der Regenten treten durfte?

Trefflicher als Mazzini hat Keiner diesen Lügner gekennzeichnet. Es geschah dies in einem Schreiben, das Mazzini an Napoleon richtete, als dieser sich den blutigen Weg zum Thron gebahnt hatte. In diesem Schreiben rief er ihm zu:

„Das Bewußtsein der Menschen wird entdecken, daß Sie eine lebendige Lüge sind, eine Fehlgeburt, indem Sie eine Vergangenheit wieder hervorrufen wollen, die längst für immer dahin ist. Sie sind ein bleicher Schatten, der aus dem Grabe von St. Helena hervorgeschlichen ist, aber ohne den Ruhm und die verhängnißvolle Mission des Mächtigen, der einst auf St. Helena ruhte. Sie sind eine Scheinmacht der Verneinung, wohl fähig Auflösung zu bringen und für eine kurze Zeit niederzudrücken, aber unfähig, etwas festzustellen, zu organisiren und aufzubauen, das der Zukunft irgend einen Schutz gewähren könnte. Und weiter: Als Sie ungesetzlicher Weise sich die Gewalt anmaßten, da versprachen Sie, um die Usurpation zu sühnen, Sie wollten dem ruhelosen, aufgeregten und aufregenden Frankreich den Frieden wiedergeben. Wohlan, heißt einkerkern, knebeln, deportiren — heißt das Frieden geben? Ist der Gensd'arm ein Lehrer und Erzieher? Ist der Spion ein Apostel der Sittlich-

keit und des wechselseitigen Vertrauens? Sie, mein Herr, sagten dem ungebildeten französischen Bauer: mit Ihrer Herrschaft werde für ihn ein neuer Zeitabschnitt beginnen, und alle Lasten, unter welchen er sich erdrückt fühle, würden nacheinander beseitigt werden. Nun, ist auch nur eine einzige derselben geschwunden? Können Sie nachweisen, daß Sie auch nur in einem einzigen Punkte sein Schicksal verbessert hätten, daß auch nur eine einzige Steuer aufgehoben sei? Sie müssen zugestehen, daß von den durch Sie eröffneten Kanälen des industriellen Schwindels das Kapital verschlungen wurde, welches sich früher naturgemäß dem Ackerbau zuwandte, und daß der Bauer keine Vorschüsse erhalten kann, um Ackergeräthschaften zu kaufen und seinen Boden zu verbessern." Weiterhin wird dann ausgeführt, wie Napoleon den Arbeiter, den Besitzenden, jeden auf andere Weise, durch Versprechungen an sich gelockt und schließlich — betrogen habe. Dann faßt Mazzini alle diese einzelnen Vorwürfe wieder zusammen in dem allgemeinen der Unwahrheit, indem er dem Kaiser zuruft: „Ihr Kaiserthum hat sich als eine Lüge herausgestellt, und Lügen verdienen der Vernichtung anheimzufallen. Ja, das Kaiserreich hat sich als eine Lüge erwiesen! Sie, mein Herr, bildeten dasselbe nach Ihrem eigenen Angesicht. Im Verlaufe des verflossenen halben Jahrhunderts hat mit Ausnahme Talleyrand's kein Mann so viel gelogen wie Sie. Darin liegt das Geheimniß Ihrer zeitweiligen Gewalt. In einem skeptischen und zerfahrenen Zeitalter wie dem unsern werden Lügen leicht geglaubt, aber sie halten nicht vor." Der Brief schließt: „Sie, mein Herr, konnten sich der Hoffnung hingeben, daß eine Dynastie sich begründen ließe auf systematische Lügen, auf einen Unterbau von Blut und Leichen? Sie konnten glauben, daß die vorübergehende ephemere Ehrerweisung seitens einiger auswärtigen Mächte, die nur den Erfolg in Betracht ziehen, aushalten werde gegen das Kainszeichen, welches durch Gott und die Gerechtigkeit auf Ihre Stirn gedrückt ist? Herr, es giebt etwas, das über dem bloßen Erfolge steht: Gott! etwas, das stärker ist

als die einzelne Thatsache: das Recht! etwas, das höher steht als die götzendienerische Verehrung: die Zeit! Vermögen Sie Gott vom Throne zu stoßen? Können Sie das Recht austilgen? Können Sie die Zeit vernichten? Die Männer des Rechts und der Freiheit haben die Inquisition und das große Kaiserreich besiegt; verlassen Sie sich darauf, mein Herr, daß auch Sie besiegt werden!"

Mazzini hatte geglaubt, das Volk der Franzosen werde die erforderliche sittliche Kraft und Aufopferungsfähigkeit haben, sich dieses Ungeheuers zu entledigen. Darin hatte er sich getäuscht. Dem Usurpator war ein anderer Sturz beschieden, ein Sturz, der zugleich eine Züchtigung der Franzosen in sich schloß, die den Tyrannen in einen ungerechten Krieg hinein gedrängt hatten und des Willens waren, wenn er gute Beute mache, ihm alle seine Sünden zu vergeben und das Joch der Knechtschaft weiter zu tragen.

Gleich nach dem Tage von Sedan sagte Friedrich Vischer in Stuttgart über Napoleon: „Vor Allem auf drei große Lügen hat Napoleon sein Reich gebaut: er, der Zwingherr, hat den Demokraten gespielt, wie er durch den getäuschten Wahngeist der unechten Demokratie überhaupt Kaiser geworden ist; er hat den Frieden gelogen, während er die Welt in Blut badete; er hat gelogen, daß er für eine Idee kämpfe, für die Unabhängigkeit und Selbstbestimmung der Nationalitäten. Die Rechnung pflegte hübsch nachzufolgen und schließlich, als er mit uns anzubinden wagte, ließ er die Heuchlermaske fallen. Keine Frage, daß in allen politischen Handlungen dieses Reineke Fuchs wirklich das Talent des ergötzlichen Helden der deutschen Thiersage sich verräth; Napoleon III. ist kein unbedeutender Mann: List und Entschluß sind politische Eigenschaften, durch die man hoch steigen kann, wenn die Welt umher an Characteren arm ist. Frankreich ist jetzt arm daran, und Napoleon ist doch mehr durch die Kleinheit, in die seine Nation versunken ist, als durch den Werth seiner Kräfte groß geworden; denn Talent ist lange

kein Genie, und Entschluß ohne wahren Inhalt noch lange keine Größe. Er ist der Copist des Oheims; sein Aufkommen und seine Regierung sind der Abklatsch der großen Werke, die ein großer Geist schuf, und — merkwürdig wie parallel und symmetrisch das Schicksal oft zeichnet — ohne sein Wollen ist auch sein Ende eine Abschrift vom Ausgang Napoleons I. geworden, eine dünne freilich, nur wie mit Bleistift geschriebene Abschrift. Wir verlangen vom großen Feldherrn, vom Umwälzer einer Welt gerade nicht, daß er einen tragischen Heldentod sterbe, indem er sich in die Schwerter stürzt, wenn seine Sache verloren ist, und es verändert sich für uns am Bilde Napoleons I. dadurch nichts, daß er es bei Waterloo nicht gethan hat. Aber er hat auch nicht Theater gespielt; er hat nicht gesagt: „Da es mir nicht gegönnt war zu sterben" u. s. w. Man hat bis heute noch nichts Klares darüber erfahren können, ob der Neffe bei Sedan den Tod gesucht hat — bis dies aufgehellt wird, sei uns erlaubt anzunehmen, daß er etwa ein paar Minuten sich ausgesetzt hat, um in der Formel, womit er sich als gefangen ergab, einen dramatischen Effect anbringen zu können. Gerade dadurch hat er eben das Gegentheil erreicht: sein Ende erscheint nun als feig. Wie hat der Oheim im Jahre 1814 noch gekämpft, wie geistvoll und muthig sind die Schlachten gegen den vordrängenden Blücher und den nachhinkenden, aber an Zahl so überlegenen Schwarzenberg! — Schlechter Copist! Nein, Napoleon III. ist kein Macbeth, der ficht, bis ihm das Fleisch von den Knochen gehackt ist! An dem Tage, da der Staatsstreich bekannt wurde, war ich in der Vorlesung über Shakespeare gerade am Macbeth, und zwar an der Ermordung Duncans. Ich konnte mich nicht enthalten zu sagen: „Heute haben wir vernommen, daß eine Verfassung im Schlafe ermordet worden ist, doch glauben Sie mir: einst kommt der Tag, wo auch gegen diesen Mörder ein Birnamswald heranrückt", und siehe, der Birnamswald, deutscher Eichenwald, ist herangerückt gegen Sedan wie gegen Dunsinan."

Der angebliche „Demokrat auf dem Thron“, der seinen „Julius Cäsar“ geschrieben hatte, um sich selbst zu feiern und um den Franzosen es einzuprägen, wie nöthig sie ihn hätten, nahm für seinen Haushalt eine Summe in Anspruch, wie sie nie ein europäischer Fürst für sich begehrt hatte. Er glich darin seinem Oheim, der, nachdem ein Königsthron zertrümmert worden war, einen Kaiserthron aufrichtete, der dem Lande um das Doppelte so theuer zu stehen kam als der erstere. Wie er, hatte Louis Napoleon den Jacobiner gespielt, — bis er das Heft in der Hand hielt. Die „Magdeb. Ztg.“ berechnete die Civilliste Napoleon's und stellte folgende Summen auf:

Persönliche Ausgaben	320,000	Frcs.
Kassette	600,000	„
Cabinet	60,000	„
Bibliothek	500,000	„
Mildthätigkeit	2,000,000	„
Aides-de-camp des Kaisers	720,000	„
Musik, Theaterlogen ꝛc.	600,000	„
Gagen	1,300,000	„
Kleidungen, Livreen	400,000	„
Wäsche	200,000	„
Heizung	500,000	„
Licht	750,000	„
Essen und Trinken	2,000,000	„
Marställe	2,000,000	„
Intendance générale	960,000	„
Kron-Archive	51,000	„
Pensionen	3,000,000	„
Möbel	2,400,000	Frcs.
Porzellan	500,000	„
Gobelinsmanufaktur	576,000	„
Manufaktur von Beauvais	156,000	„
Schöne Künste	900,000	„
Luxusgegenstände	1,000,000	„
Medaillen ꝛc.	812,000	„
Wälder u. Domainen	2,200,000	„
Gebäude, Wohnungen	6,100,000	„
Gesundheitspflege	160,000	„
Reisekosten	2,000,000	„
Festlichkeiten	800,000	„
Geschenke	300,000	„
Dotationen, Apanagen ꝛc.	16,000,000	„
Reservefonds	400,000	„
Verschiedenes	10,000,000	„
. . . .	15,961,000	„
Zusammen	60,265,000	Frcs.

Ueber 60 Millionen jährlich, demnach in jeder Minute 150 Francs!

Die „Magdeb. Z.“ fügte der obigen Zusammenstellung folgende Betrachtungen bei:

Der Civilliste entsprechen die Gehälter der hohen Staatsmänner und Beamten. Der Senat allein verschlingt jährlich sieben Millionen, wobei nicht zu vergessen ist, daß die meisten Senatoren neben ihrer gesetzgeberischen Würde noch ein oder mehrere gleichfalls sehr hoch besoldete öffentliche Aemter bekleiden! Die in dieser Beziehung angestrebten Reformen sind von dem armseligen Rhetor Emil Ollivier in perfidester Weise auf die lange Bank geschoben worden, und noch heute gehören Gehaltsanhäufungen von über 200,000 Francs nicht zu den Seltenheiten. Die Minister des Kaiserreichs beziehen zusammen an ordentlichen Einkünften 1,200,000 Francs. Nicht in Anschlag gebracht sind hierbei die zahlreichen Extravergütungen für Repräsentation, Wohnungs-Reparaturen 2c.

Das Corps legislativ kostet jährlich etwa 3 Mill. Frcs. Die gesetzgeberischen Gewalten des Kaiserreichs absorbiren sonach, alles in allem, den Kaiser mit eingerechnet, mehr als 71 Mill. Frcs. Diese Summe muß den Franzosen um so exorbitanter vorkommen, als sie den Vergleich mit den Ausgaben der republikanischen Regierung von 1848 unmittelbar zur Hand haben. Die Nationalversammlung, der Präsident und die Minister kosteten nämlich zusammengenommen genau so viel wie unter dem Kaiserreiche der Senat! Der Unterschied beläuft sich also auf mehr als 64 Millionen. Wenn das Regime Louis Philipp's, das gewiß Niemand als musterhaft anpreisen wird, bis 1870 gedauert hätte, so würde Frankreich allein an der Civilliste und den Gehältern der Staatsmänner etwa 900 Mill. Frcs. gespart haben. Die Republik wäre dagegen noch um weitere 500 Millionen billiger gewesen! — Um dem Leser von dem Unwesen der Gehälter einen klaren Begriff zu geben, lassen wir zugleich eine vergleichende Tabelle folgen, in welcher die hervorragendsten Aemter nach ihren ehemaligen und ihren jetzigen Einkünften aufgeführt sind.

	Vor 1852.	Nach 1852.
Der Gouverneur von Algier . . .	48,000 Frcs.	125,000 Frcs.
Die Marschälle	30,000 „	130,000 „
Generaldirectoren	12,000 „	25,000 „
Generalstaatsanwalt	20,000 „	35,000 „
Präsident des Appellhofes	18,000 „	30,000 „
Botschafter in Rom	80,000 „	140,000 „
Botschafter in Madrid	50,000 „	150,000 „
Botschafter in London	150,000 „	275,000 „
Botschafter in Wien	90,000 „	200,000 „
Botschafter in Petersburg	120,000 „	300,000 „

Ein ähnliches Verhältniß waltet bei sämmtlichen hohen Besoldungen ob. Die Unterbeamten haben dagegen größtentheils keinen Sou Zulage erhalten. Sie, auf denen die eigentliche Arbeit lastet, müssen sich mit 1000,

ja 800 und 600 Frcs. jährlich begnügen. Und wenn die Arbeiter von Aubin oder Creuzot zwanzig Centimes mehr verlangen, so sendet Louis Napoleon seine Chassepots und läßt sie zusammenhageln wie wilde Thiere!

Die Führer der Armee beziehen ebenfalls horrende Summen, Mac Mahon, Herzog von Magenta, hat ein Jahrgehalt von fast 300,000 Frcs., Canrobert und Bazaine jeder 163,000 Frcs. Der gemeine Soldat erhält dagegen nur einen Sou täglich, in Paris, des theuren Pflasters wegen, zwei. Der hohe Clerus mästet sich nicht minder auf Kosten der armen Landpfarrer. Der Erzbischof von Paris, in dessen Palast ein höchst weltlicher Luxus herrscht, steht obenan mit fast 200,000 Frcs. Die Bischöfe beziehen ungefähr so viel wie die Senatoren. Kurz, allenthalben bemerken wir eine unsinnige Bevorzugung der Wenigen zum Nachtheile der Vielen, ein wahres Aussaugungssystem, das bei den unteren Volksklassen, insoweit sie nicht gänzlich unzurechnungsfähig sind, nothwendiger Weise die größte Erbitterung erzeugen muß. Die radicale Opposition trägt daher denn auch allenthalben in erster Linie einen socialen Character. Die folgende sociale Scala enthält Dissonanzen, wie sie schreiender in keinem Lande der Welt gefunden werden dürften. Die Tageseinnahmen der verschiedenen Berufszweige von der untersten Arbeiterin bis aufwärts zum Kaiser gestalten sich nämlich also:

	Täglich.		Täglich.
Arbeiterin, letzte Klasse	— Frcs. 40 Cent.	Bischof	65 Frcs.
Feldhüter	1 „ — „	Präfect	65 „
Schullehrer	2 „ — „	Senator	80 „
Holzhacker	2 „ 25 „	Erzbischof der Provinz	110 „
Bauer	2 „ 50 „	General-Steuereinnehmer	274 „
Ouvrier	3 „ — „	Erzbischof von Paris	274 „
Landgeistlicher, Notar	6 „ — „	Minister	410 „
Deputirter	40 „ — „	Maréchal de France	500 „
		Der Kaiser	164,383 „

Man mache einen ähnlichen Versuch mit unsern deutschen Verhältnissen, und man wird über den unglaublichen Unterschied staunen! Selbst in England sind die Differenzen zwischen dem Verdienste des untersten und des obersten Beamten ꝛc. nicht so brutal und himmelschreiend, und England galt doch von je für das Eldorado der socialen Ungleichheit!

In achtzehn Jahren hat Louis Napoleon die französische Staatsschuld von 4 auf 12 Milliarden erhöht. Die Kriege, aus denen das Land auch nicht den geringsten Vortheil gezogen, haben zusammen mehr als drei

Milliarden gekostet; nämlich der Krimkrieg 1,500 Millionen, Italien 600 Millionen, Mexico 600 Millionen, Rom 200 Millionen, China, Cochinchina ꝛc. 200 Millionen. Diese Summe zu den acht Milliarden Schulden, die der Bonapartismus zu contrahiren wußte, macht nicht weniger als 11,100 Millionen Francs, oder genau so viel, als ganz Frankreich in einem Jahre verdient! Ein Jahres-Erwerb von nahezu 40 Millionen Menschen — von einem gewissenlosen Despoten zwecklos verschleudert, — die Haare stehen einem zu Berge, und man fühlt sich versucht, an unserm Jahrhundert zu zweifeln."

Das Traurigste aber ist, daß dieser Mann lange Zeit in und außerhalb Frankreichs von so Vielen als „Retter der Gesellschaft" gepriesen worden ist!

Er hatte gefährliche Ausbrüche des sogenannten Socialismus niederzuhalten gewußt. Das war es, weshalb die Kurzsichtigkeit ihm Weihrauch spendete. Als ob durch Pulver und Blei die Ursachen gefahrdrohender Krankheiten der Gesellschaft beseitigt werden könnten! Pflege der Sitte, Verbreitung heilsamer Kenntnisse, edles Beispiel von oben — das allein vermag die Wurzeln jener Krankheiten und mit ihnen die Krankheitserscheinungen selbst aus dem Staatsorganismus zu entfernen. In letzterer Beziehung aber ist unter Louis Napoleon nicht nur nichts geschehen, er hat vielmehr eine Drachensaat gesäet, aus der für Frankreich — und wohl nicht für Frankreich allein — noch schwere Erschütterungen communistischer Art emporwuchern werden.

„Würdelos und jammervoll", rief die Wiener „N. fr. Presse" dem Gefangenen nach, „ist das Kaiserreich zusammengebrochen. Wie ganz anders war der Sturz des ersten Kaiserreichs, wie dröhnte er durch die Zeiten fort! Der Kaiser, der Kaiser allein führte den Krieg, und erst als der Degen in der Hand des Schlachtenmeisters gebrochen, schloß Frankreich Frieden. Und viele Jahre nachdem der Kaiser gefangen und gestorben, aber die gräßlichen Wunden, die sein menschenverachtender Ehrgeiz der Welt geschlagen, noch nicht geheilt waren, redete man immer von ihm, nur von ihm. Die Dichter be-

sangen ihn, die bildenden Künste verherrlichten ihn: die Pyramidenschlacht und der Brand von Moskau, Waterloo und St. Helena leben als ergreifende Episoden in dem wechselvollen Epos der Menschengeschichte fort. Eine sinnbethörende Romantik hatte die gewaltige Gestalt in Weihrauchwolken gehüllt und den strengen Richterspruch der unparteiischen Forschung vertagt. Der erste Napoleon war der Alles überragende Held seiner Zeit geworden, dessen Zauber selbst die Opfer seines Despotismus gefangen hielt. Der unheimliche Corse hatte sich legendarisch verklärt und ward der Mittelpunkt eines Sagenkreises, den die Rhapsoden der besiegten und der siegreichen Völker gleich sehr ausbeuteten. Wo aber werden der Béranger, der Victor Hugo, der Heine Napoleon's des Dritten sein? Wo auch nur sein Zedlitz? Louis Bonaparte tritt von der Schaubühne ab als ein Comödiant zweiten Ranges, der in der Schlußscene gar nicht mitzuspielen hat. Er ward als Bagage von seinen Generalen umhergeschleppt. Das war kein Fall mehr von stolzer Höhe, das war das Einsinken in die Kothlache. Nicht einmal die Tragik der Gefangenschaft, nicht einmal den Zorn des Siegers sollte er erfahren. Man hat ihn nicht als Prometheus an ein Felsen-Eiland geschmiedet, sondern man hat ihn höflich fortgehen heißen und ihm unter der Obhut discreter Polizeileute die traurigen Ferien durch die Delicatessen französischer Hofküchen gewürzt. So weit die französische Zunge klingt, hat sich keine Stimme des Trostes, der Theilnahme erhoben, kein Wort das in dem verunglückten Souverän den Menschen geehrt, den Mann anerkannt hätte. Stumm ist und bleibt es in den Reihen der französischen preisgekrönten Cantaten-Fabrikanten; selbst die Harfe des Barden Belmontet scheint verstummt."

Lassen wir ihn brüten auf Wilhelmshöhe, während ihn die Flammen peinigen, die sein tödlich verwundeter Ehrgeiz in ihm erzeugt: wir werden seine Stimme verschmitzten Truges noch weiterhin zu vernehmen haben!

Sedan nach der Uebergabe.

Aus dem Lager vor Sedan schrieb ein Krieger am 3. September: „Ich habe den heutigen Ruhetag zu einem Besuche der Stadt Sedan, zu dem sich die Gelegenheit bot, und des Dorfes Bazeilles, wo einer der schrecklichsten Kämpfe des 1. stattgefunden hat, benutzt. Hinter dem Schlosse Bellevue zeigten sich die ersten Spuren der erfolgten Uebergabe: Tausende von Pferden, meist mit voller Bespannung, auf einer weiten Wiese, jenseits der Eisenbahn. Die Straße nach Sedan erstreckt sich von der mehrfach erwähnten Häusergruppe an der Kreuzung ziemlich gerade aus. Die Häuser, zuerst selten, treten immer dichter an einander, bis man endlich in der Vorstadt ist. Zuerst begegnen uns Bauern, welche wahrscheinlich in der Stadt eingeschlossen gewesen sind und nun ihre Heimath aufsuchen. Dann stießen wir auf einzelne bayerische Posten, Trainsoldaten, welche Pferde treiben oder reiten. Je mehr man sich der Stadt nähert, um so größer wird das Gewirr und besonders der Schmutz. Die Häuser tragen die Spuren einer massenhaften Einquartierung an sich, die zahlreichen Wirthschaften sind alle geschlossen. Endlich gelangt man bis zu dem äußeren Festungsthor. Hier standen auf dem Platze vor dem Thore Bayern, welche den herauskommenden Truppen die Waffen, so weit die Soldaten solche noch bei sich hatten, abnahmen und die Cavalerie nach einer Wiese vor dem Thore dirigirten. Die Kürassiere mußten selbst die Kürasse abwerfen. Es war kein kleines Stück Arbeit, gegen diesen Strom durch das Thor zu kommen. Man mußte sich zwischen den Hufen der Pferde durchwinden. Auf den Wällen waren Zelte aufgeschlagen, die Soldaten hatten ihre Gewehre zusammengestellt und gingen dazwischen herum. Die engen Straßen, welche zu dem Thore führten, waren aber so dicht vollgepfropft, wie dieses. Alles ging durcheinander: Infanterie, Cavalerie, Artillerie. Hier mußten wir (ein dem Hauptquartier attachir-

ter Arzt und ich) uns durch Chasseurs d'Afrique winden, dann durch Turcos; hier und da nur tauchten einzelne Zuaven auf, die große Masse bildeten natürlich die Linienregimenter. In dem bis über die Knöchel reichenden Schmutz der Straße lagen Waffen, Cavaleriesäbel, Pistolen, Gewehre, überall dicht, manchmal in ganzen Haufen. Hier und da knallte auch noch ein Gewehr. An einer Stelle lag ein Soldat, der durch Unvorsichtigkeit am Morgen erschossen war, an einer andern einer, der überfahren worden war. Zunächst kommt man über eine Brücke, über eine tiefe Höhlung, in welcher ein Cavalerielager war. Zwei arabische Hengste kämpften dort eben mit einander, sich hoch aufrichtend und wüthend mit den Zähnen anpackend und das Schauspiel hatte selbst in diesem Augenblicke Zuschauer, während der Strom auf der Brücke immer weiter wogte. Nach einer Strecke ist man, nachdem man noch einmal die hier sehr breite Maas, die hier einen prachtvollen Festungsgraben bildet, überschritten hat, in der eigentlichen Stadt und die Straße führt direct auf einen Platz, die place Turenne, in dessen Mitte die Statue dieses Feldherrn steht. Immer noch dauert das Gedränge der Abziehenden fort. An der Straßenecke ist eine Proklamation des Maire vom heutigen Tage angeschlagen, in welcher er den Einwohnern verbietet, einen Soldaten, mit Ausnahme der Verwundeten, bei sich zu behalten. Die Stadt hat durch das Bombardement wenig gelitten: es sollen nur vier oder fünf Civilisten verwundet worden sein. Der Kaiser Napoleon soll die Stadt gestern früh um vier oder fünf Uhr in aller Stille verlassen haben, ohne daß irgend welche Auftritte vorgekommen wären. Ueberhaupt versicherten die Einwohner, daß der Kaiser ganz unsichtbar gewesen sei, doch ist es positiv, daß er am 1. sich den ganzen Tag über sehr exponirt hat und mitten in den Batterieen gewesen ist. Die Häuser der Straßen, welche wir passirten, waren durchaus unbeschädigt, die Gasthäuser und Restaurants geschlossen (denn die Truppen hatten Alles aufgezehrt), doch einzelne Läden geöffnet, und die Ein-

wohner wagten sich schon heraus. In dem oberen Theile der Stadt war das Gedränge schon etwas geringer, hier lagen die Waffen aber womöglich noch dichter. Ungeheure Massen Waffen und Munition sollen in die Maas geworfen sein, und man kann auf dem Uferrande noch einzelne Stücke sehen. Die abziehenden Soldaten schienen gut mit Geld und mit Lebensmitteln versehen zu sein, Jeder trug einen Sack mit Zwieback, einzelne hatten Zuckerhüte, die ihnen zugetheilt worden waren. Als unsere Geschäfte erledigt waren, und wir den Rückweg antreten mußten, hatte sich die Scene etwas verändert. Es waren nun nicht mehr Truppen in immer noch einer Art von Ordnung, sondern zum Theil Nachzügler. Alle zehn Schritt lag ein total Betrunkener unbeweglich auf der Straße, und vergeblich bemühten sich etwas nüchternere Kameraden, ihn fortzubringen. Noch schlimmer aber waren die Betrunkenen, welche noch stehen konnten. Sie überschütteten uns mit zudringlicher Zärtlichkeit, und wenn diese abgewiesen wurde, so konnte man auch wohl noch ein A bas les Prussiens! lallen hören. Glücklich hatten wir das Thor passirt, als (es war gerade 4 Uhr) der Kronprinz mit großem Gefolge erschien, bis kurz vor das Thor ritt und sich dann links zu dort stehenden bayerischen Truppen wendete, die ihn mit Begeisterung begrüßten. Den Bayern wird die Ehre zu Theil, Sedan zu besetzen, doch sollen sie erst einrücken, wenn das ganze französische Militär die Stadt verlassen hat, was nur zu billigen ist, da sonst doch einzelne Ausbrüche der Wuth und Verzweiflung von Seiten der Franzosen vorkommen könnten.

„Sie werden sich erinnern, daß der Kaiser Napoleon in einer seiner Depeschen sagte, daß die Preußen auch Mitrailleusen gehabt hätten. Diese Unwahrheit klang sehr lächerlich. Sie war aber, wie sich jetzt herausstellt, dadurch veranlaßt, daß die Wirkung der preußischen Granaten den Franzosen so überaus furchtbar gewesen ist."

Der Bericht eines anderen Augenzeugen lautet: „Den An-

blick zu beschreiben, den nach der Capitulation der Stadt deren Inneres bot, sind Worte zu schwach; ihnen müßte der Pinsel Rembrandt's zu Hülfe kommen können: es war ein großartiges Nachtbild mit furchtbaren Lichteffekten; eine Geburtsstätte der Pest und nebenher die Vaterstadt des großen Turenne, dessen Monument auf einem der freien Plätze steht. Schon beim Eintritt in die äußeren Festungswerke fand ich die Atmosphäre mit wahrhaft mephitischem Dunste gefüllt; in Verwesung übergehende Pferdecadaver sah das Auge in jeder Richtung. Als ich über die erste Zugbrücke schritt, sah ich in dem trockenen Wallgraben zahllose, von den Wällen verhungert herabgestürzte Pferde, untermischt mit von Ratten angenagten menschlichen Leichnamen; man hätte sich in eine Festung versetzt glauben mögen, die eine mehrmonatliche Belagerung auszuhalten gehabt hatte, anstatt einer zweitägigen Einschließung. Doch die Unmasse der in Sedan campirt habenden Truppen erklärt Alles. Das Bild, das sich beim Eintritt in die eigentliche, recht hübsche Stadt meinen Augen bot, spottet jeder Beschreibung. Noch nie in meinem Leben habe ich eine Stadt so in Schlamm und Schmutz gesehen. Vor einem wunderschönen großen Hause, einer Wollfabrik, stand ein älterer Herr. Ich bat ihn um Auskunft über den Weg nach dem Turenneplatz und kam dadurch mit ihm in's Gespräch. „Gott sei ewig gelobt," rief der Mann aus, „daß Ihre Truppen uns endlich von diesen Bestien erlöst haben, die uns seit fünf Tagen plünderten, alle Unzucht trieben, die die wildeste Phantasie sich erdenken mag, auf kein Commando mehr hörten und denen das Wort Disciplin nur noch ein leerer, nichtssagender Begriff war. Als ich die ersten preußischen Soldaten heute früh hier einrücken sah, da war es mir sofort klar, warum mit Ihnen der Sieg geht, Schritt für Schritt; denn schon die Art und Weise, wie die Leute marschirten, bewies, daß und welche Ordnung und Mannszucht unter den Preußen herrschen." Und wie der Mann sagte, so war es in der That. Ich bin seitdem jeden Tag in Sedan gewesen und höre

mehr und mehr das unbedingteste Lob unserer Truppen aus jedem Munde. Zunächst hat der preußische Commandant es sich angelegen sein lassen, die Stadt und deren nächste Umgebung zu desinficiren und der drohenden Hungersnoth durch Heranziehen von Bedürfnissen aller Art vorzubeugen. Die in den Straßen schwebenden, schrecklichen Miasmen sind durch große Feuer mitten in den Straßen verscheucht worden, zu deren Alimentation man alle die brennbaren Reste des Krieges, als Lederzeug, Tschakos, Pickelhauben, Sättel, Pferdegeschirre, Gewehre, Lumpen und Uniformstücke aller Art verwandte. Der fußhohe Schlamm und das faulende Stroh wurden in hohen Haufen zusammengekehrt und alle nur irgend aufzutreibenden Fuhrwerke und Pferde requirirt, um diesen Unrath und die zahllosen Cadaver aus der Stadt zu schaffen, während die Einwohner nicht minder mit Wasser und Besen die Reinigung der Häuser und Straßen in Angriff nahmen. Bei meinem dritten Besuche hatte Sedan schon ein ganz anderes Ansehen. Doch zu haben war im ganzen Orte schlechterdings nichts. Nahezu 100,000 französische „Elite-Truppen" hatten fünf Tage hindurch die Stadt faktisch geplündert. Als ich am Freitag, 2. September, zuerst Sedan betrat, fand ich mindestens zwei Drittel der noch in den Straßen sich herumtreibenden, jedoch entwaffneten französischen Soldaten total betrunken. Ich selbst mußte einen grauhaarigen Artilleristen mit drei chevrons, also mehr als 21jähriger Dienstzeit, der sich in seinem viehischen Zustande an mir vergreifen wollte, niederwerfen, um mich von ihm los zu machen. Wie ein Sack fiel der Mensch zur Erde, wo er im Schmutz und Schlamm ruhig und unbekümmert liegen blieb. Die Einwohner Sedans zeigten sich uns äußerst freundlich gesinnt. Die sogenannten Franctireurs werden, wo man ihrer habhaft wird, als Banditen, nicht als Soldaten behandelt; denn die wenigen, mit denen unsere Truppen bisher in Berührung kamen, hatten ihre Bravour, ihren Muth dadurch documentirt, daß sie auf Transporte von Verwundeten, auf ein-

zelne reitende Ordonnanzen oder Offiziere aus sicheren und fast unzugänglichen Verstecken schossen. Herrenlose Pferde trieben sich hier in und um Sedan ungezählt umher, Niemand hat Lust sie einzufangen, weil die Hauptsache — Fourage — fehlt. Ein Offizier vom 94. Regiment (Weimar) hat sich einen 4½jährigen Berberhengst, der einem Offizier von den Chasseurs d'Afrique gehörte, eingefangen, ein herrliches Thier. Der verwundete Mac Mahon liegt in einem Privathause bei Sedan."

In einem Schreiben eines Franzosen in Sedan, das später zur Veröffentlichung gelangte, heißt es: „Ich habe, wie Jedermann, das Herz und die Augen voll Thränen. Ich wohnte dem kläglichen Defiliren der Truppen bei, welche ihre Waffen abgaben und die Stadt räumten. Nie in meinem Leben werde ich dieses Schauspiel vergessen, diese Truppen, welche sich über die lange Brücke drängten, die Sedan mit der Vorstadt verbindet. Manche warfen ihre Waffen von der Brücke in die Maas, Andere zerbrachen sie voller Wuth und Verzweiflung oder warfen sie den preußischen Schildwachen am pariser Thore vor die Füße. Der in Strömen herabfallende Regen, der grollende Donner, der mit Koth bedeckte Erdboden vermehrten noch die Trauer und Schrecken der Sachlage."

Das Schreiben eines deutschen Kriegers aus Nancy vom 5. September lautet: „In wahrhaft endlosen Zügen kommen die französischen Kriegsgefangenen, die bei Sedan gemacht wurden, jetzt durch Nancy, denn ungefähr 45,000 Mann sollen von hier aus mit der Eisenbahn über Weißenburg, die andere Hälfte aber mit der Saarbrücker Bahn nach Deutschland befördert werden. Hat man je von solchem Kriegserfolge gehört! Aber der Stolz oder richtiger die Eitelkeit der Franzosen ist trotz alledem doch noch immer nicht gedemüthigt. Als der Gouverneur von Lothringen, General von Bonin, die Verkündigung dieses Sieges bei Sedan und der Gefangennehmung Napoleon's in deutscher und französischer Sprache anschlagen ließ, fand diese Nachricht auch nicht den mindesten Glauben und ward von neun

Zehnteln aller Bewohner der Stadt einfach als preußische Lüge verspottet. In der Nacht wurde diese Proclamation größtentheils heimlich abgerissen oder mit boshaften Bemerkungen beschrieben; dagegen fand man wiederholt lithographirte Zettel an den Straßenecken angeklebt, auf denen eine Pariser Proclamation stand, in der gesagt ward, nunmehr müsse man den Krieg bis auf's Messer mit den Deutschen beginnen und sie ohne Schonung ausrotten. Als nun die ersten Züge, alle mit Tausenden von französischen Gefangenen dicht besetzt, auf dem hiesigen Bahnhofe ankamen, wollten die guten Leute in Nancy zuerst die scharfsinnige Entdeckung machen, es seien das alles verwundete und kranke Preußen, denen man französische Uniformen angezogen habe, um dadurch der „grande nation" den falschen Glauben beizubringen, wir hätten so viel französische Gefangene gemacht. Also eine großartige Maskerade von vielen Tausenden! — Nachdem sie sich aber häufig durch persönliche Unterhaltung mit diesen armen, todmüden und halb verhungerten Gefangenen überzeugt hatten, daß es wirklich echte und rechte Landsleute von ihnen, traurige Ueberbleibsel der noch vor vier Wochen so siegesübermüthigen Armee sind, haben sie plötzlich das Geheimniß aller unserer siegreichen Erfolge entdeckt. Es ist nämlich „der Verrath Napoleon's, der für schnödes Geld das Heer stets an uns verkauft, so alle Niederlagen herbeigeführt und zuletzt auch die Capitulation von Sedan bewirkt habe." Auch bereits die Summe wissen sie genau, um die er sich, seine Dynastie, sein Reich und Heer an Preußen verkauft habe, nämlich 2000 Millionen Francs, die ihm König Wilhelm von Preußen baar und richtig in lauter neuen, vollgewichtigen preußischen Friedrichsd'or sogleich bei Sedan ausgezahlt habe. Sollte man es wirklich für möglich halten, daß weitaus der größte Theil aller Einwohner von Nancy dieses Zeug glaubt! Jetzt soll übrigens — nach Weisung der aus Paris gesandten Proclamationen — nach der Ansicht Vieler der Krieg erst recht losgehen und unsere Vertreibung, ja, wo möglich, unsere Ausrottung

unzweifelhaft nahe bevorstehen. Der Pöbel der Stadt wird auch seit einigen Tagen wieder frecher und übermüthiger in seinem Auftreten gegen uns. Die Posten werden häufig insultirt, unsere Proclamationen abgerissen, und einzelngehende Offiziere und Soldaten sind besonders des Abends häufigen Beleidigungen ausgesetzt. Wenn in diesem Falle Verhaftungen erfolgen, so pfeift und höhnt die Volksmasse, läuft aber sogleich schreiend auseinander, sowie die Soldaten mit gezogenen Säbeln auf sie eindringen. Besonders auf dem großen Platze Stanislaus, wo unsere Hauptwache sich befindet, sind solche Scenen und Tumulte jeden Abend, und Dutzende werden arretirt oder häufig auch nur von den Soldaten gehörig durchgeprügelt. Eine Gefahr liegt in diesem ganzen Benehmen des Pöbels für uns nicht im allermindesten."

Ueber die Zahl der unverwundeten Gefangenen und den Umfang der Kriegsbeute hatte sich erst bei der Besetzung von Sedan Näheres herausgestellt. Es fielen 84,433 Mann, unter ihnen gegen 1500 Offiziere, in die Gefangenschaft der Deutschen. Unter den Offizieren befanden sich 39 Generale. Zur Kriegsbeute gehörten 500 Feldgeschütze, darunter 70 Mitrailleusen, 150 Festungsgeschütze und ein überaus umfangreiches Armeematerial.

Eindruck der Siegeskunde in Nah und Fern.

Der Eindruck, den die Siegeskunde in Deutschland hervorbrachte, war ein wahrhaft überwältigender. Wenden wir den Blick zunächst nach Berlin, der Hauptstadt des in seiner Neugestaltung gerade durch den Tag von Sedan so glorreich geförderten deutschen Reiches. In der fünften Morgenstunde des dritten September empfing die Königin das inhaltsschwere Telegramm, das die Capitulation von Sedan und die Gefangennahme des Kaisers meldete. Die Königin befahl, die Depesche sogleich in die Druckerei zu senden, und so war dieselbe bereits an einem großen Theile der Anzeigesäulen angeschlagen, als die Bewohner der Hauptstadt an ihr Tagewerk zu gehen begannen. Schon

um acht Uhr wehete in den Straßen Fahne an Fahne; auf Dächern, in Fenstern selbst der entlegensten Straßen zeigte sich das Festgewand der allgemeinen Stimmung, von der die Bevölkerung durch die Siegesbotschaft ergriffen worden war. Ueberall sah man dichte Menschengruppen in freudigster Bewegung. Die Säulen waren dicht umdrängt, Einzelne lasen die Depesche laut vor, damit den Fernstehenden die erhebende Botschaft bekannt würde. In Vieler Augen sah man Thränen. Auf dem brandenburger Thore wurde eine Fahne aufgezogen, die Victoria mit einem Kranze geschmückt. Unter den Linden und in den angrenzenden Straßen wogten bereits Tausende auf und ab; Freunde und Bekannte, die sich trafen, umarmten sich, Hochs erschollen dem Könige, dem Grafen Bismarck, den obersten Heerführern und dem tapfern Heere. Vom pariser Platz her folgten dem Feldmarschall v. Wrangel, der sich in das königliche Palais begab, unter endlosem Jubel Tausende. Das dem Palais gegenüberstehende Standbild Friedrichs des Großen war schon umringt von einer fast zahllosen Menge. Vieltausendstimmiger Gesang wechselte mit Hochrufen. Gegen zehn Uhr erschien die Königin auf dem Balcon, mit dem Taschentuche wehend und überall hin sich verneigend, während unermeßlicher Jubelruf sie begrüßte. Bald nach zehn Uhr begannen Umzüge durch die Stadt. Ganze Schulen zogen, voran ihre Fahnen oder die bekränzte Depesche des Tages, die Linden entlang. Später folgten die Umzüge verschiedener Gewerke, unter denen die Maschinenbauer der Schwartzkopff'schen Fabrik den Anfang machten. Voran eine große Fahne, welche die Worte „Die Wacht am Rhein" als Inschrift führte, zogen dieselben vom Oranienburgerthore bis an das Denkmal Friedrich des Großen. Andere Schaaren bewegten sich vom Königshause zu den Ministerien; vor den Hotels des Grafen Bismarck, des Kriegsministers von Roon, des Generals von Moltke erschollen begeisterte Zurufe und Gesänge. Eifrige Hände hatten inzwischen das Denkmal

Friedrich's des Großen vom Sockel bis zur Spitze mit Rosen und Eichenlaub geschmückt, und das junge Berlin stand, saß und hing an dem ehernen „alten Fritz" in den mannigfaltigsten Stellungen und in einer Vollzähligkeit herum, daß man kaum die Contouren des Denkmals zu erkennen vermochte. Die Königin, der von allen Seiten Huldigungen entgegen gebracht wurden, mußte fast in jeder Viertelstunde an dem Fenster oder auf dem Balcon erscheinen, um auf die Hurrah- und Hochrufe, auf die Gesänge dieser großen und sich fortgesetzt neu ergänzenden Volksmenge zu danken. Einem jungen Wagehals, der mit seltener Kühnheit das Denkmal Friedrich's des Großen bis zu seiner Höhe erklettert hatte, wurde eine deutsche Fahne hinauf gereicht, die er an dem Arm der Königsfigur befestigte. Neuer unermeßlicher Jubel brach aus, als man die deutsche Fahne vom Denkmal herabwehen sah. Es versinnbildlichte ja dies das Hoffen und das Wünschen Aller und gab ebenso auch der Ueberzeugung Ausdruck, wie das, was der große König erstrebt und erkämpft, im innigen geschichtlichen Zusammenhange stehe mit den großen Tagen der Gegenwart. Den jungen Menschen, der die deutsche Fahne auf dem Denkmal befestigt hatte, ließ die Königin zu sich rufen und beschenkte ihn mit drei Friedrichsd'or und einer kostbaren mit dem Bildniß des Königs geschmückten Tasse. Eine Photographie des von der erregten Jugend Berlins besetzten, reich beflaggten und mit Blumen- und Blätterschmuck versehenen Denkmals ließ die Königin sofort ins Hauptquartier senden. Daß auch die Standbilder der Helden aus den Freiheitskriegen, wie auch das erzene Reiterbild des großen Kurfürsten auf der nach ihm benannten Brücke, vom Volke mit Fahnen und Kränzen geschmückt wurden, war selbstverständlich. Das erkennt, mehr oder minder klar, selbst der schlichteste Mann des Volkes: auch sie rangen und kämpften dem Ziele entgegen, Deutschland wieder zu dem Range zu erheben, den es einst in der Völkergeschichte einnahm, und den es durch die unheilvolle und unnatürliche, einzig selbstsüch-

tige Zwecke verfolgende Verbindung des gegen dreihundert Jahre über Deutschland herrschenden Kaisergeschlechts der Habsburger mit dem ausländischen Papstkönigthum, diesem Schein- ja Zerrbilde des vom Heilande den Menschen gebrachten Gottesreichs auf Erden, nach und nach verloren hatte; auch jene Männer halfen den granitenen Unterbau legen, auf dem gerade jetzt die starken Säulen des neuen Tempels der deutschen Einigkeit, Macht und Größe errichtet wurden.

Das Wehen des geschichtlichen Geistes, das war die Macht, die der Stadt wie mit einem Zauberschlage jenes festliche Gepräge gab, das an Tage erinnert, wie sie uns Wahrheit und Dichtung aus Athens großer Vorzeit schildert; das war die Macht, die die Blicke schärfte, in die Vergangenheit zurück und in die Zukunft hinein zu schauen, und die manches geschichtliche Wissen urplötzlich flüssig machte und in Zusammenhang brachte mit dem lebendigen Pulsschlage der großen Gegenwart.

Der überwältigende Eindruck, den die Kunde von der Gefangennahme Napoleon's und der Capitulation der Mac Mahon'schen Armee in allen Schichten der hauptstädtischen Bevölkerung hervorgebracht, spiegelt sich auch in folgendem Vorgange ab, dessen Schauplatz der Audienzsaal des städtischen Schwurgerichts im Lagerhause war. Die Verhandlung über einen Angeklagten hatte bereits begonnen, als einer der Geschworenen den Präsidenten des Gerichts, Stadtgerichtsrath Johl, um das Wort bat. Als es ihm ertheilt war, erklärte er, daß sowohl er als mehrere andere Geschworene durch die eingegangene Siegeskunde in eine Stimmung versetzt seien, die sie unfähig mache, der Verhandlung die pflichtmäßige Aufmerksamkeit zu widmen; er bäte daher in seinem und im Namen seiner Collegen, die Verhandlung für diesen Tag aufzuheben. Sowohl die Staatsanwaltschaft als auch die Vertheidigung schlossen sich diesem Antrage an, und nach kurzer Berathung verkündigte der Gerichtshof, daß demselben Folge

gegeben werde. Der Rechtsanwalt Holthoff ergriff darauf das Wort zu einem Hoch auf König Wilhelm, in welches sämmtliche im Saal Anwesende einstimmten. Auf der Börse wurde von allen Geschäften abgesehen; in begeistertem Wort erscholl auch hier den tapferen Führern und der tapfern Armee der Bürgerdank und durch eine Deputation ward der Königin von dem Empfinden der Versammelten Kenntniß gegeben. Auch von anderen Corporationen wurden Deputationen in das königliche Palais gesandt. Wie oft füllten sich an diesem Tage die Augen der Königin mit Freudenthränen! — Am Nachmittage hatte der Magistrat Anordnungen getroffen, daß von der Galerie des Rathhausthurmes die Melodie des Chorals „Nun danket alle Gott!" geblasen wurde. An den Fenstern und auf den Balconen des Rathhauses hatten sich während dieser Feier die Mitglieder des Magistrats und der Stadtverordneten-Versammlung aufgestellt, während in der Königstraße eine unübersehbare Volksmenge sich schaarte. Tief ergreifend war es, als während dieser Feier ein langer Zug von Jünglingen und Knaben mit den Fahnen aller deutschen Staaten vom Schlosse her in geschlossenen Gliedern heranschritt und auf dem Platze vor dem Rathhause Aufstellung nahm. Wie der Tag, zeichnete sich auch der Abend durch entsprechende Kundgebungen aus: die Stadt strahlte, ohne daß irgend eine darauf hinzielende Verabredung unter der Bürgerschaft getroffen worden war, in einem Lichtmeere. Selbst an den Fenstern der meisten Dach- und Giebelwohnungen brannten Kerzen. Transparente mit sinnigen Inschriften und geschmackvollen Festdecorationen waren in reichster Fülle vertreten. Ueberall ein unermeßliches Wogen der Beschauenden, zu Fuß und zu Wagen. Schaaren Halberwachsener, geschmückt mit grünen Zweigen, Fahnen an der Spitze ihres Zuges, durchzogen unter Gesang von Vaterlandsliedern die Stadt. Daß es in Berlin neben dem Ernst auch — unbeschadet der großen Bedeutung des Siegestages — an heitern Scenen vielfacher Art nicht fehlte,

wird Keinen Wunder nehmen, der die Bevölkerung von Berlin kennt. Einer gemüthlich heitern Scene mag hier gedacht sein. An „Kranzlers Ecke“ unter den Linden näherte sich einem braven Fünfunddreißiger, der den linken Arm in der Binde trug, ein hübsches weißbeschürztes Dienstmädchen und drückte ihm ein Viergroschenstück in die Hand, das jedoch mit Freundlichkeit abgelehnt wurde. „O,“ rief das Mädchen beschämt, „das ist nicht recht, die Gabe eines armen Dienstmädchen zu verachten!“ Darauf der Kriegsmann: „Liebes Kind, das Geld kann ich nicht annehmen; wollen Sie mir aber etwas schenken, so schenken Sie mir einen Kuß!“ Und es geschah; erröthend drückte das Mädchen das erbetene Geschenk auf die Lippen des bärtigen Kriegers und verschwand dann unter dem Bravo der Menge. —

Am Tage darauf, Sonntag, wurde in allen Kirchen ein Te Deum gesungen. Während das im Dom geschah, wurden die üblichen 101 Salutschüsse abgefeuert. Die berliner Zeitungen gaben an demselben Tage dem allgemeinen Empfinden ihrerseits durch das Wort würdigen Ausdruck. So sagte die Vossische Zeitung in ihrem Leitartikel: „Nicht zum ersten Male sind deutsche Heere die Bahn gegangen, an deren Enden das Schicksal Frankreichs und der Dynastie Bonaparte liegt. Wieder haben wir es in Händen. Nach unendlichem Ringen in einem unwirthbaren Gebirge, nach den kühnsten Combinationen des Feldherrngenies, nach den außerordentlichsten Leistungen eines Heeres, in welchem jeder Einzelne seinen Willen an den Preis des Zieles gesetzt haben muß, ist der Dynast in unserer Gefangenschaft, der zwanzig Jahre das Land bedeutet hat. Mit ihm sind seine Marschälle und seine Heere gefangen, die festen Plätze Frankreichs krachten unter den deutschen Geschossen zusammen, der Boden dröhnt unter dem Fußtritt unserer Tapfern, nach allen Hülfsmitteln des Landes brauchen wir blos zuzugreifen, das Schicksal erfüllt sich, an das die Frevler appellirt. Das ist das große Wort, welches in der Sieges-

botschaft die Welt durchzitterte und noch heute und noch lange in jedem einzelnen Herzen nachbeben wird. Und wunderbar schnell ist die blutige Antwort auf die hochmüthige Frage an das Schicksal gegeben. Vor acht Wochen noch schien uns tiefer Frieden zu umfangen, vier Wochen später trafen die furchtbar gerüsteten Legionen zum ersten Male auf dem Schlachtfelde auf einander, und wieder nach vier Wochen liegt der Degen des Hochmuths, der Lüge und Tücke zu Füßen des deutschen Heerführers."

An demselben Tage Mittags 12 Uhr fand eine außerordentliche Sitzung der Stadtverordneten statt, zu der die Mitglieder in Amtstracht mit ihren goldenen Ketten erschienen. Die Zuhörertribüne war bis auf den letzten Platz besetzt, als der gesammte Magistrat, ebenfalls in Amtstracht, den Oberbürgermeister Seydel an der Spitze, den Sitzungssaal betrat. Es handelte sich um die Berathung einer Adresse an den König. In der die Berathung eröffnenden Einleitungsrede sagte der Stadtverordneten-Vorsteher Kochhann u. A.: „Zum ersten Male seit Jahrhunderten haben unsere Söhne und Brüder von den Alpen bis zur Nord- und Ostsee in brüderlicher Eintracht zusammengestanden und Landstrecken erobert, welche in räuberischer Weise von Deutschland abgerissen und deren Bevölkerungen dem Vaterlande systematisch entfremdet worden sind. Große Opfer an Hab und Gut sind gebracht worden, viel edles Blut ist geflossen, tiefe Trauer ist in die Familien eingekehrt. Aber die errungenen Erfolge sind schon jetzt so überwältigend groß, daß wir hoffen dürfen, das Vaterland werde neu gekräftigt aus denselben hervorgehen, und mit beendigtem Krieg die Aufgabe erfüllen, durch fortschreitende Bildung und Sittlichkeit den Völkern der Erde dauernden Frieden zu schaffen und zu bewahren. Wenngleich das Kriegswerk noch nicht vollbracht ist, halten wir doch dafür, daß der Zeitpunkt gekommen ist, dem obersten Kriegsherrn, unserm allverehrten und geliebten König, Dank zu sagen, daß er unter

Gottes gnädigem Beistand den Krieg bisher glücklich und so geführt hat, daß wir glauben dürfen, die schwerste Arbeit gethan zu haben. Diesen Dank in rechter Weise dem Könige auszusprechen, ist Zweck unserer heutigen Berathung."

Der zum Referenten ernannte Professor Gneist knüpfte daran folgende Worte: „Es ist nicht möglich, in Worten den Gefühlen Ausdruck zu geben, die uns seit gestern bewegen. Gott hat Gericht gehalten über die Falschheit und den Hochmuth unserer Feinde. Deutschland hat aufgehört, der Spielball von Staatskünstlern zu sein, die es in seinen heiligsten Interessen schädigten. Wir können wohl sagen, es ist in neuer Macht und Herrlichkeit erstanden. Hierfür gebührt der höchste Dank unserm Könige, der in seiner Einfachheit und Wahrheit als das wahre Spiegelbild eines deutschen Mannes in des Wortes edelster Bedeutung dasteht, in der Gewohnheit, seine Pflicht zu erfüllen. Tief empfindet es unser Volk, daß er überall an der Spitze desselben steht und Gefahren und Entbehrungen mit demselben theilt. Er ist der würdige Nachfolger jenes Geschlechts, das aus der sandigen und öden Mark Brandenburg ein Land schuf, dem es vorbehalten war, alle deutschen Stämme zu einem Brudervolke zu vereinen." Der Referent empfahl die einstimmige Annahme der Adresse. „Nach den sinnigen Worten, die wir so eben vernommen", sagte darauf der Oberbürgermeister, „habe ich nur wenig hinzuzufügen. Was uns in so ungewöhnlicher Stunde zusammenführt, das ist der Drang des Herzens, das auszusprechen, was das Gemüth unserer Bürgerschaft so freudig bewegt. Nicht gilt es hier die gewaltigen Thaten unseres Heeres zu feiern, oder von dem Geheimniß der Zukunft des deutschen Vaterlandes zu reden, sondern einen Gruß zu senden an unsern Heldenkönig, einen Gruß, wie er so recht aus dem Herzen kommt und wieder zum Herzen dringen wird."

Die einstimmig von der Versammlung angenommene, von den Mitgliedern des Magistrats und den Stadtverordneten

unterzeichnete und darnach an den König abgesandte Adresse lautete:

„Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König,
Allergnädigster König und Herr!

„Seit Eure Königliche Majestät mit unvergeßlichen Worten Ihrem Volke ankündigten, daß Allerhöchstsie im Begriffe ständen, zur Armee abzugehen, um mit ihr für Deutschlands Ehre und für Erhaltung unserer höchsten Güter zu kämpfen, begleiten den Königlichen Feldherrn die Gedanken, die Gebete Seiner Haupt- und Residenzstadt.

„Mit Bewunderung gewahrt sie, wie die Begeisterung für die Erfüllung jener erhabenen Aufgabe der Last der Jahre ihre Schwere nimmt und Eure Königliche Majestät mit Jugendkraft erfüllt, die Entbehrungen, die Anstrengungen, die Gefahren dieses gewaltigen Krieges zu ertragen.

„Wir sind nicht so glücklich, einstimmen zu können in den begeisterten Ruf, der Eurer Majestät aus dem Munde der bis zum Tode getreuen Krieger entgegentönt, wenn sie der Heldengestalt ihres Feldherrn ansichtig werden auf dem Marsche, im Lager, im feindlichen Granatfeuer. Aber es drängt uns, aus der Ferne dem Danke Ausdruck zu geben, der unser Herz bewegt, wenn wir sehen, wie Eure Majestät Herrscherpflichten verstehen und üben.

„Wir wissen es, was es dem weichen und tiefen Gemüthe Eurer Majestät bedeutet, in diesem Kampfe so viele edele Söhne des Volkes dahinsinken zu sehen. Wir danken Gott, daß er Eurer Majestät auch dies Schwerste tragen hilft.

„Und schon ist — so dürfen wir nach den ungeheuren Erfolgen der so weisen als kühnen Führung unserer heldenmüthigen Streiter heut zuversichtlich hoffen — schon ist der Augenblick nahe, wo der grause Schlachtenlärm verstummt.

„Schon winkt von dem stolzen Schlosse des Feindes, der mit seinen Schaaren unsere friedlichen Gefilde zu überfallen

drohte, dem anrückenden deutschen Volke in Waffen mit dem letzten Lorber dieses Krieges die Palme des Friedens.

„Gott der Herr wolle Eurer Königlichen Majestät die Gnade erweisen, die vollen Segnungen dieses Friedens über das einige Vaterland heraufzuführen. In ihnen wird es rasch heilenden Balsam finden für die Wunden, die ihm auch dieser großartigste aller jemals von deutschen Waffen erfochtenen Siege nicht ersparen konnte.

„Mit diesem Wunsche wollen Eure Königliche Majestät die ehrfurchtsvollen Grüße Allerhöchstihrer getreuen Residenzstadt huldvoll entgegennehmen, welche Namens derselben in das Hauptquartier des Feldherrn der Deutschen senden

Eurer Königlichen Majestät

allerunterthänigste, treugehorsamste

Magistrat zu Berlin. Stadtverordnete zu Berlin."

Alles in Allem betrachtet war Berlin in den Tagen des 3. und 4. September der Schauplatz einer Erregtheit von solcher Innerlichkeit, von so ungesuchter Großartigkeit, wie Eines oder das Andere das letzte Jahrhundert wohl noch nicht gesehen hatte.

Nicht weniger erhebend und characteristisch waren die Kundgebungen in den anderen Städten sowohl im Norden als auch im Süden des Vaterlandes. Schwerlich eine einzige Stadt in ganz Deutschland, die nicht ihr bestes Festgewand angethan, in der nicht die Flamme reiner und begeisterter Freude hell gestrahlt hätte. Die an Bedeutsamkeit hervorragenden Städte, wie München, Dresden, Leipzig, Hamburg, Bremen, Frankfurt a. M., Breslau, Königsberg, wetteiferten an glanzvollem Ausdruck der ihre Einwohner beseelenden Gesinnung. Zahlreich schlossen sich in den verschiedensten Theilen Deutschlands die Städte der von Berlin erlassenen Adresse an.

Auch die Deutschen Oesterreichs blieben nicht stumm. In Wien wurde in dem zum Besten der deutschen Verwundeten veranstalteten Concert trotz des Verbots der Regierung „Die

Wacht am Rhein" drei Mal gesungen. Auf den tyroler Bergen flammten Freudenfeuer.

Und doch war der Eindruck, den der Tag von Sedan in außerdeutschen Ländern hervorbrachte, fast noch gewaltiger als der in den deutschen Ländern selbst. Zwei äußere Anzeichen bekunden es schon, welche Wichtigkeit man dem Kampfe von Sedan außerhalb beimaß. Der Berichterstatter der „Times", der schon genannte Russell, eilte nach der Schlacht sofort an's Meer, nahm ein eigenes Dampfboot, um über den Kanal zu setzen und traf von Dover aus so zeitig in London ein, daß sein Bericht über die Schlacht bei Sedan und die Gefangennahme Napoleon's schon Tags darauf in der „Times" gedruckt erschien. Der erforderliche große Kostenaufwand war ihm von vorn herein bewilligt worden. Großartigeres noch läßt sich von Amerika berichten. Hören wir die „New-Yorker Tribüne" selbst. Sie sagt: „Wir machen mit verzeihlichem Stolz auf die prachtvolle Beschreibung der Schlußoperationen in und um Sedan aufmerksam, welche uns heute möglich ist, vor unsern Lesern zu entfalten. Jede Einzelheit ist genau, von der ersten, nach Norden gerichteten Bewegung der Mac Mahon'schen Armee an bis zur Uebergabe von Sedan. Nie ist eine so ausführliche Beschreibung einer Schlacht durch den Telegraphen übersandt worden; und nur durch die außergewöhnliche Energie unserer Correspondenten bei beiden Armeen und durch eine colossale Geldausgabe sind wir in den Stand gesetzt, diese lange Beschreibung einer der wichtigsten Schlachten der Neuzeit, so schnell nach ihrem Ausgang, unsern Lesern mitzutheilen. Eine Idee von den colossalen Kosten dieses Unternehmens mag die Thatsache geben, daß der telegraphische Bericht über die Schlacht bei Sedan allein von London nach New-York uns mehr als 5500 Dollars kostete; die Kosten des Berichts über die Schlacht bei Beaumont und über die Unterredung Bismarck's mit Napoleon betragen 1750 Dollars. Unter Zurechnung mehrer anderer Einzelheiten über die Uebergabe Napoleon's und der Mac

Mahon'schen Armee betragen die Ausgaben für die überseeischen Telegramme unserer heutigen Nummer allein bedeutend über 10,000 Dollars." — Aus London ward wenige Tage nach der Schlacht berichtet: „Die Aufregung, welche auf die Nachrichten von der Gefangennehmung des Kaisers sich in den Morgenstunden der Hauptstadt bemächtigte, hat sich seitdem noch gesteigert. Die Zeitungsexpeditionen waren von großen Massen umlagert, und jede neue Ausgabe fand mit erstaunlicher Schnelligkeit Absatz. An manchen Orten der Hauptstadt, wo sich Deutsche in größerer Anzahl angesiedelt haben, sah man im Laufe des gestrigen Tages zahlreiche preußische und norddeutsche Fahnen. Auch Schwarz-roth-gold flatterte dazwischen lustig im Winde. Lebhaftere Demonstrationen fanden in den Provinzialstädten statt, wo die eingewanderten Deutschen Gesellschaften und Clubs gebildet haben, die bei derartigen Gelegenheiten den festen Kern bilden und den Anstoß geben. Liverpool, Manchester, Birmingham und Southampton thaten sich dabei in erster Linie hervor."

Ein Berliner erhielt am 7. September den in Schottland der Post übergebenen Brief eines dortigen Kaufmanns. In dem Briefe, den der Empfänger der „Spen. Z." zum Abdruck übergab, heißt es: „Hoch König Wilhelm! Hoch die Deutschen! Wer hätte gedacht, daß das große empire français so schnell fallen würde; daß die Nation, die man gewohnt war als Lenkerin der Geschicke Europa's zu betrachten, zu den Füßen der preußischen Armee liegen würde, sechs Wochen, nachdem diese den Rhein überschritten! Ich ahnte nicht, als ich mir vor einiger Zeit vornahm, an Sie zu schreiben, daß durch einen kurzen Aufschub meinerseits mein Brief der Theilnahme sich in einen der herzlichsten Glückwünsche über die glücklichen Erfolge Ihrer Armee verwandeln würde.

„Wir waren zur Zeit der Kriegserklärung in Norwegen; sie kam uns so unerwartet wie möglich. Als wir Schottland verließen, war überall der tiefste Friede, nicht das kleinste

Wölkchen zeigte sich am Himmel als Vorbote des entsetzlichen Sturmes, der über Europa hereinbrechen sollte. „Frankreich hat Preußen den Krieg erklärt", das war Alles, was man hörte. Niemand konnte uns antworten auf die vielen „Wie's" und „Warum's", die wir an jeden Reisenden richteten, dem wir begegneten. Es dauerte Tage, ehe wir Näheres erfahren, und wiederum Tage, ehe wir das Erfahrene glauben konnten.

„War es möglich, in unserm Jahrhundert, unter einem so frivolen Vorwande Krieg zu beginnen? Es schien allen Ideen des Christenthums und der Civilisation Hohn zu sprechen. Nun, die Franzosen haben die Lection bekommen, die sie nach meiner und vieler meiner Landsleute Ansicht so reichlich verdient haben! „Ich stimme nicht ganz mit denen überein, die allen Tadel in dieser Angelegenheit auf den Kaiser zu werfen versuchen. Es ist möglich, daß ich mich irre, aber ich fühle mich eher geneigt, die thörichte Eitelkeit und militärische Ruhmsucht der Franzosen im Allgemeinen zu tadeln. Ich konnte und kann mich noch nicht der Meinung enthalten, daß dieser furchtbar blutige Krieg abwendbar gewesen wäre, wenn das französische Volk im Verein mit den andern Mächten seine Schuldigkeit gethan hätte. Niemand konnte im Zweifel darüber sein, auf wessen Seite das Recht war, und da dies der Fall, so hätte das übrige Europa Frankreich erklären sollen, daß man unter solchem Vorwande den Krieg nicht zulassen würde . . . .

„Ich muß Ihnen zwei kleine Fälle erzählen, die deutlich zeigen, auf welcher Seite die Sympathieen unseres Volkes sind.

„An dem Tage, an welchem die Gefangennahme Napoleon's hier bekannt wurde, saß ich im Omnibus neben einer nett gekleideten Frau der niederen Stände. Als sie mich meine Zeitung entfalten sah (wir verschlingen jetzt die Zeitungen), sagte sie in dem netten schottischen Dialect: „Gute Nachrichten heute?" „Das hängt davon ab, was Sie gut nennen," erwiederte ich, „die Franzosen haben einen tüchtigen Stoß bekommen. „Ich verstehe nicht viel vom Krieg," sagte sie, „aber ich sah,

daß sich heut Alle freuten, und wen ich auch fragte, Alle waren auf der Seite Preußens."

„Der andere Fall betrifft einen unserer Arbeiter (der Schreiber ist der Sohn des größten Fabrikbesitzers in Glasgow und Theilnehmer am Geschäft), den ich schon öfter schelten mußte, weil er sich manchmal in einem gewissen bösen, in Schottland nur allzu beliebten Getränk vergißt. Er kam am Montag zu mir und bat mich sehr bescheiden, ihn für heute gehen zu lassen, „denn", sagte er, „ich habe mich vergessen und in der allgemeinen Aufregung einen Tropfen zu viel getrunken." (Das war auch ersichtlich aus seinem Benehmen und der großen Offenheit seines Bekenntnisses.) „Habt Ihr Napoleons Gesundheit getrunken?" fragte ich; ein sehr energisches: „Nein, König Wilhelm's!" war die Antwort." —

Zu den Ländern, in denen vor dem Kriege Neigung vorhanden gewesen war, Frankreich beizustehen, gehört Italien. Durch die Besetzung Roms von Seiten Frankreichs befand es sich in Abhängigkeit von dieser Macht; in der Hoffnung, nun sich der drückenden Fessel zu entledigen, nahm die Regierung anfänglich die Miene an, ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich abzuschließen. Jedoch zu seinem eigenen Glück war Italien zu schlecht gerüstet, um sofort Farbe zu bekennen, auch war um diese Zeit der namentlich von Garibaldi und Mazzini genährte Haß gegen den „Mann des 2. Dezember" in der Bevölkerung zu stark, als daß Victor Emanuel es hätte wagen dürfen, ohne Weiteres eine Allianz mit Frankreich einzugehen. Das Einzige, was sich thun ließ, war, die Armee zu verstärken, um, wie man sagte, für alle Fälle bereit zu sein. Seit dem 18. Juli, an dem die Geschichte des Papstthums in eine neue und sicherlich in seine verhängnißvollste Phase getreten war, hatte die Erbitterung der freisinnigen Italiener gegen das Papstkönigthum außerordentlich zugenommen. In früheren Zeiten war von Päpsten mehrfach als Dogma buchstäblich verkündigt worden: „Der Papst ist zwar nicht ganz wie Gott, aber doch mehr als

Mensch.“ Die Geschichte hatte diesen Ausspruch als eine Ungeheuerlichkeit aufbewahrt; Niemand hatte gemeint, daß es in gegenwärtiger Zeit dem römischen Clerus in den Sinn kommen könne, Anerkennung dieses Ausspruches zu verlangen. Aber Unerhörteres noch sollte geschehen. Der Papst erklärte sich in dem Sinne Gott gleich, daß er die Unfehlbarkeit für sich in Anspruch nahm. Wer denkt dabei nicht an den Ausspruch der Schlange, durch den sie die ersten Menschen zum Abfall von Gott verführte: „Ihr werdet sein wie Gott!“ — Die ganze gebildete Welt protestirte. Aber die von den Jesuiten beherrschten Väter des Concils nahmen das Dogma der Unfehlbarkeit an, und es wurde dasselbe am 18. Juli in Rom verkündet, während gerade ein furchtbares Gewitter sich über die Stadt entlud. — Nachdem Napoleon nach den Niederlagen zu Anfang des August die französische Besatzung aus dem Kirchenstaate abgerufen hatte, begann man in Italien den Sieg der Deutschen um deswillen zu wünschen, weil man dann hoffen durfte, eben so mühe- und gefahrlos in den Besitz Roms zu gelangen, wie man 1866 in den Besitz Venetiens gelangt war. Der Tag von Sedan nun brachte in Italien die Wirkung hervor, daß Regierung und Volk sich in dem Gedanken einte, die Stunde sei unwiderruflich gekommen, in der der Kirchenstaat für Italien eingezogen und Rom als Hauptstadt des Reichs proclamirt werden müsse. Von diesem Ungewitter, das sich jetzt über das Haupt des Papstkönigs zusammenzog, hatte derselbe trotz seiner Unfehlbarkeit wenige Wochen vorher sich nichts träumen lassen. Ihn hatten Träume und Hoffnungen ganz andrer Art bewegt, und zwar Träume sehr weltlicher Art, genährt von den Jesuiten, die unter dem Vorgeben, an dem Reiche Gottes auf Erden zu bauen, einzig und allein herrschsüchtige weltliche Zwecke verfolgen. Er hatte mit Zuversicht auf den Sieg seines geliebten Sohnes Napoleon und auf die Machterhöhung seiner geliebten Tochter Eugenie gehofft — ein Traum, der, wenn er in Erfüllung gegangen wäre, eine frei-

heits- und civilisationswidrige Verbindung des weltlichen und hierarchischen Absolutismus zu Stande gebracht hätte, wie ein solcher in Europa noch nicht erhört gewesen wäre. Auch davor hat der Tag von Sedan bewahrt, und auch um deswillen wird er mehr und mehr als einer der denkwürdigsten Merksteine in der europäischen Geschichte erkannt werden.

Aus Philadelphia wurde der „Times“ unter dem 6. September geschrieben, daß während der vorangegangenen vier Tage die amerikanische Welt vollständig durch deutschen Jubel ausgefüllt worden sei. Das passe nicht nur auf New-York, sondern auch auf die Provinzen. Dieser Jubel habe sich auch über die Deutschen hinaus auf die Yankee's erstreckt, deren Sympathieen größtentheils auf Seiten „König Wilhelm's“ ständen. Seit der Uebergabe von Sedan habe es des Fahnenschwenkens und Fahnenschmuckes, des Musicirens und der Salutschüsse kein Ende. Meetings und Processionen mit und ohne Fackeln folgten sich auf den Fersen, und Deutsche sowie Deutschlands Freunde hätten sich mit voller Seele ganz ausschließlich der Freude überlassen. — Der amerikanische Gouverneur des Staates Pensylvanien sogar feierte den Fall Napoleon's mit einer Freuden-Kanonade. — In Washington sammelte sich ein Heer von Deutschen vor dem Portale des Hauses der norddeutschen Gesandtschaft; Baron von Gerolt war abwesend, aber Baron von Alvensleben verlas ein von dem Gesandten aus Philadelphia erhaltenes Telegramm, worin den Deutschen von Washington Dank für ihren Patriotismus ausgesprochen wurde, mit den Worten schließend: „Heil dem einigen Vaterlande! Heil dem Könige und den königlichen Prinzen! Heil den braven Generalen und der braven und edlen Armee!“ Beifallsjubel und rauschende Musik folgten, und die Menge vertheilte sich. Viele Gratulationstelegramme sind von verschiedenen Orten des Landes an König Wilhelm abgegangen. — Am 5. Abends passirte eine endlose Procession Deutscher unter Gesängen, mit Fackeln und Transparenten die Straßen von Philadelphia, und brachte auf dem

Wege den Zeitungen, welche die deutsche Sache vertreten, Hochs aus. Den Consul rief man heraus, und Herr Vezin mußte eine Rede halten; er hielt sie im Namen des „einigen Deutschlands" und hoffte auf den „deutschen Kaiser! —"

Aus New-York berichteten die Zeitungen unter dem 9. September: „Die deutsche Fahne wird jetzt hier mindestens so viel gesehen, wie die amerikanische. Stolz und glücklich fühlen wir Deutsche uns, wie nie zuvor. Daß die große Majorität der Amerikaner auf deutscher Seite steht, unterliegt keinem Zweifel. Gleich im Anfange gab Präsident Grant so deutlich, wie es sich mit seiner Stellung vertrug, die Parole, und so wie er denken und fühlen alle anständigen Amerikaner."

Der Tag von Sedan regte sofort auch in Amerika zu Betrachtungen über die Zukunft Deutschlands an. Die „New-Yorker Evening Post" sagte: „Einheit ist für die Deutschen wie für uns selbst der nothwendige Vorläufer der Herstellung der Freiheit, und die Deutschen mögen eben so wahr, wie es von uns während unseres Krieges geschah, sagen: „Mit der Einheit können wir für die Freiheit, Gerechtigkeit und den Fortschritt Alles ausrichten, ohne die Einheit Nichts." Denn Einheit bedeutet für die Deutschen wie für uns Frieden, Sicherheit, Wohlstand; sie bedeutet freie, breite, allgemeine Discussion, die Heranbildung einer Nation in der Gewohnheit des freien Gedankens, in friedlichem Wortkampfe, in Geduld, Ausdauer in allen Dingen, welche geradewegs zur Freiheit führen.

„Diese Einheit wird Deutschland jetzt vollbringen. Der Character der Deutschen macht sie bewunderungswürdig geschickt für die neue Laufbahn, welche sie beschreiten. Sie sind friedfertig, betriebsam, erfinderisch, geduldig, mäßig; sie haben stets die Freiheit geliebt, — wie die große deutsche Einwanderung nach diesem Lande nicht weniger als ihre ausgezeichneten Eigenschaften als Bürger dieser Republik uns bezeugen. Sie begreifen Prinzipien und besitzen die Stätigkeit des Characters, welche einer Nation nothwendig ist, die eine edle Laufbahn zu

durchlaufen hat. Sie sind nicht ehrgeizig, noch in den Ruhm verliebt, wie die Franzosen.

„Beurtheilt man die Zukunft des deutschen Reiches daher nach dem Character seines Volkes, so wird es dem Frieden Europas nicht gefährlich werden, vielmehr, vermöge seiner Lage in der Mitte der Nationen, und als mächtigste unter diesen, als der Schiedsrichter im Streite, als der Erhalter des Friedens, und deshalb als der Wächter der Freiheit und Civilisation handeln; denn der Krieg — der Krieg, welchen ein König gegen den andern führt — ist sicherlich der mächtigste Feind der Freiheit und der ruchloseste Verwüster der Künste der Gesittung."

Der Newyorker deutsche „Democrat" fügt diesen würdigen, schönen Worten der „Evening Post" Folgendes hinzu:

„Dies ist für den deutschen Character und die Sache, welche Deutschland in diesem Augenblicke verficht, ein Ehrenzeugniß, das wir mitzutheilen uns um so weniger haben enthalten können, als wir auf diese Weise hoffen dürfen, daß es auch im alten Vaterlande gelesen werden und freudigen Widerhall finden wird, und als wir die Ueberzeugung zu hegen berechtigt sind, daß die „Evening Post" in den obigen Sätzen die übereinstimmende Ansicht der intelligenten und freisinnigen öffentlichen Meinung Amerikas ausgesprochen hat. Lasset die feilen Vertreter des Nationalismus, lasset die durch andere Rücksichten bestochenen Organe der irischen Demokratie auf die Seite Frankreichs, seiner Nationalnarrheit und seines Despotismus treten, und die deutsche Erhebung verkleinern und begeifern, so viel sie wollen: der einsichtsvolle und wahrhaft freiheitliebende Theil der Bürger unseres Adoptiv-Vaterlandes ist mit uns, mit den deutschen Waffen, mit der Zukunft des einigen, freien Deutschlands!"

Ueber die Wirkung der deutschen Siege in Amerika berichtet ein Brief eines Deutschen aus Charleston an seinem Vater: „Wohl wirst Du schon gelesen haben, daß ein Theil der Amerikaner in den südlichen Staaten den Deutschen die herrlichen Siege mißgönnt.

Dagegen steht der größte und gebildetste Theil der Amerikaner mit seinen Sympathieen auf deutscher Seite. So sagte z. B. bei einem großen Meeting einer der ersten Männer unseres Südstaates: „Diese Deutschen, von aller Welt ein Volk von Denkern und Träumern genannt, zeigen sich in diesem Augenblicke bewunderungswürdig; sonst so ruhig, friedliebend, religiös, rastlos die Civilisation befördernd und mit ihrer Intelligenz nur dem Völkerwohle zustrebend, erheben sie sich auf den Ruf ihres Königs wie Ein Mann, um den von frecher Räuberhand mitten im tiefsten Frieden angetasteten geheiligten Boden des Vaterlandes zu vertheidigen und den ländergierigen Eindringling mit Wucht zurückzuwerfen und nach Verdienst zu züchtigen. Möge es dieser achtungswerthen Nation gelingen, einen lange dauernden Frieden zu erringen und zu erzwingen!" Ein anderer Redner sagte im Verlaufe seines glänzenden Vortrages: „Warum sollen wir nicht mit den Deutschen sympathisiren?! Sind sie denn nicht im tiefsten Frieden von einem ruchlosen und ruhelosen Feinde mit Krieg überfallen worden, der kurz vorher durch das Organ seines Ministeriums, den Herrn Ollivier, versicherte, daß die Welt nie so friedensbedürftig, aber auch nie so friedenssicher gewesen? Schon die Nachrichten, welche über die Art der Kriegführung der Deutschen zu uns herüberdringen, sind allein hinreichend, der Welt zu zeigen, daß dieselben in der Civilisation am weitesten vorangeschritten sind. Haben wir Charlestoner Bürger nicht den besten Beweis von dem ernsten Fleiße und der ruhigen Friedensliebe der Deutschen in unserer Nähe? Wer hat das größte Geschäft hier in diesem Staate in Händen? Es sind die intelligenten, rastlos strebenden Deutschen. Sie sind es, welche die Kenntnisse besitzen, alle Hülfsquellen dieses Landes auszunutzen und vortheilhaft zu verwerthen. Sie sind es, die ein Drittel des ganzen Grundeigenthums unserer Stadt besitzen und die mehr als ein Drittel aller Staatssteuern entrichten; daher und noch aus vielen anderen Gründen müssen wir die Deutschen achten, ehren, bewun-

dern und ihnen den Sieg aus vollstem Herzen wünschen über ihren großmäuligen Gegner.“ Ja, mein lieber Vater, es ist zum Staunen, welch mächtige Wirkung dieser siegreiche Krieg selbst in den entferntesten Gegenden hervorgerufen! Wenn ich sehe, wie die hier geborenen Deutschen sich alle mögliche Mühe geben, die Sprache, Sitten und Gebräuche der Deutschen sich anzueignen, wie sie die deutsche Geschichte mit einem wahren Feuereifer studiren, dagegen die amerikanischen Gewohnheiten abzuschütteln suchen, so schwillt mir das Herz vor Freude.“

An den König wurde aus Louisville (Kentucky) unterm 16. September folgende Adresse gesandt: „Die central-deutsche Conferenz der bischöflichen Methodisten-Kirche in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in Sitzung in Louisville, im Staate Kentucky, adoptirte folgende Beschlüsse: Im Hinblick auf unser altes Vaterland jenseit des Meeres, das jetzt einen Kampf kämpft so furchtbar und blutig, wie kaum jemals einer gekämpft worden ist, fühlen wir uns gedrungen, unseren Gefühlen für unser deutsches Vaterland einen öffentlichen Ausdruck zu geben. Mit Bewunderung betrachten wir die nationale Erhebung Deutschlands von dem langjährigen Siechthum der inneren Zerrissenheit und Machtlosigkeit. Die Zeit der Schmach und der Verachtung ist zu Ende. Jeder innere Zwist ist verstummt. Wie zur Zeit des Befreiungskrieges in den Jahren 1813 und 1815 durchzuckt das Gefühl von Deutschlands Macht und Deutschlands Größe Aller Herzen. Kaum in den Kampf um die heiligsten Güter eines Volkes eingetreten, stehen die deutschen Truppen schon siegreich im Herzen des feindlichen Landes. Was die Hoffnungsvollsten kaum zu hoffen wagten, ist noch weit übertroffen von den glänzenden Erfolgen der deutschen Waffen. Bewunderungswürdig und groß wie nie zuvor, steht Deutschland heute da vor den Augen der Welt. Und mit Recht freuen wir uns, daß unserem alten Vaterlande nach so langer Demüthigung ein Tag der Erhöhung angebrochen ist. Wir erkennen und verehren das Walten der

göttlichen Vorsehung in dem gegenwärtigen Kriege. Es war ein Kampf der Gerechtigkeit und Wahrheit gegen die Ungerechtigkeit und Lüge, der Bildung und des Fortschrittes gegen die Rohheit und den Aberglauben, der politischen und religiösen Freiheit gegen die Hierarchie und den Despotismus — und Gott hat zwischen beiden gerichtet. Es sei daher beschlossen: Erstens, daß wir Gott danken für die Siege, die er den deutschen Waffen gegen den französischen Erbfeind verliehen hat. Zweitens, daß wir, obschon wir Bürger der Vereinigten Staaten sind, dennoch Deutsche sind und bleiben und uns als solche der Erhebung Deutschlands aus seiner Zerrissenheit zu einer großen Einheit freuen. Drittens, daß wir nach Kräften zur Unterstützung der Familien der verwundeten und gefallenen deutschen Helden beitragen. Viertens, daß Reverend Jacob Braun beauftragt ist, Gelder für diesen Zweck unter den Mitgliedern der Conferenz zu sammeln, welche Beiträge zur Vertheilung an unsere Missionäre in Deutschland gesandt werden sollen. Fünftens, daß ein Exemplar dieser Beschlüsse an Seine Majestät den König Wilhelm I. von Preußen gesandt, so wie, daß diese Beschlüsse an die deutschen und englischen Zeitungen in Louisville zur Publikation gesandt werden."

Die „Newyorker Tribüne" veröffentlichte folgendes, in deutscher Sprache von Bayard Taylor, dem berühmten Uebersetzer vieler deutscher Dichtungen, am 5. September 1870 gedichtetes Jubellied über die deutschen Siege:

„Triumph, das Schwert in tapfrer Hand hat hohe That vollbracht!" *)
Vereint ist nun das deutsche Land zum Sieg und Ruhm erwacht!
Die Macht, die jüngst so höhnisch prahlt, giebt auf die letzte Wehr.
Und neuer Glanz der Thaten strahlt auf Deutschlands Heldenheer!

Heil, edles Volk! dem nun das Herz so unerschüttert schlug,
Das sich verband und allerwärts verwarf den fränk'schen Trug!
Das, fest und heilig, Glied an Glied, stand endlich im Verein
Mit Trost und Muth, Gebet und Lied, ein' einz'ge Wacht am Rhein.

*) Dies sind die zwei ersten Zeilen eines „Siegesgesanges" von Herklots nach der Schlacht von Leipzig, 1813. (Anmerk. v. Bayard Taylor.)

Kanonen, donnert noch einmal! Den Frieden nun ihr bringt:
Ihr Glocken, über Berg und Thal von tausend Thürmen klingt!
Fromm neige dich, o deutsches Land! laß Rache ruhn und Spott:
Dein Gott, er half und überwand, — Nun danket Alle Gott!"

Kehren wir zurück in die Heimath, um noch das Urtheil eines Süddeutschen über die Bedeutung des Tages von Sedan zu vernehmen. Moritz Carriere hielt am 3. September eine Rede vor einer großen Versammlung, in der er sagte:

„Es giebt eine sittliche Weltordnung! Diese Ueberzeugung der Vernunft auch zu erfahren im thatsächlichen Erlebniß, ist etwas Großes und Erhebendes für den Einzelnen, ist das Herrlichste im Geschick eines Volkes. Es ist der Gott in der Geschichte, dessen Walten wir gespürt haben im Gewissen und Gemüth unserer ganzen Nation, als sie urplötzlich alle Sonderinteressen, allen Parteihader vergaß, um das Vaterland zu retten; als sie alles Irdische gering achtete, um das ideale Gut der Freiheit und der Ehre zu behaupten; als sie das Herzblut ihrer besten Söhne daran setzte, damit sie die freventlich bestrittene Befugniß verfechte, sich nach eigenem Willen zu einigen, nach eigenem Ermessen das Reich zu gestalten. Nur ganz verlotterte Seelen mochten von diesem begeisternden Hauch unberührt bleiben. Die aber dem öffentlichen Geist sich zum Dienst stellten, sie sind vom Sieg gekrönt, das Recht ist in Kraft und die Kraft ist im Recht. — Weil die freien Lebenskräfte sich vielfach in selbstsüchtiger Willkür verirrt haben, ist das Böse in die Welt gekommen; doch die sittliche Weltordnung bewährt sich darin, daß es dem Guten dienen muß. Und haben wir nicht erlebt, wie Napoleon den Raubkrieg gegen uns beschloß, um den morschen Thron für sich und seine Familie wieder festzustellen, und wie er doch nichts war als das Werkzeug der Vorsehung, um Deutschland zur Selbsterkenntniß, zur Einigung, zum Aufschwung des Volksbewußtseins zu bringen? Und all die schändlichen Zetteleien und Hetzereien eines verbitterten Partikularismus, eines lichtscheuen Pfaffenthums, die ihn einwieg-

ten in den Traum, daß Bayern und Württemberg neutral bleiben oder zu ihm stehen würden, daß Hannover, Hessen, Nassau ihn mit offenen Armen empfangen würden, sie sind in ihrer Nichtigkeit verschwunden wie Nachtgespenster vor der Morgensonne, und wir klagen sie kaum noch der Mitschuld an den Thränen an, welche der Krieg so viel tausend Augen von Wittwen und Waisen, von Eltern, Geschwistern und Freunden vergießen läßt über die Edelgefallenen, deren Blut hinströmte und hinströmt für die Einheit und Freiheit des Vaterlandes. Denn daß wir bei dem Angriff auf Deutschland uns deutsch und einig fühlten, das war eine Niederlage des Feindes und ein Triumph für uns noch vor dem Kampfe. — Es gehört zu dem geheimnißvollen Gang und Plan der Vorsehung, daß, wenn das Gute nicht mit der rechten Stärke begabt, die Wohlwollenden nicht mit der rechten Einsicht erleuchtet sind, alsdann die Selbstsucht Raum erhält und ihre Ziele erreicht; aber diese Ziele liegen dann doch auf den Wegen der Geschichte und sind Mittel für die Zwecke der Menschheit, die unter der einwohnenden göttlichen Leitung auch über das Wollen und Verstehen der Handelnden hinaus vollführt werden. Mag man sagen, daß seit Jahrhunderten Fürsten und Volk gearbeitet haben, um ein preußisches Herrscherhaus und einen preußischen Stamm stark und groß zu machen auch auf Kosten des verfallenden, zum Schemen gewordenen mittelalterlichen Kaiserthums; — daß sie gearbeitet und dadurch den Lohn der Arbeit verdient haben, kann Niemand leugnen, und daß sie den Kern für ein neues deutsches Reich bilden, steht ebenso fest, wie daß heute schon in der Proklamation des Königs stets von Deutschland, seiner Einheit und Freiheit die Rede ist. Und so geht Preußen doch in Deutschland auf. — Dagegen Napoleon! Jahrelang rüstete er unter Friedensbetheuerungen zum Kriege, um mit Gewalt zu rauben, was der List zu erschleichen nicht gelungen war. Ein Volk in Waffen stand gegen ihn auf zur Vertheidigung seiner Sprache und Sitte, seines Herdes und seiner Fluren, seiner

Seite.